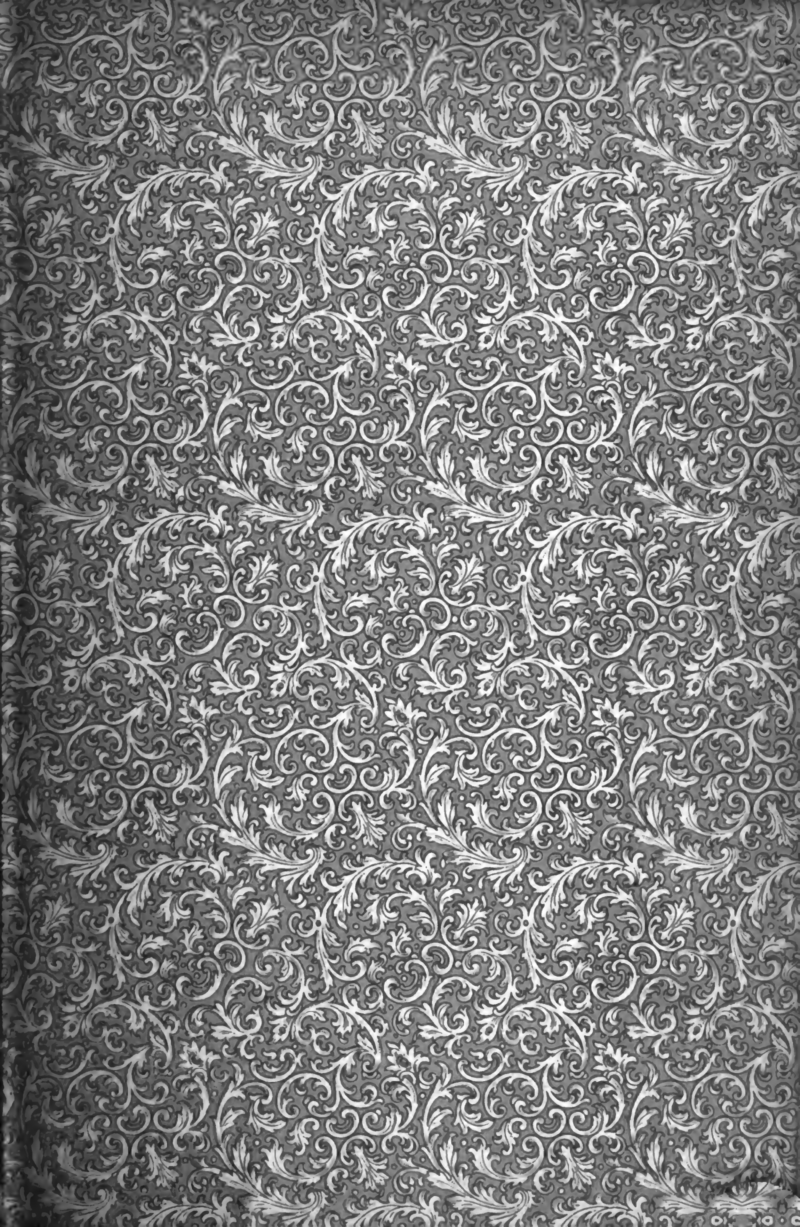
Neue tischgespräc... und interviews

Otto Bismarck (Fürst von), Poschinger



Fürst Bismarck

Neue Tischgespräche und Interviews.

Zweiter Band.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Vorrede.

Die Lebensthätigkeit des Fürsten Bismarck ergiebt — wie die „Weser-Zeitung" einmal treffend ausführte — ähnlich wie dies bei großen gewerblichen Unternehmungen manchmal der Fall ist, außer den auf seinem eigentlichen Gebiete, der Politik erzielten Resultaten, allerlei Nebenprodukte, die sich zwar an Wert und Gewicht mit den auf dem Gebiete der Politik erzielten Resultaten nicht vergleichen lassen, aber immerhin noch bedeutsamer erscheinen, als was die meisten andern Menschen mit ihrer gesamten Arbeit erreichen. Das Bremer Blatt dachte an die zahlreichen Gelegenheitsreden, die seit dem Jahre 1890 in Friedrichsruh gehalten worden sind, an die Versailler Gespräche, die Busch uns erhalten hat, an die Masse der Privatbriefe, die mitzulesen dem großen Publikum verstattet worden ist, und an die Unterhaltungen am Friedrichsruher Frühstückstische, von denen ab und zu ein Echo in die Oeffentlichkeit dringt. „Alle diese Nebenprodukte eines überreichen Lebens enthalten die wertvollsten Beiträge sowohl zu der Charakteristik des Mannes als auch zu unserer Literatur, eine Fülle von Aussprüchen, Schilderungen, Urteilen, die den ästhetisch-genießenden nicht minder als den kritischen Zeitgenossen belehren, anregen, ergötzen, zum Widerspruche reizen, zum Beifall zwingen, immer aufs höchste fesseln werden."

In meinem Buche: „Fürst Bismarck und die Parlamentarier, Band I, Die Tischgespräche des Reichskanzlers", Breslau, Verlag von Ed. Trewendt, 1894, zweite vermehrte Auflage, und in dem zum achtzigsten Geburtstage des Altreichskanzlers erschienen und alsbald in das Englische übertragenen Werke „Fürst Bismarck, Neue Tischgespräche und Interviews", Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1895, habe ich den Versuch gemacht, eine Kategorie der vorerwähnten „Nebenprodukte" zu bearbeiten.

Ich bin mir bei diesem Unternehmen der darin liegenden Schwierigkeit und der demselben anhaftenden Mängel wohl bewußt gewesen. Um ein Buch zu schreiben, welches sich Goethes Gesprächen mit Eckermann und Luthers Tischreden anreihen könnte, müßte man das Glück gehabt haben, um den Fürsten zu leben, wie dieses zum Beispiel der Verfasser von „Graf Bismarck und seine Leute", Moritz Busch, über sieben Monate, oder in neuerer Zeit Professor Schweninger oder Dr. Chrysander lange genossen haben.

So wie die Dinge liegen, ist man auf die fragmentarischen Berichte angewiesen, welche von Zeit zu Zeit über die zwanglosen Unterhaltungen des Fürsten mit seinen Gästen bekannt werden. Es sind dies Personen aus den verschiedensten Lebensstellungen, die meistens nur ein- oder zweimal in ihrem Leben bei dem Fürsten zu Gast waren, Personen, die selten mit einem besonderen Darstellungstalent begabt sind, die das Gedächtnis nur zu häufig im Stich läßt, allzu befangen von der Nähe des großen Mannes, um sich ganz der Einprägung und nachträglichen Wiedergabe seiner Worte widmen zu können. Viele von ihnen sind ohne Zweifel auch geneigt, aus diesen Worten nur das auszuwählen, was ihnen zugesagt hat oder was nach ihrer Meinung den Fürsten in eine vorteilhafte Beleuchtung rückt. „Meistens bekommen wir — wie die „Weser-Zeitung" hinzufügt — nur die Rosinen des Kuchens, Bonmots und epigrammatische Treffer; der Zusammenhang, der Ton, die Nuance geht verloren. Das Gegengewicht, das ein unparteiischer oder wohl gar gegnerischer Zuhörer und Protokollführer bieten würde, fehlt, da es in der Natur der Sache liegt, daß ein solcher kaum je zu den Gästen gehören wird."

Noch bedenklicher wird die Ausbeute bei dem Bestreben einzelner Gastfreunde, nicht genau im Gedächtnis behaltene Aeußerungen nach den eigenen Ansichten zu vervollständigen, zu unterstreichen, im Zusammenhang zu verschieben, und den Hauptaccent auf Beiläufiges zu legen. Auf diesem Wege kamen Angaben zu stande, welche an ein wirklich gesprochenes Wort anknüpften und doch einen, Bismarck fremden Gedanken zum Ausdruck brachten. Auch geht bekanntlich beim Erzählen von Tischgesprächen gut die Hälfte ihres Zaubers verloren, es ist, als wenn man ein Volkslied nicht singt. Es fehlt der gemütliche Ton des Sprechers, das feine Schmunzeln, das herzliche Lachen. So gelangen wir schließlich nur zu dürftigen Momentbildern, die, um künstlerisch zu wirken, erst noch sorgsam retouchirt werden müßten.

Der Gedanke einer derartigen Retouchirung muß aber gänzlich von der Hand gewiesen werden. Als einmal ein Berliner Verleger dem Fürsten Bismarck selbst zumutete, die mit seinen Besuchern geführten Unterredungen nachträglich authentisch richtig zu stellen, bezeichnete er eine solche Operation als eine nutzlose Sisyphusarbeit; ein dritter aber könnte eine derartige Fleckputzerei erst recht nicht vornehmen. So müssen wir uns denn mit den Fragmenten begnügen, wie sie einmal überliefert worden sind, und wollen auch dafür dankbar sein. Es ist immer noch die beste Quelle für denjenigen, welcher das Individuelle Bismarcks, den Mann, wie er in Wahrheit war, kennen lernen will. Was er vollbracht hat, indem er ein neues Deutschland in einem neuen Europa schuf, gehört der Weltgeschichte an und ist in seinen Biographien und in den Landkarten aufgezeichnet.

Tischgespräche.

April 1846. Bismarck und Hans v. Kleist-Retzow Gäste bei der Hochzeit ihres gemeinsamen Freundes v. Blanckenburg-Zimmerhausen mit der Tochter des Herrn v. Thadden-Trieglaff. Blanckenburg hatte beide vorher glauben gemacht, daß der andere schwer höre; so folgte die ganze anwesende Gesellschaft mit größter Spannung ihrer ersten Unterredung. Der alte Herr v. Blanckenburg wollte damals schon in dem Landrat v. Kleist-Retzow den Oberpräsidenten und in Bismarck den auswärtigen Minister erkannt haben. Infolge der dort gemachten und dann auf einer Harzreise weiter gepflegten Bekanntschaft hatte sich Bismarck mit seiner späteren Gemahlin Johanna v. Puttkamer, der Schwestertochter des damaligen Landrats v. Kleist-Retzow, verlobt. Bei dieser Hochzeitsfeier lernte Bismarck auch den Rittergutsbesitzer A. Andrae (Roman) kennen.

Am Abend des Hochzeitstages brannte durch ein jenseits des bei dem Dorfe liegenden Sees veranstaltetes Feuerwerk infolge sich plötzlich ändernder Windrichtung fast das ganze Dorf ab. Bismarck führte demnächst die Entschädigungsverhandlungen mit den dadurch abgebrannten Bauern.

28. Juli 1847. Reinfeld. Hochzeitsfeier Bismarcks. Bei derselben brachte Hans v. Kleist-Retzow Bismarcks Gesundheit aus, indem er die Hoffnung aussprach, daß in ihm für Deutschland ein neuer Otto der Sachse erstehen werde. So hoch stellten ihn und spannten ihre Erwartungen von ihm schon damals seine Freunde!

1849. In diesem Jahre fanden in Preußen die Wahlen zur zweiten Kammer statt, und überall wurden Vorwahlen abgehalten. In Westhavelland war von den Konservativen der damalige Deichhauptmann v. Bismarck als Kandidat aufgestellt. Eines Tages stellte sich Bismarck unerwartet einem Pastor, an den er empfohlen war, vor und bat, ihn in eine Vorwahlversammlung zu begleiten, um mit den Verhältnissen bekannt zu werden.

„Ach, Herr v. Bismarck,“ erwiderte der Pastor, „das ist eine verteufelte Geschichte. Gestern war ich in Nauen in einer solchen Versammlung, wo ich in meiner etwas derben Manier eine patriotische Rede zu halten im Begriff war. Da warf man mit Bierseideln nach mir.“

Bismarck brach in ein olympisches Gelächter aus und meinte:

„Aber Herr Pastor, ich habe in Göttingen, Sie in Halle studiert; ich dächte, wir beide wissen mit Schmeißen von Bierseideln gehörig umzugehen.“

Der Pastor verbeugte sich stillschweigend und sagte nach einigem Sinnen:

„Herr v. Bismarck, mir kommt ein Gedanke: Ich werde sofort einen Reitenden im Kreise herumsenden, der soll zu morgen nachmittag eine Gesellschaft von Gutsbesitzern, Pächtern und Schulzen nach Gutenpaaren einladen; da können Sie Ihre Kandidatenrede halten. Sie übernachten heute bei mir.“

Bismarck war damit einverstanden, und beide begaben sich zum Abendbrot. Der Pastor hatte nun zwei Tage vorher ein noch volles Achtel bayerisch Bier mitgebracht, und Bismarck gab diesem vor Wein den Vorzug. Die Zeit floß in Gesprächen rasch dahin. Es mochte zwei Uhr nach Mitternacht sein, als die Dienstmagd ins Zimmer gestürzt kam und dem Pastor zurief:

„Herr Paster, det Bier is alle!“

„Sie hören die traurige Mär, Herr v. Bismarck; wollen wir nun zum Weine schreiten?“

„Ich denke, Herr Pastor, wir schreiten gen Bethlehem. Sie wissen, daß ich morgen oder vielmehr schon heute noch eine sehr wichtige Aufgabe zu lösen habe.“

Die Stunde kam heran, die sehr zahlreich besuchte Versammlung wurde abgehalten, der Kandidat für das Parlament sprach begeistert und begeisternd, die Hörer überschütteten ihn mit Beifall, man versprach einstimmig, nur ihn zu wählen. Kurze Zeit darauf war der gesetzliche Wahlakt, und Bismarck siegte. —

1849. Während die Abgeordneten eines Tages in großer Zahl an der table d'hôte saßen, erschien Graf Itzenplitz, ging an den Wänden entlang und durchspähte die Winkel, offenbar lebhaft nach einem Gegenstande suchend. Bismarck, der ihn beobachtet hatte, rief ihm über die Tafel zu: „Verehrter Graf, was suchen Sie?“ wurde aber für die teilnehmende Frage mit einem zornigen Blicke belohnt. Am Nachmittag ließ ihn Graf Itzenplitz auf Pistolen fordern. Bismarck teilte die Forderung und ihre harmlose Ursache dem Grafen von Arnim-Boitzenburg mit und bat ihn um seine eventuellen Dienste. Graf Arnim beschwichtigte den erzürnten Grafen und bewog ihn zur Zurücknahme der Forderung. Bismarck aber schrieb dem Gegner einen ungemein sarkastischen, in Kohls Bismarck-Jahrbuch Bd. III. S. 57 abgedruckten Brief.

1851—1859. Frankfurt a. M. Aus der Zeit, wo Bismarck Gesandter beim Deutschen Bundestage war, ist ein scherzhaftes Vorkommnis zu verzeichnen. Fürst Bismarck hatte seinerzeit von seinem Universitätsgenossen, dem Grafen Keyserlingk, und bei gelegentlichen Reisen durch Kurland auch ein paar lettische (livländische) Redensarten gelernt und jagte damit einmal zwei kurländischen Damen einen nicht geringen Schrecken ein. Er saß nämlich eines Tages in Frankfurt a. M. an der table d'hôte zwei jungen Damen gegenüber, welche sehr lebhaft und ungenirt mit einander konversirten. Sie lachten sehr häufig; die Tischgesellschaft mochte wohl nicht in eben schmeichelhafter Weise von ihnen durchgenommen werden, und aus manchen Anzeichen entnahm Bismarck, daß er der ganz besondere Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit war. Er verstand so viel, daß die Sprache die lettische war. Die Damen hielten sich natürlich für ganz sicher, in einem so barbarischen Idiom von niemand verstanden zu werden, und ließen daher ihrem Humor immer mehr die Zügel schießen. Inzwischen hatte Bismarck zu einem neben ihm sitzenden Freunde leise gesagt: „Wenn Sie einige fremde Worte von mir hören, reichen Sie mir einen Schlüssel." Als nun beim Dessert die Ausgelassenheit der beiden jungen Damen immer ärger wurde, hörten sie zu ihrem größten Schrecken, wie ihr vis-à-vis ruhig zu seinem Nachbar sagte: „Dohd man to Azlek" (gib mir den Schlüssel). Er erhielt seinen Schlüssel, aber die Damen sprangen flammenrot von ihren Sitzen auf und stürmten zum Saal hinaus! —

Bald nach dem Tode der Fürstin Bismarck veröffentlichte in der Berliner „Post" einer der sehr wenigen noch lebenden Offiziere des 29. Infanterie-Regiments, welche in der Garnison Frankfurt a. M. mit den österreichischen und bayerischen Offizieren Anfangs der fünfziger Jahre im Hause Bismarcks verkehrt hatten, unter der Chiffre A. v. B. eine Skizze, der ich folgende Stellen entnehme:

„Nun, da der Tod das Band 47jähriger Ehe zerrissen, den Fürsten Bismarck vor seinem 80. Lebensjahr zum Witwer gemacht, tauchen in mir von neuem die Erinnerungen an die Frankfurter Tage auf, an denen die bestrickende Liebenswürdigkeit der Gemahlin Bismarcks in ihrem damals recht bescheidenen Hause in der Gallusstraße alle daselbst Verkehrenden fesselte. Der zweite Sohn, Wilhelm, war damals 1¼ Jahr alt — er war im zweiten Jahre des Frankfurter Aufenthalts geboren —, und die junge Frau v. Bismarck sah im Winter 1853/54 in ihrem gastlichen Hause die vornehme Frankfurter Gesellschaft um sich. Das Haus Bismarcks war bald der Mittelpunkt derselben; aber hier galt weniger der äußere Rang als die Vornehmheit des Geistes und des Talents. Künstler, Schriftsteller, Philosophen, die Offiziere der Bundesgarnison erfreuten sich neben den Familien unter anderen v. Bethmann-Hollweg (preußischer Konsul), Dufay, Mumm, Lutteroth, Metzler, dem österreichischen Höchstkommandirenden v. Schmerling, den Familien der Bundesgesandten der

besonderen Aufmerksamkeit der Frau v. Bismarck. Es gab gar keine liebenswürdigeren Gesellschafter als das Bismarcksche Ehepaar, das überall die Seele der Unterhaltung war, und so sprach von den Bismarckschen Soiréen stets die ganze Stadt. Zu den Gästen, die sich in der preußischen Gesandtschaft in der Gallusstraße besonders wohl fühlten, gehörte der geistvolle, als Dichter bekannte Prinz Georg von Preußen, sowie die liebenswürdige, anmutige Großfürstin Helene von Rußland. Unter den Künstlern erfreute sich die Familie des Malers Becker der besonderen Zuneigung der Frau v. Bismarck. Mit diesen Herrschaften kamen die Herren vom 29. Regiment im Bismarckschen Hause nur in großen Gesellschaften, mit der Familie Bismarck aber an vielen gemütlichen Winterabenden zusammen, an denen es sehr einfach herging. Kalte Küche und ein Glas Bier oder Moselwein und hinterher eine Zigarre: so wurde im kleineren Kreise bei Bismarck gelebt. Und welche herzerfrischende Stunden waren das, wenn Frau v. Bismarck den Herren vom 29. Regiment das fünf Jahre alte Mariechen (jetzige Gräfin v. Rantzau) und den vierjährigen Herbert, auf dem Arm den kleinen Wilhelm haltend, zuführte. Eines Abends im Dezember 1853, als die beiden ältesten Kinder vom Weihnachtsmann geplappert hatten und dann rechtzeitig ‚in die Bucht', d. h. ins Bett gebracht worden waren, fragte einer der Kameraden die durch ihre Liebenswürdigkeit alt und jung entzückende Frau v. Bismarck, wo sie denn ihren Gemahl kennen gelernt habe. ‚Sie wissen vielleicht,' erwiderte sie, ‚ich bin eine geborene v. Puttkamer, mein Vetter Moritz v. Blanckenburg, ein Freund Ottos, machte im Jahre 1846 Hochzeit, und dazu waren „er" und ich geladen, wir lernten uns kennen. Das junge Blanckenburgsche Ehepaar unternahm mit mir eine Reise nach dem Harz, und da fand sich Otto v. Bismarck auch „ganz zufällig" ein. Dort oben, wo die sterblichen Menschen dem ewigen Himmel so nahe sind, wo Sonne, Mond und Sterne zu den Füßen der Wanderer ihre Bahnen zu ziehen scheinen — da fand ich meinen Mann' — ‚und ich,' fiel der eine Zigarre rauchende Legationsrat v. Bismarck ein, ‚ich fand meinen Stern in unwiderstehlichem Glanze.' So brachte der damalige Deichhauptmann von Jerichow, Otto v. Bismarck, aus den Bergen des Harzes sein Liebchen heim."

Der Schreiber dieser Skizze hat seit länger als 40 Jahren ein Andenken an Frau v. Bismarck treu gehütet. Es ist eins von den Hunderten von Blumensträußchen, welche die edle Frau aus ihrem Fenster in der Gallusstraße in Frankfurt a. M. am 1. April 1854 auf das auf dem Ausmarsche nach Trier und Saarlouis vorbeidefilirende 29. Infanterie-Regiment herabwarf. Der Strauß flog dem gegenüber dem Fenster der Frau v. Bismarck stehenden Adjutanten des österreichischen Generals v. Schmerling, Rittmeister v. Blasits, zu Füßen. Dieser Kamerad hob das Sträußchen auf und überreichte es unserem Offizier mit den Worten: „Dieser Abschiedsgruß von Frau v. Bismarck kommt Ihnen zu!"

1859—1862. St. Petersburg.

Ueber Bismarck in St. Petersburg schreibt Eugen Zabel: Als Bismarck im Jahre 1859 von Frankfurt a. M. abberufen und zum Vertreter Preußens in Petersburg ernannt wurde, stand er in vollster Manneskraft. Er war vierundvierzig Jahre alt und kehrte bei seinem ersten Auftreten an der Newa zwei Charaktereigenschaften hervor, die ihn zu seinem Vorteil von seinen Vorgängern unterschieden und auf die Bevölkerung Petersburgs sichtlich den besten Eindruck machten. Er war im amtlichen Verkehr ernst, bestimmt und sachlich, ein Mann, welcher der bequemen russischen Art, wenn es erforderlich war, energisch entgegenzutreten mußte. War die Kanzlei der preußischen Gesandtschaft aber am Abend geschlossen, so verwandelte sich ihr Chef in einen so gewandten, geistvollen und liebenswürdigen Gesellschafter, daß man ihn ohne weiteres mit den Löwen des Salons vergleichen durfte. Unter einem preußischen hohen Beamten hatte man sich in Petersburg bisher immer eine Persönlichkeit mit gemessenem Wesen und pedantisch abgewogenen Manieren vorgestellt, der sich an der Gnadensonne des russischen Kaisers um jeden Preis zu erwärmen hatte, als Mensch aber den Petersburgern im Licht einer achtungswerten Langeweile erschien. Einen so klugen Kopf und männlichen Charakter wie Bismarck hatte man auf diesem Posten nicht erwartet.

Als der neue Gesandte sich anschickte, seinen Hausstand in Frankfurt aufzulösen und nach Petersburg zu reisen, das mit der östlichen Grenze Preußens damals noch durch keinen direkten Schienenstrang verbunden war, handelte es sich für ihn darum, eine neue Wohnung für die Gesandtschaft zu finden. Baron v. Werther, der durch Bismarck ersetzt werden sollte, hatte ihm einen langen Brief nach Frankfurt geschrieben und ihm in der Voraussetzung, daß man seinen Rat befolgen würde, eine Wohnung empfohlen. Aber Bismarck lehnte den Vorschlag dankend ab, denn er habe, wie es in seiner sechs Zeilen umfassenden Antwort hieß, von einem durchreisenden Russen gehört, daß man in der erwähnten Wohnung vor Ueberschwemmungen nicht sicher sei. Es wurde daher für ihn eine andere Wohnung, zuerst im Hause Stenbock am englischen Quai, dann im Hause Tscherkoff in unmittelbarer Nähe der Nikolaibrücke gemietet. Im letzteren befand sich in seinem Arbeitszimmer ein erkerartiger Vorsprung, von dem man einen hübschen Blick auf das bunte Straßenleben Petersburgs hatte. Hier war der Schreibtisch des preußischen Gesandten aufgestellt, dem die Beamten seines Bureaus Stöße von Akten vorlegten, während er schon damals einer Lieblingsgewohnheit, der er bis in sein hohes Alter treu geblieben ist, huldigte, aus einer langen Pfeife rauchte.

Die Zeit, die Bismarck an der Newa zubrachte, gehört zu den interessantesten Abschnitten seines Lebens, und die älteren Mitglieder der deutschen Kolonie in Petersburg sind voll von Erinnerungen an den interessanten Mann, der nicht nur die Fäden des diplomatischen Verkehrs mit starker Hand zu leiten

wußte, sondern auch ein leidenschaftlicher Jäger war und zu Pferde auf den Straßen der Stadt eine stattliche Figur ausmachte. Wer ihm näher stand und als Gast an seinen Tisch gezogen wurde, konnte das Verhältnis, in dem Bismarck zu seiner Frau stand, nicht genug rühmen. Diese kam gar nicht auf den Gedanken, in politischem Sinne einen Einfluß auf ihren Mann ausüben und sich an dem Intriguenspiel beteiligen zu wollen, von dem die Wände der meisten Salons so viel zu erzählen mußten. Trat ein solches Ansinnen an sie doch einmal heran, so lehnte sie es kurz und bestimmt ab. Die Lebensklugheit dieser Frau bestand vor allem darin, ihren Mann in seiner Berufsthätigkeit niemals zu stören. Hingegen umgab sie ihn durch ihre ungezwungene Weiblichkeit und ihren natürlichen Takt mit einer Atmosphäre von Wohlbehagen und Gemütlichkeit. Mochte er im Dienste noch so erregt sein und sich über die Quengeleien russischer Behörden oder das Unbequeme eines Auftrags, dem er sich nicht entziehen konnte, noch so sehr ärgern, so wurde er in dem Augenblick, in dem seine Frau zu ihm ins Zimmer trat, völlig umgestimmt.

Damals machte die Geschichte eines verloren geglaubten Aktenstücks viel von sich reden. In einem Erbschaftsstreit sollten wichtige Dokumente, die man dringend verlangte, noch mit dem Abendzug abgeschickt werden. Aber als man die Papiere, die so lange auf dem Schreibtisch des Gesandten gelegen hatten, zur Post befördern wollte, waren sie verschwunden. Alle Räume wurden abgesucht, alle Beamten der Reihe nach vernommen. Die Aussagen ergänzten sich derartig, daß niemand ein Vorwurf treffen konnte, da die Papiere ordnungsmäßig auf den Schreibtisch des Gesandten gelegt waren, wo sie sich aber nicht mehr befanden. Bismarck war außer sich über das unerhörte Vorkommnis und geriet in immer größeren Aerger, je näher der Zeitpunkt heranrückte, bis zu dem die Aktensendung befördert werden mußte. Im letzten Augenblick endlich fanden sich die gesuchten Papiere — im Zimmer seiner Frau, wo er sie selbst hingelegt hatte, als er sich, mit dem Dokument in der Hand, zu ihr begeben hatte, um ihr eine Mitteilung zu machen.

Zu den vielen vortrefflichen Eigenschaften der Frau v. Bismarck gehörte auch, daß sie mit den verhältnismäßig geringen Mitteln, die ihr zur Verfügung standen, klug auszukommen und jeder Versuchung, es der vornehmen Petersburger Gesellschaft an Verschwendung gleichzuthun, zu widerstehen wußte. Statt des schönen und gastlich eingerichteten Palais, welches der deutsche Botschafter an der Ecke der großen Morskaja und dem Isaaksplatz gegenwärtig bewohnt, standen dem Vertreter Preußens nur die ungleich bescheideneren Räume einer Mietswohnung zur Verfügung. Der Verfasser der „Bilder aus der Petersburger Gesellschaft“, der auch über den Aufenthalt Bismarcks in Petersburg einen lesenswerten Aufsatz geschrieben hat, erwähnt, wie Frau v. Bismarck es öffentlich aussprach, daß sie nicht in der Lage und Laune sei, ein Gericht Spargel mit vierzig Silberrubeln zu bezahlen, den Gehalt ihres Gemahls für

ihre Toilette auszugeben und ihre bekannten, für eine Darmstädter Dose eingetauschten Ohrringe allwöchentlich durch neue Diamanten zu ersetzen. Das imponirte ungleich mehr als die sich einige Jahre später geltend machende Vornehmheit des durch seinen Schwiegervater, den Branntweinpächter Bernadaki, zum Millionär gewordenen Barons Talleyrand und als das schimmernde Auftreten der Gemahlin dieses Herrn. Die kleinen Diners und die offenen Abende im Bismarckschen Hause waren bald gesuchter als die langweiligen Feste, durch welche andere Diplomaten sich ruinirten, und die anspruchsvollsten Kritiker mußten eingestehen, daß kein Gesandtschaftshotel seine Gäste so gentil und so liebenswürdig zu bewirten wisse wie das Hauswesen im Stenbockschen Hotel.

So großen Schwankungen die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland auch unterworfen waren, das persönliche Verhältnis des Vertreters Preußens zu der Person des Zaren blieb davon unberührt. Seitdem Friedrich Wilhelm III. seine Tochter Charlotte mit dem Zaren Nikolaus vermählt hatte, standen sich die beiden Herrscherhäuser der Hohenzollern und der Romanows verwandtschaftlich so nahe, daß auch die späteren Generationen für den persönlichen Verkehr Nutzen daraus ziehen mußten. Der Gesandte Englands oder Frankreichs konnte mit anderem Pomp auftreten als der unsrige, aber dieser hatte in der Familientradition eine Stütze, die er nur richtig zu verwerten brauchte, um einen maßgebenden Einfluß auszuüben. Bismarcks Vorgänger waren hierzu nicht die geeigneten Persönlichkeiten. Aber der schneidige, als Reaktionär verschrieene Junker verstand es ausgezeichnet, sich der Vorteile, die ihm seine Stellung gab, zu bedienen. Das bewies er unter anderem einmal beim Geburtstag des Königs von Preußen, der zu jener Zeit noch mit einem großen Diner im Winterpalais gefeiert wurde, während die Feier später mehr en famille unter Hinzuziehung des Gesandten vor sich ging. Bismarck hatte bei dem Toast, den Alexander II. auf seinen Onkel, König Wilhelm I., ausbrachte, sein Glas geleert, während der Zar das seinige nur bis zur Hälfte ausgetrunken. Mit dem Rest Champagner wollte der Zar nun noch auf Bismarcks persönliches Wohl trinken. Aber dieser machte eine verlegene Miene, deutete auf sein leeres Glas und sagte zum Zaren: „Ich würde Euer Majestät gern Bescheid thun, aber wir Deutschen sagen: Wer es ehrlich meint, trinkt aus!“ Der Kaiser machte eine Bewegung mit den Mundwinkeln, trank aber wirklich aus und ließ sich das Glas erst wieder füllen, bevor er mit Bismarck anstieß. Die Zeiten, in denen sich ein Gesandter dem Kaiser von Rußland gegenüber eine solche Freiheit herausnehmen konnte, dürften für immer vorbei sein. Damals faßte man so etwas harmlos auf, und als Bismarck vom Winterpalais zur preußischen Gesandtschaft zurückgekehrt war, um den Geburtstag seines Königs mit seiner Familie, seinen Beamten und Gästen weiter zu feiern, erzählte er, welche Unterredung er mit dem Erben Peters des Großen gehabt habe.

Dieser intime Verkehr zwischen dem deutschen Botschafter und dem russischen Kaiser hat bis in die neueste Zeit bestanden. Sowohl General v. Schweinitz wie General v. Werder, die beiden letzten Vertreter des Deutschen Reichs in Petersburg, waren, bevor sie zu diesem wichtigen Posten emporrückten, Militärattachés in Petersburg und als solche der Person des Zaren unmittelbar beigegeben. Dieser Posten wurde gewissermaßen als eine Vorschule für das noch einflußreichere Amt angesehen, zu dem man naturgemäß nur eine Persönlichkeit gelangen lassen konnte, die sich des vollen Vertrauens des Zaren erfreute. Auch der vor einigen Jahren von seinem Platz geschiedene General v. Werder hatte insofern eine begünstigte Ausnahmestellung beim russischen Hof, als er ein für allemal am Sonntag zur Frühstückstafel beim Kaiser Alexander III. eingeladen war. Er fuhr um elf Uhr nach Gatschina hinaus, nahm an der Messe teil, welche für die Kaiserliche Familie abgehalten wurde, und saß dann eine, auch wohl zwei Stunden in deren Gesellschaft. Während der Kaffee aufgetragen, die Zigarre herumgereicht wurde, hing es nur vom Geschick des Botschafters ab, das Gespräch auf dieses oder jenes Thema, das gerade in der Luft lag, zu bringen, die gute Laune des Zaren durch ein paar hübsch erzählte Anekdoten noch wärmer zu gestalten und ihn für Dinge geneigter zu machen, die bei den offiziellen Konferenzen entweder eine langsamere oder gar keine Erledigung gefunden hätten. Immer wieder hat diese Bevorzugung des Vertreters Deutschlands den Neid der übrigen Botschafter hervorgerufen, die sich alle erst anmelden lassen mußten, während der deutsche mindestens alle acht Tage einmal ohne weiteres das Ohr des Zaren hatte und die Bedeutung des Goetheschen Wortes, demzufolge die Gegenwart eine mächtige Göttin ist, oft genug erproben konnte.

Das Gerechtigkeitsgefühl Bismarcks in der Art, wie er seine Untergebenen behandelte, verleugnete sich selten, und so große Ansprüche er an sie stellte, war er auch gegen sich selbst streng. Fühlte er einmal, daß er im Unrecht war, so konnte er sogar ein offenes Wort ruhig hinnehmen. Zur Zeit seiner Gesandtschaft in Petersburg war Kurt v. Schlözer als Legationsrat ebenfalls dort. Schlözer hatte sich in Studien über die Geschichte Rußlands vertieft und namentlich den Beziehungen zwischen Katharina II. und Friedrich dem Großen nachgeforscht. Er gab darüber ein selbständiges Werk heraus, zu dessen Abfassung er die Archive der Gesandtschaft benützen konnte. Als ihn sein Chef eines Morgens zu sich bestellt hatte, ergab es sich, daß dieser zur festgesetzten Stunde, welche Schlözer im Vorzimmer ruhig abgewartet hatte, in seiner Wohnung gar nicht anwesend war. Statt des preußischen Gesandten war nur dessen Reitknecht im Empfangszimmer, der sich höflich verbeugte und entschuldigend sagte, daß sich Excellenz gerade auf dem Hofe befänden, um Pferde zu besichtigen. Darauf drehte sich Schlözer auf dem Absatz herum, indem er die Worte sagte: „Wenn meinem Chef seine Pferde lieber sind als sein Legationsrat, kann ich ja gehen.“ Der Reitknecht bestellte diese Antwort pflichtschuldigst

seinem Herrn, der sie lächelnd hinnahm und bei der nächsten Zusammenkunft Schlözer nur um so freundlicher empfing.

Als der verstorbene Heinrich Brugsch von seiner ersten persischen Reise zurückkam, nahm er den Weg zur Heimat über Petersburg und lernte hier Otto von Bismarck kennen. Er schildert in seinem Buche „Mein Leben und Wandern", wie ihm die Stunde unvergeßlich war, in der er Bismarck zum erstenmal seine Aufwartung machen durfte. Zunächst war der Empfang von einer amtlichen Kälte, die den schon damals berühmten Aegyptologen durchfröstelte, aber er wurde sofort eingeladen, sich in der Häuslichkeit des Gesandten einzufinden und sich der Familie vorzustellen. „Meine Wenigkeit," erzählt Brugsch, „erfreute sich auch hier einer unverdient liebenswürdigen Aufnahme. Die Gemahlin des Gesandten empfing mich mit aufrichtiger Teilnahme für das Wanderleben eines preußischen Gelehrten, beklagte meine Familie, von der das Schicksal mich so unbarmherzig trennte, und ihre Worte trafen mich um so tiefer, als ihre beiden, damals im Anfang des zweiten Dezenniums ihres Lebensalters stehenden Söhne Herbert und Wilhelm das Gedächtnis an meine eigenen Kinder wachriefen." Brugsch rühmt das fast bürgerlich einfache Leben im Hause des Gesandten und den Reiz seiner Unterhaltung, die etwas unvergleichlich Unmittelbares hatte und den Nagel immer auf den Kopf traf. Aus anderen Berichten wissen wir, daß Bismarck schon damals die Gewohnheit hatte, mit seinen Gästen, nachdem die Tafel aufgehoben war, noch längere Zeit zusammenzubleiben und zu plaudern. Dann wurden auch Zigarren herumgereicht, gewöhnlich von der besten und teuersten Sorte. Als man dem Hausherrn deswegen einst ein Kompliment machte, erzählte er von einem hochgestellten Herrn, der selbst nicht geraucht und infolgedessen seinen Gästen ein so schändliches Kraut vorgesetzt habe, daß vom Rauch allein die Fliegen ohnmächtig von der Wand gefallen seien. Er habe sich aus Furcht vor den bösen Folgen, welche diese Zigarren haben könnten, bei diesem Gastgeber niemals wieder entschließen können, eine anzuzünden.

Im Vorzimmer des Gesandten waren Gewehre, Geweihe und verschiedene Jagdgeräte aufgestellt, die auf eine ausgebildete Weidmannslust schließen ließen. Auch das Pulverhorn befand sich dazwischen. Eines Tages, als Bismarck sich an den Schreibtisch setzen wollte, stieg ihm ein unangenehmer, brenzliger Geruch in die Nase. Er bückte sich auf die Erde in der Meinung, daß der Rest eines angebrannten Fidibus irgendwo schwele. Aber es war nichts zu bemerken. Der Geruch wollte indessen aus der Wohnung nicht verschwinden. Bismarck ließ seine Frau rufen, und die Untersuchung wurde weiter fortgesetzt, aber ebenfalls ohne Resultat. Endlich wurde man auf das im Vorzimmer verstreute Pulver und das geschwärzte Jagdhorn aufmerksam. Bei näherer Untersuchung stellte es sich heraus, daß die beiden Knaben bei einem gefährlichen Kinderspiel, das sie in Frankfurt kennen gelernt hatten, die Ursache zu dem brenzligen

Geruch gewesen waren. Herbert hatte aus dem Horn Pulver mit elegantem Schwunge ausgeschüttet, und Wilhelm mußte die durch die Luft fliegenden Körner mit einem Licht anzünden, so daß sie flammend aufzischten und eine Wolke Rauch im Vorzimmer hinterließen, der dann an ihnen zum Verräter wurde.

Bismarck hielt es auch für seine Pflicht, Russisch zu lernen, und brachte es darin in kurzer Zeit zu einer bemerkenswerten Fertigkeit. Anfänglich machte ihm die konsonantenreiche Sprache mit ihren schwer zu behaltenden Worten große Unbequemlichkeiten, aber bald war er doch so weit, daß er Werke wie Turgenjews Roman „Das adlige Nest“ lesen und übersetzen konnte. Auch die „Glocke“ von Herzen, mit deren revolutionärem Inhalt er sonst gewiß wenig einverstanden war, diente ihm zur Uebung. Dabei kam ihm sein ausgezeichnetes Gedächtnis wesentlich zu statten. Wenn er ein Wort nicht sofort richtig ins Deutsche übersetzen konnte, erinnerte er sich fast regelmäßig der Stelle, wo er es zuletzt gelesen hatte, und fand es beim Nachschlagen nach wenigen Minuten.

Labouchère, der namentlich in englischen Hofkreisen gefürchtete Herausgeber des „Truth“, erzählt folgende Bismarck-Anekdote: Als ich in Petersburg war, befand sich auch dort als preußischer Gesandter Herr v. Bismarck. Eines Abends dinirten wir zusammen bei dem spanischen Gesandten, dem Herzog v. Ossuna. Als wir eben hinausgehen wollten, wandte sich Herr v. Bismarck zu mir und sagte: „Sie haben schon so viel von preußischer Begehrlichkeit gehört — nun können Sie sehen, was holländischer Erwerbssinn ist.“ Er zog mich in eine Fensternische und zeigte mir den niederländischen Gesandten, der in die Zigarrenkiste, die zum Gebrauch der Gäste dastand, mit zwei Händen tief hineingriff und sich die Taschen vollstopfte.

Der verstorbene General Astaschew erzählte häufig, wie Bismarck in den frühesten Morgenstunden oft auf Schneeschuhen über die Newa zu ihm gekommen wäre und sie zusammen zur Hasenjagd gefahren seien. Namentlich die Bärenjagd liebte Bismarck leidenschaftlich und fuhr jährlich an zehnmal nach Luban. Auf einer solchen Jagd setzte er selbst die großfürstlichen Förster durch seine Kaltblütigkeit in Erstaunen. Sogar in seinem Hause hielt er junge Bären, die er oft zum Ergötzen seiner Gäste in das Speisezimmer führen ließ, wo sie durch ihre drollige Plumpheit Lachen erregten. Später schenkte er die Tiere den zoologischen Gärten von Cöln und Frankfurt a. M.

3. April 1860. Berlin.[1]) Teilnahme an einer Abendgesellschaft bei dem Kriegsminister v. Roon. Zugegen Roons Familie (Frau, zwei Söhne und zwei Töchter), Oberst v. Werder und Theodor v. Bernhardi, der Verfasser der berühmt gewordenen „Tagebücher“.

[1]) Wenn nichts anderes erwähnt, ist in Zukunft immer von Berlin die Rede.

General v. Roon sagte, er habe Bernhardi eingeladen in der Voraussetzung, daß es ihn interessiren werde, mit dem neuernannten preußischen Gesandten in Petersburg zusammenzutreffen, und daß Bismarck Wert darauf legen müsse, jemand zu sehen, der die dortigen Verhältnisse so genau kenne u. s. w.

Bismarck sagte, er reise morgen ab, obgleich er noch nicht auf seinen Posten zu gehen brauche — er sei froh, „aus dieser Zwickmühle hier“ hinauszukommen.

Herbst 1862. Der noch von dem Minister v. Schleinitz zum preußischen Konsul ernannte Dr. Heinrich Brugsch-Pascha wohnte vor dem Antritt seiner Stelle wiederholt den Abendgesellschaften im Bismarckschen Hause in Gesellschaft des Fürsten Pückler bei. Er selbst schreibt darüber: Herr v. Bismarck bewohnte damals das erste Stockwerk im Hause des Auswärtigen Amts. Die Gesellschaft der Besucher, darunter viele ausländische Gesandte, pflegte sich vor zehn Uhr einzufinden und der Frau Minister ihre Huldigungen darzubringen. Selten erschien der Hausherr selber vor zwölf Uhr, um freundliche Worte oder witzige Bemerkungen an die Anwesenden zu richten. Manche seiner Aussprüche sind mir im Gedächtnis geblieben, wie sein Diktum: „Geschichte ist nur ein bedrucktes Stück Papier; die Hauptsache bleibt es immer, Geschichte zu machen, nicht zu schreiben.“ Mit Vergnügen erinnere ich mich noch heute einer Mitteilung der Frau Minister über die abendliche Lektüre ihres Gemahls nach den anstrengenden Geschäften des Tages. Sie bestand in alten Ritter- und Räuberromanen, die in der Leihbibliothek ausgeliehen wurden und dazu dienten, den durch die Arbeit erregten Geist abzuspannen.

29. Juli, 4. bis Ende August 1862. Biarritz. Ueber den Aufenthalt und die Lebensweise Bismarcks in diesem Seebade habe ich auf Grund persönlicher Erkundigungen in Biarritz und Bayonne eine Studie veröffentlicht, der ich nachstehendes entnehme.

Bismarck war, als er seine erste Reise nach Biarritz antrat, in seiner Eigenschaft als preußischer Botschafter am Hofe Napoleons sozusagen zwischen Thür und Angel. Er war zum Leiter der preußischen Politik bereits bestimmt, die Not war aber noch nicht groß genug, um bei dem König den Entschluß zu seiner Ernennung reifen zu lassen. Dieses Uebergangsstadium war ganz geeignet, Bismarck nervös zu machen; seine Sachen lagen noch in Petersburg und liefen Gefahr, dort einzufrieren, seine Wagen waren in Stettin, seine Pferde bei Berlin auf dem Lande, seine Familie in Pommern; er selbst empfand in Paris alle Unbehaglichkeiten eines garçon marié. Das in Paris geführte „Hunde-Bummelleben“ bekam ihm schlecht, und er fühlte das dringende Verlangen einer körperlichen Stärkung durch Berg- und Seeluft. Da Napoleon Anfangs Juli Paris verließ, so stand der Realisirung seiner Pläne nichts im

Wege. Auf seinem Programm stand eine Brunnenkur in Vichy, ein Seebad in Trouville, eine Reise nach Neapel oder dem Süden von Frankreich. Bismarck entschied sich zuerst auf einige Tage für Trouville und trat am 25. Juli die Reise nach dem südlichen Frankreich an. Nach einem Besuche der Schlösser Chambord und Amboise langte er am 27. Juli abends in Bordeaux, „der Stadt des roten Weines", an. Am 28. Juli machte er eine Tour durchs Medoc, um Lafitte, Mouton, Pichon, Latour Margaux, St. Julien und andere Weine „in der Ursprache von der Kelter zu trinken". Am 29. abends reiste er von Bayonne zu Wagen nach Biarritz, da es damals eine andere Verbindung zwischen beiden Orten noch nicht gab. Jetzt fährt man von Bayonne nach dem eleganten Seebade in 35 Minuten mittelst Dampfstraßenbahn und außerdem alle halbe Stunden in 15 Minuten mit der Eisenbahn. Zum erstenmale berührte Bismarck das pyrenäische Seebad nur kurze Zeit auf der Reise nach San Sebastian. Der Strand in dem spanischen Seebade gefiel ihm zwar besser als jener von Biarritz, gleichwohl wollte er hier einige Tage zubringen, da er es hübscher fand, als er es sich gedacht hatte, und vor allem „zivilisirter zu leben". Bismarck erwähnt, daß man in Biarritz beim Baden bereits damals Kostüme anlegen mußte, was in San Sebastian nicht der Fall war, weil dort die Damen fünfzig Schritte entfernt von den Herren badeten. Die Rückreise von San Sebastian nach Bayonne erfolgte in einer Diligence, „ziemlich unbehaglich eingepackt zwischen niedlichen Spanierinnen, mit denen er leider kein Wort sprechen konnte". Heute legt man auch diesen Weg mit der Eisenbahn zurück, ohne Bayonne zu berühren. Daß Bismarck den etwa 50 Kilometer langen Weg in einem Postwagen, also nicht in einem eigenen Fuhrwerk zurücklegte, beweist, daß er nicht gesonnen war, unnötig Geld auszugeben.

Am 4. August traf Bismarck also zum zweitenmale in Biarritz ein, um im Hotel de l'Europe abzusteigen. Er war so glücklich, ein Eckzimmer zu erhalten, „mit reizender Aussicht auf die blaue See, die ihren weißen Schaum zwischen wunderlichen Klippen hindurch gegen den Leuchtturm treibt". In einem an seine Gemahlin gerichteten Briefe giebt Bismarck von Biarritz ein anschauliches Bild. „Denke Dir das Siebengebirge mit dem Drachenfels ans Meer gestellt, daneben den Ehrenbreitstein, und zwischen beiden dringt ein Meeresarm, etwas breiter als der Rhein, ins Land und bildet hinter den Bergen eine runde Bucht. In dieser badet man in durchsichtig-klarem Wasser, so schwer und so salzig, daß man von selber obenauf schwimmt und durch das breite Felsenthor ins Meer sieht oder landeinwärts, wo die Bergketten immer höher und immer blauer sich überragen. Die Frauen der mittleren und unteren Stände sind auffallend hübsch, mitunter schön, die Männer mürrisch und unhöflich, und die Bequemlichkeiten des Lebens, an die wir gewöhnt sind, fehlen."

Mit Napoleon kam Bismarck im Jahre 1862 in Biarritz nicht zusammen; der Kaiserliche Hof traf daselbst erst zu einer Zeit (4. September) ein, da der preußische Staatsmann bereits seine Kreuz- und Querzüge in den Pyrenäen fortgesetzt hatte.

Sommer 1863. Der Königlich sächsische Ministerpräsident v. Beust mehrfach zu Tisch bei Bismarck. Beust war nach Berlin gekommen, um über den Beitritt Sachsens zu dem französisch-preußischen Handelsvertrage Unterhandlungen zu pflegen. Natürlich wurde er auf das gastlichste aufgenommen; Bismarck erwies ihm alle Aufmerksamkeit und geleitete ihn eines Abends auch in das „Wallnertheater". Sie sahen einen kleinen Soloscherz, betitelt: „Eine neue Bluette", welchen Helmerding ausführte. In dieser Rolle hatte er eine inmitten der Bühne freistehende Theaterflügelthür anzubohren und sich darauf hinter dieselbe zu begeben, um den Auftritt eines Schauspielers anzudeuten. Kurz vorher sang der beliebte Komiker ein Couplet, welches die strengen Maßregeln der Regierung wider die Presse geißelte.

Der Beifall war frenetisch. Auch die beiden Minister stimmten ein. Als man den Komiker immer und immer wieder zu sehen begehrte, weigerte er sich lange, dem Hervorruf Folge zu leisten. Unbeweglich blieb er hinter seiner Theaterthür. Endlich trat er hervor und sagte mit gesetzter Miene: „Es ist nicht nötig, mich zu rufen! Ich höre auch hinter der Thür alles, was hier vorgeht!" [1])

Der Beifallssturm brach von neuem los. Aller Augen richteten sich auf die Loge, wo Bismarck saß. Und dieser selbst soll am lebhaftesten applaudirt haben.

Spätherbst 1863. Teilnahme Bismarcks an einer Mahlzeit, welche mit einem engen Kreise preußischer höherer Offiziere verabredet worden war. Geheimrat Professor Dr. Aegidi schreibt darüber in seinen „Erinnerungen an

[1]) Zum besseren Verständnis der Situation bemerke ich, daß sich Preußen damals in der schwülsten Atmosphäre der Konfliktszeit befand. Die Presse läutete einen wahren Sturm gegen das Ministerium, und Bismarck sah sich zu Maßregeln wider dieselbe veranlaßt, von denen er später selbst einmal sagte (Rede über die Einführung der Zivilehe, Dezember 1873), „daß deren Berechtigung in der That vielen juristischen Zweifeln unterliegen konnte". Bismarck begab sich während der Verhandlungen im Abgeordnetenhause, wo sich damals eine Rede nach der anderen wider diese Maßregel wendete, mitunter in das nebenan gelegene Ministerzimmer. Nichtsdestoweniger achtete er auch dort auf das, was im Abgeordnetenhause gesprochen wurde. Als einer der Redner nun seinem Unwillen darüber Ausdruck gab, daß er den Mann, an dessen Adresse vorzugsweise seine Rede gerichtet sei, nicht am Ministertische erblicke, trat Bismarck plötzlich mit den Worten in den Saal: „Es ist nicht nötig, mich zu rufen; ich höre auch im Nebenzimmer eine so laute Stimme wie diese!" Diese Worte des damaligen Ministerpräsidenten machten schnell die Runde.

Emanuel Geibel aus dem Jahre 1864": Das vertrauliche Tischgespräch lenkte sich dabei — nicht unwillkürlich — auf das damalige, scheinbar heillose Zerwürfnis Preußens und Oesterreichs infolge des Frankfurter Fürstenkongresses. Die Militärs bestürmten den Minister, die österreichische Note vom 30. Oktober, dieses Ultimatum in Gestalt eines Folianten, mit einer Kriegserklärung zu erwidern, wodurch Se. Majestät den ungesunden, unhaltbaren Zuständen ein Ende zu machen geruhen möge. Die erwartete Meinungsäußerung Bismarcks lautete natürlich ausweichend: er habe volles Vertrauen zu der Leistungsfähigkeit unserer Armee auf Grund der trotz allem und allem durchgesetzten Heeresreform; aber ein Krieg mit Oesterreich sei ein ernstes Ding; ehe daran zu denken wäre, dürfte ein Unternehmen zu erleben wünschenswert erscheinen, dessen Ausgang die Bedeutung einer Kraftprobe haben würde, „ein kleiner Krieg", der zu den gewaltigen Dimensionen jenes Entscheidungskampfes im Verhältnis einer Art von Manöver stände. Auf diese stillschweigend vernommenen Worte hat später einer der Tischgenossen Bezug genommen: Hans v. Zieten, derselbe, der dann 1870 bei dem Todesritt von Vionville=Mars=la=Tour an der Spitze seiner Zietenhusaren den Heldentod finden sollte.

Als später König Wilhelm seine Truppen auf dem Schauplatz ihres Sieges begrüßte, befand Bismarck sich in seiner Begleitung. „Da geschah es, daß Hans von Zieten den Minister im Flüsterton unter vier Augen fragte, ob er mit dem ‚kleinen Kriege', mit diesem ‚Manöver' zufrieden sei. Bismarck ließ ihn nicht weiterreden, sondern bedeckte mit seiner Hand den Mund des kühnen Fragestellers. Aber Zieten wußte Bescheid."

November 1863. Diner bei Bismarck, zu welchem die Kommissare, welche zu den Verhandlungen wegen Erneuerung der Zollvereinsverträge in Berlin anwesend waren, geladen waren. Der württembergische Bevollmächtigte Ober=Regierungsrat Riecke hat darüber folgende Aufzeichnungen gemacht:

„Nicht wenig waren wir enttäuscht, als uns im Empfangszimmer, statt des Einladenden, der Handelsminister Graf Itzenplitz mit den Worten begrüßte: Herr v. Bismarck lasse sich entschuldigen, er sei beim Könige. Doch verging keine halbe Stunde, so erschien in unseren Reihen ein hochgewachsener Herr, der mit schüchternem Tone und weicher Stimme fast abgebrochene Reden führte, er habe bis jetzt darauf verzichten müssen, uns zu sehen, und selbst heute habe eine Störung gedroht. Das war Herr v. Bismarck=Schönhausen. Man setzte sich darauf zu Tisch, und nach dem Diner erst, als Zigarren gereicht wurden und ich dankte, wendete sich unser Wirt gegen mich: es sei im Grunde schade, daß man nicht auch im Abgeordnetenhause rauchen dürfe; manche heftige Scene — es war die Konfliktszeit — würde dann wohl schon der Zigarre zu lieb unterbleiben. Ich konnte nicht umhin, den Vers zu citiren: ‚Wo man raucht, da magst du ruhig harren, böse Menschen rauchen nie Zigarren!'

Von da an war Bismarck öfter bei den zu unseren Ehren erfolgten Einladungen gegenwärtig, und will Geßler, mein Oberkollege, von ihm schon damals das ganze Parlamentsprojekt mit allgemeinem Wahlrecht, und ich glaube auch vorerst mit der Mainlinie, entwickeln gehört haben. Mit mir hat er zu jener Zeit nur noch einmal gesprochen: wie fremd er in Berlin geworden sei; er kenne dort nur die Wege von der Wilhelmstraße in das Königliche Palais und zum Abgeordnetenhaus, so daß er neulich, zufällig vor den Bau der neuen Börse geführt, diese für das Rathaus gehalten hatte."

6.—24. Oktober 1864. Biarritz. Bismarck speist wiederholt in Gesellschaft des russischen Gesandten in Brüssel Fürsten Orloff und seiner Gemahlin.

Ueber diesen zweiten Aufenthalt Bismarcks in Biarritz schrieb ich in meiner auf S. 11 erwähnten Studie:

Im Herbst 1864 sehen wir Bismarck in Baden-Baden in Begleitung des am 28. September dort eingetroffenen Königs von Preußen. Die Anwesenheit des Ministerpräsidenten in der Nähe des Königs war bedingt durch die Friedensverhandlungen mit Dänemark, die bisher nur einen sehr langsamen Fortschritt genommen hatten. Bismarck, welcher bei der Abreise nach Baden-Baden auf den dringenden Rat seines Arztes von vornherein beabsichtigt hatte, sich nach kurzem Aufenthalte daselbst zu seiner Erholung nach Biarritz zu begeben, war in Baden etwas länger zurückgehalten worden, hatte jedoch dann sein Vorhaben ausführen können und war am 5. Oktober zunächst nach Paris und von da am folgenden Tage nach Biarritz gereist. „Es ist leicht erklärlich," — so schrieb die „Provinzial-Korrespondenz" über diesen Ausflug — „daß man bei den vertraulichen Beziehungen, welche Herr von Bismarck seit einer Reihe von Jahren am französischen Hofe hat, seinem Aufenthalt in Frankreich allerlei politische Absichten unterlegt; diesmal jedoch ganz mit Unrecht, da die Reise einzig und allein zur Stärkung der Gesundheit des Ministerpräsidenten nach den großen Anstrengungen des letzten Jahres unternommen ist."

Bismarck selbst gedachte in Biarritz nur etwa 15 Bäder zu nehmen, also bereits am 21. oder 22. Oktober die Rückreise anzutreten.

Die Reise in das Pyrenäenbad kam der politischen Welt ziemlich überraschend; in Paris tauchte das Gerücht erst am 4. Oktober auf. Große Beklemmungen verursachte die Nachricht in Wien, da man dahinter heimliche Intriguen vermutete. Es trat etwas Beruhigung erst dann ein, als man vernahm, Bismarck habe Paris berührt, ohne jemand gesprochen zu haben, und daß er in Biarritz Aufenthalt nehme, lediglich um seine etwas erschütterte Gesundheit zu befestigen. Erst auf der Rückreise, so hieß es, wolle er sich einige Tage in Paris aufhalten.

Aus Berlin wurde dorthin geschrieben, daß die Reise Bismarcks nach Biarritz gewissermaßen eine Art Demonstration dem Könige gegenüber sei, der

sich geweigert habe, eine von seinem Minister vorgeschlagene große politische Aktion zur Ausführung zu bringen. Das war ganz aus der Luft gegriffen.

Am 7. Oktober 1864 saß Bismarck wieder in dem geliebten Biarritz im Angesicht des Meeres und hörte sein Brausen durch das offene Fenster in der wärmsten Sommernacht, die er in diesem Jahre erlebt hatte. Er stieg diesmal im Maison rouge ab und bekam Zimmer zu ebener Erde, die später jahrelang den Fremden als Sehenswürdigkeit gezeigt wurden. Das Haus ist seit Jahren abgebrochen und hat dem Prachtbau des Grand Hotel Platz gemacht.

Bismarcks erstes Bedürfnis nach der Ankunft waren Sommerkleider, von denen er sich nicht hatte träumen lassen, als er am 5. Oktober früh fröstelnd durch das bereifte Baden fuhr. Am Tage der Ankunft in Biarritz nahm der preußische Ministerpräsident sein erstes Bad und befand sich nach demselben so wohl, daß er auf dieser Welt kein Verlangen weiter hatte als gute Nachrichten von seiner Frau; die letzten, die er ein paar Tage vorher in Baden erhalten hatte, waren vollständig erwünschte, aber bei 300 Meilen Entfernung von Hause wurde er die Sorge nicht los, daß es inzwischen anders sein könnte. „Ich sitze" — so schrieb er einem Freunde — „um die ungewöhnliche Stunde von halb 8 hier am offenen Fenster, und das Meer sieht im Sonnenlicht so blendend wie im Juli aus. Gestern abend saßen wir um 10 Uhr noch an der See, und nach dem Bade wird auf einer Klippe im Freien gefrühstückt. Ich glaube nicht, daß ich hier jemals wieder fortgehe, wenn ich meine Frau nur erst hier hätte . . ."

Ein paar Tage später (9. Oktober) schreibt Bismarck an seine Gemahlin:

„Wenn ich bedenke, wie emsig wir in Baden und selbst in Paris geheizt haben, und wie mir hier die Sonne den Paletot und die Tuchhosen abkomplimentirte, und ich Dir am offenen Fenster schreibe, den Blick auf die blaue, sonnige See und auf badende Leute, die ziemlich unbekleidet am Strande wandeln mit den bloßen Füßen im Wasser, so muß ich doch sagen, daß im Klima eine wunderbare Gnade Gottes gegen den Südländer liegt. Ich lasse es jetzt noch bei einem Bade, werde aber bald auf zwei übergehen, wenn auch nicht à la ** auf mehr. Mir fehlt zum Behagen nur Nachricht von Dir. Wenn wir freie Leute wären, so würde ich Dir vorschlagen, mit Kind und Kegel herzukommen und den ganzen Winter hier zu bleiben, wie es viele Engländer der Wohlfeilheit wegen thun, die im Winter hier herrscht."

Am 12. Oktober schreibt Bismarck seiner Schwester:

„Ich bin so glücklich unbeschäftigt, daß ich einige Zeilen in die Richtung meiner Gedanken entsenden kann. Es geht mir wohl, besonders seit ich gestern und heut endlich Nachricht von Johannas fortschreitender Besserung erhalten habe. Seit gestern ist es Nordwind und kühler, aber immer noch wärmer, als ich den Sommer über erlebt habe. Ein sehr leichter Sommerpaletot wurde mir bei abendlicher Strandpromenade zu heiß. Ich schreibe Dir bei offenem

Fenster mit flackernden Lichtern und das mondbeglänzte Meer vor mir, dessen Rauschen von dem Schellengeklingel der Wagen auf der Bayonner Straße begleitet ist; der Leuchtturm gerade vor mir wechselt mit rotem und weißem Licht, und ich sehe mit einigem Appetit nach der Uhr, ob die Essenszeit, 7, noch nicht voll ist. In so behaglichen Zuständen habe ich mich klimatisch und geschäftlich lange nicht befunden, und doch hat die üble Gewohnheit des Arbeitens schon so tiefe Wurzeln bei mir geschlagen, daß ich einige Gewissensunruhe über mein Nichtsthun fühle, fast Heimweh nach der Wilhelmstraße, wenigstens wenn die Meinen dort wären. ‚Monsieur, le dîner est servi‘ meldet man eben.“

Und am folgenden Tage (13.):

„Ich konnte gestern nicht weiter schreiben; nach dem Essen machten wir einen Mondscheinspaziergang am südlichen Strande, von dem wir um 11 sehr müde zurückkehrten. Ich schlief bis 9, badete um 10 bei 14 Grad im Wasser, aber wärmer, als ich die Ostsee jemals im August gefunden, und jetzt fahren wir zusammen nach Fuentarabia, jenseits der Grenze, essen auf dem Rückwege in St. Jean de Luz. Das Wetter ist himmlisch heut, das Meer still und blau, zum Gehen fast zu warm in der Sonne.“

Am 16. Oktober 1864 endlich schrieb Bismarck dem Kriegsminister v. Roon, es gehe ihm gut. „Die Bäder thun mir wohl, obschon seit 4 Tagen kalter Ostwind weht. Ueber 8 Tage hoffe ich den Heimweg anzutreten.“

Bismarck machte von Biarritz, wie bereits bemerkt, noch weitere Ausflüge nach Izazu, 3 Meilen östlich von Biarritz, und nach Pau. Lourdes war damals noch nicht entdeckt, sonst hätte er wohl unzweifelhaft seine Schritte auch dorthin gelenkt.

Am 20. Oktober hatte Bismarck in Biarritz das mir während eines fünfwöchentlichen Aufenthalts nur einmal vergönnte Schauspiel, bewegte See zu sehen. „Nachdem sie“ — so schreibt Bismarck an diesem Tage an seine Schwester — „einige Tage bei Landwind still wie ein Ententeich gewesen, sieht sie heut wie ein brodelnder Kessel aus; dabei ist der Wind lau und feucht, Sonne wechselt mit Regen, sehr atlantisches Wetter.

„Ich nehme heute das 14. Bad; schwerlich bringe ich es über 15, denn es scheint, daß ich diesen warmen Strand verlassen muß. Noch kämpfe ich zwischen Pflicht und Neigung, aber ich fürchte, die erstere siegt. Erst werde ich mein Bad nehmen und dann mich entscheiden, ob es das vorletzte sein soll. Jedenfalls haben mir die 14 Tage hier sehr gut gethan, und ich wollte nur, daß ich Dich ohne Reisebeschwerden hierher oder nach Pau versetzen könnte.“

Bismarcks Arzt war der Dr. Adéna, noch heute in Biarritz, Rue Gambetta Nr. 2, wohnhaft.

Ob dieser vorsichtige Arzt Bismarck erlaubt hat, zweimal des Tages in die Wellen zu steigen, bezweifle ich. Bismarck pflegte weit in die See hinaus

zu schwimmen, und einmal soll er nur dadurch vom Ertrinken gerettet worden sein, daß ein Bademeister dem durch den langen Kampf mit den Wogen schon Erschöpften noch gerade zur rechten Zeit zu Hilfe kam. Der alte Bademeister, den ich über den Vorgang befragte, meinte: „Hätten wir geahnt, daß er uns das Jahr 1870 bringen würde, so hätten wir ihn ruhig ertrinken lassen."

Es hat Federn gegeben, welche mit Vorliebe Bismarck als einen Mann hinzustellen suchten, an dessen Thür die Armut vergeblich klopft, dessen Herz durch die Politik ganz versteinert ist; an zahlreichen Beispielen aber könnte ich nachweisen, wie unrecht ihm von dieser Seite geschieht. Hier nur ein Fall aus Biarritz. Bei meiner Umfrage gelangte zu meiner Kenntnis, daß Bismarck der Wohlthäter des Sohnes eines verunglückten dortigen Seemanns geworden sei; da mir über den Sachverhalt von den Einwohnern verschiedene und sich widersprechende Angaben gemacht wurden, so fand ich es geraten, bei den etwa noch lebenden Familienmitgliedern des verunglückten Seemanns direkt Erkundigungen einzuziehen. Meine Nachforschungen waren auch bald von Erfolg gekrönt, denn ich erfuhr, daß die Witwe desselben noch am Leben und eine zweite Ehe mit dem Leuchtturmwächter Maurice auf Kap Ferrel bei Arcachon geschlossen habe. Frau Jeanne Maurice teilte mir nachstehendes mit:

„Ich lebte zu Anfang der sechziger Jahre in Biarritz, woselbst mein erster Mann, Lafleur, bei dem Leuchtturm als Wächter angestellt war, während ich selbst in der Badeanstalt als Badefrau zu thun hatte. Als eines Tages Herr v. Bismarck in Gesellschaft mit dem russischen Gesandten in Brüssel, dem Fürsten Orloff, und seiner Gemahlin den Leuchtturm besuchte, sprachen Herr v. Bismarck und die Fürstin Orloff den Wunsch aus, zusammen Paten des Kindes zu werden, welchem ich in kurzer Zeit das Leben geben sollte; dieser Wunsch wurde natürlich bereitwillig erfüllt, und so kam es, daß unser einige Wochen später geborener Sohn in der heiligen Taufe den Namen ‚Othon Lafleur' erhielt. Herr v. Bismarck und die Fürstin Orloff sorgten in der wohlwollendsten Weise für ihr Patenkind und vermehrten noch ihre demselben erwiesenen Wohlthaten und ihre Sorgfalt für mich, als ich kurze Zeit darauf das Unglück hatte, meinen Mann zu verlieren, da derselbe beim Fischfang auf hoher See von einem furchtbaren Sturme überrascht wurde und seinen Tod in den Wellen fand. Mein armer Sohn starb im Alter von fünfundzwanzig Jahren an den Folgen einer Fußoperation, welcher er sich als Marinesoldat unterziehen mußte. Ich bewahre Herrn v. Bismarck das wärmste Andenken und werde den Edelmut nie vergessen, mit dem er mich in meinem Unglücke unterstützt hat."

Am 24. Oktober mittags verließ Bismarck Biarritz. „Man heute die Wiesen, als ich in heißer Sonne abfuhr; die Freundschaft geleitete mich bis Bayonne."

25. Oktober 1864. Paris. Morgens 6 Uhr kam Bismarck in Paris an. Es war für ihn ein bewegter Tag: erst zweistündiger Empfang beim Kaiser Napoleon in St. Cloud und sodann Diner bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Drouyn de Lhuys, gemeinschaftlich mit dem preußischen Botschafter in Paris, Grafen von der Goltz, und dem französischen Botschafter in Berlin, Grafen Benedetti.

26. Oktober 1864. Paris. Bismarck speist zu Mittag bei dem Grafen von der Goltz; unter den Gästen befand sich der Minister Drouyn de Lhuys.

Bismarcks Pariser Aufenthalt setzte die politische Welt in große Aufregung. Ein französisches Blatt brachte ihm folgenden schmeichelhaften Nachruf: Le premier ministre de Prusse appartient à l'école des hommes d'Etat, qui ramènent tout au pouvoir et au commandement. C'est un franc absolutiste. Mais toutes les personnes, qui ont vu de près cet homme d'Etat, sont frappées de la simplicité de sa mise et de ses manières et de la rondeur avec laquelle il s'est exprimé sur les affaires.

1865. Im Jahre 1865 erwuchs dem Legationsrat Lothar Bucher eine bedeutende Arbeitslast durch die Verwaltung Lauenburgs, das infolge der Konvention von Gastein an Preußen gefallen war, und welches derselbe unter seinem Chef bis 1867 zu säubern und zu ordnen hatte. Bucher hatte alles aus dem Groben herauszuarbeiten sowie in hundert Beziehungen Mißbräuche abzustellen und der Billigkeit zu ihrem Recht zu verhelfen; alles unter der Leitung des Chefs, der indes gerade in dieser Periode längere Zeit schwer krank in Putbus auf Rügen verweilte, so daß sein Rat in die Verlegenheit kam, regieren zu sollen und doch keine Vollmacht zu haben.

Für den Sachsenwald, der jetzt, als Eigentum des Fürsten Bismarck, von einem Oberförster verwaltet wird, gab es zur Zeit der Annexion einen Oberforstmeister und verschiedene andere hohe Forstbeamten. Die Herren mußten nun zur Regelung der Pensionsfrage ihr Einkommen angeben, da man selbstverständlich alle diese Aemter einziehen wollte. Als Bucher eines Abends während der Tafel von dem Fürsten nach dem Stande dieser Angelegenheit gefragt wurde, erzählte er zur allgemeinen Belustigung, daß von dem Herrn Oberforstmeister 11 000 Thaler Einkommen angegeben seien, und daß er hoffe, diese Stelle durch einen Forstassessor besetzen zu können. Da sagte die Fürstin Bismarck: „Ach, lassen Sie die Stelle nicht eingehen; wenn es einmal mit meinem Mann als Minister nicht mehr geht, dann wäre das ja für ihn ein Ruheposten!"

Sommer 1865. Kröchlendorff. Bismarck bewirtet die Prenzlauer Liedertafel auf dem Gute seines Schwagers, des Landrats von Arnim-Kröchlen-

dorff.[1]) Wie es kam, daß diese Sänger die Gäste Bismarcks wurden, soll hier erzählt werden. Das uckermärkische Städtchen Prenzlau war damals weit und breit bekannt wegen seiner demokratischen Gesinnungen; fungirte doch als sein Oberbürgermeister der langjährige radikale Präsident des Abgeordnetenhauses, der 1874 verstorbene Parlamentier Wilhelm Grabow. Einige gutgesinnte Liedertäfler vermeinten nun, sich diese schöne Gelegenheit, ihrem Patriotismus auch einmal Luft machen zu können, nicht entgehen lassen zu dürfen, und begaben sich zu ihrem Dirigenten P. Franz, damals Organist an der Hauptkirche in Prenzlau, demselben allen Ernstes den Vorschlag unterbreitend, Herrn v. Bismarck bei seiner Ankunft auf dem Bahnhofe seitens der gesamten Liedertafel ein Ständchen zu bringen. Franz hatte im Grunde genommen diesem Vorhaben gegenüber nichts einzuwenden, war sich aber wohl bewußt, daß der großen Mehrzahl seiner Sänger dieses Ansinnen nichts weniger als willkommen sein dürfte, so bereitwillig auch die sangeskundige Schar jedem Ruf ihres allverehrten und geliebten Dirigenten sonst Folge leistete. Franz kannte seine „Pappenheimer" und hatte richtig geahnt. Es gab einen Sturm in der Liedertafel. Aber Franz suchte mit den drei oder vier „Wohlgesinnten" die erregten Gemüter zu beschwichtigen, ihnen vorstellend, daß es sich dabei ja um eine politische Demonstration gar nicht handle, sondern lediglich um eine kleine Aufmerksamkeit, die man dem immerhin großen Manne durch das Vortragen einiger patriotischer Lieder, deren Wahl er ihnen anheimstellte, darbringen wolle. Endlich kam man doch zu einer Einigung, und die Liedertafel machte sich zu Wagen auf den Weg nach Kröchlendorff.

Gegen Abend langte man auf dem Gute an, und die Sänger wurden, nachdem der Dirigent den Zweck ihres Hierseins Herrn v. Arnim dargelegt, von letzterem auf das allerfreundlichste, und nicht ohne der Freude über die Ehre, die sie seinem Schwager bereiten wollten, Ausdruck zu geben, empfangen. In aller Stille, um den Minister recht zu überraschen, ordnete der Landrat selbst die Aufstellung der Sänger an in dem weiten, hochgewölbten Vorflur am Fuß der breiten Treppe, die zu den oberen Gemächern, welche Herr v. Bismarck bewohnte, führte. Auf ein Zeichen des Dirigenten erbrauste der vielstimmige Gesang des hehren Liedes: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!" und weckte ein gewaltiges Echo in den weiten Räumen des Schlosses. Schon nach den ersten Takten öffneten sich die Flügel der zu den Gemächern des Ministers führenden Thür, und bald darauf stand Bismarck am oberen Absatz der Treppe und hörte, leicht auf das Geländer gestützt, sichtlich erstaunt und mit freudig bewegten Mienen dem herrlichen Gesang zu. Nachdem noch einige der beliebtesten patriotischen Lieder erklungen waren, kam Bismarck die Treppe herab, dem Dirigenten die Hand reichend und ihm und den Sängern

---

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

seinen Dank aussprechend. Sein Erstaunen wuchs aber, als er sich nach dem Woher erkundigt und erfahren hatte, daß es die Prenzlauer Liedertafel sei, die ihm diese unerwartete Ovation darbrachte. „Daß mir gerade aus Prenzlau eine solche Ueberraschung zu teil werden könnte, das hätte ich in meinem ganzen Leben nicht geglaubt," endete Bismarck die Unterredung, indem er die Sänger in den herzlichsten Worten bat, noch einige Stunden als Gäste bei seinem Schwager und ihm zu verweilen; sie könnten doch unmöglich daran denken, daß er sie ohne weiteres wieder ziehen lassen würde. Nicht wenig verlegen schauten die Eingeladenen bei dieser Wendung des Gesprächs einander an, erwägend, daß es doch in solchem Falle nicht ohne Rede und Gegenrede, nicht ohne Toast und Gegentoast abgehen könnte, und das war ja gegen alle Verabredung. Zudem hatte man schon während des Gesanges Diener mit schwerbeladenen Körben, aus denen die wohlbekannten schlanken Hälse hervorlugten, hin und her huschen und auf der Treppe verschwinden sahen. Der Dirigent wollte sich mit dem weiten Weg und schon später Stunde entschuldigen, Bismarck aber fiel ihm lächelnd ins Wort und lud alle ein, nur mit ihm hinaufzukommen; es sei schon alles zu einer kleinen Stärkung für Kehle und Magen bereit. Was war zu machen? Eine Ablehnung wäre ja der denkbar gröbsten Beleidigung gleich gewesen, und so stieg denn die gesamte Liedertafel klopfenden Herzens und doch freudiger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, die Treppe empor. Im Zimmer angelangt, standen schon ganze Batterien von Flaschen auf einem reichbesetzten Buffet aufgepflanzt. Bismarck und seine Verwandten unterhielten sich mit jedem einzelnen auf das leutseligste. Durch den inzwischen reichlich genossenen Wein wurde die recht heitere Stimmung in keiner Weise getrübt, und die demokratische Prenzlauer Liedertafel hatte ganz vergessen, daß sie sich bei dem unbeliebtesten Minister, der je Preußens Geschicke leitete, zu Gast befand. Bismarck erhob sein Glas, dankte nochmals in den wärmsten Worten dem Dirigenten und seinen Sängern für die ihm bereitete Ueberraschung und brachte sogar ein Hoch auf das deutsche Lied und die deutschen Sänger aus. Als die Gläser geleert und niedergesetzt waren und der Dirigent noch immer stumm sitzen blieb, stießen die neben ihm Sitzenden ihn leise an und zischelten ihm leise zu, daß er nun doch etwas erwidern müsse. Der hatte aber doch vor der Ausfahrt das Versprechen gegeben, keinerlei Rede zu halten, und wollte sich nur dann zu einer solchen herbeilassen, wenn ihm das Versprechen wieder abgenommen würde. Dies wurde auch als selbstverständlich betrachtet, und nun dankte der Dirigent in bewegten Worten für die genossene Gastfreundschaft und ließ hierauf seine Sänger auf Bismarck und seine Verwandten ein musikalisches Hoch ausbringen. Nun war es aber auch höchste Zeit, daß man ans Aufbrechen denken mußte, wollte man nicht erst spät nach Mitternacht nach Hause kommen. Der Minister geleitete die Sänger bis an den Fuß der Treppe, und Herr v. Arnim ging mit ihnen bis auf den Schloßhof, wo er seine Gäste

mit anmutiger Handbewegung einlud, von den mittlerweile aufgefahrenen sämtlichen Wagen des Landrats Gebrauch zu machen; die Kutscher hätten den Befehl, jeden einzelnen der Herren an seiner Behausung abzusetzen.

Dieses Bismarckständchen sollte aber dem wackeren Franz teuer zu stehen kommen. Die ganze Stadt Prenzlau war außer sich, daß die Liedertafel vor dem verhaßten Manne gesungen, und Franz verlor seine Haupteinnahmequelle, fast alle seine Musikstunden. Auch bei dem uckermärkischen Musikfest, das Franz 1866 dirigirte, glänzte die Bevölkerung Prenzlaus durch ihre Abwesenheit. Kurz danach verließ der gekränkte Mann die uckermärkische Residenz. Später wurde er Musikdirektor in Königsberg und befand sich dort sehr wohl.

27.—31. Juli, 9.—14. August 1865. Gastein. Unterhandlungen mit dem Grafen Blome in Betreff einer eventuellen Teilung der Verwaltung Schleswig-Holsteins zwischen Preußen und Oesterreich. Ob der österreichische Diplomat in dieser Zeit bei Bismarck speiste, läßt sich nicht feststellen; zu erwähnen ist aber eine Geschichte, die Bismarck selbst einmal beim Frühschoppen über diese Verhandlung erzählt hat.

Graf Vitzthum behauptet, die Tinte der Namensunterschrift des österreichischen Bevollmächtigten sei noch nicht trocken gewesen, als Bismarck mit gewohnter Aufrichtigkeit ausgerufen habe: „Nun, das hätte ich auch nicht geglaubt, daß ich einen österreichischen Diplomaten finden würde, der mir das unterzeichnete." Blome soll dies selber in Paris erzählt haben; doch fällt es schwer, an so viel Einfalt zu glauben. Immerhin scheint es unzweifelhaft, daß der österreichische Unterhändler, damals noch ein verhältnismäßig junger Mann (37 Jahre alt), die Sache etwas leicht angriff. Er soll sich auf seine Menschenkenntnis etwas zu gute gethan und öfters geäußert haben, beim Kartenspiel errate man den Charakter eines Menschen am besten. Bismarck, der von dieser Aeußerung etwas gehört hatte, baute darauf ein wahres Brutusstücklein. Er stellte sich Blome gegenüber, als ob er ein leidenschaftlicher Spieler wäre, spielte mit demselben tollkühn um hohe Einsätze, Ecarté, Piquet, Sechsundsechzig, und verlor im Handumdrehen fünfhundert Thaler. Graf Blome aber hatte seinen Mann durchschaut: der gefürchtete Bismarck war für ihn nichts als ein Waghals, ein Abenteurer, ein Hazardspieler in der Politik wie mit den Karten in der Hand. Die Verhandlungen liefen am Schnürchen. Einem solchen Menschen, der blind in sein Verderben rannte, Zusagen zu machen, brachte ja keine Gefahr. Blome unterzeichnete „das".

8. Oktober 1865.[1]) Biarritz. Bismarck beim Kaiser Napoleon zum Frühstück geladen. Anwesend waren bei der Tafel außer dem Kaiser und

[1]) Horst Kohl war der Tag, an dem Bismarck in der Villa Eugenie in Biarritz frühstückte, nicht bekannt. Vgl. dessen Bismarck-Regesten Bd. I S. 264.

der Kaiserin die Prinzessin Anna Murat (später Herzogin von Mouchy), Prinz Joachim Murat, die Hofdamen Gräfin La Bedoyère und Gräfin Lourmel, der erste Kammerherr Graf La Ferrière, der dienstthuende Kammerherr Graf Cossé Brissac, der dienstthuende Stallmeister M. de Caux, der Sekretär des Kaisers Piétri, der Gouverneur des Prinzen General Frossard, der dienstthuende Flügeladjutant Ch. Duperré und andere, sich abwechselnde Adjutanten.

Gräfin La Bedoyère, geborene Gräfin Laroche Cambert, war mit ihrer Schwester Gräfin La Poëze in der Umgebung der Kaiserin das speziell preußische Element. Beide Damen hatten ihre frühe Jugend in Berlin verlebt, wo der Vater französischer Gesandter war; ihre Mutter, geborene Gräfin Bruges, gehörte zu einer nach Preußen emigrirten französischen Legitimistenfamilie. Gräfin La Bedoyère ist stets mit der preußischen Botschaft in Paris, auch mit Bismarck, befreundet gewesen. Sie heiratete später den General Ney, prince de la Moskowa, Oberjägermeister des Kaisers.

Ueber diesen dritten und letzten Aufenthalt Bismarcks in dem pyrenäischen Seebade ist folgendes zu bemerken.

Graf und Gräfin Bismarck nebst Comtesse Marie kamen am 3. Oktober 1865 daselbst an; Graf Goltz und Herr v. Radowitz holten sie an der Négresse, der Bahnstation, ab. Am 4. Oktober wurde Graf Bismarck von dem Kaiser in besonderer Audienz empfangen. Bismarcks Unterredungen mit dem Kaiser fanden am 4. und am 8. Oktober statt. An letzterem Tage war Bismarck, wie bereits erwähnt, in der Villa Eugenie zum Frühstück geladen und ging dann lange mit dem Kaiser allein auf der Terrasse vor dem Speisesaal auf und nieder.

Nach dem oben erwähnten Dejeuner, zu dem Bismarck bei Napoleon geladen war, erkundigte sich dieser lebhaft nach der Richtung, welche Preußen angesichts der Wirren in den Donaufürstentümern einhalten würde. Die Aussicht, daß diese Länder dermaleinst dazu dienen könnten, Oesterreich für Venetien zu entschädigen, ließ sich besonders im Hinblick auf bestimmte Andeutungen, welche der Geschäftsträger Lefebvre Bismarck früher gegeben hatte, im Hintergrunde erkennen. Bismarck entgegnete, daß Preußens direktes Interesse an dem Schicksal der Donaufürstentümer bisher nicht über die Sicherstellung des deutschen Verkehrs in dieselben hinausgehe, und daß Preußens Mitwirkung zu etwaiger Neugestaltung der Zukunft jener Länder durch die Notwendigkeit bedingt sei, mit Rußland über eine für Preußen verhältnismäßig weniger wichtige Frage nicht in Verwicklungen zu geraten. Die Zuverlässigkeit der freundschaftlichen Verhältnisse Preußens zu Rußland und die Bedeutsamkeit seiner nachbarlichen Beziehungen machten es Preußen zur Pflicht, das seit lange zwischen den beiden Höfen bestehende Vertrauen nicht zu untergraben. Der Kaiser schien der Wahrheit dieser Bemerkung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Napoleon entwickelte sodann das Interesse, welches Europa daran habe, die Quelle ansteckender Krankheiten zu verstopfen, welche, wie damals die Cholera,

ihren Ursprung aus den Wallfahrten nach Mekka entnähmen und sich durch die heimkehrenden Pilger dem Westen mitteilten. Er glaubte, daß durch gemeinsame Schritte der europäischen Mächte Gefahren dieser Art erheblich vermindert werden könnten, und sprach die Hoffnung aus, daß Preußen geneigt sein würde, hierzu mitzuwirken. Obschon Bismarck die Gefahr nicht verkannte, daß durch die Eingriffe in die Wallfahrtsangelegenheiten der Fanatismus der Mohammedaner erregt und der Orient, absichtlich oder unabsichtlich, in Aufruhr versetzt werden könnte, so glaubte derselbe doch in allgemeinen Worten die Ueberzeugung aussprechen zu sollen, daß Preußen sich bei jedem Werke der Zivilisation in jener Richtung bereitwillig beteiligen würde, so weit es in der Lage sei, einen Einfluß in diesen entfernteren Gegenden zu üben.

Die Gräfin Bismarck hatte sich zunächst bei der Kaiserin Eugenie nur eingeschrieben; vorgestellt wurden sie und die Comtesse Marie der Kaiserin erst am 5. Oktober früh im Port-vieux (bei strömendem Regen!). Die Bismarcksche Familie hat wiederholt während des Aufenthalts in Biarritz die Kaiserin dort gesehen und sich ihrerseits immer des freundlichsten und ungezwungensten Verkehrs zu erfreuen gehabt.

Nachmittags war die Familie Bismarck regelmäßig bei der Musik, die nach 5 Uhr auf dem großen plage des fous (vor dem Eingang zur Kaiserlichen Villa) spielte, wo sich dann die ganze Biarritzer Badegesellschaft vereinigte. Oft kam auch der Hof dorthin und machte dort Cercle.

Bismarck machte in der Villa Eugenie den besten Eindruck. Ich schließe das aus der schmeichelhaften Bemerkung, welche Prosper Mérimée, der Freund der Kaiserin Eugenie, über ihn gefällt hat. Der gedachte französische Schriftsteller schreibt in einem Briefe, der preußische Minister habe ihm sehr gut gefallen. „C'est un grand Allemand, très poli, qui n'est point naïf. Il a l'air absolument dépourvu de Gemüth, mais plein d'esprit. Il a fait ma conquête. Il avait amené une femme qui a les plus grands pieds d'outre-Rhin et une fille qui marche dans les traces de sa mère."

Auch Mérimée bestätigt, es habe eine lange Aussprache zwischen Bismarck und Napoleon stattgefunden; über den Inhalt habe ihm aber weder der eine noch der andere etwas erzählt; der Eindruck Mérimées war, Bismarck sei höflich, aber ziemlich kalt aufgenommen worden. „Er hat mir einen guten Eindruck gemacht; er hat mehr Geist, als man bei den Deutschen zu finden pflegt; ich möchte ihn eine Art diplomatischen Humboldt nennen."

Zum Schlusse erzählt Mérimée folgende ergötzliche Geschichte, welche den Ton, der in der Villa Eugenie herrschte, trefflich charakterisirt. Eine der Damen der Kaiserin, Frau von N., welche Bismarck sehr verehrte, wurde deshalb von den Bewohnern der Villa stark aufgezogen, indem ihr mit den Kühnheiten dieses großen Mannes, die sie zu begünstigen schien, gedroht wurde. Dies brachte Prosper Mérimée auf den Gedanken, Bismarcks Kopf zu malen, und, nachdem

eine große Aehnlichkeit erzielt worden war, denselben auszuschneiden. Beim Einbruch der Nacht begaben sich der Kaiser, die Kaiserin und Mérimée in das Schlafzimmer der Frau von N.; sie legten den Kopf auf das Bett, eine Schlafrolle unter die Decke, um die durch einen menschlichen Körper gebildete Erhöhung zum Ausdruck zu bringen; schließlich machte die Kaiserin ein Taschentuch als Schlafmütze zurecht und legte es auf die Stirn des Bismarckkopfes. In dem Halbdunkel des Schlafzimmers war die Täuschung eine vollendete. Nachdem die Kaiserlichen Majestäten das Zimmer verlassen hatten, hielten Mérimée und die Gesellschaft Frau von N. noch einige Zeit zurück, damit der Kaiser und die Kaiserin am Ende des Ganges eine geschützte Stellung nehmen konnten. Darauf machte jeder Miene, in sein Schlafzimmer zu gehen. Frau von N. trat in das ihrige, blieb darin einen Augenblick, um sich aber dann herauszustürzen, an die Thür der Frau von Lourmel zu klopfen und ihr mit einer jammernden Stimme zu sagen: „Il y a un homme dans mon lit!“ Leider blieb Madame de Lourmel nicht ernhaft, und das Lachen der Kaiserin am anderen Ende des Korridors verdarb schließlich das Spiel. Das Beste erfuhr Mérimée erst später. Einer der Kammerdiener des Kaisers war vorher schon in das Schlafzimmer der Frau von N. eingetreten, hatte sich aber, als er den Kopf im Bette bemerkte, lebhafte Entschuldigungen stammelnd, zurückgezogen. Draußen aber erzählte er, es liege ein Mann in dem Bette. Einzelne hatten die Meinung geäußert, es sei Herr von N. gewesen, der seine Frau habe besuchen wollen, aber diese Annahme sei — als ganz unwahrscheinlich — zurückgewiesen worden. Einer, welcher Mérimée bei der Arbeit des Bismarckkopfes beobachtete hatte, verhinderte, daß man der Sache weiter auf den Grund ging.

2. November 1865. Paris. Herrendiner zu Ehren Bismarcks in der preußischen Botschaft, an dem, außer den Herren der Botschaft (Graf von der Goltz, Graf zu Solms, Herr v. Radowitz, Graf zu Lynar, Baron Saurma) noch teilnahmen: der auswärtige Minister Drouyn de Lhuys, der französische Botschafter in Berlin Graf Benedetti, der russische Botschafter Baron Budberg, der italienische Gesandte Nigra, der sächsische Gesandte Graf Seebach und der österreichische Geschäftsträger Graf Müllinen. Nach dem Diner hatte Bismarck mit Drouyn de Lhuys, Budberg und Nigra längere Gespräche. An demselben Tage hörten Bismarck und seine Tochter das Konzert an, das die Musikkapelle des 34. Regiments, der pommerschen Füsiliere, im Zirkus des Champs Elysées gab. Diese Kapelle erregte in Paris Aufsehen. Jedermann wollte sie sehen, um ihre Uniformen zu bewundern, jedermann ihre ausgezeichnete Musik hören.

Die Pariser Presse konstatirte, daß der äußere Eindruck Bismarcks ein günstiger gewesen sei. „On lui a trouvé une physionomie fixe et douce faisant contraste avec le sans-façon, j'allais dire la brutalité de sa politique. On a remarqué la beauté et les cheveux blonds de Mlle.

de Bismarck. Bref, le dehors du ministre et de son entourage ont éffacé un peu de l'impression produite de sa politique."

14. März 1866. Rout bei Bismarck. Bernhardi, der Verfasser der „Tagebücher", traf den Hausherrn im ersten Salon, mit unzähligen Orden behangen und befleißigt, seine eintretenden Gäste zu begrüßen.

7. Mai 1866. Die Vorgänge nach dem Blindschen Attentat[1]) schildert Rudolf Lindau in seinen von mir veröffentlichten Aufzeichnungen aus dem Jahre 1878.[2])

Die Gräfin hatte einige Freundinnen zu Besuch, als ihr Gemahl in das Empfangszimmer trat. Er begrüßte alle in freundlicher Weise und bat um Entschuldigung für einige Minuten, da er ein dringendes Geschäft zu erledigen habe. Er ging darauf in das nächste Zimmer, wo sein Schreibtisch stand, und schrieb eine Mitteilung über den Vorfall an den König. Nach Erledigung dieser Pflicht kehrte er in das Empfangszimmer zurück und machte einen seiner kleinen ständigen Scherze, indem er seine eigene Unpünktlichkeit ignorirte und zu seiner Frau sagte:

„Nun, giebt es heut bei uns kein Mittagessen? Du läßt mich immer warten."

Er setzte sich zu Tisch und sprach den ihm vorgesetzten Gerichten tüchtig zu; erst nach dem Essen ging er auf die Gräfin zu, küßte sie auf die Stirn, wünschte ihr nach alter deutscher Weise „Gesegnete Mahlzeit" und setzte dann hinzu:

„Du siehst, ich bin ganz wohl."

Sie blickte ihn an. „Ja," fuhr er fort, „Du mußt nicht ängstlich sein, mein Kind. Jemand hat nach mir geschossen, aber es ist nichts, wie du siehst."

Anfang Juni 1866. Diner, an welchem der sachsen-altenburgische Staatsminister v. Larisch,[3]) der Geheime Legationsrat v. Keudell u. a. teilnahmen.

---

[1]) Vergl. über dieses Attentat meine Werke: „Neue Tischgespräche" Band I. S. 26 und „Bismarck und die Parlamentarier" Band I. S. 81, 82.

[2]) Bismarck-Portefeuille I. S. 108.

[3]) Derselbe war von dem Herzog von Sachsen-Altenburg nach Berlin geschickt, um sich zu vergewissern, ob der Waffengang zwischen Oesterreich und Preußen eine definitiv beschlossene Sache sei. Zuerst wurde Larisch an Herrn v. Thile verwiesen, der demselben Aufschlüsse über Bismarcks Politik gab. Nach zwei Stunden erfolgte der Empfang bei Bismarck. Larisch erklärte dem Ministerpräsidenten, der Herzog habe gegen das ihm von Preußen vorgeschlagene Bündnis Bedenken, weil der Bundestag dadurch an die Luft gesetzt würde. Er, Larisch habe dem Herzog den Anschluß an Preußen als Bedingung des Verbleibens der preußischen Stabsoffiziere in Altenburg und seines eigenen Verbleibens im Amte gestellt. Bismarck bemerkte,

Nach dem Diner machte Bismarck Larisch vertrauliche Mitteilungen über den Stand der Verhandlungen mit Oesterreich und seine dem Grafen Rechberg gegenüber in der schleswig-holsteinischen respektive dänischen Kriegsfrage beobachtete Politik. Als Larisch seine Verwunderung darüber ausdrückte, wie er Oesterreich zu einer militärischen Kooperation gegen Dänemark in der schleswig-holsteinischen Sache vermocht hätte, erzählte Bismarck beim Rauchen einer Zigarre folgendes: „Ich habe den Grafen Rechberg an ein Zwiegespräch über dieselbe Frage in der Zeit des Frankfurter Bundestags erinnert. Wir ritten damals spazieren und unterhielten uns eben über jenes politische Problem, als wir plötzlich vor einem breiten Graben ankamen. Ohne mir's lange zu überlegen, gab ich dem Pferde die Sporen, setzte über den Graben und rief dem mir erstaunt nachsehenden, auf der anderen Seite des Grabens zurückgebliebenen Grafen zu: ‚Sehen Sie, so wird es Preußen machen, wenn Sie nicht alliirt mit demselben gegen Dänemark vorgehen.'"

5. Juni 1866. Bismarck trifft in der zehnten Abendstunde in seinem Salon unter den Freunden des Hauses, in deren Mitte er um diese Stunde sich von den Anstrengungen des Tages zu erholen pflegte, die Abgeordneten v. Blanckenburg, v. Kleist-Retzow und Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode. Die Unterhaltung ging angesichts des drohenden Krieges von der öffentlichen Meinung und von der Haltung der beiden Häuser des Landtags aus. Während man von der einen Seite die Ansicht vertrat, daß die Bevölkerung Berlins in ihrer Mehrzahl noch immer auf demselben Standpunkt stehe wie bisher, bemerkte Herr v. Blanckenburg, welcher der Frau v. Bismarck zunächst saß und sich schon eine Zeitlang mit derselben leise unterhalten hatte: „Der richtige Berliner ist, wie wir alle wissen, eine sehr komische Pflanze, bereit, sich mit jedem zu schießen oder zu schlagen, der behaupten sollte, daß die Alpen in der Schweiz höher wären als der Kreuzberg. Ich habe mich in neuester Zeit in den besuchtesten öffentlichen Lokalen umgesehen, und es hat sich mir die Ueberzeugung aufgedrängt, daß der Berliner bereits entschieden kriegerisch gesinnt ist. Schon der Gedanke, daß die Oesterreicher so dreist sein könnten, Berlin einen Besuch abstatten zu wollen, treibt ihnen das Blut in den Kopf, und ich habe wiederholt Aeußerungen gehört, welche sehr nach dem bekannten Liede über die österreichische Landwehr schmeckten und keine Zweifel darüber ließen, daß die vorgeschlagene Kur mit Blut und Eisen sich in der Apotheke der öffentlichen Meinung in Berlin einer wachsenden Popularität erfreut."

„Ich kann dies nur bestätigen," fügte der Graf Stolberg hinzu, „und habe auch speziell aus Breslau, wo doch sonst auch ein bedenkliches Völkchen

---

der König habe bereits direkt ein Telegramm an den Herzog in Altenburg gerichtet, nach dessen Empfang an einem Nachgeben des letzteren und dem Verbleiben von Larisch im Amte nicht mehr zu zweifeln sei.

wohnt, die bestimmte Nachricht, daß der Gedanke, die Kroaten und Panduren in Breslau zum Frühstück bewirten zu sollen, dort wie ein reinigendes Gewitter gewirkt habe. Insbesondere ist unser alter Freund aus Brandenburg, Ziegler, dort als Landwehrmann im besten Sinne des Worts aufgetreten und hat den besseren Teil der Bürgerschaft in einer Weise mit sich fortgerissen, daß alle meine früheren Bedenken geschwunden sind. Von Sympathien für Oesterreich auch nicht die Spur und selbst in den katholischen Kreisen, mit kaum nennenswerten Ausnahmen in den Reihen der jüngeren Kapläne, ein entschiedenes Hervortreten des preußischen Patriotismus, was mich eigentlich überrascht hat."

„Wir wollen dies nicht überschätzen, lieber Eberhard," erwiderte Herr v. Kleist, „denn ich habe meinerseits auch Aeußerungen gehört, die von der Voraussetzung auszugehen scheinen, daß unsere Niederlage unzweifelhaft sei, und daß also der Krieg das Resultat haben werde, das deutsche Kaisertum Oesterreichs wieder aufzurichten."

„Lieber Hans," sagte Bismarck, „du pflegst doch sonst nicht so graulich zu sein. Die preußische Armee ist nicht so leicht zu verspeisen, und wenn ich glaubte, daß dieselbe überhaupt geschlagen werden könnte, dann hätte ich die Politik, die ich treibe, nicht getrieben. Man kann uns in Europa alles nachmachen; was man uns aber nicht nachmachen kann, das ist der preußische Sekondelieutenant. Ueberhaupt verlasse ich mich in dieser Beziehung ganz auf Seine Majestät, unter dessen Augen sich die Leistungen der Armee verdoppeln werden. Alle Achtung vor den österreichischen Generalen, aber einen Moltke besitzen sie nicht, und die Wirkung unserer Zündnadelgewehre haben sie bis jetzt nur an den Dänen beobachten können."

14. Juni 1866. Diner bei Bismarck mit daran sich anschließender Abendgesellschaft. Anwesend waren u. a. die Herren v. Eisendecher, v. Keudell und Graf Lehndorff.

Im Laufe des Abends traf die telegraphische Meldung ein, daß der österreichische Antrag, dahin gehend, den Bundesvertrag durch Preußens Maßregeln in Holstein für gebrochen zu erklären und alle Bundes-Armeekorps mit Ausnahme des preußischen zu mobilisiren, von der Majorität des Bundestags angenommen worden sei. Nach dem Eintreffen des österreichischen Mobilmachungsantrags setzte sich Bismarck sofort an den Tisch und entwarf die Angaben zu den preußischen Sommationen an Sachsen, Hannover und Kurhessen, ließ die betreffenden Depeschen chiffriren und verfügte, daß dieselben nicht eher abgehen sollten, als bis er es bestimme. Demnächst bat Bismarck Herrn v. Keudell, zu dem General von Moltke zu gehen und denselben zu fragen, ob er, der Ministerpräsident, denselben besuchen könne. Es dauerte nicht lange, so traf Moltke selbst im Ministerium des Auswärtigen ein. Bismarck und Moltke zogen sich alsbald zurück, um miteinander die militärischen Maßregeln zu besprechen, welche

durch die politische Lage unmittelbar bedingt waren. Nach Verlauf einer halben Stunde traten beide bereits wieder aus dem Arbeitszimmer Bismarcks heraus. Nunmehr gab Bismarck den Auftrag, daß die chiffrirten Depeschen, betreffend die Sommationen, an Sachsen, Hannover und Kurhessen abgehen sollten.

Gegen 2 Uhr nachts zog Bismarck die Uhr heraus und sagte: „In 22 Stunden werden unsere Truppen in Sachsen, Hannover und Kurhessen einrücken!" (Geschah auch.)[1])

Moltke war in heiterster Laune[2]) und bemerkte: „Heute ist die Brücke bei Dresden gesprengt worden." Als er das allgemeine Erstaunen der Tischgesellschaft wahrnahm — Bismarcks nicht ausgenommen, welcher meinte, das sei doch nicht möglich —, lachte er verschmitzt und sagte: „Ich meine, es war ein heißer und staubiger Tag, an dem wohl der Sprengwagen auf der Dresdener Brücke in Funktion war."

Graf Lehndorff meinte: wenn Moltke Witze macht, dann müssen die Chancen des Krieges gut stehen. — Der Erfolg hat ihm bald recht gegeben.

15. Juni 1866. Bismarck besucht noch in später Abendstunde die Theegesellschaft seiner Frau, zu welcher u. a. auch die Abgeordneten Graf Eberhard zu Stolberg und v. Blanckenburg gehörten.

„Nun, meine liebe Johanna," sagte er, „bis jetzt habe ich von Politik gelebt, jetzt aber möchte ich auch noch etwas Reelles genießen."

In ihrer zarten Fürsorge hatte Frau v. Bismarck bereits einen entsprechenden Imbiß bereit, dem der erschöpfte Staatsmann mit seinem damals noch unerschöpften Appetit alle Ehre angedeihen ließ. „Entschuldigt mich," sagte er zu seinen beiden Freunden, „wenn ich zunächst nicht spreche, sondern nur höre. Was habt ihr denn auf euren heutigen Irrfahrten an Honig und Wachs eingesammelt?"

---

[1]) Am folgenden Tage (15. Juni 1866) war der englische Botschafter Lord Loftus bei Bismarck. Beide spazierten in dem Garten des Bismarckschen Palastes herum, als es Mitternacht war. Bismarck zog seine Uhr aus der Tasche und sagte: „In dieser Stunde sind unsere Truppen schon in Hannover, Sachsen und Hessen-Kassel eingerückt." Und er fuhr fort: „Es wird ein blutiger Kampf sein. Vielleicht verliert Preußen, aber in jedem Falle wird es tapfer und ehrenvoll kämpfen. Wenn wir geschlagen werden, so kehre ich nicht hierher zurück. Ich werde beim letzten Angriff fallen. Man kann nur einmal sterben, und es ist besser zu sterben, als geschlagen zu sein."

[2]) Eine drollige Charakteristik hat einmal Fürst Bismarck in vertrautem Freundeskreise von dem alten Feldherrn zum besten gegeben. Wenn eine Kriegserklärung in der Luft schwebe — sagte der Kanzler —, werde selbst Moltke gesprächig, und als es im Jahre 1870 losging, sei derselbe mit einem Schlage um zehn Jahre jünger geworden. Vorher sauertöpfisch und mürrisch, hätte er nun aufgeräumt geplaudert, sogar wieder Appetit auf Champagner und schwere Zigarren bekommen und den letzten Rest von Zipperlein verloren, das er sich beim Ausruhen auf kalt gewordenen Lorbeeren geholt.

Nachdem die beiden Herren ihre Erlebnisse mitgeteilt hatten, sagte Bismarck: „Ich kenne die Preußen und speziell die Berliner wie einen Dreier und weiß, daß ich schon als unverfälschter Junker das Richtige traf, wenn ich in der preußischen Nationalversammlung den Rat erteilte, jede parlamentarische Interpellation mit einem Trommelwirbel zu beantworten. Sobald bei uns die Trommel erschallt und die Trompete erklingt, dann haben die Herren mit dem großen Munde bei der Masse der Bevölkerung ausgespielt. Was für mich den Reiz der Neuheit hat, das sind die Vorgänge in dem Salon der Gräfin X., welche für mich um so verständlicher sind, als ich weiß, daß diese nicht gerade sehr geschickte Intrigantin von einer hohen Dame in Wien im geheimen diplomatischen Dienst gebraucht wird. Alle diese kleinen Intriguen sind an der Königlichen Natur unseres Allergnädigsten Herrn gescheitert, und ich freue mich nur, daß der preußische Sekondelieutenant seinen übrigen Tugenden auch die hinzufügt, die jüngeren Mitglieder unserer Gesellschaft am Seile der Liebe wieder auf den rechten Weg zu leiten. Was für eine gute Frau ich habe, könnt ihr daraus sehen, daß sie nicht einmal fragt, was es mit jener Gräfin eigentlich für eine Bewandtnis habe."

5. August 1866. Mittagstafel, zu welcher u. a. der Abgeordnete v. Kleist-Retzow geladen war, welcher an diesem Tage mit Mühe einem Konflikt mit Bismarck entronnen war.

Als Bismarck aus dem Kriege gegen Oesterreich heimkehrte, erfuhr der Oberpräsident von Kleist-Retzow, daß der gleich darauf zusammentretende Landtag mit der Forderung der Indemnität rücksichtlich der inzwischen budgetlos geführten Regierung angegangen werden solle. Kleist war davon tief betrübt. Er war gewiß, daß, selbst wenn das noch vor dem Bekanntwerden des Sieges von Königgrätz gewählte Abgeordnetenhaus der Regierung deswegen Schwierigkeiten machen sollte, eine Auflösung desselben und Neuwahlen ein völlig konservatives Abgeordnetenhaus und damit die unbedingte Unterstützung eines konservativen Regiments bringen würden. Die in Berlin anwesenden Minister, mit Ausnahme von der Heydts, welcher deren Aufnahme in die Thronrede vorgeschlagen hatte, waren ebenfalls gegen eine derartige Forderung der Indemnität.[1]) Kleist schrieb an Bismarck, mit Wissen eines der Minister, auf dem Wege der Heimkehr aus Böhmen und mahnte aufs dringendste davon ab.[2]) Der Landtag wurde

---

[1]) Nach der Darstellung Roons (Denkwürdigkeiten Band II, Seite 311) war nur der Justizminister Graf zur Lippe mit der Einbringung des Indemnitätsgesetzes nicht einverstanden; außerdem stellte der Kultusminister von Mühler ein Amendement, durch welches eine etwas andere Begründung des Antrages beabsichtigt wurde.

[2]) Hiernach ist also die auch in mein Werk „Fürst Bismarck und die Parlamentarier" (cf. Band II Seite 47) übergegangene Darstellung, wonach Herr v. Kleist-Retzow an der Spitze einer Deputation in Prag bei Bismarck erschienen sei, um denselben zur Oktroyirung einer neuen Verfassung zu bewegen, unzutreffend.

eröffnet, die Forderung der Indemnität verkündet. Kleist blieb im Weißen Saale stehen, bis alle anderen ihn verlassen, Bismarck desgleichen. Nachdem sich die Freunde begrüßt hatten, sagte Bismarck zu Kleist: „Aber ich muß wissen, alter Junge, von wem du die Mitteilung über die Indemnität hast?"

Kleist: „Das wirst du von mir nicht erfahren!"

Bismarck: „So werde ich dir den Staatsanwalt senden!"

Kleist: „Du könntest mich auch ins Gefängnis setzen lassen."

Eine Stunde darauf lud ein Diener Bismarcks den Oberpräsidenten zum Diner ein; Kleist wurde aufs herzlichste von Bismarck mit der Mitteilung empfangen, daß der betreffende Minister selbst ihm gesagt habe, daß er dem Oberpräsidenten die oben erwähnte Mitteilung gemacht; es sei alles ausgeglichen.

Kurz nach Beendigung des böhmischen Feldzuges fand bei einem hohen militärischen Würdenträger, der in dem Rufe einer nicht allzubedeutenden geistigen Regsamkeit stand, ein großes Diner statt, zu dem neben anderen Ministern, Vertretern der Generalität und des Parlaments auch Bismarck geladen war. Das Mahl selbst wurde in dem mit Hirschgeweihen, Büffelhörnern und anderen Jagdtrophäen reich geschmückten Speisesaale des Gastgebers gereicht, und als sich Graf Bismarck zu Beginn der Tafel eben niedersetzen wollte, bemerkte er zu seinem Tischnachbar, einem 1866 berühmt gewordenen General, auf eine über seinem Platze angebrachte Gruppe von riesigen Auerochsenhörnern zeigend: „Excellenz, wie es den Anschein hat, speisen wir hier im Ahnensaale unseres gütigen Gastgebers."

13. Dezember 1866. An der Mittagstafel nimmt der württembergische Gesandte in Berlin Freiherr v. Spitzemberg teil.

Ueber die Veranlassung zu der Einladung giebt uns folgender Brief Spitzembergs an seinen Schwiegervater, Freiherrn v. Varnbüler, d. d. 13. Dezember 1866, Aufschluß: „Ich habe Dir geschrieben, daß eine Begegnung mit dem Grafen Bismarck auf dienstlichem Wege eigentlich unmöglich ist. Außer für die Botschafter ist der Graf für niemand sichtbar. Herr v. Thile ist mit allen Geschäften beauftragt, und der Minister hat nur die Angelegenheiten des Norddeutschen Bundes ausschließlich für sich reservirt. Demgemäß hatte Herr v. Thile die Weisung, alle Diplomaten strenge von dem Grafen ferne zu halten. Ich versuchte daher, mir andere Zugänge zu eröffnen, was schwer war, da auch die Gräfin sich ebenso sehr abschließen zu wollen schien und der Portier des Auswärtigen Amtes jedermann mit der bestimmt lautenden Antwort abwies, die Gräfin empfange die Diplomaten noch nicht. Nach Verfluß einiger Tage verlangte ich angemeldet zu werden, allein ich traf es unglücklich, denn es war jetzt und mehrmals darauf die Gräfin jedesmal ausgefahren. Gestern endlich gelang es mir, Zutritt zu erlangen, nachdem ich vorher den beiden jungen

Grafen auf der Straße begegnet und ihnen aufgegeben hatte, meinen Besuch bei ihrer Mutter anzusagen. Ich wurde mit der alten Herzlichkeit empfangen und blieb so lange, bis auch der Graf erschien, eben im Begriffe, zum Vortrage bei dem Könige zu fahren. Er begrüßte mich in der gewohnten kordialen Weise und erwiderte mir, als ich ihm mein Bedauern aussprach, ihm nicht früher mich haben vorstellen zu können: ‚Ich bin noch nicht hier!‘ Er war in Generalsuniform und sein Aussehen gesunder, besser, frischer, als ich es je früher gefunden habe. Er erzählte mir, daß er körperlich ganz wohl sei, daß er aber mit Geschäften sich sehr schonen müsse und jede größere Anstrengung mit Schlaflosigkeit zu büßen habe. Die Folge sei dann eine erhöhte Reizbarkeit, unter der seine Kollegen und Beamten zu leiden haben. Trotz der strengsten Befehle, die er seinen Beamten bei Gefahr der Versetzung auf dem Disziplinarwege nach den entferntesten Provinzen der Monarchie erteilt habe, niemand vorzulassen, dränge sich doch der eine oder andere ein, um ihn zu stören. Gestern habe gerade ein fremder General, der ohne Zweifel für Geld sich den Zutritt bei einem seiner Diener erkauft habe (denn er wisse, daß er ums Geld gezeigt werde), im Vorzimmer gewartet, als er seinem Kanzleidiener mit einem ‚Schert Euch zum Teufel‘ die Thür gewiesen habe, was der General, dem es doch nicht gegolten, vielleicht auch auf sich bezogen habe. So fuhr er scherzweise fort, um zu zeigen, wie er von der Zudringlichkeit zu leiden habe und die kräftigsten Mittel zur Abwehr anwenden müsse. ‚Aber,‘ sagte er im Weggehen, ‚wenn Sie geschmälzte Knödel (Verwechslung mit unseren Spätzlen) bei mir essen wollen, so sind Sie mir stets willkommen. Auch der Pfannkuchen soll nicht fehlen.‘ Ich werde heute, wie früher in Petersburg, am Familientische bei ihm speisen und freue mich, daß trotz der veränderten Stellungen das persönliche Verhältnis dasselbe geblieben ist, und während der Diplomat, wie alle anderen, von seinem Kabinet ausgeschlossen ist, ich als alter Bekannter wie ehedem aufgenommen bin.“

15. Dezember 1866. Zur Mittagstafel beim König, zu welcher auch die zur Beratung einer Verfassung für den Norddeutschen Bund in Berlin anwesenden Minister der betreffenden Staaten geladen waren.

Der anhaltische Minister Dr. Sintenis teilte in einem Briefe seiner Familie darüber folgendes mit:

„Um 4¾ Uhr nachmittags ins Schloß gefahren, infolge einer Einladung von beiden Majestäten zur Tafel. Trotz befohlener kleiner Uniform — nach hiesigem Begriff — hatten doch alle meine Kollegen die grand cordons angelegt! Schadet nicht, Bismarck war ohne. Dieser erschien bald, aus des Königs Zimmer heraustretend, uns zu bewillkommnen. Wenige Minuten später Seine Majestät. Letzterer hielt eine kurze Anrede an uns. Was schon öfter vergeblich erstrebt worden, bemerkte er, sollte von neuem versucht werden; die

Ereignisse und Erfolge hätten Ihn weit über Seinen Willen fortgerissen, er hoffe aber das Beste für Deutschland, wenn Seine Bundesgenossen Ihm zustimmten; freilich werde es ihnen einige Opfer kosten. Dies der kurze Sinn seiner längeren freien Rede. Dann ging er uns im einzelnen durch. Hierauf zog er sich zurück, und Bismarck führte uns den prachtvollen Treppenbau hinauf in einen Saal, in dem sich viele Hofbeamte befanden, und in den bald die Königin hereinrauschte. Sie ließ sich uns ebenfalls einzeln vorstellen und war in der Rede ungemein gewandt und sehr gesprächig. Auffallend hingegen war die Schweigsamkeit der Kronprinzessin und des Kronprinzen (andere Prinzen waren nicht da). Wie mir auf Befragen gesagt wurde, sei das so deren Sitte aus Deferenz und Devotion gegen die Eltern.

Die Pracht der Tafel war groß, die Wasserflaschen standen auf hohen silbernen Untersätzen, nicht aber gab es für jeden eine Karaffe Tischwein,[1]) auch goß sich niemand selbst ein; dies verrichtete stets ein Lakai. Alle Gläser ohne Ausnahme geschliffen; lauter silberne Teller. Die Speisen ungemein schmackhaft; viele davon kann ich nicht nennen.

Beim Kaffee waren die Majestäten über die Maßen gnädig. Der König sprach lange zu mir und Herrn v. Lauer[2]) über Politica, nachdem er zuvor an einem heiteren Gespräch teilgenommen, welches durch den Umstand hervorgerufen war, daß sich Lauer und v. L. hier trafen, von denen ersterer dereinst den letzteren im Examen hatte durchfallen lassen (Lauer war Mitglied der preußischen Examinationskommission). Der König ging so offen heraus, daß ich wirklich frappirt war. So z. B. sagte er: Wenn der König von Hannover mit Sicherheit hoffe, daß in zwei Jahren alles in den vorigen Stand gesetzt sein werde, so solle er doch das abwarten und nicht die Gewissen seiner Unterthanen beschweren. Ferner sagte er, er habe so lange mit dem Entschluß wegen des Krieges gerungen, noch beim Abschied zur Königin auf deren Frage: wann sie sich wiedersehen würden, erwidert: vielleicht zu Weihnachten — daß er durch den Erfolg nach drei Tagen seinen Kleinmut als von der Vorsehung in einer Weise beschämt erkannt habe, daß er von deren Walten augenscheinlich überzeugt worden sei. Er sprach hier so ganz als einfacher Mensch, daß ich mich nicht enthalten konnte, zu bemerken: Ihm müsse das doch eine außerordentliche Beruhigung sein.

So ging das fort, und Lauer, der vielleicht ein Glas zu viel getrunken, ließ den König gar nicht aus dem Gespräch los. Ich war daher froh, daß die Königin mich von rechts her in die Unterhaltung zog, so daß ich aus dem Königlichen Gespräch loskam und mit Ihrer Majestät auf das transatlantische

---

[1]) Am Dessauer Hofe war es Sitte, daß jeder Gast eine Karaffe Tischwein vor sich hatte.

[2]) v. Lauer-Münchhofen, Präsident der schaumburg-lippischen Landesregierung.

Kabel geriet. Auch dies nahm ein Ende, wobei die Kronprinzlichen Herrschaften fortwährend im Schweigen verharrten. Zuletzt verwickelte sich der König in die Schleppe der Königin, worauf dieselbe mit einer diese schrecklich unbequeme Mode anklagenden Rede schied.

Kurz darauf tritt Bismarck an mich heran, es war sieben Uhr abends geworden, und ladet mich zur Konferenzeröffnung um $^1/_2$ 9 Uhr ein.

‚Morgen früh?‘

‚Nein, heute abend.‘“

19. Dezember 1866. Zum Diner beim Kronprinzen. Geladen waren noch die zur Verfassungsberatung in Berlin anwesenden Minister, der Wirkliche Geheime Rat v. Savigny, der Unterstaatssekretär v. Thile und der russische Fürst Bariatynsky.

Der anhaltische Staatsminister Dr. Sintenis schreibt in einem Briefe an seine Familie darüber:

„Der Kronprinz drückte mir die Hand, der Kronprinzessin wurden wir beim Kaffee vorgestellt. Eine sehr angenehme Dame, größer, schöner und ansehnlicher, als ich sie mir gedacht hatte; in hohem Grade gewandt und liebenswürdig, kurz, ganz und gar geeignet, eine tüchtige Königin von Preußen zu werden. Der Kronprinz zeigte mir und noch einem auf meine Anregung die besten Bilder seiner Großmutter, der Königin Luise, die sich gerade in seinem Palais (‚in den Zimmern meiner Frau‘) befanden.

Das Diner war ganz magnifique; ich glaube, ich habe nie besser gespeist. Ausgehungert, ausgedürstet, aß und trank ich wie ein Löwe; unter anderem auch Punscheis als Getränk — etwas fabelhaft Schönes — mit dem Löffel aus dem Glase, dazu Champagner, wie er mir besser nie vorgekommen.

Eigentümlich war das Silberzeug; es schien nämlich von der unsoliden Art mancher Hochzeitsgeschenke zu sein, das heißt mit Kolophonium gefüllt und die dünne Decke in gepreßter Arbeit. Allein es war alles schwer massiv, und die gemusterte Arbeit war nicht gegossen, vielmehr fein ziselirt, also jedes einzelne Stück ein Kunstwerk.“

6. Juni 1867. Paris. Bei dem offiziellen Diner in der preußischen Botschaft bemühte sich ein französischer Diplomat, dem Kanzler des Norddeutschen Bundes einzureden, die Pariser hätten bei seinem Erscheinen auf der Revue von Longchamp enthusiastisch „Vive Bismarck“ geschrien.

„Aber, bester Freund, reden Sie mir doch so was nicht ein!“ rief Bismarck lachend aus. „Die Leute haben einander zugerufen: ‚Voilà Bismarck‘, als sie mich sahen. Und glauben Sie mir, ich fühle mich dadurch unendlich mehr geschmeichelt, als wenn sie in jubelnde Hochrufe ausgebrochen wären!“

Der Diplomat sah daraufhin den preußischen Staatsmann ganz entsetzt an, dieser aber lächelte ironisch vor sich hin und ging dann auf einen anderen Gegenstand über.

12. März 1868. Diner bei Bismarck zu Ehren des Prinzen Napoleon. Ueber den Verlauf desselben lasse ich in Ergänzung meines Bd. I S. 47 darüber Gesagten nachstehenden interessanten Brief des damaligen württembergischen Ober-Regierungsrats Riecke vom 13. März 1868 an seine Frau folgen:

Der Graf hatte den Prinzen Napoleon und sodann je einen Vertreter der sämtlichen deutschen Regierungen eingeladen. Außerdem waren die preußischen Minister und die obersten Bundesbeamten, der englische Botschafter Lord Loftus und die Beamten der französischen Botschaft anwesend. „Benedetti ist mir unwohl geworden, es hat ihn etwas geärgert, ich thue ihm aber nicht den Gefallen, es zu merken; da muß er schon deutlicher werden," — erzählte Bismarck, als wir kaum zu Tische saßen, — ich ihm zur Linken und dem Prinzen vis-à-vis. Ich erschrak zuerst sehr, als mir gleich beim Kommen gesagt wurde, welches mein Platz sein werde; indessen, es ließ sich nicht ändern. „Ich habe heute das Amt der Ceres verwaltet," begann der Graf zu mir, „ich habe auf meinen Reisen einen Kohl kennen gelernt, der sehr hohe Stengel treibt, von dem habe ich jetzt Samen kommen lassen, bin heute bei verschiedenen Gärtnern vorgeritten und habe sie bestimmt, Versuche zu machen." Er erzählte mir dann über die Provinz Sachsen, welche Teile fruchtbar, welche schweren Boden haben, und kam auf Naumburg zu sprechen. Als ich bemerkte: dies habe mich immer an Eßlingen erinnert, fand er es richtig; nur sei es bei uns schöner. Er wußte — im Gegensatz zu dem Minister der Landwirtschaft, welcher mich fragte, ob wir viel Weinbau haben — sehr genau Bescheid über unsere agrarischen Verhältnisse, über die oberschwäbischen Höfe, das dort herrschende Vereinödungssystem, sprach davon, daß, während in Norddeutschland das Volk im Kampf mit feindlichen Elementen und Nachbarn habe müssen gehorchen lernen, auch durch die Mischung des deutschen mit fremdem Blute fügsamer geworden sei, in Süddeutschland der deutsche Charakter seine volle Reinheit bewahrt habe. Das sei an sich sehr gut; allein es zeige sich auch nirgends mehr als bei uns die Schattenseite, daß jeder für sich etwas Besonderes haben wolle. Nirgends habe es früher mehr kleinere Herrschaften: Reichsstädte, Reichsfürsten, Ritter u. s. w., gegeben als bei uns. Ich bemerkte, er scheine also von uns dasselbe zu denken, was noch nicht lange Rümelin geäußert, daß sich im Schwaben die Natur des Deutschen, seine guten und seine schlechten Eigenschaften in verstärktem Maße ausdrücken. Er bestätigte das und meinte dann: eine größere Einigung der Mehrzahl der Deutschen als zur Zeit sei nur auf dem Wege der Gewalt oder dann zu erreichen, wenn sie eine gemeinsame äußere Gefahr in Zorn brächte. Es sei das aber vielleicht von der Vor-

sehung weislich so geordnet. Denn hätten die Deutschen nicht ihren Absonderungsgeist gegen einander, so würde neben ihnen keine andere Nation bestehen können. Später kam er auf die allgemeine Wehrpflicht: „Solange die Franzosen die allgemeine Wehrpflicht bei sich nicht einführen, brauchen wir sie nicht zu fürchten. Das ist das ganze Geheimnis. Die Opfer, welche die allgemeine Wehrpflicht fordert, treten weit zurück hinter den Nutzen, den sie schafft. Ich selbst bin ein verzogenes Muttersöhnchen gewesen, und es hat mir sehr gut gethan, auf das Wohlleben, in dem ich mich befand, verzichten, den Tornister auf den Rücken, die Muskete auf die Schulter nehmen und mitunter auf Stroh schlafen zu müssen. Sie glauben nicht, welche Wirkung es hat, wenn der Bauer sagen kann: Da, neben dem Junker bin ich in Reih' und Glied gestanden. Auf fünf Meilen von meinem Gut hinaus, in unserem ganzen Werbebezirk kenne ich infolgedessen die Leute persönlich; von der Militärzeit her sind mir die Bedürfnisse der verschiedenen Klassen bekannter geworden. Daß das nachhält, setzt freilich voraus, daß man auf dem Lande bleibt und sein Gut selbst bewirtschaftet. Das thut der pommersche Adel, und thut's einer nicht, lebt einer faul von seinen Renten, so besinnt man sich schon, ob man ihm die Tochter zur Frau giebt, und wäre es der Reichste. Die allgemeine Wehrpflicht hebt auch den Offiziersstand. Wo so viele gebildete Elemente unter den gemeinen Soldaten, muß der Offizier sich doppelt anstrengen." Ueber die Diplomaten äußerte er sich mit gleicher Offenheit. Der . . . sche Gesandte, der auch im Bundesrat sitzt, scheine ihm mehr eine ornamentale Bedeutung zu haben. Seine Diplomaten müssen jetzt alle zuerst tüchtig im Ministerium arbeiten lernen. Kommen sie zu früh hinaus, so überschätzen sie sich bei den höflichen Formen, mit denen ihnen überall begegnet wird, und dann lernen sie nie etwas leisten. Auch dürfe ihm keiner eine Ausländerin heiraten. Eine Französin, eine Oesterreicherin bliebe dies ihr Leben lang; eine Russin schmiege sich schon eher. Ich berührte den Fall der Frau v. Below, der Tochter Varnbülers, die im Jahre 1866 auch erklärt habe, bei ihrem Manne oder wenigstens in dessen Heimat bleiben zu wollen. Bismarck bestätigte dies und sagte, sie habe das Wort der Heiligen Schrift befolgt, welche gebiete: das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen. So kam das Gespräch endlich auf Spitzemberg; er kennt ihn durch ein dreijähriges Zusammenleben in Petersburg und lobt ihn sehr.

Dies war so ungefähr die Unterhaltung, und glaube ich nichts Wesentliches vergessen zu haben. Daß daneben nicht viel mehr für meinen anderen Tischnachbar abfiel, den schon erwähnten Minister der landwirtschaftlichen Angelegenheiten Herrn v. Selchow, wirst Du erklärlich finden. Doch konnte ich ihm immerhin von unseren Domänen, unseren Waldungen, den verschiedenen Richtungen unserer Pferdezucht, von Hohenheim u. s. w. erzählen.

Mein vis-à-vis saß ziemlich kalt da, sprach auffallend wenig mit der

Gräfin Bismarck und hörte den Ausführungen des bayerischen Staatsrats Weber ziemlich gleichgiltig zu.

Während des Diners korrespondirte Frau v. Bismarck mit ihrem Manne mit Hilfe eines Taschenkalenders.

Nach dem Diner wurde einer nach dem anderen dem Prinzen Napoleon vorgestellt. Ich wurde gefragt, seit wann ich von Hause weg sei, ob Varnbüler wohl hierher komme, wie unsere Wahlen ausfallen werden, sprach dann einiges über die unter dem Vorsitze von Monseigneur geführten Verhandlungen wegen eines europäischen Münzsystems. Nachher kam Bismarck und sagte mir ins Ohr: „Er soll ja einmal mit Varnbüler los gewesen sein, ich muß ihn doch fragen, ob er etwas abgekriegt hat" (das Duell ist seinerzeit nicht zu stande gekommen aus Gründen, welche dem Prinzen nicht gerade zur Ehre gereichen). — Es wurden Zigarren herumgegeben. Von der obersten Schicht trug jede einen Buchstaben des Namens Bismarck. — Die Gräfin ist eine sehr lebhafte Frau, mit der recht gut Konversation zu führen ist. Während sie mit mir sprach, kam Plon-Plon, streckte die Hand hin und sagte langsam: „Adieu, Madame." Die Frau Gräfin verschwand fast in einem unendlichen Knicks. Man fühlte sich erleichtert, als der fremde Gast fort war. Es thut einem wahrhaft weh, daß der Mensch württembergisches Blut in den Adern hat. Den Humor hat er wohl gefühlt, daß man ihm gewissermaßen ganz Deutschland gegenübergesetzt hat.

30. April 1868 abends von 9—10½ der berühmte Staatsrechtslehrer und Zollparlamentsabgeordnete Bluntschli bei Bismarck. Ueber dieses Zusammensein schreibt derselbe in einem Brief an einen befreundeten badischen Politiker [1]):

Höchst bequeme Besprechung bei einem Glas Bier und mit Zigarre. Nie habe ich in so kurzer Zeit so viel erfahren. Wäre nur mein Gedächtnis besser. Doch versuche ich die Hauptsache zu notiren.

Erst brachte ich die Adreßfrage zur Sprache. Noch war Bismarck ärgerlich über die Haltung der Liberal-Nationalen in der Frage der Verantwortlichkeit der Behörden für die Schulden. Er bemerkte u. a.: „Ich habe das Wort gebraucht: Setzt uns in den Sattel, wir werden schon reiten. Ich habe diese Zuversicht nicht mehr. Sie nötigen uns, als Stallmeister zu reiten, und dabei kommt man nicht weiter. Sie haben mir vorgeworfen, ich habe Sie brüskiren wollen. Und hätte ich auch zu viel gesagt, so war das doch kein Grund, die Sache zu stören. Ich war in Wahrheit voll Rücksichten. Ich werde künftig

[1]) Der hier im Brief mitgeteilte Text lautet etwas abweichend von der Fassung, in welcher über diese Unterredung in Bluntschlis Werk: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben Bd. III, S. 193 f. berichtet wird.

diplomatischer verfahren und anfangs weniger gewähren müssen, um nachher durch Zugeständnisse das Nötige zu erhalten. Wir leben nicht in einer Zeit, wo der Kreisrichter, der nichts von Politik versteht — das ist ja nicht seine Sache — entscheiden kann über politische Dinge."

Darin gab ich ihm recht und sagte: ich habe das meinen Freunden auch gesagt; sie haben einen großen politischen Fehler gemacht. Aber ich wundere mich, daß man nicht einen Ausweg gefunden habe, denn ich sähe, daß der Ausgang auch jenen unangenehm sei und sie nicht wünschen, Bismarck zu hemmen.

Er: „Es sind kluge Leute darunter, und gerade die klügsten haben das gethan: Miquel, der kleine Lasker u. s. f. Die Doktrin steckt ihnen noch im Leib, sie können nicht darüber hinaus, und die kleine Eitelkeit der Partei spielt eine allzu große Rolle. Hätten sie das nicht gethan, so wäre die Thronrede noch viel entschiedener in nationalem Sinne ausgefallen. Ueber die Adresse kann ich mich nicht erklären. Sage ich, ich sei einverstanden, so heißt es: Bismarck hat die Adresse bestellt, und ich muß die Verantwortlichkeit dafür übernehmen. Ich dürfte sie ehrlicherweise gar nicht ablehnen. Ich weiß aber nicht, wie die Beratung ausfällt. Bis auf einen gewissen Grad ist sie unberechenbar."

Ich bemerkte: Die ganze Debatte würde nur zur Klärung der Parteien führen, und die preußischen Konservativen würden erfahren, daß sie mit den süddeutschen Partikularisten unmöglich zusammen gehen können. Der ganze Widerspruch scheine mir aus der Besorgnis des Fürsten Hohenlohe zu entspringen, daß seine Stellung gefährdet werde. „Ich halte dieselbe für einen Irrtum; die Luft nach dem Gewitter würde freier und reiner."

Bismarck: „Darauf allein kommt es an. Die Frage ist: Wird die Beratung eher das verhaltene Gift entleeren und dadurch wohlthätig wirken oder die Erbitterung vergrößern? Darüber läßt sich streiten." Er deutete aber ganz verständlich an, daß seine Natur und Anschauung eher für jenes als für dieses spreche. Ich bin überzeugt, daß es ihm ganz recht wäre, vorausgesetzt, daß gut operirt wird.

Nun ging das Gespräch auf Größeres über.

Bismarck: „Es wird Ihnen vielleicht phantastisch erscheinen, wenn ich behaupte, es ist unter den Völkern wie in der Natur; die einen sind männlich, die andern sind weiblich (eine mir nicht neue Idee); die Germanen sind Männer, so sehr, daß sie, für sich allein, unregierbar sind. Jeder will seine Eigenart. Wenn sie aber zusammengefaßt sind, dann sind sie wie ein Strom, der alles vor sich niederwirft, unwiderstehlich. Weiblich sind die Slaven und die Kelten. Sie bringen es zu nichts aus sich, sind nicht zeugungsfähig. Die Russen können nichts machen ohne die Deutschen. Sie können nicht arbeiten, aber sie sind leicht zu führen. Sie haben keine Widerstandskraft, sie folgen ihrem Herrn. Auch die Kelten sind nichts als eine passive Masse. Erst wo die

Germanen hinzutreten, durch die Mischung wird ein staatliches Volk. So die Engländer, auch die Spanier, solange noch Goten an der Spitze waren, die Franzosen, solange das fränkische Element leitete. Die französische Revolution hat dasselbe ausgestoßen und dem keltischen das Uebergewicht verschafft. Das macht sie geneigt, sich der Gewalt zu unterwerfen. Die Westfalen und die Schwaben sind alte Germanen, aber wenig gemischte Germanen und darum so schwer an den Staat zu gewöhnen. Wenn sie von einem nationalen Gedanken erfaßt und wenn sie wild werden, dann schlagen sie Felsen zusammen. Aber das ist selten. In der Regel will jedes Dorf und jeder Bauer für sich sein. In den Preußen ist eine starke Mischung von slavischem mit germanischem Element; das ist eine Hauptursache ihrer staatlichen Brauchbarkeit. Sie haben etwas von der Fügsamkeit des slavischen Wesens und von der Männlichkeit der Germanen."

Auf meine Aeußerung, ich habe immer die Deutschen für unstaatliche Naturen gehalten, aber jene Bemerkung zünde mir ein Licht an, welches die spezifische Befähigung der Preußen für den Staat erkläre, der nirgends sonst in Deutschland begriffen sei, fügte er bei: „Dazu kommt ein zweites: Die Hohenzollern haben von Anfang an ein wirkliches Fürstentum aufgerichtet und die widerspenstigen Adligen unterworfen. Meine Familie gehört zu denen auf dem linken Elbufer und hat in jenen Kämpfen, durch welche der Adel, vorzüglich auf dem rechten Elbufer, bezwungen wurde, immer auf Seite der fürstlichen Macht gekämpft. Ueberall sonst in Deutschland hat der Adel eine Unabhängigkeit beansprucht, mit der kein Staat bestehen kann. Nur in Preußen hat er sich in den Staat eingefügt."

Ich schicke einen kleinen Teil des Berichts über die Unterredung mit Bismarck. Den anderen Teil, obwohl praktisch der wichtigere, kann ich nicht mitteilen, weil ich ein persönliches Vertrauen verletze. Aber ich kann meine Ueberzeugung aussprechen von dem, was für uns wichtig ist:

1) Mit dem Gedanken eines Antrags ist er einverstanden und ist es, auch wenn er Bedenken dagegen äußern sollte.

2) Ein Eintritt Badens in den Nordbund wird zur Zeit nicht gestattet, nicht wegen Frankreichs, sondern aus Schonung für Bayern.

23. Mai 1868. Potsdam. Teilnahme an dem Gartenfest im Neuen Palais bei Potsdam, zu welchem die Mitglieder des Bundesrats und des Reichstags geladen waren. Der württembergische Bevollmächtigte Ober-Regierungsrat Riecke teilte in einem Briefe vom 24. Mai 1868 folgendes mit: Der Kronprinz machte in liebenswürdiger Weise die Honneurs. Ich wurde ihm durch Spitzemberg vorgestellt. Mit großer Begeisterung erzählte er von den Eindrücken aus Italien, von dem Enthusiasmus, dem er dort für Deutschland begegnet. Sie suchen dort nur nach einem Finanzminister. — Die Frau Kronprinzessin war

kurz anwesend und vorzugsweise von Angehörigen der nationalliberalen Partei umgeben.

Das Fest ging in den Gartensälen und im Freien vor sich. Ein weiter Raum der Gartenanlagen war mit Tausenden von Lampen erhellt, welche den grünen Rasen umsäumten und aus den Bäumen wie goldene Aepfel erglänzten.

Bismarck kam erst spät, zum erstenmal seit langer Zeit in Zivilkleidern. „Ich thue immer, was man mir befiehlt." Er sprach auch mit mir einige Worte vom längeren Hierbleiben u. s. w., worauf ich erwiderte: Wir wollen die nächste Woche recht fleißig sein, dann können wir nach vierteljähriger Abwesenheit vielleicht doch endlich nach Hause zurück. Allerdings müssen wir die jetzt für unsere Reformen günstige Zeit benützen; wir wissen nicht, ob sie später wiederkehre. „Gewiß," erwiderte er, „was man dem Augenblicke ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück." Er werde gleich nach dem Schlusse des Norddeutschen Reichstags auf drei Monate in Urlaub gehen und keinem Menschen sagen, wohin; er werde auf einer Station aussteigen und dann verschwinden.

Herbst 1868. In der „Magdeburgischen Zeitung" veröffentlichte ein Herr Fr. Sch. folgende Episode aus Bismarcks Leben: Es war im Herbst des Jahres 1868, als Graf Bismarck noch großer Nimrod war. Ich besuchte meinen Schwager, der im schönen Harz bei einer alten Excellenz Rentamtmann war. Der Zufall wollte, daß an diesem Tag große Jagd auf Schwarz- und Rotwild war, zu der unter vielen anderen auch Graf Bismarck sich eingefunden hatte. Nach der Jagd wurde, wie üblich, das Jagdessen eingenommen, und da ereignete sich folgendes: Bismarck erhob sich von der Tafel, ging direkt auf meinen Schwager los und sagte: „Ach, lieber W. . . ., bitte, auf ein Wort!" und zog ihn in eine Fensternische, lebhaft auf ihn einredend. Wahrhaft imposant war der Anblick dieser beiden hochgewachsenen Männer in der Nische. Mein Schwager hatte seine 13 Zoll Militärmaß und dieselbe Figur wie der Graf, war auch genau in demselben Alter. Alles wurde natürlich aufmerksam auf das Gespräch. Nachdem mein Schwager durch einen herzlichen Händedruck verabschiedet war, wurde er von allen Seiten mit der Frage bestürmt, was der Gegenstand der langen, ernsten Unterhaltung gewesen! Er hüllte sich jedoch in diplomatisches Schweigen und knöpfte sich unter unverständlichem Murmeln von Staatsgeheimnissen ꝛc. den obersten Knopf seines Fracks zu. Kein Mensch hat damals den Inhalt des Gespräches erfahren! Nach Jahren erst erzählte mir mein Schwager, das Thema der Unterredung war — Nordhäuser Kornbranntwein! Der Erzeugungsort dieses berühmten Getränks, meinte Graf Bismarck, müßte doch wohl in der Nähe liegen. Er hätte nach den vielen schweren Essen immer Chartreuse, Maraschino ꝛc. zu trinken; das bekäme ihm indes gar nicht! Etwas anderes wäre es mit gutem echten Nordhäuser, wenn er den nur bekommen könnte! Natürlich sagte mein Schwager, er würde sich glücklich schätzen ꝛc.,

und von nun an erfolgten regelmäßige Sendungen, der Bedienung wegen in gut versiegelten Flaschen mit der Etikettirung: „Château maison du Nord!“ Diese Sendungen gingen auch während des Feldzugs nach Frankreich und nahmen erst ihr Ende, als mein guter Schwager vor etwa 22 Jahren starb. Herzlich gelacht haben wir manchmal über diese Episode. Mein Schwager sagte dann, stolz auf seine persönlichen Beziehungen zu dem Reichskanzler anspielend: „Non cuivis licet adire Corinthum!“

1868 (?). Graf Bismarck zugleich mit dem Gesandten der Vereinigten Staaten von Nordamerika Bancroft zum Diner bei dem Finanzminister von der Heydt.

Minister von der Heydt, der reich von Haus aus war, zeigte bei solchen Gelegenheiten gern seinen Reichtum in der Menge und Güte des Gebotenen. Bismarck hatte damals noch den alten wunderbaren Appetit; der lange, magere Bancroft an seiner Seite sieht mit Staunen und Besorgnis, wie Bismarck von den ersten Gängen den ganzen Teller zweimal belegt. „Dear Count,“ sagt er ängstlich zu Bismarck, „ich glaube, es kommt noch mehr.“ „Das will ich hoffen,“ entgegnet Bismarck fröhlich und erneut beim nächsten Gange das grausame Spiel.

2. Juli bis 3. Dezember 1869. Varzin. Legationsrat Lothar Bucher als Gast bei Bismarck. Der Kanzler weilte auf seinem pommerschen Tusculum vom 1. Juli bis 4. Dezember 1869.

Bucher erzählte mir, es sei bei diesem seinem ersten Aufenthalt in Varzin oft „toll zugegangen“; er habe Berge von Schriftstücken zu erledigen gehabt. Recht ansprechende Details über den hinterpommerschen Aufenthalt Bismarcks und seiner Leute finden sich in dem bekannten Prachtwerke von C. W. Allers und Hans Krämer. Wir entnehmen daraus und aus meinen eigenen Aufzeichnungen das Folgende:

Solange Fürst Bismarck noch im Amte war, hat er Varzin stets seiner Besitzung im Sachsenwalde vorgezogen, weil er dort, in dem abseits der Hauptverkehrsstraßen gelegenen hinterpommerschen Dörfchen, vor unliebsamen Besuchern wenigstens sicherer war; denn die Flut der Depeschen und Briefe folgte ihm leider überall hin, obwohl er immer und immer wieder öffentlich erklären ließ, er nehme auf seinen Landgütern keinerlei Briefe an, die nicht schon äußerlich als von Bekannten herrührend erkennbar seien.

Die Bewältigung der Riesenarbeit, die in Varzin während der Anwesenheit des Kanzlers zu leisten war, lag vom Jahre 1869 ab auf den Schultern Buchers, der bis zum Jahre 1876 in jedem Sommer den Chef nach Pommern begleitete. Wer da glaubt, das seien in Varzin ruhige Tage gewesen, der irrt gewaltig. Wenn jemand die Berge von Zuschriften gesehen hätte, mit denen

die Welt in ihrer wohlmeinenden Schreibseligkeit und ihrem zudringlichen Egoismus die paar Wochen wohlverdienter Muße, die der Sommer dem Kanzler gewähren sollte, zu vereiteln trachtete, so würde er in Erstaunen geraten. Man erinnert sich noch der alle Jahre zu Beginn des Sommers in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" erscheinenden Notiz, in welcher sich Fürst Bismarck derartige Belästigungen dringend verbat. Trotzdem wollte der Strom der privaten Zuschriften nicht abnehmen. Manche meinten besonders klug zu sein, wenn sie ihre Wünsche an den Legationsrat Bucher adressirten und diesem dann zumuteten, die Ruhe des Chefs durch Vortrag des Inhalts ihrer Schreiben zu stören, wobei die Zudringlichen in der Regel mit der stereotyp gewordenen Formel begannen: „Ich weiß zwar sehr wohl, daß Sie wenig Zeit haben und der Kanzler noch weniger, hoffe aber, daß hier eine Ausnahme statthaft sein wird." Bucher erwuchs die Arbeit, jeden Eingang zu prüfen und darüber zu befinden. Ein Teil der Stücke wanderte in den Papierkorb, einzelne wurden den zuständigen Ressorts überwiesen, einzelne gaben dem Chef Gelegenheit zu einer persönlichen Kundgebung, andere ließ derselbe, nachdem er sie mit einem gewaltigen V. (bedeutete „Vortrag!") bezeichnet hatte, durch Bucher nach seinen Direktiven beantworten. Und was gab es allein an Danksagungen zu erledigen für Spenden und Ehrungen, die den Minister in der Sommerfrische doppelt erfreuen sollten; bald mußte an irgend einen südamerikanischen Turnverein, der den Kanzler des Deutschen Reichs zum „Ehrenvorturner" ernannt hatte, geschrieben, bald ein ungarischer Obsthändler, der einige große Wassermelonen für die Tafel lieferte, mit Dankesphrasen beglückt oder auch ein zudringlicher Reporter eines englischen Blattes mit gebührender Deutlichkeit abgewiesen werden.

Während Geheimrat „Büchlein", wie man ihn in der Familie gern nannte, in der dumpfen Stube mit der Ausführung der Befehle des Kanzlers — derselbe gab oft beim Frühstück in einer Viertelstunde so viel Weisungen, daß der ganze Tag kaum ausreichte, sie auszuführen — beschäftigt war, streifte dieser selbst mit der Tochter oder den heranwachsenden Söhnen zu Pferde durch Wald und Feld und vergaß, in die Bewunderung der Schönheiten der Natur versunken, oft die Sorgen der hohen Politik, zugleich aber auch seinen treuen Mitarbeiter, der sehnsüchtig aus dem Fenster spähte, weil wichtige Depeschen und Verfügungen der Erledigung harrten. Lächelnd beobachtete die Fürstin manches Mal Buchers Ungeduld und gab wohl gar ihrer Freude darüber Ausdruck, daß der geliebte Gatte es vorzog, sich mit seinen Wäldern und Feldern, statt mit der „häßlichen" Politik zu beschäftigen: „Glauben Sie mir, lieber Bucher, eine Wruke (Rübe) interessirt ihn mehr als Ihre ganze Politik." Nicht selten nahm der Fürst seinen besten Rat aber auch mit auf seine Spaziergänge, die so manches bedeutsame Promemoria, manche Gesetzvorlage entstehen sahen. Die Unterhaltung wurde dabei fast ausschließlich von Bismarck geführt, denn Bucher war noch schweigsamer als Moltke. Mahnte dann schließlich Bucher, der vor-

gerückten Zeit wegen, zur Heimkehr, dann bekam er die überraschende Antwort: „Zu Hause wartet wohl schon das Essen? Aber sehen Sie dort den Hügel, da müssen wir noch hinauf, da giebt's noch eine Aussicht."

In Varzin trug der Kanzler niemals Uniform — bis zu seiner Ernennung zum Generalmajor, am 20. September 1866, hatte er auch in Berlin nur sehr selten das Kleid des Soldaten getragen —, sondern dunkle Zivilkleider oder gar ein unansehnliches Jagdkostüm. Bismarcks bürgerliche Gewandung fertigten früher teils Frankfurter, teils Berliner oder Hamburger Schneidermeister, aber mit keinem scheint er besonders zufrieden gewesen sein; als einer der Kleidermacher nach dem Kriege gegen Frankreich wiederholt schlechtsitzende Anzüge lieferte, entlud sich der Aerger des Ministers in folgendem Handschreiben, d. d. Varzin, 23. Juli 1872: „Sie haben mir früher Sachen gearbeitet, die gut saßen, aber Sie haben leider die Gewohnheit davon verloren und nehmen an, daß ich mit dem Alter kleiner und dünner werde, was doch selten der Fall ist. Ich bitte Sie, nach meinem alten Maße zu arbeiten, von vor vier Jahren; was Sie mir seit 1870 geschickt haben, ist nicht zu brauchen, und ich habe von einem sonst so intelligent betriebenen Geschäfte, wie dem Ihrigen, nicht erwarten können, daß Sie die Naturgeschichte des menschlichen Körpers so wenig studirt haben . . ."

Bismarck pflegte sich in Varzin erst zum Lunch anzukleiden, während er die Vormittagsstunden stets im Schlafrock verbrachte und in diesem Negligé auch seine Räte und Gutsbeamten empfing; nur wenn Besuch aus Berlin eintraf, kleidete er sich rasch um, doch war dann die Toilette nicht immer „à quatre épingles". Die Schlafröcke, die der Fürst gewöhnlich trug, waren mit seidenen Schnüren gegürtet, die in lang herabhängende Quasten ausliefen, mit denen er, wie Bucher erzählte, stets zu spielen pflegte, wenn er sinnend im Zimmer umherging oder stehen blieb, um beim Diktat einer Depesche über einen treffenden Ausdruck nachzudenken. Eines Tages hatte ihn nun die Fürstin in Varzin mit einem neuen Schlafrock beschenkt, der aber, gegen die Regel, zum Zuknöpfen eingerichtet war; Bucher sah beim Vortrag, wie der Kanzler sofort unruhig wurde; es fehlte ihm etwas — er suchte nach den Quasten.

Sobald in Reinfeld die Nachricht eintraf: dann und dann siedelt die Bismarcksche Familie nach Varzin, begab sich Adelheid Harder aus Reinfeld, kurzweg die „Beschließerin" genannt, ein zierliches, fast winzig kleines Persönchen, nach dem Varziner Herrenhause und rüstete in Stube und Kammer, in Küche und Keller alles mit Umsicht und Geschick zum würdigen Empfang der fürstlichen Familie. Adelheid Harder wurde kaum anders als ein Mitglied der Familie behandelt, sie nahm an den gemeinsamen Mahlzeiten teil, und bei den Huldigungen, deren Schauplatz im Jahre 1894 der Varziner Schloßhof war, sah man sie an der Seite der bald darauf von ihren schweren Leiden erlösten Herrin.

Januar 1870. Pritzerbe.[1]) Ueber die Teilnahme Bismarcks an einem Jagddiner daselbst lasse ich hier einen humoristisch geschriebenen, von Heinrich Lee gezeichneten Artikel folgen.

Die Umgegend von Pritzerbe erfreut sich einer berühmten Jagd auf Hirsche und Sauen. Einst hat sie dem Prinzen Albrecht Vater gehört, jetzt haben sie die Brandenburger Kürassieroffiziere gepachtet. In seiner Prinzenzeit hat auch der Kaiser einmal hier eine Jagd mitgemacht. Wie es mit Bismarck aber gewesen war, das giebt uns der Wirt des Gasthofs allmählich beim kühlen Glase Bier zum besten.

Es war im Januar 1870. Prinz Albrecht kam wieder zum Besuch und mit ihm Prinz Friedrich Karl und der Herzog Wilhelm von Württemberg.

Die Herrschaften waren bereits seit einem ganzen Tage zum edlen Weidwerk versammelt, als am Nachmittage die Depesche einläuft: „Der Bundeskanzler kommt." Deutsche Reichskanzler gab's dazumal noch nicht. Prinz Albrecht — er war ein weidfroher Held — hatte den Kanzler vor langer Hand schon eingeladen; dieser weilte an diesem Nachmittage gerade in Brandenburg, die Gelegenheit war günstig. Der Depesche war noch die Frage beigefügt, welcher Weg nach Pritzerbe der empfehlenswerteste sei. Es war ein strenger Winter, der Landweg war hoch mit Schnee bedeckt, fast unfahrbar; dagegen war die Havel so fest zugefroren, daß ein Wagen ohne Gefahr sie passiren konnte. Pritzerbe hatte damals einen Bürgermeister, der auch noch heute, wenn auch auswärts und im wohlverdienten Ruhestande, lebt. Der Bürgermeister wurde zu dem Kriegsrate zugezogen, und es wurde beschlossen, daß eine Schar Pritzerber Bürger, die sich zu dieser Ehre melden würden, auf dem Eise, mit Fackeln versehen, in der Richtung von Pritzerbe nach Brandenburg Posto fassen sollten, um so dem Wagen oder Schlitten des Bundeskanzlers den Weg zu beleuchten. Der Pritzerber Bürger sind nicht viel, aber Mann für Mann erklärten sie an jenem Winterabend sich zu dem Liebeswerk bereit. Der Bundeskanzler war populär geworden. Das Telegramm nach Brandenburg ging ab.

Unter den Pritzerber Bürgern befand sich auch ein Mann mit Namen Thiems. Ackerbürger Thiems ist heute tot, und was die in Pritzerbe noch lebende Erinnerung an ihn betrifft, so muß man sagen, daß sein Charakterbild in der Geschichte schwankt. Er soll ein eigensinniger alter Herr gewesen sein, auf den — das steht für unseren Forschersinn unumstößlich fest — die Stadt Pritzerbe mit einiger Heiterkeit blickte, den sie gern etwas hänselte, und der sich, weil er dabei noch widerborstig war, kräftig mit seinen Gegnern herumschlug. Insbesondere aber scheint sein Verhältnis zu dem Herrn Bürgermeister, als dem persönlichsten Vertreter der Stadt, ungünstig gewesen zu sein.

---

[1]) Pritzerbe ist ein Städtchen an der Havel zwischen Brandenburg und Rathenow.

Auch Thiems hatte sich also gestellt. Für Bismarck wollte er mit.

Die Posten wurden verteilt, und unsere Vermutung bezüglich des Verhältnisses, in welchem sich Thiems' zu den Gemeindemitgliedern befand, bestätigt sich schon insofern, als er den vorgeschobensten Posten erhielt. Thiems mit seiner Fackel sollte den weitesten Weg zu machen haben, er sollte der Vorderste sein. Es spricht für die Arglosigkeit Thiems', daß er sich dieser Bestimmung durchaus nicht widersetzte. Mit wackerem Mute nahm er, die Fackel in der Hand, inmitten der mächtigen, eisigen Einöde seinen Posten ein.

Der Wagen des Bundeskanzlers war nicht der einzige, der sich an diesem Abend über die gefrorene Havel in Bewegung setzte. Der Fackelschein hatte auch noch andere mit menschlichen Insassen herbeigelockt; man wollte den berühmten Mann wenigstens in Pritzerbe aussteigen sehen.

Thiems hielt gute Wacht. „Is Bismarck drin?" schrie er dem ersten Wagen oder Schlitten zu. „Nee," klang es heraus. „Is Bismarck drin?" schrie Thiems unermüdlich auch den folgenden entgegen. „Nee," lautete allemal die Antwort.

Thiems wurde bereits ärgerlich. Kein Fuhrwerk wollte sich mehr blicken lassen. Vermutlich wollte er sich schon nach Hause begeben. Da nahte von fern noch einmal ein Wagen. Vier Braune stampften dampfend voran.

„Is Bismarck drin?" schrie Thiems zornig.

„Jo," scholl eine Stimme aus dem Wagen, „wat wolln Se denn?"

Ein Kopf beugte sich aus dem Wagenfenster, Thiems leuchtete dem Kopf ins Gesicht, und er erkannte die von der Lithographie her auch ihm vertrauten Züge des Bundeskanzlers.

„Lüchten soll ick Se," rief Thiems.

„Wir hebben all jenug Licht. Schmieten Se det Ding in Schnee und stiegen Se in," rief der Kanzler zurück.

Thiems ließ sich nicht bitten, er warf die Fackel in den Schnee und stieg in den Wagen ein.

Dicht am Gasthofe wartete inzwischen der Herr Bürgermeister mit den hervorragendsten Vertretern der Gemeinde, um dem berühmten Manne von seiten der Stadt einen gebührenden Empfang zu bereiten.

„Hurra!" donnerte es auf dem Eise dem letzten Wagen entgegen. Also dieser Wagen bringt ihn.

Der Wagen steht still, und noch bevor der Schlag sich öffnet, beugt der Herr Bürgermeister sowie alles um ihn her, was einen Rücken hat, denselben tief zur Erde. Erst nach einer Weile richtet man ihn wieder auf.

Wer steht nun vor dem offenen Wagenschlag? Wer ist der Mann, dem diese tiefste Reverenz der Blüte der Pritzerber Bürgerschaft gilt? Wer sieht mit gnädiger Miene auf solche Männer herab?

Nicht Seine Excellenz, nein — Ackerbürger Thiems.

Thiems ist als der erste ausgestiegen.

„Nu loten Se mi ooch mal rut,“ ruft endlich ungeduldig die Stimme des Bundeskanzlers aus dem Wagen.

Der Herr Bürgermeister war eine Weile lang noch so bestürzt, daß selbst seine Rede darunter litt, so daß sie durch den so Bewillkommneten selber eine freundliche Abkürzung erfuhr.

Mit auf die Jagd zu gehen, dazu hatte der Kanzler allerdings keine Zeit, denn sein Hofrat, der später eintraf, wurde in der Nacht von einem Kurier geweckt, der Hofrat weckte darauf seinen Herrn, und zwei Stunden lang wurden in der Nacht noch Briefe geschrieben und Boten verschickt. Aber unser trefflicher Wirt hat doch seine persönliche Bekanntschaft gemacht. Vor dem Diner ließ ihn der Kanzler auf sein Zimmer rufen. Er stand schon fertig im Frack da; um ihn war nur sein Leibjäger.

„Hören Sie, Herr Nachbar,“ begann der große Gast, „Sie kennen ja hier die Herrschaften. Bin ich so richtig angezogen?“

„Die Herrschaften, auch die eingeladenen, Excellenz,“ erwiderte der Herr Nachbar, „kommen sonst bloß immer im einfachen Jagdanzug.“

„Gott sei Dank!“ rief der Bundeskanzler mit sehr lauter Stimme aus, als fiele ihm die schwerste Last vom Herzen, riß den Frack von seinem Leibe und schlüpfte, beide Arme reckend, in die Jagdjoppe, die der Leibjäger stracks aus dem Koffer herausgezaubert hatte und seinem Herrn mit Blitzesschnelle hinhielt.

Auch bei der Tafel war der Herr Nachbar, wie der Bundeskanzler ihn beständig nannte, zugegen. Der Kammerdiener des Prinzen Albrecht litt infolge davon, daß sein Herr am Tage zur Jagd gewesen war, und daß er selber sich einstweilen im Gasthofe die Zeit nach dem Vorbilde der alten Deutschen emsig vertrieben hatte, an Haarweh, weshalb der Herr Nachbar an der Tafel seine Stelle übernahm.

Ueber Politik wurde an diesem Abend, obwohl der Kanzler das Gespräch fast ganz allein beherrschte, nicht gesprochen. Hingegen erzählte er von der Zeit, wo er Gesandter in Petersburg gewesen war, und wie er dort einmal in der Nacht einen Diener der russischen Obrigkeit, so etwas wie einen Nachtwächter, weil dieser Mann anmaßend geworden, auf offener Straße durchgeprügelt hatte, ohne daß dieser Mann noch bis zur Stunde ahnte, daß er seine wohlverdienten Prügel vom preußischen Gesandten bekommen habe. In Pritzerbe soll in dieser Nacht noch viel gelacht worden sein. Feierliche Leute waren zu der Tafel nicht gebeten.

Als am Morgen der Bundeskanzler wieder davonfuhr, merkte der Herr Nachbar — der Prinz Albrecht belohnte ihn den Tafeldienst mit fünfundzwanzig harten Thalern —, daß er das Bezahlen vergessen hatte. Das Tischkuvert bezahlte allerdings der Jagdherr. Aber Zimmer und Kaffee? Glücklich erwischte er noch den Leibjäger.

„Das kommt öfters bei uns vor," sagte dieser und beglich die Rechnung. Er meinte, daß sein Herr ihre Erledigung bereits von dem Gastgeber erwartet hatte.

Der Bundeskanzler steckte damals noch in den Gewohnheiten von 1866. Die Rechnung, dachte er eben, bezahlen die Fürsten.

30. Juni bis 14. Juli 1870. Varzin. Legationsrat Lothar Bucher zu Gast. Eine Riesenarbeit erwuchs Bucher, wie er mir erzählte, vor dem Ausbruch des französischen Krieges; da habe er den halben Tag dechiffrirt; schließlich, als die Arbeit nicht mehr von ihm bewältigt werden konnte, habe Bismarck selbst mitgeholfen und die Gräfin Marie. Vor der Kriegserklärung sei der Chef nach Berlin gereist; ihn habe derselbe zurückgelassen, um die „Rester" aufzuarbeiten und die Gräfin Bismarck auf dem Laufenden der Ereignisse zu halten. Nach einigen Tagen sei er nach Berlin gerufen worden.

10. Juli 1870. Varzin. Nach dem Frühstück bespricht Bismarck in Buchers Gegenwart die durch die spanische Kandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern in Paris geschaffene Lage, die demnächstige politische Entwickelung der Dinge bereits klar voraussehend. „Die Sachen" — so ungefähr bemerkte der Kanzler — „drängen in Paris zur Entscheidung. Unser Werther spielt den Aengstlichen, was ich ihm zwar nicht aufgetragen habe, was aber unter den obwaltenden Verhältnissen vielleicht gar nicht übel ist. Worauf es mir ankommt, ist, daß wir die ‚Geforderten' sind; ich habe darauf schon als Student immer einen besonderen Wert gelegt. Der Thron von Spanien ist überdies kein besonders bequemer Sitz, selbst ganz abgesehen von den ‚zärtlichen Verwandten'."

2. August 1870. Mainz. Zur Mittagstafel im Quartier Bismarcks Ludwig Bamberger. Derselbe teilt darüber in seinen Tagebuchblättern mit: Des Nachmittags war ich bei Kupferberg, in dessen Hause Graf Bismarck Quartier genommen hatte, mit diesem, Abeken und Keudell zu Tisch. Bismarcks Bagage war zurückgeblieben; er mußte sich ein Hemd kaufen, war äußerst guter Laune, sagte, daß ihm Wein und Früchte vom Arzt verboten seien, verzehrte aber nichtsdestoweniger von beiden sowie vom Gefrorenen ansehnliche Portionen. Nach Tisch wird ein ausführliches Gespräch gepflogen, namentlich über das Verhältnis zu Oesterreich und Ungarn.

8. August 1870. Homburg. Zur Abendtafel im Gasthofe daselbst unter anderen Ludwig Bamberger. Bismarcks Blick war auf Robert Blums lithographisches Bild gefallen, welches an der Wand hing. „Wenn der noch lebte," sagte er, „würde er nicht so radikal sein wie Lasker; er hat überhaupt manche gute Seite gehabt, besonders, daß er gar nicht sozialistisch angehaucht gewesen ist."

13. August 1870. Herny. Beim Abendbrot sprach Bismarck in Gegenwart der Grafen Bismarck-Bohlen, Lehndorff und Redern sowie des Geheimrats Stieber seine feste Absicht aus, Elsaß-Lothringen an Frankreich nie wieder herauszugeben. „Gestern abend," schrieb darüber Stieber an seine Frau, „habe ich mit Bismarck-Bohlen, Graf Lehndorff und Graf Redern, Adjutant des Prinzen Friedrich Karl, beim Ministerpräsidenten selbst zu Abend gespeist. Wir fünf waren allein; nur Hofrat Taglioni ging ab und zu. Der Minister hatte selbst Kaffee gekocht; wir saßen in einer elenden Bauernhütte. Graf Bismarck war längere Zeit allein mit mir ... Er schloß mit den Worten: ‚Was doch aus einem pommerschen Landjunker, den früher alle Welt angefeindet, alles werden kann.'"

26. August 1870. Bar-le-Duc. Bismarck besucht, nur von seinem Adjutanten begleitet, das Kasino- respektive Erholungszimmer des Lyceums in Bar-le-Duc. Er trank daselbst einen „Kirsch". — „Auf baldigen Frieden!" — Im Laufe der Unterhaltung bestätigte er, daß der Krieg ebenso Deutschland wie Frankreich Schaden zufüge — eine Aeußerung, die er 1887 auch im Deutschen Reichstag machte — und daß die Gefahr neuer Komplikationen noch fünfzig Jahre nach dem Kriege nicht aufgehört haben werde. Er kritisirte alsdann die französische Heeresorganisation, die Mobilsoldaten und die Massenaushebung, die sich seiner Ansicht nach nur in Spanien bewährte. — „Ihr seid," sagte er im weiteren Gespräch, „für uns sehr beunruhigende Nachbarn. Seit Ludwig XIV. habt ihr uns etwa zwölfmal angegriffen. Wir wollen, daß sich solche Dinge künftighin nicht mehr wiederholen!" Er erwärmte sich später mehr und mehr und wurde mitteilsamer. Er sagte mehreremale, daß er den Krieg nicht erwartet hätte. Zur Zeit der Kriegserklärung sei er in Varzin gewesen, als ihn eine Depesche nach Berlin berief: „Ich konnte nicht glauben," schloß er, „daß es wahr wäre, daß Frankreich uns den Krieg erklärt hätte!"

26. August 1870. Clermont-en-Argonne. Das Diner nahm Bismarck mit mehreren Offizieren und Beamten in einem Zimmer des Hotel des Voyageurs ein, in welches man durch die Küche gelangte, und deren Thür so niedrig war, daß sich der Kanzler beugen mußte, um hindurch zu kommen.

Unter den Tischgästen des Königs befand sich während des Feldzugs öfter auch der von dem Kaiser Alexander II. ins deutsche Hauptquartier entsandte russische Oberst Baron Zeddeler. Hierbei hatte derselbe Gelegenheit, auch den Grafen Bismarck zu beobachten, welcher bei Tisch hauptsächlich das Wort führte. Es fiel Zeddeler auf, wie sanft und fast zärtlich die Züge des großen Staatsmannes wurden, wenn er mit dem greisen Herscher sprach. Bis zur Ankunft

in Versailles speiste man sehr einfach an der Tafel des Königs. Das Diner bestand regelmäßig aus einer Suppe, zwei Fleischspeisen und einem süßen Zwischengerichte, wozu man Madeira und französischen Wein trank. Die silbernen Teller hatten bereits Friedrich dem Großen gedient.

19. September 1870. Ferrières. Als die glänzenden Erfolge der deutschen Armeen das westliche Frankreich in die Hände Deutschlands brachten, wurde der württembergische Staatsminister Frhr. v. Linden zur Uebernahme einer Präfektur in Frankreich aufgefordert, wozu er sich unverzüglich bereit erklärte.

Nach kurzen Verhandlungen befand sich Frhr. v. Linden in Begleitung des Regierungsrats Holland auf dem Wege nach Frankreich. Nach sechstägiger Reise traf derselbe bei dem Rothschildschen Schlosse Ferrières, dem deutschen Hauptquartier, ein. Bismarck war gerade abwesend; er verhandelte auf einem benachbarten Schlosse mit Jules Favre wegen des Friedens. Erst gegen Abend traf er ein, empfing den Frhrn. v. Linden freundlich und befahl vor allem eine Erfrischung.

Bezeichnend rief Bismarck dem Kammerdiener dabei zu: „Es darf aber nicht nach der Satteltasche riechen.“ Einige „belegte Brote“, eine Flasche Bordeaux und ein Glas wurden gereicht. Bismarck schenkte ein und reichte das Glas seinem Gaste. Vergeblich blieb dessen Sträuben; er leerte es auf das Wohl des Kanzlers, worauf Bismarck auf das des Königs von Württemberg trank und es alsdann an den Regierungsrat Holland abgab.

Nach dem Imbisse sagte Bismarck zu Frhrn. v. Linden:

„Nun zu den Geschäften. Also Sie wollen Präfekt in Frankreich werden? Es wundert mich bei Ihren Jahren.“

Linden: „Ich wollte es nicht, aber man hat mich darum ersucht, und ich bin bereit.“

Bismarck: „Welche Präfektur wünschen Sie?“

Linden: „Wenn thunlich, so nahe als möglich bei Paris!“

Bismarck: „Das ist nicht möglich, weil wir dort noch keine feste Stellung haben.“

Linden: „Dann bitte ich um die Präfektur des Departements der Marne; ich war auf der Reise in dem dortigen Regierungsgebäude; es hat mir gefallen.“

Bismarck: „Gut, die sollen Sie haben.“

Ein Zug an der Glocke befahl den Beamten, dem Bismarck zurief:

„Staatsminister Frhr. v. Linden aus Württemberg wird von Sr. Majestät dem König zum Präfekten des Departements der Marne ernannt. Fertigen Sie es sogleich aus.“

Und zu Linden gewandt bemerkte Bismarck:

„Ich habe die nötige Vollmacht. Seine Majestät wird es morgen bestätigen."

Konzept und Reinschrift waren bald hergestellt. Bismarck überreichte sie mit den Worten:

„Sie sehen, wir sind rasch in den Geschäften. Und nun lassen Sie uns plaudern," worauf er sich in liebenswürdigster Laune erging, bis zu seiner Kindheit in Schönhausen, und erst spät abends fragte: „Wo wollen Sie übernachten?"

Auf die Aeußerung Lindens, er möchte darüber eine Andeutung erbitten, entgegnete Bismarck bedauernd, ihm und seinem Begleiter kein Quartier im Schloß anbieten zu können, weil alles besetzt sei. Vielleicht müsse er selber mit Jules Favre in einem Zimmer schlafen, und so wenig er sonst die Demokraten liebe, so könne er es sich diesmal schon gefallen lassen; er wolle aber ein „sauf conduit" nach Lagny geben, wo der Aufenthalt keinem Bedenken unterliegen könne.

Nach Ausfertigung desselben entließ Bismarck den Freiherrn v. Linden mit dem Wunsche glücklicher Reise.

4. Oktober 1870 bis 9. März 1871. Während dieser Zeit des Krieges gegen Frankreich war Lothar Bucher der ständige Begleiter und Tischgast des Kanzlers. Zur Ergänzung der Tischgespräche Bismarcks und Buchers, die ich aus dieser Zeit in meinen „Achtundvierziger" Bd. III. S. 147 aufgenommen habe, füge ich hier noch nachstehendes an:[1]) Bucher verließ Berlin am 30. September, traf am 1. Oktober in Weissenburg, am 3. Oktober in Chalons ein und erreichte seinen Chef am folgenden Tage in Ferrières. Am 5. Oktober reiste er mit dem Hauptquartier nach Versailles, woselbst er in der Avenue St. Cloud, zuerst Nr. 25, später Nr. 85, untergebracht wurde, ganz in der Nähe der Wohnung des Kanzlers, in einer Villa, deren Besitzer, ein junges Ehepaar, vor dem Einrücken deutscher Truppen Versailles verlassen hatten. Drei prächtige Zimmer standen ihm zur Verfügung, während die Bedienung durch eine zurückgebliebene alte Haushälterin besorgt wurde. Schmunzelnd erzählte er, daß er das mit sehr schönen, interessanten Bildern ausgestattete eheliche Schlafgemach benutzt und in dem mächtigen Ehebett vorzüglich geschlafen habe. Fürst Bismarck, welcher ihn einmal besuchte, um zu sehen, wie er untergebracht war, habe herzlich gelacht, besonders über ein prächtiges Venusbild, das sich gerade über dem Bett befand.

Auch an der gemeinsamen Tafel in Versailles war Bucher sehr schweigsam; um so mehr hat er aber gearbeitet und als vertrautester Rat seines Kanzlers bei

[1]) Die folgenden Daten entstammen zum Teil den Erinnerungen an L. Bucher von Dr. W. Gittermann; sie vervollständigen das Bild, welches Moritz Busch über seinen schweigsamen Freund gegeben hat.

den Verhandlungen die Feder geführt, welche zur Gründung des Deutschen Reichs notwendig waren. Meist arbeitete er in demselben Zimmer mit seinem Chef, der ihn in der Nähe haben wollte, um Dinge von Wichtigkeit jederzeit besprechen zu können. Diese Beratungen dauerten oft viele Stunden, und Bucher erzählte, daß er bei solcher Gelegenheit einmal fast gebraten sei, weil ihn Bismarcks Vortrag so gefesselt hatte, daß alle anderen Empfindungen nicht mehr für ihn existirten. Um die Gedanken des Kanzlers, der, im Zimmer auf und abgehend, seine Ideen entwickelte, auf dem Papier zu fixiren, hatte sich Bucher niedergesetzt, und zwar — da es schon dunkelte — in der Nähe des Fensters, ohne daran zu denken, daß dicht hinter ihm der stark geheizte eiserne Ofen stand. Er fühlte wohl im Rücken eine abnorme Hitze, achtete aber nicht einmal darauf, als der Fürst, seine Rede unterbrechend, die Aeußerung that, daß im Zimmer ein höchst brandiger Geruch zu merken sei. Als er endlich nach vier Stunden sich erhob, machte er die Entdeckung, daß der Rückenteil seines Rockes zu Zunder geworden war.

Fürst Bismarck hatte nicht nur das Reich zu gründen, er wollte es auch für immer fest zusammenfügen. Die Schwierigkeit lag nach Bucher darin, daß jedem einzelnen Bundesstaat die Sache mundgerecht gemacht werden mußte; jeder sollte die Empfindung haben, daß er nur gewinnen konnte, keiner sollte verlieren und in seinen Eigenheiten gekränkt werden. Daher die noch jetzt bestehenden verschiedenartigen Reservatrechte! Als alles glatt schien, wäre die Sache noch beinahe an dem bayerischen Raupenhelm gescheitert, den die Bayern nicht missen und einige sehr hohe preußische Generale in der deutschen Armee nicht dulden wollten. Die Herren ließen ihre Abneigung erst fallen, als Fürst Bismarck zu ihnen sagte: „Nun, dann bleiben Sie bei Ihrem Widerspruch; dann wird man aber einmal in der Weltgeschichte lesen: Das Deutsche Reich konnte 1871 nicht gegründet werden, weil die Generale . . . den bayerischen Raupenhelm nicht leiden konnten.“ Immer, wenn Bucher auf dieses Stück Weltgeschichte zu sprechen kam, schloß er seufzend: „Ich will nicht wünschen, daß noch einmal ein deutscher Kanzler mit den Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die Bismarck überwinden mußte!“

Bekanntlich machten die Pariser während der Belagerung ihrem Herzen dadurch Luft, daß sie in den Zeitungen allerlei Schmähartikel gegen die Deutschen schrieben, die Sauerkraut essende Barbaren genannt wurden. Bucher hatte gerade von einem Verehrer aus seiner pommerschen Heimat Gänsebrüste und ein Fäßchen Sauerkraut erhalten, als Jules Favre zum erstenmal von Paris nach Versailles kam. Nach Rücksprache mit dem Fürsten beschloß er, die Sendung für den gemeinsamen Mittagstisch zu opfern, damit den Pariser Bevollmächtigten Sauerkraut vorgesetzt werden konnte. Herr Favre, welcher neben dem Kanzler saß, hatte jedenfalls einen leeren Magen mitgebracht und speiste

mit riesigem Appetit von den als ersten Gang servirten pommerschen Delikatessen, so daß der Fürst auf seine öfter wiederholte Frage, ob es auch wohl schmeckte, stets die befriedigendsten Zusicherungen erhielt. Schließlich sagte er dem Franzosen, der sich nach Namen und Herkunft des vorzüglichen, ihm bisher nicht bekannten Gerichts erkundigte: „Sehen Sie, das war das berüchtigte Sauerkraut!" Der arme Herr Favre soll später in Paris noch Vorwürfe gehört haben, weil er an dem Tisch des bösen Kanzlers so viel Appetit entwickelt hatte.

Wie aus Buschs Werk bekannt ist, trugen während des Feldzugs gegen Frankreich im Hauptquartier zu Versailles anfangs nur Keudell, Graf Bismarck-Bohlen, Graf Hatzfeldt und Abeken Uniform. Später wurde der Gedanke angeregt, dem gesamten Personal der fest Angestellten in der Begleitung Bismarcks diesen Schmuck zu teil werden zu lassen. Hierauf bezieht sich der folgende von Bucher an den Rechtsanwalt Horwitz gerichtete Brief:

Versailles, 9. Dezember 1870.

Verehrtester!

Meinen verspäteten, aber darum nicht weniger schönsten Dank, daß Sie mir die Mietsangelegenheit in Ordnung gebracht haben. Im Austausch gegen das literarische Porträt schicke ich Ihnen ein photographisches, und da mir geschrieben wird, daß in irgend einer illustrirten Zeitung eine arge Karikatur von mir geholzschnittet ist, so lege ich ein zweites Exemplar bei für den Fall, daß etwa ein Berliner Photograph seine Rechnung dabei zu finden glaubt, es zu vervielfältigen. Mir geht es gut, abgesehen von der Ungeduld. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau.

Your truly

Bucher.

Man hat Moltke den großen Schweiger genannt. Im Vergleich zu Bucher war er ein redseliger Herr. Während des Aufenthalts in Versailles unternahmen eines Abends nach vollbrachter Tagesarbeit Geheimrat v. Holstein und Bucher einen Spaziergang. Sie wandelten gut eine halbe Stunde schweigsam neben einander, ohne ein Wort zu reden. An der Hausthür angelangt, sagte v. Holstein: „Hören Sie, viel haben wir heute nicht gesprochen." „Je nun," — antwortete Bucher — „es kommt ganz auf die Gewohnheit an. Während meines Londoner Aufenthalts kam ich eines Tags spät abends nach Hause. Ich hatte der Wirtin noch ein Wort zu bestellen; es wollte mir aber nicht zur Kehle heraus; erst kurz vor Mitternacht kam ich dahinter, daß ich stockheiser war; es war das erste Wort, das ich an jenem Tage gesprochen." Ob ihm bei seiner Schweigsamkeit die Wahrung des Amtsgeheimnisses schwer geworden sein mag? Gleichfalls in Versailles kam eines Tags ein Reporter zu ihm mit der Erkundigung über Bismarcks Befinden. Bucher beugte sich bedächtig an sein Ohr und lispelte, kaum hörbar: „Ich weiß es nicht."

Bucher hatte die Absicht, ein „Tagebuch über den Krieg von 1870“ zu schreiben; er ist aber über ein paar flüchtige Notizen nicht hinausgekommen. Vermutlich fehlte ihm dazu die Zeit. —

Fünf lange Monate kampirten der Bundeskanzler und seine Kanzlei in Versailles im Hause der Madame Jessé. Die Erholungspause bildete damals täglich das Diner, an dem der Kanzler — außer wenn er anderweitig eingeladen oder durch Unwohlsein verhindert war — regelmäßig teilnahm. Die reichbesetzte Tafel, sehr oft voll leckerer Sendungen flüssiger und fester Natur, von liebreich denkenden Leuten in der Heimat gespendet, bot dann auch die Veranlassung, daß Bismarck sich in allerlei Bemerkungen über Speise und Trank erging. Das soll in folgendem noch einmal wiedergegeben werden. [1])

Der erste deutsche Reichskanzler war ein Feinschmecker. Anlage dazu bewies er schon in der Jugend. Nach Kinderart hatte der kleine Otto die Leidenschaft, alles, was ihm eßbar dünkte, zu kosten. Die Mutter nahm ihn dann scharf ins Verhör. „Otto, was hast du gegessen? Du riechst nach Medizin!“ rief die Mutter einst. Das Kind besann sich eine Weile, dann sagte es ruhig: „In des Vaters Stube stand am Fenster eine Flasche, die nahm ich an den Mund, ich habe aber nicht davon getrunken, weil sie zu sehr stankte!“

Dem kleinen Gourmand ist es später auch noch recht schlecht ergangen; denn mit Schrecken erinnerte der Kanzler einmal an die Kost im Plamannschen Erziehungsinstitut in Berlin, wo er vom sechsten bis zum zwölften Jahre untergebracht war. Es habe dort ein künstliches Spartanertum geherrscht. Niemals habe er sich satt gegessen, ausgenommen, wenn er einmal ausgebeten war. Immer habe es im Institut elastisches Fleisch gegeben, nicht gerade hart, aber der Zahn konnte damit nicht fertig werden. „Und Mohrrüben — roh aß ich sie recht gern, aber gekocht und harte Kartoffeln darin, viereckige Stücke!“

Als der „kleine Otto“ dann zum Diplomaten geworden war, hielt er es auch mit ihnen; denn es ist ja sprichwörtlich, daß mit Bezug auf eine gutbesetzte Tafel die Diplomaten den Prälaten in nichts nachstehen. „Wenn ich tüchtig arbeiten soll,“ sagte er einmal in Versailles „so muß ich gut gefüttert werden. Ich kann keinen ordentlichen Frieden schließen, wenn man mir nicht ordentlich zu essen und zu trinken giebt. Das gehört zu meinem Gewerbe.“

Bismarck war ein starker Esser; das scheint er ererbt zu haben. „In unserer Familie sind lauter starke Esser. Wenn viele von solcher Kapazität im Lande wären, könnte der Staat nicht bestehen. Ich würde auswandern.“

---

[1]) Vergl. die „Staatsb.-Ztg. Nr. 153 B. v. 1. 4. 97.

Beim Dessert bemerkte er gelegentlich: „Ich sehe, ich esse zu viel oder richtiger zu viel auf einmal. Daß ich mich nicht von dem Unsinn losmachen kann, nur einmal des Tages zu essen. Früher war's noch schlimmer, da trank ich früh nur meinen Thee und aß bis fünf Uhr abends gar nichts, rauchte aber in einem fort, und das hat mir sehr geschadet. Jetzt genieße ich früh auf den Rat der Aerzte wenigstens zwei Eier und rauche wenig. Ich sollte aber mehrmals essen ..... Heute dritthalb Beefsteaks und ein paar Stück Fasan. Das ist viel, aber auch nicht viel; denn es ist in der Regel meine einzige Mahlzeit. Ich frühstücke, ja, das ist aber eine Tasse Thee ohne Milch und zwei Eier. Dann nichts bis abends. Und esse ich da zu stark, so bin ich wie eine Boa Constrictor, kann aber nicht schlafen."

Mit welchem Wohlbehagen Bismarck aß, das schildert Moritz Busch in seinem Buche „Graf Bismarck und seine Leute während des Feldzuges gegen Frankreich" wie folgt: Am 22. Dezember sagte der Minister lächelnd, als er das vor ihm liegende Menu überblickte: „'s ist immer ein Gericht zu viel. Ich bin schon entschlossen, mir mit Ente und Oliven den Magen zu verderben, und da ist der Reinfelder Schinken, von dem ich schon aus Zorn zu viel essen muß, um meinen Teil davon zu kriegen (weil der Kanzler nämlich nicht zum Frühstück kam), und da noch Wildschwein aus Varzin." — Schinken scheint der Kanzler ganz besonders geliebt zu haben; denn als er am 13. Januar beim Kronprinzen speisen sollte, blieb er bei Tisch bei seinen Leuten nur bis zum Varziner Schinken, von dem er zum Diener sagte: „Geben Sie den nur, wenn ich dabei bin; der muß unter meiner Mitwirkung verzehrt werden — mit Heimatgefühl."

Auch von harten Eiern war der Kanzler ein großer Freund. Gegenwärtig (1870) könne er nur noch drei auf sich nehmen, während er's früher auf elf gebracht habe. Dabei erwähnte der Graf Bismarck-Bohlen, daß er selbst einmal fünfzehn Kiebitzeier vertilgt habe. „Ich schäme mich," fiel da der Kanzler ein, „zu sagen, was ich darin geleistet habe." — Zeugnis dafür werden wohl auch jetzt noch die „Getreuen aus Jever" ablegen können.

Folgen wir der Reihenfolge einer Speisenkarte, so kommen wir jetzt zum Fisch. Da tritt in den verschiedenen Tischgesprächen sehr oft zu Tage, daß der Kanzler ein großer Freund von Fischen und Wassertieren überhaupt ist. Die Karpfen auf der Tafel brachten ihn einmal auf sein Verhältnis zu der Welt der eßbaren Fische. Unter den Flußfischen gab er den Maränen — nicht mit den Muränen zu verwechseln — und den Forellen den Vorzug. Sonst mochte er die Seefische lieber, und unter diesen zog er den Dorsch allen andern vor. „Doch ist auch eine gut geräucherte Flunder nicht übel, und selbst den ganz gemeinen Hering, wenn er frisch ist, möchte ich nicht verachtet wissen." Beim Kapitel Austern sagte Bismarck: „Ich habe mir um die Bewohner von Aachen in meinen jungen Jahren ein Verdienst erworben wie Ceres durch

Erfindung des Ackerbaues um die Menschheit, nämlich dadurch, daß ich sie lehrte, Austern zu braten." Das Rezept bestand darin, daß man die Tiere mit geriebener Semmel und Parmesankäse bestreut und sie in ihrer Schale über Kohlenfeuer brät.

Ein anderes Mal gedachte Bismarck mit Wohlwollen der frischen Neunaugen; dann wurden Schnepel und Elblachs lobend erwähnt; letzterer „hält die richtige Mitte zwischen dem Ostseelachs und dem Rheinlachs, der mir zu fett ist". Er kam dann auf die Bankierdiners zu sprechen, „wo eine Sache nicht für gut gilt, wenn sie nicht teuer ist, zum Beispiel Karpfen nicht, weil der in Berlin ein verhältnismäßig wohlfeiler Fisch ist. Eher Zander, der sich schwer transportiren läßt. Uebrigens mache ich mir aus dem nichts; ebensowenig kann ich mich mit den Muränen befreunden, die ein weichliches Fleisch haben. Dagegen könnte ich Maränen alle Tage essen. Die mag ich lieber fast als die Forellen, von denen ich nur die mittelgroßen, etwa halbpfündigen liebe. Die großen, wie sie in Frankfurt bei den Diners üblich sind und meistenteils aus dem Heidelberger Wolfsbrunnen kommen — an denen ist nicht viel zu loben. Aber teuer genug sind sie, und so müssen sie da sein."

Ueber das Fleisch finden sich im „Busch" weniger Aeußerungen Bismarcks. An einer Stelle kann man lesen, daß der Kanzler mit Vorliebe gutes Hammelfleisch und dann vom Rinde besonders gern das ißt, was der Berliner „Brustkern" nennt. Aus Filet und gebratenem Rindfleisch macht er sich nicht viel. — Als das Hauptquartier in Ferrières im Schlosse des knickerigen Pariser Barons Rothschild lag, dessen ungezogener Hausmeister auf Rat des Kanzlers beinahe die Bekanntschaft tüchtiger Hiebe auf einem Bund Stroh gemacht hätte, gab es einmal Hasenbraten, und dabei äußerte Bismarck: „So ein französischer Lampe ist doch eigentlich gar nichts gegen einen pommerschen Hasen; hat keinen Wildgeschmack. Wie anders unser Schmandhase, der sich seinen Wohlgeschmack von Heidekraut und Thymian holt."

Als Paris umschlossen war, und von dort die Nachrichten kamen, daß man dort bereits zum Pferde- und anderem Fleisch greifen müsse, fragte Bismarck bei Tisch, als der Braten kam: „Ist das du cheval?" Einer der Anwesenden antwortete, nein, es wäre Rind. Er sagte: „Es ist doch eigen, daß man kein Pferdefleisch ißt, wenn man nicht muß, wie die in Paris drinnen, die nun bald nichts anderes mehr haben werden. Es kommt wohl davon, daß uns das Pferd näher steht als andere Tiere. Man ist als Reiter gleichsam eins mit ihm. Es ist uns auch an Verstand am nächsten. Mit dem Hunde ist's ebenso. Du chien soll ganz gut schmecken, und doch essen wir es nicht. Je ähnlicher uns etwas ist, desto weniger mögen wir es. Es muß sehr ekelhaft sein, Affen zu essen, wo die Hände wie menschliche aussehen. Sonst ißt man von Tieren nicht gern Fleischfresser — Raubzeug, Wölfe, Löwen — nun ja, Bären, aber die leben doch weniger von Fleisch als von Pflanzen. Ich mag

nicht mal von einem Huhn essen, das mit Fleisch gefüttert ist — nicht einmal die Eier."

Wir sind mit dem Auszuge aus „Busch" beim „Nachtisch" angelangt. Das Lieblingsobst des Kanzlers waren nach seiner eigenen Aeußerung die Kirschen; nächst ihnen halte er große Stücke auf die blauen Bauerpflaumen. — Als einmal Schweizerkäse herumgereicht wurde, warf jemand die Frage auf, ob Käse zum Wein passe. „Gewisse Sorten zu gewissen Weinen," entschied Bismarck. „Scharfe Käse, wie Gorgonzola und Holländer, nicht. Aber andere wohl. Ich erinnere mich, daß in der Zeit, wo in Pommern tüchtig getrunken wurde, vor zweihundert Jahren, da waren die Ramminer die, welche am schärfsten tranken. Da hatte einmal einer von Stettin Wein bekommen, der ihm nicht schmecken wollte. Er schrieb dem Kaufmann deswegen. Der aber schrieb ihm zurück: „Eet Kees to Wien, Herr v. Rammin, denn smeckt de Wien wie in Stettin ook to Rammin."

Diese Aeußerung giebt uns auch Veranlassung, dazu überzugehen, was Bismarck zu den Getränken meinte.

Keine gute Meinung hatte Graf Bismarck während des Feldzuges vom Bier. Als er mit „seinen Leuten" Anfang August in Saint Avold war, und auf der Tafel seiner Tischgesellschaft Cognac, Rotwein und Mainzer Schaumwein stand, sprach einer der Tischgäste vom Bier und meinte, daß ihnen das später wohl fehlen werde. Bismarck erwiderte: „Das schadet nichts. Die weite Verbreitung des Bieres ist zu beklagen. Es macht dumm, faul und impotent. Es ist schuld an der demokratischen Kannegießerei, zu der sie sich dabei zusammensetzen. Ein guter Kornbranntwein wäre vorzuziehen."

Dem „uralten Kornbranntwein" hielt der Kanzler, wie Busch erwähnt, zu verschiedenen Malen eine verständnisvolle Lobrede, „wie er denn überhaupt in der Wissenschaft von dem, was wohlschmeckt, augenscheinlich erfolgreiche Studien gemacht hat". Als sich Bismarck bei einem Abendessen von dem fürsorglichen Diener Engel einen Kornbranntwein einschenken ließ, erinnerte er an ein hübsches Diktum: „Neulich — wenn ich nicht irre, war's in Ferrières — hatte ein General in Betreff der Getränke der Menschen den Grundsatz ausgesprochen: ‚Für Kinder Rotwein, für Männer Sekt, für Generäle Schnaps.'" — Ein anderes Mal meldete Graf Bismarck-Bohlen, der der Küchen- und Proviantmeister des Bundeskanzler-Amtes war: „Der Steinhäger wird alle." Da sagte der Kanzler: „Dann telegraphire doch gleich: Alter Nordhäuser ganz unentbehrlich im Hauptquartier. Zwei Kruken sogleich."

Unter den zahlreichen „Liebesgaben," mit denen der bundeskanzlerische Keller im Hause der Madame Jessé gefüllt war, befand sich auch eine Sendung Forster Kirchenstück und Deidesheimer Hofstück. Ueber diese Weine äußerte sich Bismarck dahin, daß jener diesem vorzuziehen sei. „Der Forster ist überhaupt ein bedeutsamerer Wein als der Deidesheimer." — Auf die Tafel kamen an

diesem Abend auch Eierkuchen mit Champignons und Fasan mit Sauerkraut, und unter die Getränke geriet ein achtungswerter alter Kornbranntwein. Einer der Gäste meinte, Sauerkraut sei ungesund, Bismarck erwiderte darauf: „Ich glaube nicht; ich esse es grade aus Gesundheitsrücksichten. Aber geben Sie uns einen Schnaps dazu.“

An dieser Stelle mag auch erwähnt werden, daß Graf Moltke nicht nur ein großer General und Schlachtendenker, sondern auch ein Talent im Erfinden neuer Getränke gewesen sein muß; denn Bismarck erzählte eines Tages bei Tisch in Ferrières, er sei in den Wäldern des Barons Rothschild mit Moltke zur Jagd gewesen, und der letztere habe nachher eine neue Art Punsch aus Champagner, heißem Thee und Sherry gebraut.

Was für ein trinkfester Herr der „Altreichskanzler“ in seinen jüngeren Diplomatenjahren gewesen ist, das hat er einmal bei Tisch in Versailles erzählt. Man redete von Aerzten und der Art, wie die Natur sich zuweilen helfe. Er hatte einmal bei einem hohen Herrn gejagt, und da „sei ihm um seinen inneren Menschen recht schlecht gewesen. — Auch die zwei Tage Jagd und die freie Luft halfen nicht. Da kam ich den Tag darauf zu den Kürassieren in Brandenburg, die einen neuen Becher bekommen hatten. Ich sollte daraus trinken und ihn einweihen, dann sollte er herumgehen. Es war etwa eine Flasche drin. Ich aber hielt eine Rede und trank und setzte ihn leer wieder hin, was sie sehr verwunderte, da man den Leuten von der Feder nicht viel zutraut. Es war aber noch Göttinger Uebung. — Merkwürdiger- oder vielleicht nicht merkwürdigerweise war mir darauf vier Wochen lang so wohl um den Magen wie nie. Ich versuchte es später, mich ebenso zu kuriren, aber niemals mit so erfreulichem Erfolge. — Da erinnere ich mich auch einmal, bei der Letzlinger Jagd unter Friedrich Wihelm IV., da sollte ein Vexirbecher aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. getrunken werden. Es war ein Hirschgeweih, welches so gemacht war, daß man die Höhlung, in die etwa drei Viertel einer Flasche gingen, nicht an die Lippen setzten konnte, während man doch nichts verschütten sollte. Ich nahm es und trank es aus, obwohl es sehr kalter Champagner war, und meine weiße Weste zeigte nicht einen verschütteten Tropfen. Die Gesellschaft machte große Augen, ich aber sagte: ‚Noch einen!‘ — Der König aber, den es offenbar ärgerte, daß ich's so gut gemacht hatte, rief: ‚Nein, das geschieht nicht!‘ und so mußte es unterbleiben. — Früher waren solche Kunststücke notwendiges Erfordernis zum diplomatischen Gewerbe. Da tranken sie die Schwachen unter den Tisch, fragten sie aus nach allerlei Dingen, die sie wissen wollten, und ließen sie in Sachen willigen, zu welchen sie keine Vollmacht hatten. Sie mußten auch gleich unterschreiben, und wenn sie dann nüchtern wurden, wußten sie nicht, wie sie dazu gekommen waren.“

Wir wollen zum Schluß noch erwähnen, daß Bismarck in der Kriegszeit am Abend auch den Thee liebte und sich sehr oft zum Plauderstündchen in

den Kreis „seiner Leute“ begab. Ein paar Tassen Thee mit Cognac, den er — wenn gut — für gesund erklärte, verschmähte er nie. Und auch als Nachttrunk hat er sich gar manche Flasche kalt gewordenen Thees mit auf sein Zimmer genommen.

25. Oktober 1870. Versailles. Zum Diner beim Kronprinzen[1]). Der ebenfalls geladene Professor Anton v. Werner schreibt darüber: „Nach Tisch hatte Graf Bismarck behaglich auf einem Sofa Platz genommen, eine Korona aufmerksamer Zuhörer hatte sich um ihn gebildet und er erzählte u. a. von seinem ersten Zusammentreffen mit Jules Favre in Ferrières. Er malte ihn von Kopf bis zu Fuß ab. Ich wunderte mich im stillen ehrfurchtsvoll darüber, daß man bei weltgeschichtlichen Ereignissen Zeit und Stimmung haben kann, solche malerischen Beobachtungen zu machen.“

4. November 1870. Versailles. Mittagessen, zu welchem Ludwig Bamberger geladen war.

In dem Salon, so erzählt Bamberger, standen auf dem Kamin zwei Leuchter je mit einer Kerze, die dritte Kerze mitten auf dem großen runden Tische in einer grünen Weinflasche. Keudell, Abeken, Lothar Bucher und einige andere zu Tisch. Bismarck ist bei sehr gutem Appetit und sehr gesprächig. Er fragt mich, was ich von der Berufung des Reichstags nach Versailles halte. Ich antworte, das wäre ein Epigramm und kein Staatsakt. Er: „Wenn es aber nicht anders geht, muß der Staatsakt sich auch epigrammatisch einrichten; wenn der König auf einem krepirten Pferde nach der Schlacht bei Gravelotte ein Stück Käse ißt und dabei vor der Front Kriegsrat hält, so ist das auch epigrammatisch.“ Diesem fügt er noch einen anderen Vergleich bei, der etwas zu derb ist, um ihn hier zu wiederholen. Mir wollen alle diese Vergleiche nicht einleuchten. Er fragt mich, wie lange die Wahlperiode des Zollparlaments noch laufe. Ich sage: „Bis März 1871.“ Er: „Dann müssen Sie auch noch her.“ Der Reichstag könne nicht ohne ihn, den Kanzler, gehalten werden und er nicht ohne den König sein; denn wenn ihm der König solche Vollmachten in blanco gebe, daß er mit dem Reichstage frei agiren könne, dann erscheine der König als zu überflüssig; der König könne sich aber nicht entfernen, weil sonst die Generale untereinander nach verschiedenen Seiten zögen. So müsse das Parlament absolut zum König; die Notwendigkeit sei unvermeidlich, möglicherweise könne er als eigentümliches Gegenstück zur selben Zeit einen französischen Kongreß in Cassel halten lassen, wir hätten ja dazu eine ganze Regierungsgarnitur in Deutschland. Er wolle auch den Friedensvertrag und die Annexion von Elsaß-Lothringen und vielleicht

[1]) Vergl. hierzu Bd. I. S. 60 der „Neuen Tischgespräche &c.“

sogar die ganze Verfassungsänderung, als eine organische Umgestaltung des Zollparlaments, vor diesen hier zu haltenden Reichstag bringen. So könne er eine politische Aktion durchführen, was ihm doch bis jetzt nicht gelungen sei, weil er jedesmal bei Eintritt solcher Kombinationen, mit der nationalen Partei brouillirt, als ein schmollender Achilles unter seinem Zelt gesessen hätte. An juristischen Bedenken werde er sich nicht stoßen; das sei nie seine Sache gewesen.

Das Gespräch kam nun auf andere, minder wichtige Angelegenheiten, wobei er von anekdotischen und witzigen Einfällen sprudelte. Bei der Zigarre nach Tisch sagte er, er rauche jetzt wieder mehr als zu Anfang des Krieges. Ich erwidere: „Wen der Krieg nicht umbringt, den macht er gesünder.“ Worauf er: „Der Krieg ist des Menschen natürlicher Zustand.“ Nach längerem Gespräch kommt Bismarck noch einmal auf die Idee des in Versailles zu haltenden Reichstags zurück. Ich frage ihn, ob man den Gedanken in die Oeffentlichkeit bringen könne, worauf er entgegnet, die Sache sei bereits heute nach Berlin telegraphirt worden. Ich erwidere: „Dann wird schon die Presse der Sache in in den Weg treten; ich halte sie für indiskutabel.“ Er replizirt: „Es geht aber nicht anders; wenn ich heiraten will, muß ich mir jetzt auch meine Braut ins Lager kommen lassen.“ — Es folgen noch eine ganze Reihe von spaßhaften Aeußerungen über dieses Thema und abwechselnd wieder sehr ernste. — Der wahre Grund, weshalb ich gegen die Berufung des Reichstags nach Versailles hartnäckig am Widerspruch festhielt, bestand darin, daß ich zunächst voraussah, die bürgerlichen Vertreter des Volkes würden unter der Wucht der hier konzentrirten bewaffneten Macht eine untergeordnete und etwas peinliche Stellung einnehmen, die bei ihrem ersten Auftreten als Repräsentation des gesamten Deutschland keine glückliche Wirkung haben könnte. Auch schien es mir eine unnötige Demütigung der Besiegten, einen solchen Staatsakt vor die belagerte Hauptstadt zu verlegen. Unter den Kollegen zu Hause, mit denen ich darüber korrespondirte, waren die Meinungen geteilt. Bennigsen sagte mir später, er sei entschieden für die Sache gewesen; aber jedenfalls kam sie nicht zu stande, und es blieb bei der Kaiserproklamation in Anwesenheit der Reichstagsdeputation und der Fürsten, gegen welche viel weniger einzuwenden war.

Versailles, 15. Januar 1871. Graf Bismarck speist beim König. Graf Beust, der Adjutant des Großherzogs von Sachsen-Weimar, gratulirte Bismarck zu seinem guten Verhältnis zu seinem Namensvetter, dem österreichischen Minister Grafen Beust. „Ja,“ sagte Bismarck, „das ist ganz gut, aber mir fällt dabei immer die Geschichte vom Schieferdecker, der vom Turm fällt, ein. An jedem Stockwerk, an dem er vorüberfällt, sagt er: ‚na, bis daher ist es gut gegangen!‘“ Ein andermal meinte Bismarck, als Aepfel herumgereicht wurden: „Na, lieber Graf, auf Aepfel wären wir sicher nicht ringefallen, wenn wir Adam

gewesen wären; das hätten mindestens Austern oder Wildschweinskopf sein müssen."

Auch der König von Preußen machte nach Hohenzollernart ab und zu einen Scherz. So erzählte Major von Kiesenwetter, Se. Majestät wäre, als er sich gerade mit dem Präsidenten von Kühlewetter unterhalten habe, hinzugetreten und habe gerufen: „O weh! Kühlewetter Kiesenwetter, — schlechtes Wetter!"

28. Januar 1871. Versailles. An der Mittagstafel nahmen die zum Abschluß des Waffenstillstandes anwesenden französischen Unterhändler und der Lieutenant v. Bernhardi teil.

Lieutenant v. Bernhardi war abwechselnd mit einigen Kameraden seiner Escadron (v. Uslaar, Freiherr v. Salis) während des Winters 1870/71 Parlamentäroffizier und als solcher gerade zur Zeit der Waffenstillstandsverhandlungen in Thätigkeit gewesen. Er holte des Morgens die französischen Bevollmächtigten an der Seinebrücke ab und führte sie abends wieder dahin zurück. Während des Tages mußte er dem französischen Ordonnanzoffizier Grafen d'Hérisson Gesellschaft leisten, zu den Mahlzeiten mit ihm und den übrigen Franzosen bei Bismarck in dem bekannten Zimmer, beleuchtet durch Stearinlichter auf leeren Champagnerflaschen, speisen. So war dies auch am Tage der Unterzeichnung des Waffenstillstandes der Fall. Bernhardi schreibt darüber: „An der Spitze der langen Tafel saß der Reichskanzler, rechts neben ihm Jules Favre. Während des Essens sprachen beide in theoretischer Weise über die Vorzüge der republikanischen und monarchischen Regierungsform, Bismarck in kurzen, abgerissenen, inhaltreichen Sätzen, Favre in theatralischer, rhetorischer Weise; eine höchst charakteristische Scene.

Nach dem Essen wurden die Flügelthüren eines Nebenraumes geöffnet, in welchem auf langem grünen Tische Dokumente und Akten lagen. Ein Beamter meldete, daß alles bereit sei. Bismarck sowie die sämtlichen Tischgäste erhoben sich, und der Kanzler forderte Jules Favre auf, einzutreten. Nun entspann sich noch ein Zwiegespräch zwischen beiden, in welchem Favre noch einmal bat, ob man nicht auch die Bourbakische Armee in den Waffenstillstand mit einbegreifen könne, was Bismarck verneinte; dann wenigstens die Garibaldischen Truppen? Worauf Bismarck mit den Worten antwortete: ‚Je n'ai pas de cœur pour cet homme-là; c'est un brigant,'[1]) und hinzufügte, er würde sich freuen, wenn es Manteuffel gelänge, ihn gefangen zu nehmen. Darauf traten beide in den Nebenraum, und die Thüren wurden geschlossen."

Ende Januar 1871. Versailles. Bei einem der gelegentlichen Erscheinen Bismarcks zum Diner in der Villa André, dem Quartier des Kron-

[1]) „Ich habe kein Herz für den Mann; er ist ein Brigant."

prinzen, hatte auch der Historienmaler Anton v. Werner Gelegenheit, den Kanzler zu sprechen. Nach Tische pflegte sich ein Kreis von Zuhörern um ihn zu sammeln, und er erzählte — und wie! Unauslöschlich bleibt Anton v. Werner die Erinnerung an den ersten Abend, als er ihn sah. Er sprach von seinem Zusammentreffen mit Jules Favre gelegentlich der Kapitulationsverhandlungen und malte dabei förmlich den armen, phantastischen Advokaten von Kopf bis zu Fuß ab. „Er war mir von Anfang an sympathisch," bemerkte der Kanzler; „er hat so große Hände und Füße, daß er eher ein Deutscher als ein Franzose sein könnte. Auch schätze ich ihn als ehrlichen Mann, seitdem er mir erklärt hat, er sei bereit, die Suppe auszuessen, die er sich durch seine Phrase: ‚pas un pouce de terrain, pas une pierre de nos forteresses' [1]) in Ferrières eingebrockt hat, und daß es ihm lieber sei, von den Deutschen gehenkt zu werden als von seinen Landsleuten, wenn er denn doch schon mal gehenkt werden solle."

26. Februar 1871. Versailles. An dem Diner nimmt der badische Staatsminister Jolly teil. Derselbe schreibt darüber:

Die Unterhaltung war im höchsten Grade interessant, die verschiedensten Richtungen und Wünsche äußerten sich: das brutalste Borussentum, vertreten durch den zufällig anwesenden Grafen Renard, das heroische Selbstgefühl des Bankiers Bleichröder mit einer unvergleichlichen Judenphysiognomie, die ruhige Geschäftsbetrachtung des klugen Geheimrats Scheydtmann und anderer, die weltmännische Feinheit des Grafen Henckel und vor allem die liebenswürdige Größe Bismarcks. Nach Tisch sollte die Konferenz fortgesetzt werden, es kam aber nicht dazu, indem die Finanzfachmänner nicht die von ihnen verlangten Vorschläge machen konnten; Rothschild behauptete, es seien ihm von Thiers nicht genügende Unterlagen angegeben. Bismarck hatte darüber noch, wie er uns gestern erzählte, eine kleine Privatscene mit Thiers; schließlich kam aber nichts anderes heraus als die Verabredung, Sonntags 11 Uhr wieder zusammenzukommen. Die Scene im Versammlungssaal im Bundeskanzler-Amt, in welchem sich die ganze oben beschriebene Gesellschaft mit den Räten und Attachés des Kanzlers zwanglos herumbewegte, noch bereichert durch Hinzutritt des über einzelne Punkte zu Rate gezogenen Generals v. Stosch, eines äußerst besonnenen, festen Mannes, dann des Barons Rothschild und endlich auch von Thiers und Favre, ist das Grandioseste, was die Phantasie eines Dichters erfinnen, der Pinsel des genialsten Malers darstellen könnte. Letzterer müßte sich als Mittelpunkt den Augenblick wählen, wie Rothschild, ein kleines, schmächtiges Männchen mit schlotternden Knieen, vor dem etwas gereizten Bismarck steht, der, ärgerlich, daß die Sache nicht fertig wird, mit lauter Stimme und

---

[1]) Nicht ein Zoll breit Boden, nicht ein Stein unserer Festungen.

trotz Hexenschuß hoch aufgerichtet erklärt: „Wenn der Herr Baron keine Neigung hat, die gewünschten Vorschläge zu machen, müssen wir sehen, wie wir sonst fertig werden.“ Stammelnde Antwort: „Excellenz, ich bin geneigt.“ Mein bayerischer Kollege war sehr ängstlich, die Sache könne scheitern; die wildesten Borussen fingen an zu hoffen, sie werde scheitern; das deutsche Lager fühlte sich sicher, das herrliche Ziel werde morgen erreicht sein, trotz der letzten schmerzlichen Zuckungen des machtlosen Gegners; die Franzosen wahrten mühsam die Fassung. Gebe Gott, daß nie ein deutscher Staatsmann Aehnliches zu erleben habe.

27. Februar 1871. Versailles. Zur Mittagstafel u. a. der Zivilkommissär in Versailles, Königlich sächsische Finanzrat v. Nostitz Wallwitz.

Bismarck gab sehr interessante Details über den Gang der Friedensverhandlungen zum besten. Er klagte sehr über die Redseligkeit von Thiers und verglich ihn mit einem Glase Berliner Weißbier, welches immerfort schäumt, ohne daß man zum Bier selbst kommt. Zugleich verkündete Graf Bismarck dem Generalgouverneur der nördlichen Departements, Königlich sächsischen Generallieutenant v. Fabrice, und Nostitz, daß das Generalgouvernement mit der bevorstehenden Räumung des linken Seineufers außer Wirksamkeit treten würde.

28. Februar 1871. St.-Germain. Diner, zu welchem die zum Friedensabschluß in Versailles anwesenden Minister &c. geladen waren.

Der badische Minister Jolly schreibt darüber:

Bismarck war dabei wieder von wunderbarer Liebenswürdigkeit. In dem stundenlangen Gespräch über Tische hörte ich von ihm die interessante Thatsache, daß die Schlacht von Gravelotte infolge befehlswidriger Gefechtslust von Steinmetz einen Tag früher geschlagen wurde, als beabsichtigt war, und daß sie deshalb so blutig wurde. Interessanter waren seine allgemeinen politischen Reflexionen, wenn man seine aus der frischesten Anschauung hervorsprudelnden Bemerkungen so nennen darf und mag. Sie laufen wesentlich darauf hinaus, große politische Aenderungen ließen sich nicht machen, man müsse den natürlichen Lauf der Dinge beachten und sich darauf beschränken, das Gereifte zu sichern; der Staatsmann müsse wie ein Förster sein, der geduldig abwarte, bis der Wald schlagreif geworden. Wunderbar, daß der unvergleichlich geniale und gesellschaftlich so überaus liebenswürdige Mann doch, allem Anschein nach, eigentlich keinen persönlich an ihn geketteten Freund hat. Es war mir sehr merkwürdig, wie in diesen Tagen herrlicher Entscheidung die vermeintlich vertrautesten Räte seines Ministeriums, wenn ich nicht sehr irre, innerlich gegen ihn gereizt waren, weil er vermöge seiner unbedingt gebieterischen Natur jedes Vertrauen, jede Mitteilung, jede Gemeinsamkeit verschmäht und allein seine

kühnen Pfade wandelt. Unbegrenzten Dank sind wir ihm, denke ich, wegen seiner in ihren Folgen ihn am schwersten treffenden Rücksichtslosigkeit nur um so mehr schuldig. Er ist ein rastloser Arbeiter, der ein vertrauensvolles Sichgehenlassen nicht kennt, und bei welchem in Ermangelung dieser natürlichsten Ausspannung die Gereiztheit und Ueberspannung begreiflich sind. Auf meine Frage, wie er den jetzigen Moment genieße, erhielt ich die Antwort: „Es giebt im politischen Leben keinen Ruhepunkt, der ein befriedigtes Rückschauen zuläßt; ich weiß nicht, was aus dem heute Gepflanzten morgen wird."

Ende Februar 1871. Versailles. Ueber ein Tischgespräch Bismarcks berichtet Dr. W. Cahn, damals bayerischer Gesandschaftskanzler in Paris, in seinen „Pariser Gedenkblättern". Sein Gewährsmann ist der damalige bayerische Ministerpräsident Graf Bray, der bei der Mittagstafel am 27. Februar 1871 in Gegenwart des Verfassers, des bayerischen Legationsrats v. Rudhart und der Grafen Arco und Berchem folgendes erzählte: „Ich saß beim Essen neben dem Grafen Bismarck; er erzählte mir einige Einzelheiten von den Verhandlungen mit Thiers und Jules Favre, als er mittendrin sich unterbrach und, auf den Kollegen Wächter (württembergischen Minister) deutend, mir zuflüsterte: ‚Schauen sie einmal unseren württembergischen Kollegen an, ein so kleines Männeken — in statura selbstverständlich —,' fügte er ironisch hinzu, ‚was das essen kann! Heute morgen beim Kronprinzen habe ich die schwäbische Excellenz einhauen sehen, ich sage Ihnen, Hiebe wie die des Uhlandschen Ritters beim Kaiser Friedrich lobesam! Und jetzt, sehen Sie nur einmal hin: das ißt und ißt und hört nimmer auf.' Ich schaue zum Kollegen hinüber, Bismarck ißt indes weiter: da sehe ich, wie Wächter, der gerade zu essen aufgehört, auf uns beide deutet, seinem Nachbarn Rudhart etwas mitteilt und dieser lacht. Dies indignirt mich. ‚Was hat denn Wächter von uns gewollt?' fragte ich Rudhart nach Tisch. ‚Ich habe gesehen, daß er auf uns gewiesen, etwas gesagt hat, und daß Sie gelacht haben. Nun, Rudhart, verkünden Sie den Herren selber, was Ihnen Excellenz v. Wächter anvertraut hat!' ‚Nein, Rudhart', hat Wächter mir zugeflüstert, ‚das müssen Sie sich ansehen, den Bismarck nämlich, ich betrachte ihn schon die ganze Zeit, der hört doch zu essen gar nit auf, und dabei heut morgen das Frühstück beim Kronprinzen! Auf so was achten Sie nit, aber ich; ich hab' ihn so im stillen bewundert, wie der Mann eingehauen hat. Und jetzt, da sehen Sie, so ein halber Poulardenbusen, zwei Glas Burgunder, vier Bissen, weg ist er.'"

17. April 1871. Bismarck und die Mitglieder des Reichstags werden in den Räumen des neuen Berliner Rathauses begrüßt und bewirtet.

Gegen 9 Uhr fand die feierliche Begrüßung der Parlamentsmitglieder durch den Bürgermeister Hedemann und die Erwiderung dieses Willkommen-

grußes durch den Präsidenten des Reichstags, Simson, statt. Schon vor dieser offiziellen Eröffnung des Festes war Fürst Bismarck erschienen und bildete im eifrigen Gespräch mit den vielen ihm bekannten Persönlichkeiten den unwillkürlichen Mittelpunkt eines weiten Kreises. Bald nach 10 Uhr verkündete das feierliche Einsetzen der Musik und der von Saal zu Saal sich fortpflanzende freudige Zuruf das Erscheinen des Kaisers, der in Begleitung der Kaiserin, des Kronprinzen und des Prinzen Adalbert das Fest mit seinem Besuche beehrte. Gegen 11 Uhr wurde die Gesellschaft zum oberen Geschoß des Rathauses hinaufgeleitet und nahm dort an kleinen Tischen Platz. Wenn auch keine besonderen Tischreden gehalten wurden, so flogen doch frohe Grüße von Tisch zu Tisch, von Saal zu Saal.

24. Mai 1871. Der Reichstagsabgeordnete Graf Fred Frankenberg zum Thee bei der Fürstin Bismarck. Mit Unterbrechung seiner Arbeit erschien der Kanzler in dem kleinen Kreise und las folgende Depesche aus Paris vor: Die Tuilerien sind von den Kommunards angebrannt, der Louvre gefährdet, Stadthaus, Finanzministerium, Palast der Ehrenlegion, Rue de Rivoli und andere Gebäude stehen in Flammen. „Unter diesen anderen Gebäuden wird wohl unsere Botschaft inbegriffen sein,“ fügte der Fürst hinzu.

29. Juni 1871. Lothar Bucher begleitet Bismarck bei der ersten Besichtigung der ihm vom Kaiser als Dotation verliehenen Besitzung Friedrichsruh im Herzogtum Lauenburg. Da noch kein Herrenhaus existirte, so stieg man in dem Hotel „Landhaus“ ab, welches mit zu der Besitzung gehörte. Der Wirt präsentirte dann eine so horrende Rechnung, daß sich der Fürst nicht enthalten konnte, zu fragen, ob denn die Lebensmittel hier so furchtbar teuer wären. Auf die Antwort des Wirtes, daß die Hamburger gewohnt wären, alles so teuer zu bezahlen, sagte Fürst Bismarck lachend: „Das ist ja sehr schön; da sehe ich gleich, was das Hotel für einen Wert haben muß!“

5. Juli bis 31. Juli 1871. Varzin. L. Bucher bei Bismarck zu Gast. Der Kanzler weilte daselbst vom 5. Juli bis 12. August 1871.

Als einst in Varzin ein Forstbeamter gesucht wurde, wandte sich ein Bewerber an den Geheimrat mit der Bitte um Fürsprache. Bucher kannte den Mann von früher als zuverlässig und nahm keinen Anstand, ihn zu empfehlen, worauf er die Stelle bekam. Der Beamte schlug gar nicht ein, und dieser Mißerfolg war ein weiterer Grund für ihn, Bittstellern jede Befürwortung bei dem Fürsten abzuschlagen.

17. August bis 6. September 1871. Gastein. In dieser Zeit speisten Bismarck und der österreichische Minister Graf Beust mehrmals mit einander.

In Ergänzung des hierüber in Bd. I S. 72, 73 der „Tischgespräche" Mitgeteilten lasse ich hier noch einiges von dem folgen, was Beust in seinen Memoiren über sein dreiwöchentliches Zusammensein mit Bismarck erzählt:

Wir wohnten beide bei Straubinger und sahen uns fast täglich. Wenn man mit Bismarck in guten Beziehungen steht, giebt es auf der Welt keinen besseren Gesellschafter. Die Originalität der Gedanken wird nur von der Originalität des Ausdrucks übertroffen. Dabei eine ungesuchte, daher ansprechende Bonhomie, welche das oft scharfe Urteil über andere mildert. Ein Lieblingswort war: „Der ist ein ganz dummer Kerl", ohne ihn damit kränken zu wollen. Verschiedene seiner Aeußerungen waren zu charakteristisch und teilweise zu interessant, um sie hier nicht zu erwähnen. „Was thun Sie," — fragte er einmal — „wenn Sie sich ärgern? Ich glaube, Sie ärgern sich nicht so viel wie ich."

„Nun," erwiderte ich, „bloß über die Dummheit der Menschen, über deren Bosheit nie."

„Nein," fuhr er fort, „finden Sie nicht, daß es dann eine große Erleichterung ist, einen Gegenstand zu zerstören?"

„Wie gut," entgegnete ich, „daß Sie nicht an meinem Platz sind; dann bliebe im Hause kein Möbel ganz!"

„Sehen Sie," dies war der Schluß, „ich war einmal drüben" — dabei wies er auf die mir gegenüber im Badschloß befindlichen Zimmer des Kaisers Wilhelm — „und habe mich schwarz geärgert; ich schließe die Thüre heftig, der Schlüssel bleibt mir in der Hand, ich trete bei Lehndorff ein und werfe ihn in das Waschbecken, das in tausend Stücke geht. ‚Mein Gott,' sagt dieser, ‚sind Sie krank?' — ‚Gewesen, jetzt bin ich wieder ganz wohl.'"

Er sprach viel vom französischen Kriege und seinen Verhandlungen mit Thiers und Favre. „Der Waffenstillstand ging zu Ende, und so sagte ich denn zu Thiers," erzählte Bismarck: „‚Ecoutez, Monsieur Thiers, voilà une heure que je subis votre éloquence, il faut une fois en finir: je vous préviens que je ne parlerai plus français, je ne parlerai qu'allemand.' — ‚Mais, Monsieur,' hat Thiers geantwortet, ‚nous ne comprenons pas un mot d'allemand.' — ‚C'est égal,' replizirte ich, ‚je ne parlerai qu'allemand.' Darauf hielt mir Thiers wieder eine sehr schöne Ansprache, ich sah ihn mit Wohlwollen an und antwortete ihm deutsch. Er und Favre gingen nun eine halbe Stunde lang händeringend auf und ab, endlich kamen sie und brachten, was ich haben wollte. Sofort sprach ich französisch."

Bismarck war mit den deutschen Truppen bei der Revue von Longchamps eingeritten. Da trat ein Blusenmann an ihn heran mit den Worten: „T'es une fameuse canaille." — „Ich konnte ihn," sagte Bismarck, „gefangen nehmen lassen, aber der Mut des Menschen gefiel mir."

8. September 1871. Reichenhall. Familiendiner im Hotel Burkert, der Wohnung des Fürsten Bismarck und seiner zur Kur in Reichenhall weilenden Gemahlin, an welchem u. a. Graf Beust und der Sektionschef Hoffmann teilnahmen. [1])

Fürst Bismarck und Graf Beust waren daselbst am 8. gegen 11 Uhr vormittags mittelst Extrapost von Salzburg angekommen. In einem zweiten Wagen fuhren der österreichische Sektionschef Hoffmann und einige Herren der Begleitung des Fürsten Bismarck. Nach dem Diner reiste Graf Beust in Begleitung des Sektionschefs Hoffmann nach Salzburg respektive Wien zurück; Bismarck blieb bis zur Beendigung der Kur seiner Gemahlin in Reichenhall. Der Empfang des Fürsten war ein überaus herzlicher. Sämtliche Privatgebäude bedeckten sich alsbald mit dem Schmucke deutscher und bayerischer Fahnen, und eine Deputation der Bürgerschaft begab sich zum Fürsten, um denselben im Namen der Stadt willkommen zu heißen. Leider konnte die Deputation nicht vorgelassen werden, weil der Fürst, der bis morgens gearbeitet hatte, eben die verlorene Nachtruhe nachholte. Abends wurde demselben ein Ständchen gebracht.

6. Februar 1872. Graf Fred Frankenberg abends zum Thee bei Bismarck. [2]) Die Freunde des Hauses besuchten den Salon der Fürstin zur Theestunde gegen 10 Uhr. Gegen 11 erschien, nachdem er seine Arbeit beendet hatte, der Fürst, um sich im Kreise derselben niederzulassen. Bevor sich der Fürst zurückzog, verließ keiner der Gäste den Salon. Bismarck zeigte sich bei diesen Gelegenheiten von einer Offenheit, welche die Gäste oftmals verblüffte. Besonders im Urteilen über Menschen, gleichviel, in welcher Stellung sie sich befanden, war er mitunter vernichtend. War ein auswärtiger Diplomat zugegen, den Bismarck etwas wissen lassen wollte, so stellte er es meist so an, daß er die Sache einem der Anwesenden erzählte, jedoch so, daß es der fremde Vertreter hören mußte.

22. Mai bis 2. September 1872. Varzin. L. Bucher hält sich als Gast Bismarcks daselbst vom 18. Mai bis 3. September auf. Morgens, während der Fürst das erste Frühstück einnahm, erschien Bucher mit einer großen Mappe unter dem Arm, welche alle eingegangenen Briefschaften enthielt. Er sagte kurz: „Guten Morgen“, legte dem Fürsten die Mappe vor und setzte sich stillschweigend an die andere Seite des Tisches, indem er weiße Papierzettel und einen großen Bleistift hervorzog. Während nun der Kanzler las, saß Bucher regungslos mit zugekniffenen Augen und that so, als ob ihn die

---

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

[2]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

Welt nichts anginge. Sobald Fürst Bismarck ein Schriftstück durchgelesen hatte, fing er laut an zu denken, das heißt, er sprach vor sich hin, wie er die Sache behandelt haben wollte. Diese Worte brachte nun der Geheimrat auf seine Papierblättchen, und wenn auf diese Weise alle Briefe erledigt waren, nahm er Briefe und Notizen und verschwand damit nach kurzem Gruß auf sein Zimmer, wo er alles ausarbeitete. Das zweite Frühstück ließ er sich allein serviren, weil er nicht gestört sein wollte, und abends erschien er an der gemeinschaftlichen Tafel, nachdem er gewöhnlich vorher einen Spaziergang unternommen hatte, wenn er nicht mit dem Fürsten zusammen ausgefahren war.

6. September 1872. Zum Diner der Komiker Helmerding vom Wallner-Theater.

In Ergänzung des von mir darüber im Band I der „Neuen Tischgespräche" &c. Seite 79/80 Gesagten[1]) lasse ich hier noch nachstehendes folgen.

Helmerding erzählt: „Wir sprachen von vielerlei Dingen, jedoch nicht von Politik . . . Ich hatte, sei es aus Zerstreutheit, sei es aus Befangenheit, die Augen fest auf das Mobiliar gerichtet, welches in roter Seide und nicht sehr reich war. Bismarck saß in seinem Lehnstuhl; er bemerkte meinen Blick und sagte: ‚Es sieht nicht glänzend hier aus, nicht wahr? . . . Aber mir ist das gleich! Denn das ist Staatseigentum. Ich überlasse meinem Nachfolger die Sorge, sich besser einzurichten. Alle diese Nippsachen, welche Sie hier sehen, habe ich auf Auktionen gekauft, die meisten bei dem Verkauf der Einrichtung eines französischen Botschafters.'

Ich antwortete dem Fürsten, daß meine Einrichtung fast der seinigen gleiche.

Als das Diner angemeldet war, trat die Fürstin auf mich zu und forderte mich auf, ihr den Arm zu bieten. Das Essen war ausgezeichnet, aber sehr einfach. Ich bemerkte, daß sich Fürst Bismarck nicht der Gläser bediente, sondern der Trinkschalen. Er hatte deren zwei vor sich stehen. Die tiefere ist für den Porter bestimmt, welchen der Fürst besonders liebt. Er hat mehrere Fässer davon in seinem Keller liegen und behauptet, daß es auf der ganzen Welt nicht einen gleichen giebt. Die andere Schale ist dem Champagner geweiht.

Man ließ mich von meinem Leben, meiner künstlerischen Laufbahn erzählen. Ich plauderte mit solchem Eifer, daß ich, als die Tafel aufgehoben wurde, vergaß, der Fürstin meinen Arm zu bieten. Sie machte mich selbst darauf aufmerksam, wobei sie über meine Zerstreutheit herzlich lachte . . . ."

8. Oktober bis 14. Dezember 1872. Varzin. L. Bucher zu Gast. Bismarck hielt sich dort auf vom 19. September bis 14. Dezember 1872.

[1]) Es handelte sich übrigens nicht um die Teilnahme des Fürsten Bismarck an dem Empfang des Kaisers von Oesterreich — wie an jener Stelle irrtümlich geschrieben — sondern des Kaisers Alexander II. von Rußland.

Bucher war einmal nach einer Reichstagsrede Bismarcks der Tischgast desselben und nahm bei dieser Gelegenheit wahr, wie das Thema der parlamentarischen Diskussion ihn noch voll beherrschte. Der Fürst verglich damals den Redner mit einem Schützen, der nach dem Abfeuern auch noch nicht wisse, ob der Schuß getroffen habe; erst der Zeiger sage ihm dies. So ergehe es auch ihm im Parlamente; ob er die Sache gut gemacht, könne er absolut nicht beurteilen; erst aus dem Widerhall, den die Rede finde, erfahre er, ob sie gut oder schlecht gewesen.

18. (oder 19.) Dezember 1872. Um 5 Uhr Diner,[1]) bei welchem anwesend waren: Fürst Bismarck mit Familie, die preußischen Minister Graf Fritz zu Eulenburg, Graf v. Itzenplitz, Camphausen, der Präsident des Reichskanzler-Amts Delbrück, Minister Dr. v. Fäustle aus München, Minister v. Mittnacht aus Stuttgart, Minister Abeken aus Dresden, Minister v. Freydorf aus Karlsruhe, Ministerialrat Dr. Neidhardt aus Darmstadt, der Präsident des Abgeordnetenhauses v. Forckenbeck, Kabinetsrat v. Wilmowsky, Geheimer Legationsrat Baron v. d. Brinken und Professor Geltsch aus Karlsruhe.[2])

Nach Tisch nahm der Wirt Forckenbeck beiseite und verhandelte mit ihm über die schwebenden Reichstagsfragen. Im allgemeinen Gespräche wurden weder politische noch juristische Fragen besprochen, wozu doch die Anwesenheit der Justizminister Anlaß geboten hätte. Bismarck, der aus einer langen Pfeife rauchte, und an dem keine Spuren der Krankheit oder Uebermüdung wahrnehmbar waren, ließ auch von der noch schwebenden Ministerkrisis (er hatte am 15. Dezember 1872 um Entbindung von dem Vorsitz im Staatsministerium gebeten) nichts merken; auch die preußischen Minister waren bei guter Laune. Eulenburg duzte den Kanzler und nannte ihn „bester Freund“. Vor und nach Tisch drängte sich der dem Fürsten von dem Grafen Holnstein aus Bayern geschenkte große schwarze Hund ein.

5. März 1873. Graf Fred Frankenberg besucht mit dem Herzog von Ratibor den Theeabend bei Bismarck.[3]) Der Salon faßte eine erhebliche Zahl von Gästen; der Kanzler kam sehr spät, war anfangs grimmig, dann sehr aufgeräumt.

---

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten nicht erwähnt.

[2]) Menu: Les huitres. Le potage à l'Indienne. Les petits pâtés à la Prince Puckler. Les filets de soles, sauce Colbert. Les Cimiers à la Poirade. Les poulets à la Dreux. Les salmis de gibier à la Périgueux. Les Homards au naturel. Le pâté de foies gras. Les faisans et les poulards rôtis. Les Céleries. Les gelées de marasquin aux fruits. La plombière à l'ananas.

[3]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

13. März 1873. Diner, zu welchem mehrere Bevollmächtigte zum Bundesrat Einladungen erhalten hatten. Unter denselben befand sich der anhaltische Staatsminister v. Larisch.[1]) Bismarck reichte Larisch, als er desselben ansichtig wurde, die Hand, die letzterer ergriff mit einer Redewendung, die ungefähr sagen wollte, er kenne Bismarck zu sehr als Realpolitiker, als daß er ihm frühere Mißhelligkeiten jetzt noch nachtragen wolle.

Bismarck brachte das Gespräch alsbald auf die Rede, welche sein früherer Chef, der Ministerpräsident a. D. Freiherr v. Manteuffel, kurz vorher im Herrenhause zur Bekämpfung der ersten kirchenpolitischen Gesetze Preußens gehalten hatte. Bismarck ging mit der Auffassung Manteuffels streng ins Gericht und wollte das Urteil von Larisch hören, eines nahen Verwandten Manteuffels.

21. Juni 1873. Auf der parlamentarischen Soirée unterhielt sich Bismarck längere Zeit mit dem Abgeordneten Ludwig Bamberger. Zur Erläuterung des den Aufzeichnungen Bambergers entnommenen Gespräches schicke ich voraus, daß das Zustandekommen des Münzgesetzes vom 9. Juli 1873 im letzten Augenblick dadurch erschwert worden war, daß zwischen Preußen, vermöge der Haltung Camphausens, und Bayern in der Frage der Einschränkung des Papiergeldumlaufes eine Meinungsverschiedenheit entstanden war. Am 21. Juni hatte der Bundesrat unter Fürst Bismarcks Vorsitz beschlossen, die Abstimmung auf unbestimmte Zeit zu vertagen. An demselben Abend also bemerkte Bismarck zu Bamberger,[2]) er sei im ganzen offiziellen Preußen der einzige deutsch und reichsmäßig Gesinnte. Er wolle nicht, daß in Bayern die Wahlen unter Hinweis auf eine Majorisirung Bayerns in der Papiergeldfrage verschlechtert würden. Um zu verstehen, daß Bayern hier kein Unrecht geschehe, müsse man mehr Einsicht haben, als dem Wähler zuzutrauen sei. Er folge hierin den Angaben von Bambergers liberalen Kollegen aus Bayern. Gerade das, daß das bayerische Papiergeld aus dem Kriege von 1866 datire (Bayern hatte bis dorthin kein Papiergeld ausgegeben), sei das Ueble. „Ich habe," sagte Bismarck, „im Jahre 1871 gewollt, man sollte den süddeutschen Staaten ihre Kontributionen von 1866 aus den Kriegsentschädigungsgeldern Frankreichs zurückgeben. Diesen Wunsch hätte man mir doch wohl erfüllen können! Ich hätte ja für Deutschland ebenso gut eine halbe Milliarde weniger ausbedingen können; und die 200 Millionen von Paris, wer anders hat denn die dem König geradezu auf den Tisch gelegt, als ich! Aber damals, als ich dieses Ansinnen stellte, begann der König an die Erzählung zu glauben, daß es in meinem Kopfe nicht ganz richtig sei." —

---

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

[2]) Vergl. das Werk von Karl Helfferich über die Geschichte der deutschen Geldreform, S. 254.

„Ich stellte ihm nun die Frage,“ so heißt es in Bambergers Aufzeichnungen weiter, „welche der beiden Lösungen er vorziehe. Aber er hatte sich offenbar weder mit dem einen noch mit dem andern vertraut gemacht. Jetzt erst merkte ich, worauf er hinaus wollte: auf das Unglaubliche, daß ich das Münzgesetz in dieser Session unvollendet stehen lassen sollte. Dieser Gedanke war so absurd selbst für Bismarcks Reichspolitik, so zweckwidrig und geradezu unmöglich, daß ich mir anfangs selbst nicht glauben wollte, richtig verstanden zu haben.

Da sagte er kalt verdrießlich: ‚Sobald Sie's fertig machen wollen, ist es mir einerlei wie.‘

Nun verstand ich erst, und ich kann mir diesen Gedankengang nicht anders erklären, als damit, daß er das unfertig gebliebene Münzgesetz als socium malorum zum unerledigten Militärgesetz dem Könige zu Füßen legen wollte. Ich erklärte ihm nun rund heraus, daran sei nicht zu denken. Wollte ich mich auch zu einem solchen Unternehmen hergeben, so würde meine Autorität in diesen Dingen nicht hinreichen, diesen selbstmörderischen Akt durchzusetzen. Alles, was ich damit erreichen könnte, wäre, mich selbst zu ruiniren. Ich sagte: ‚Sie mögen Ihre Politik darin haben, aber der Reichstag muß auch seine Politik der Selbsterhaltung haben, und schließlich fällt diese doch mit der Ihrigen zusammen.‘

Als ich am Ende der Besprechung fragte, ob er für keines der beiden Projekte eine Präferenz habe, setzte ich, um ihn zu orientiren, dazu:

‚Das eine wird Preußen unangenehm sein, das andere Bayern. Was ziehen Sie vor?‘

Da sagte er lachend:

‚Nun, dann seien Sie lieber Preußen unangenehm.‘“

Wie bezeichnend die letzte Bemerkung und auch der sonstige Inhalt der Unterredung für Fürst Bismarcks Reichspolitik ist, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Allerdings handelte es sich nur um eine Geldfrage.

24. Juni 1873. Graf Fred Frankenberg besucht abends den Bismarckschen Salon, um sich von dem Fürsten vor der Abreise desselben nach Varzin zu verabschieden.[1]) Der Fürst kam erst um 10 Uhr abends von Babelsberg zurück, woselbst er sich von dem Kaiser verabschiedet hatte. Bismarcks Stimmung war gut, er lobte das Befinden des Kaisers, welcher wieder geistig frisch und rege sei.

13.—15. Juli 1873. Varzin. Der württembergische Gesandte in Berlin Freiherr v. Spitzemberg und die Familie v. Below zum Besuch anwesend.

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

Die Bekanntschaft Bismarcks mit Spitzemberg datirte von der Zeit ihres gemeinsamen Aufenthalts in Petersburg. Die Beziehungen Spitzembergs zu Bismarck hatten sich im Laufe der Jahre immer intimer gestaltet und nahmen schließlich den Charakter eines Freundschaftsverhältnisses an; dasselbe übertrug sich schließlich auch auf die beiderseitigen Frauen. Es hat Zeiten gegeben, wo die Freifrau v. Spitzemberg, eine Tochter des württembergischen Ministers Freiherrn v. Varnbüler, kaum einen Tag im Salon der Fürstin Bismarck fehlte.

17. Februar 1874. Bei dem Diner,[1]) zu dem 27 Einladungen an Mitglieder des Bundesrats, die Präsidenten des Reichstags, den Präsidenten des Reichs-Eisenbahn-Amts und an Beamte des Auswärtigen Amts ergangen waren, besprach Bismarck die Haltung, welche den am folgenden Tage in den Reichstag eintretenden elsaß-lothringischen Abgeordneten gegenüber zu beobachten wäre. Dieselben hatten bekanntlich den Antrag gestellt, die Elsaß-Lothringer über ihre Einverleibung in Deutschland abstimmen zu lassen.

Die Vereinbarung Bismarcks mit dem Reichstagspräsidium ging dahin, diesen absonderlichen Antrag einfach totzuschweigen. Der Kanzler vertrat diese Ansicht mit der größten Entschiedenheit und zugleich mit übersprudelndem Humor. Der coburgische Minister Freiherr v. Seebach, der sich unter den Gästen befand, hatte ihn noch niemals so gesprächig und heiter gesehen wie an diesem Tage, als er sich nach dem Diner die lange Pfeife bringen ließ und seine Gäste aufforderte, sich mit ihrer Zigarre um ihn zu gruppiren.

28. Februar 1874. Maurus Jokai auf der parlamentarischen Soirée bei Bismarck anwesend. Von diesem zweiten Besuche des ungarischen Romanschriftstellers bei Bismarck haben wir erst Kenntnis erhalten durch ein Gespräch desselben im Jahre 1893 mit Dr. Adolf Kohut,[2]) das ich hier, soweit die Beziehungen Jokais zum Hause Bismarck in Betracht kommen, folgen lasse.

„Haben Sie“ — so fragte Kohut seinen berühmten Landsmann — „während Ihres Berliner Aufenthalts auch den Fürsten Bismarck gesprochen?“

„Gewiß, diese Begegnung gehört zu den schönsten und kostbarsten meines Lebens. Gleich am Tage nach meiner Ankunft hatte ich das Glück, durch die Vermittlung Karl Brauns von dem großen Staatsmann empfangen zu werden. Es war im Februar, und er empfing mich um neun Uhr abends. Der Fürst war so freundlich, mich die sehr verschnörkelte Begrüßung, die ich ihm zugedacht, gar nicht vorbringen zu lassen; er begann gleich damit, was ich für ein junger Mensch sei, daß er sich mich viel älter vorgestellt habe. Ich sagte ihm, wie alt

---

[1]) Im ersten Bande meines Werkes „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“ (2. Aufl. S. 78) vermochte ich über den Verlauf dieses Diners nichts anzuführen.

[2]) Vgl. den Artikel: „Maurus Jokai in Berlin und bei Bismarck“ im „Berliner Lokalanzeiger“ Nr. 605 vom 28. Dezember 1893.

ich bin; geboren 1825. — ‚Nun, dann bin ich Ihnen um zehn Jahre voraus.‘ — ‚Gott erhalte Sie!‘ Dann ließ er mich auf der andern Seite des Schreibtisches Platz nehmen, holte aus dem eisernen Schrank ein Päckchen Zigarren und bot sie mir an. — ‚Ich danke, ich rauche nie Zigarren.‘ — ‚Ganz mein Fall! Ich rauche nur aus meiner großen Meerschaumpfeife.‘“

„Worüber unterhielten Sie sich mit dem Fürsten? Ueber Litteratur oder auch über Politik?“

„Hauptsächlich über letztere. Der Fürst sprach, und ich hörte zu. Er sprach zuerst über Oesterreich-Ungarn. ‚Es ist notwendig,‘ sagte er, ‚daß in Mitteleuropa ein solch konsolidirter Staat bestehe wie der Ihrige. Das sah ich schon 1866 ein, als ich mich beeilte, Frieden zu schließen, was vielen unserer Freunde nicht zusagte. In Cisleithanien ist das deutsche, in Transleithanien das magyarische Element zu regieren berufen . . . Ihr König ist ein vollkommen volkstümlicher und beliebter Herrscher in Ungarn. Ihm schließen sich alle Völkerstämme in Liebe an; seien Sie versichert, daß diese Eintracht, auf welcher Ihre Zukunft beruht, durch keinen Einfluß von außen zerstört werden wird, und wer immer den Frieden Oesterreich-Ungarns trüben wollte, der würde Deutschland gegen sich finden.‘

‚Und Rußland?‘ warf ich ein.

‚Von Rußland haben Sie nichts zu fürchten. Sein Gebiet von Japan bis an die Ostsee ist so ausgedehnt, daß Galizien dazu ein geringer Gewinn wäre. In Asien setzt es seine Eroberungszüge deshalb fort, um seinen mißvergnügten Elementen Beschäftigung zu geben. Der Zar und die russische Regierung wollen den Frieden haben.‘ Ich nahm mir die Freiheit, eine leichte Besorgnis für den Fall eines Herrscherwechsels auszusprechen.

‚Glauben Sie mir, der russische Thronerbe wird dieselbe Politik wie sein Vater befolgen. Er ist ein biederer Familienvater, welcher den Frieden und die Ruhe liebt, und dem es gar nicht in den Sinn kommt, Tamerlansche oder Napoleonsche Feldzüge zu planen und das Testament Peters des Großen auszuführen.‘

In diesem Augenblick trat der Sekretär des Fürsten mit einem gewaltigen Aktenstoß herein. Ich nahm Abschied; der Kanzler lud mich mit einem freundlichen Händedruck zu der morgigen Soirée ein.“

„Waren Sie dort?“

„Selbstverständlich! Es waren dieselben Säle eröffnet, die ich schon einen Tag vorher bei dem Empfange gesehen. Ein Zehntel der Gesellschaft bestand aus Herren. Mitten unter den konversirenden Gruppen ging er selber, ‚der Hausherr‘, umher, immer einen halben Kopf über die Menge emporragend, und auch Tyras ging höchst ungenirt unter den Gruppen umher, denn er schien sich ganz auf der Höhe der Situation zu befinden, indem er stets in den Salons blieb, und zwar ohne Hintergedanken bezüglich des Buffets.“

22. April 1874. Graf Fred Frankenberg fand, als er abends den Bismarckschen Salon aufsuchte, nur die Fürstin und die Comtesse Marie am Theetisch. Später erschien plötzlich in violettem Schlafrock, mit einem Spazierstock in der Hand, der von seiner ernsten Krankheit erholte Kanzler und schritt langsam, aber ziemlich sicher auf den Tisch zu. Graf Frankenberg freute sich der raschen Besserung und der heiteren Laune des Genesenden. Dieser scherzte über seine Gesundheit, dankte dem Grafen für einen gewissen parlamentarischen Dienst, den er ihm geleistet hätte, und sagte ihm, daß der Kaiser selbst den Reichstag schließen wolle. [1])

Sommer 1874. Zur Mittagstafel wird der Bildhauer L. Castan, Besitzer des Panoptikums gleichen Namens, hinzugezogen.

Castan hatte im Jahre 1874 den Gedanken gefaßt, eine Büste vom Fürsten anzufertigen. Bei seinen Vorarbeiten bediente er sich einer Photographie, aber zur weiteren Ausführung der Büste galt es, den Fürsten zu bewegen, in eine Sitzung zu willigen. Der Fürst wollte aber nicht sitzen. Castan wandte sich an den Grafen Eulenburg, den Verlobten der Gräfin Marie Bismarck, der Tochter des Reichskanzlers, der bald darauf kurz vor seiner Vermählung starb, und bat ihn um seine Vermittelung. Graf Eulenburg erklärte, daß die Sache durchaus nicht zu machen sei, da der Fürst für solche Dinge nicht zu haben sei. Schließlich versprach Graf Eulenburg, einen Versuch zu wagen, und beschied Castan auf den nächsten Tag mit der in Thon geformten Büste ins Kanzlerpalais. Castan kam zur angesetzten Stunde, wer aber nicht kam, war Graf Eulenburg. Während Herr Castan wartete, kehrte die Fürstin von einer Ausfahrt zurück. Sie erblickte in der Vorhalle des Kanzlerpalais den Bildhauer und seine Büste, erfuhr, um was es sich handelte, ließ sich die Büste zeigen, und maß sie mit kritischen Blicken. „Mein Mann hat wohl eine kleine Nase," sagte sie, „aber so klein ist sie denn doch nicht." „Etwa so?" fragte Castan, nachdem er mit etwas nassem Thon der fehlerhaften Nase nachgeholfen hatte. „So geht es schon eher," sagte die Fürstin, aber sitzen wird Ihnen mein Mann nicht, den Gedanken müssen Sie schon aufgeben." In demselben Augenblick ertönten die dröhnenden Schritte des Fürsten, der sich anschickte, einen kleinen Spaziergang im Garten zu unternehmen. „Otto, komm einmal her," rief die Fürstin, „sieh, das sollst du sein." Der Fürst gehorchte, begrüßte Castan und sah sich die Büste an. Sie schien ihm zu gefallen. Plötzlich sagte er: „Eine solche Haartracht wie dahinten habe ich nie getragen." „Ich habe auch den Kanzler des Deutschen Reiches von hinten noch nie gesehen," sagte Castan. „Sie sind wohl Berliner?" „Zu Befehl, Durchlaucht," erwiderte Castan, und knüpfte daran eine Bitte um eine Sitzung. Der Fürst lehnte ab, aber die

---

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

Fürstin redete zu und riet Castan, mit seiner Büste dem Fürsten in den Garten nachzugehen. Das geschah. Auf der Treppe blieb der Fürst stehen und ergab sich mit den Worten: „Nun, wenn es denn sein muß" in sein Schicksal. Er saß nicht, er stand Modell, nicht sehr lange, aber doch so lange, bis ein Diener meldete, daß das Essen aufgetragen sei. „Jetzt müssen wir schließen," rief die Fürstin, „das Essen darf nicht kalt werden." Sie führte ihren Gatten weg. Castan blieb zurück und wollte noch in aller Eile die Beobachtungen, die er gemacht, verwerten, da kam aber der Diener mit einer Aufforderung des Fürsten, an der Tafel teilzunehmen. Castan erhielt einen Platz, den die Gräfin Marie ihm einräumte, an der Seite des Fürsten, der ihm kräftig zutrank, gut gelaunt mit ihm plauderte, allerhand Schnurren erzählte und sich auch bitter über die Lieferung eines Weinhändlers beklagte, die nicht nach Wunsch ausgefallen war.

15. Juli 1874. Kissingen. Bei der Tafel zu Gast der aus Anlaß des Kullmannschen Attentats dorthin berufene Erste Staatsanwalt am Königlichen Stadtgericht in Berlin Tessendorf.[1]) Man brachte den Besuch des energischen Staatsanwalts mit Maßregeln in Verbindung, die Bismarck in Preußen treffen wollte, um einer staatsfeindlichen Propaganda gewisser katholischer Verbindungen entgegenzuwirken. Tessendorf war der Typus des „schneidigen" Staatsanwalts und in dieser Eigenschaft sehr gefürchtet. In weiten Kreisen wurde sein Name durch den Prozeß gegen den Grafen Arnim bekannt, in welchem er als Staatsanwalt gegen den Botschafter plädirte.

26. November 1874. Um fünf Uhr Diner[2]) zu Ehren der zu den Bundesratsverhandlungen nach Berlin gereisten süddeutschen Minister v. Mittnacht (Württemberg) und v. Freydorf (Baden). Nach Tisch zeigte Bismarck die Narben an Ballen und Daumen der rechten Hand, die von dem Schusse Kullmanns herrührten, eine kleine Brandwunde vom Propfen sowie die Schußwunde, welche eine Ader gequetscht, und die den Fürsten ab und zu noch immer schmerzte und beim Schreiben störte. Das Gespräch kam auf die Beteiligung und den Hauptanteil der Frauen an der katholischen Agitation. Auch Bismarck erwähnte Fälle, in denen Männer, welchen derartiges Getriebe in der Seele zuwider ist, durch ihre Frauen in die Agitation hineingetrieben und gezogen

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen. Tessendorf wurde am 6. August 1831 auf einem pommerschen Gut geboren, studirte in Greifswald, Tübingen und Berlin Rechtswissenschaft und wurde 1864 Staatsanwalt in Burg und 1867 Erster Staatsanwalt in Magdeburg. 1873 wurde er an das Stadtgericht in Berlin versetzt. In den Jahren 1879—1885 war er Vorsitzender eines Zivilsenats bei den Oberlandesgerichten zu Königsberg und Naumburg. 1885 wurde er Präsident des Strafsenats beim Kammergericht, des sogenannten Kleinen Obertribunals. Schon im folgenden Jahre wurde er zum Oberreichsanwalt am Reichsgericht zu Leipzig ernannt. Tessendorf starb am 2. Dezember 1895.

[2]) In Kohls Bismarck-Regesten nicht erwähnt.

wurden. Er habe unter diesen Damen Verwandte. „Wir sind uns vollständig Luft, sprechen kein Wort mit einander."

Im Laufe der Unterhaltung würdigte Bismarck die Ueberlegenheit Deutschlands über die romanischen Staaten, die größere Stetigkeit unserer inneren Verhältnisse darauf zurückführend, daß man hier nie von der erblichen Monarchie abgegangen. Schließlich kam noch die Rede auf die den Holländern beigebrachte Furcht vor den Deutschen, die auf Einflüsse von hoher Seite zurückzuführen sei und wohl auch in der gänzlich unbegründeten Furcht ihren Grund habe, daß Deutschland auf die holländischen Kolonien ein Auge geworfen habe. Nach den im Anschluß hieran gefallenen Aeußerungen Bismarcks war derselbe damals alles eher als ein Kolonialschwärmer.

Der badische Minister v. Freydorf schrieb über dieses Diner unterm 27. November an seine Frau: „Gestern kam ich zu spät, als die Gesellschaft sich eben zu Austern niedergesetzt, zu Bismarcks Diner, bei welchem (ich saß nur durch eine Person von Bismarck getrennt) wir neben sehr gutem Tafeln und Trinken sehr guter Weine uns sehr gut unterhielten. Die Heiterkeit steigerte sich nach Tische bei Kaffee, Tabak (nicht für mich) und Selterser Wasser; der Fürst selbst war sehr guter Laune und waltete in der Unterhaltung vor."

19. Dezember 1874. Die auf diesen Tag fallende fünfte parlamentarische Soirée [1]) bei Bismarck war von den Reichstagsabgeordneten demonstrativ stark besucht, um der Befriedigung derselben über die Wiederherstellung des guten Einvernehmens zwischen dem Kanzler und dem Reichstag Ausdruck zu geben. Gestört war dasselbe kurze Zeit vorher durch die Abstimmung des Reichstags über den Antrag des Abgeordneten Frhrn. v. Hoverbeck bezüglich der Verhaftung des Abgeordneten Majunke. [2]) Unter den Gästen befanden sich der Gesandte v. Radowitz, Legationsrat Aegidi und die Minister Camphausen, Leonhardt, Falk, Friedenthal und Achenbach. Bismarck erklärte, er habe durch die Einreichung seines Entlassungsgesuchs dem Reichstag einmal zu Gemüte führen wollen und müssen, daß man angesichts einer großen, fest zusammenhaltenden Minorität mit einer Majorität nicht regieren könne, welche bei jeder beliebigen Gelegenheit sich spalte

---

[1]) Die obenstehenden Bemerkungen ergänzen mein in dem Werke „Fürst Bismarck und die Parlamentarier" Bd. I, 2. Aufl., S. 85 gegebenes Referat über diesen Reichstagsabend.

[2]) Es handelte sich um den aus Anlaß der Verhaftung des Abgeordneten Majunke von dem Abgeordneten Lasker und Genossen gestellten schleunigen Antrag, die Verfassungsmäßigkeit der Maßregel zu prüfen und Maßregeln zu beschließen, welche eine Wiederkehr derartiger Eingriffe in die Würde des Reichstags verhinderten. Der zur Annahme gelangte Antrag des Abgeordneten Hoverbeck lautete: „Bei Aufrechthaltung der Würde des Reichstags ist es notwendig, im Wege der Deklaration respektive Abänderung der Verfassung die Möglichkeit auszuschließen, daß ein Abgeordneter während der Dauer der Sitzungsperiode ohne Genehmigung des Reichstags verhaftet werde."

und zerbröckle. Mitglieder einer hochpolitischen Korporation, wie sie der Reichstag darstelle, könnten nun einmal nicht nach dem Belieben stimmen, wie Mitglieder einer Stadtverordnetenversammlung.

Ende Januar 1875. Diner, an welchem außer der Familie noch teilnahmen: der Flügeladjutant des Kaisers Graf Lehndorff, Heinrich v. Sybel und der Landrat des Kreises Mettmann in der Rheinprovinz und Mitglied des Abgeordnetenhauses v. Tiedemann.

Tiedemann hatte hier zum erstenmal Gelegenheit, die eigentümliche, wunderbar bestechende Art der Causerie kennen zu lernen, mit der der Fürst die Unterhaltung bei Tische beherrschte. Er liebte es, im ungezwungensten Tone scheinbare Paradoxa aufzustellen, hinter denen sich aber fast immer eine tiefe Wahrheit verbarg. An diesem Tage variirte er unter anderem das alte Thema von Liebe und Haß. Er behauptete, Goethe habe unrecht gehabt, wenn er gemeint, nur die Liebe verschönere das Leben. Der Haß thue dieselben Dienste, er sei ein ebenso großer Lebenserhalter wie die Liebe. „Mir sind unentbehrlich: für die Liebe meine Frau, für den Haß — Windthorst.“ Später sprach er von den Staatskrankheiten, namentlich der „Laskerei“, die in ihrem verbohrten liberalen Doktrinarismus immer Zweck und Mittel, Reden und Handeln verwechsle und schließlich zur Auflösung des Staatsgedankens führen müsse, der mit keiner Parteischablone zu vereinigen sei.

Nachdem der Kaffee getrunken und die Zigarren geraucht waren, bat der Fürst Sybel und Tiedemann, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen, und hier entspann sich nun ein lebhaftes Rededuell zwischen letzteren beiden, bei dem der Fürst die Rolle des Unparteiischen spielte. Sybel bot alle Künste seiner scharfen Dialektik auf, um den Fürsten gegen die rheinische Kreisordnung einzunehmen, Tiedemann war ihr warmer Verteidiger. In einigen anderen Fragen, namentlich hinsichtlich der Gestaltung der Provinzialbehörden, fand eine nicht unerwünschte Uebereinstimmung statt. Erst gegen Mitternacht brachen Sybel und Tiedemann auf, nachdem der Fürst noch versichert hatte, er werde die einander gegenüberstehenden Ansichten beider Herren einer eingehenden, objektiven Erwägung unterziehen.

Im weiteren Laufe der Landtagssession wurde Tiedemann dann noch einigemal zu Tische eingeladen, hatte auch noch eine längere Unterredung mit dem Fürsten über die Schulverhältnisse der Rheinprovinz, welche zur Folge hatte, daß er eine Denkschrift ausarbeiten mußte, die später dem Staatsministerium vorgelegt wurde. Dann reiste er nach Hause zurück.

Ich will hier noch eine Anekdote anfügen, die der Fürst einmal Herrn v. Tiedemann erzählte: Der Großherzog von Mecklenburg spielte an der Bank zu Doberan und besetzte dieselben Nummern wie ein neben ihm stehender, reich gewordener Töpfermeister. Als beide ihr Geld vollständig verjeut hatten, fragte

der Großherzog: „Na, Pötter, wat makt wi nu?“ „O,“ erwiderte der Töpfermeister, „Hoheit schriewen Stüern ut, un ik mak Pött.“

6. Oktober bis 10. November 1875. Varzin. L. Bucher zu Gast. Bismarck verweilte daselbst bis 20. November 1875. Bucher war Zeuge, als der Kanzler seinen letzten Rehbock schoß. Bekanntlich ging derselbe schon seit Jahren nicht mehr auf die Jagd, hatte aber immer seine Freude an dem Wild, besonders in Varzin, wo die Rehe sich ungestraft in dem Park aufhalten und nicht gestört werden durften. Eines Abends sah ihn Bucher eiligst durch den Park nach dem Schloß laufen und mit einer Büchse zurückkommen. Der Fürst war ganz erhitzt und sagte: „Ich muß hier einen Bock hinrichten! Der Bursche hat Platz im ganzen Park, und nun sucht er sich zum Fegen gerade eine ganz seltene, aus Amerika zugeschickte Tanne aus, und das kann ich mir nicht gefallen lassen!“ Der Bock, welcher immer noch dabei war, den wertvollen Baum kahl zu fegen, wurde durch einen Büchsenschuß erlegt, wonach der Fürstliche Schütze immer noch bedauernd sagte: „Daß der Bursche auch gerade so unverschämt sein mußte, sich den seltensten Strauch im Park auszusuchen!“

Wie sehr der Fürst darauf achtete, daß an seinem Walde kein Frevel verübt wurde, beweist auch folgender Vorgang. Eines Tages fuhr er vorüber, als bei Legung einer Telegraphenleitung bei Varzin ein Arbeiter die Zweige eines hinderlichen Baumes einfach absägte und herabwarf. Bismarck, empört über diesen Frevel, ließ sofort halten und rügte auf das strengste das Vorgehen des Arbeiters. Dieser entschuldigte sich, indem er angab, er handle auf Anordnung des leitenden Ingenieurs. Bismarck fragte nach dessen Namen und befahl, daß er sofort im Schloß vor ihm erscheine. Dem Ingenieur wurde etwas ängstlich zu Mute, als man ihm den Befehl hinterbrachte, aber man riet ihm von wohl über das Wesen des Fürsten unterrichteter Seite, ja keine Ausflüchte zu machen, sondern seine Schuld offen einzugestehen. Nun traf es sich, daß der Ingenieur ein baumlanger Mensch war, eine Erscheinung von mehr als zwei Metern Höhe und entsprechender Breite. Als er vor dem Schloßherrn erschien, blickte ihn dieser wohlgefällig an, und seine erste Frage war: „Bei welchem Regiment haben Sie gedient?“ „Beim Garderegiment soundso, Durchlaucht.“ „Flügelmann?“ „Jawohl, Durchlaucht.“ „Charge?“ „Unteroffizier a. D.“ Der Fürst stellte noch einige militärische Fragen und kam erst dann auf den eigentlichen Zweck der Unterredung, und als der Ingenieur sein Unrecht sofort eingestand, war Bismarck ganz begütigt und — lud den Besucher zum Frühstück ein, „um noch über seine Dienstzeit mit ihm zu plaudern“. Man kann hieraus ersehen, wie tief dem Reichskanzler die Liebe zu soldatischem Wesen und Aussehen im Blute steckte.

Januar 1876. Bismarck beklagt sich auf einer Soirée gegenüber einem süddeutschen Abgeordneten, daß seiner Politik von der heimatlichen Regierung des Abgeordneten Hindernisse in den Weg gelegt würden. Die Landesherren möchten doch stets im Auge behalten, daß gegen zu große Ausdehnung der Reichsgewalt — Bismarck spielte hier wohl auf die an den süddeutschen Höfen herrschende Beklemmung wegen des Reichseisenbahngesetzes an — vor allem der preußische Partikularismus einen Schutzwall abgebe, der ihm die größten Schwierigkeiten bereite. „Ich bin der einzige Deutschgesinnte im ganzen preußischen Ministerium.“ In solcher Gesellschaft könne man sich ruhig auch eins mitversetzen lassen.

Auf einer andern, in die Mitte der siebziger Jahre fallenden Soirée, auf der sich auch der Reichshund herumtrieb, kam nach Tisch das Gespräch auf ihn, und der Fürst meinte, man solle nur nicht an der Intelligenz der Hunde zweifeln. So sei jüngst, als er durch seinen Garten ging, um denselben durch das nach der Königgrätzer Straße führende Thor zu verlassen, unvermutet mitten im Garten der Reichshund auf ihn zugesprungen, in der Absicht, ihn zu begleiten. Bei dem Gartenthor habe sich der Hund dicht an die Oeffnung gedrängt, um womöglich noch vor seinem Herrn das Freie zu gewinnen. Zurücktreiben habe er sich nicht lassen. Da habe er, Bismarck, nur die Worte gesagt: „In den Reichstag“, worauf der Hund den Schweif eingezogen und schleunigst nach Hause gerannt sei. Bismarck erzählte die Geschichte, umgeben von einer Korona von Mitgliedern des Bundesrats und des Reichstags, von welch letzteren der fortschrittliche Vizepräsident Professor Hänel aus Kiel unmittelbar in der Nähe des Kanzlers stand. Man kann sich sein Gesicht denken und das Gelächter der übrigen Anwesenden, in das Bismarck herzlich einstimmte.

7. April 1876. Diner, zu welchem die Mitglieder des Reichsbank-Kuratoriums: Finanzminister Camphausen, bayerischer Ministerialrat v. Landgraf, badischer Finanzpräsident Ellstädter, hamburgischer Senator Dr. Schröder, Bankpräsident v. Dechend, das Mitglied der Reichs-Cholerakommission, Geheimrat Professor Dr. v. Pettenkofer, die mit der Ueberreichung des Hanauer Ehrengeschenks betraute Deputation sowie Assessor v. Kurowski geladen waren. Senator Dr. Schröder teilte darüber mit: „Da mir die Ehre zu teil wurde, zur Linken des Reichskanzlers zu sitzen, so konnte ich die Wahrnehmung machen, daß er sich eines ganz vortrefflichen Appetits erfreute und sich in sehr aufgeräumter Stimmung befand. Es ging überhaupt sehr ungenirt, fast möchte ich sagen burschikos her; bei der Zigarre blieben Fürstin und Tochter mit der Gesellschaft zusammen, der Fürst schmauchte seine Pfeife, und zwei große Hunde vollendeten das Ensemble.“

3.—30. August 1876. Varzin. L. Bucher zu Gast. Bismarck weilt daselbst vom 30. Juli bis 21. November 1876. Daß Buchers jährliche An-

wesenheit in Varzin allmählich kürzer wurde und seit 1876 ganz aufhörte,[1]) hatte seinen natürlichen Grund darin, daß die Söhne des Reichskanzlers in die Geschäfte hineinwuchsen und ihm daher bequemer wurden als jede andere Hilfe.

29. September 1876. Varzin. Tischgäste der Botschafter in Paris Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst und der Geheime Regierungsrat und Hilfsarbeiter im Staatsministerium v. Tiedemann.

Die beiden Herren hatten die Fahrt von Schlawe nach Varzin zusammen im offenen Wagen gemacht und waren nicht wenig überrascht durch die landschaftlichen Schönheiten Hinterpommerns, wo bewaldete Hügel und Thäler malerisch abwechseln, und wo es Ausblicke giebt, die an Thüringen erinnern.

Als dieselben in den Varziner Schloßhof einfuhren, blies der Postillon, Fürst Bismarck empfing seine Gäste in der Hausthür und führte sie, kaum daß sie Zeit hatten, Hut und Paletot abzulegen, in das Speisezimmer, wo sofort die Suppe aufgetragen wurde.

Nach dem Diner saßen die Bismarckschen Damen, die beiden Fürsten und Tiedemann noch stundenlang beim Kaminfeuer beisammen, und letzterer war ein sehr aufmerksamer Zuhörer, als Fürst Hohenlohe, der direkt von Paris kam, über französische Zustände eingehend referirte und Fürst Bismarck hin und wieder eine launige Bemerkung dazwischenwarf. Dann wurden von den beiden die Leistungen verschiedener inländischer und ausländischer Diplomaten einer scharfen Kritik unterzogen, und Fürst Bismarck erging sich in Reminiszenzen an seine Bundestagszeit. Von einem österreichischen Staatsmann, der in jenen Tagen eine einflußreiche Rolle gespielt, behauptete er unter anderem, er müsse 90 Jahre alt werden, denn er sei ein Schurke, und die schurkische Säure „pickle".

Als Tiedemann sich am 30. September abends verabschieden wollte, bat ihn Fürst Bismarck, noch einige Tage zu bleiben. Beide Herren machten am andern Morgen eine Spazierfahrt durch den Wald, und abends spielte Tiedemann dem Fürsten auf Wunsch der Damen einige jener schwermütigen russischen und nordischen Volkslieder vor, die er später so oft noch zu hören verlangt hat.

21. November 1876. Abends beim Thee. Fürst Bismarck war an diesem Tage zur Schlichtung der Differenzen über die Justizgesetze nach Berlin gekommen, und noch am selben Abend soll Bismarck beim Thee seiner ausgezeichneten Laune „auf Kosten Laskers"[2]) freien Lauf gelassen haben. Ein „Offiziöser" berichtet

[1]) Kohl (Bismarck-Regesten Bd. II S. 123) läßt Bucher bis 17. Oktober in Varzin weilen. Meine Angabe beruht auf schriftlicher Mitteilung Buchers.

[2]) Schon in der Sitzung des Reichstags vom 16. Juni 1873 war es bei Beratung des Preßgesetzes zu einer ungemein heftigen und erregten Aussprache des Kanzlers gegenüber dem Abgeordneten Lasker gekommen. Vgl. den Leitartikel der „Magdeburger Zeitung" Nr. 276 vom 17. Juni 1873: „Fürst Bismarck und der Reichstag" und Nr. 277 vom 18. Juni 1873: „Unser Percy".

über diesen Theeabend beim Fürsten Bismarck auf Grund dessen, was er von unterrichteter Seite gehört hatte, folgendes:[1])

Der Fürst arbeitete gleich den ersten Abend mit seinen Geheimen Räten A. und Z. bis gegen Mitternacht. Dann lud er sie noch zum Thee ein. Es war intimster Familienthee, anwesend die Fürstin, die Comtesse, einige Verwandte, Herr v. P. u. s. w. Die Unterhaltung betraf Varzin, die Ernte, die Kleekultur, dann die Reise des Kaisers nach Italien, an welcher der Fürst nicht hatte teilnehmen können, dann den eben eröffneten Reichstag.

„Ich hoffe doch, daß wir dieses Mal vor Weihnachten fertig werden," meinte der Fürst.

„Der Mensch denkt, und — Lasker lenkt," griff Herr v. P. ein. Der Fürst runzelte die Stirn, als wenn ihm der Scherz nicht gefiele. Geheimrat Z. mochte das wohl nicht bemerkt haben. Denn er fiel nach der Bemerkung des Herrn v. P. gleich mit den Worten ein: „Da ist mir heute ein seltsames Schriftstück zugegangen; es betitelt sich: Das beste Mittel, die Reichs- und Landtagssessionen abzukürzen, oder was Lasker alljährlich dem Staate kostet."

Es folgte darauf ein männliches und weibliches Gelächter, an dem nur der Fürst nicht teilnahm.

„Wo haben Sie das Schriftstück, lieber Geheimrat?" sagte Herr v. P.

„O, ich habe es bei mir," erwiderte der Geheimrat; „wenn ich wüßte, daß ich damit nicht langweilte, würde ich es vorlesen."

Die Theegesellschaft forderte stürmisch das Vorlesen. Der Fürst willigte durch sein Schweigen ein.

Ich muß jetzt bemerken, daß ich das Schriftstück nicht wörtlich wiedergeben kann. Es ist mir heute nur eine flüchtige Durchsicht desselben gestattet worden, wobei es mir nur möglich war, die verschiedenen Zahlen, die darin figuriren, zu notiren. Im übrigen bin ich überzeugt, daß der schalkhafte Z. selber das Schriftstück verfaßt oder durch einen seiner Untergebenen hat aufsetzen lassen. Er liebt solche Späße. Der Geheimrat las also ungefähr wie folgt: „Seitdem Lasker im Jahre 1865 die Parlamentstribüne betreten, hat er am Dönhofsplatze und am andern Ende der Leipzigerstraße im ganzen 927 745 328 Worte gesprochen." — Lautes Staunen außer beim Fürsten. — — „154 mal so viel Worte, als das ganze Alte Testament (inkl. Apokryphen) enthält, oder 42 mal so viel, als Goethe geschrieben, oder 3,9 mal so viel, als Cicero in den von ihm aufbewahrten Reden gesprochen. Wenn man Laskers sämtliche in den verschiedenen Parlamenten gesprochenen Worte hinter einander auf einen Streifen Papier schriebe, so würde dieser mehr als neunmal um die Erde reichen, d. h. neunmal von Berlin aus über den Atlantischen Ozean, Amerika,

[1]) Vgl. die Schrift „Aus der Wilhelmstraße". Erinnerungen eines Offiziösen. Berlin, Verlag von Richard Eckstein Nachfolger.

den Stillen Ozean, Japan, Asien, Jerusalem bis wieder nach Berlin reichen." — Schallendes Gelächter, in das schließlich der erst widerstrebende Fürst einfällt. „Spricht Lasker nur noch zwei Drittel einer Legislaturperiode so fort wie bisher, so reicht der Streifen vom Dönhofsplatze bis an den Mond." Stürmische Heiterkeit.

„Nun, und wie lange wird es dauern, bis der Streifen die Sonne erreicht?" fragte darauf eine weibliche Stimme.

„Das sagt leider der Statistiker nicht," erwiderte Geheimrat Z.

„Dafür hat sein Name schon längst die Sonne erreicht," fiel Herr v. P. ein.

Der Geheimrat fuhr fort:

„Anträge und Amendements hat Lasker im ganzen 27 334 gestellt, wovon 27211 angenommen sind. An Bravos verzeichnen die stenographischen Berichte nicht weniger als 11 874 in nur 11 Jahren! Darunter 8881 stürmische Bravos. Zur Ordnung ist er einmal gerufen."

„Wie? was?" fiel hier die Gesellschaft ein, „Lasker ist auch einmal zur Ordnung gerufen?"

Jetzt bemerkte der Fürst selber: „Gewiß, vor einem Jahre im Reichstage wegen einer Aeußerung gegen Windthorst; ich habe ihm dazu nur herzlich gratuliren können."

Der Geheimrat fortfahrend:

„Die 927 745 328 Worte Laskers verteilen sich auf 866 194 Reden und 74 312 persönliche Bemerkungen. Davon beziehen sich 44 912 Reden auf das Budget- und Finanzwesen, 1953 Reden auf das Strafgesetzbuch, 126 auf Wucherzinsen, 14 auf die Lumpenausfuhr des Zollvereins, 17 auf die Impfordnung, 289 auf den Kulturkampf, 71 auf den Gründungsschwindel, 77 auf Aktienwesen, 9 auf die Rinderpest, 22 auf die Leckage in Niederlagen, 4 auf die Prostitution in Berlin, 6 auf die Zwangskehrbezirke der Schornsteinfeger, 13 auf die Rebläuse . . . ."

„Genug, genug," fiel hier die Gesellschaft ein, deren Lachen die Stimme des Vorlesers mehr und mehr übertönte.

„Lieber Geheimrat, bitte, sagen Sie noch einmal: wie viel Worte hat Lasker im ganzen schon geredet?" sagte die Fürstin.

„927 745 328 Worte, Durchlaucht."

„Fehlt nicht viel an der ersten Milliarde," bemerkte Herr v. P.

„Was meinst du, Otto, wenn die fünf Milliarden voll sind, müßte Lasker doch so gut in den Adelsstand erhoben werden wie Herr v. Bleichröder; er zählt doch auch von Erschaffung der Welt. Was er wohl sagen würde, wenn er eines Morgens einen großen Brief erhielte mit der Adresse: Sr. Excellenz, dem Herrn Staatsminister v. Lasker. Denn Minister wird er doch längst sein, ehe er die fünfte Milliarde ausgeredet hat. Welches Portefeuille hast du eigentlich für ihn in petto?"

Der Fürst machte zu diesen Worten eine Miene, als wenn er sagen wollte, daß er über diesen Gegenstand den Scherz nicht liebe. Er erwiderte ernsthaft:

„Ich hätte Lasker ganz gerne im Ministerium zur Seite; er ist bloß zu vielseitig; Wahl macht Qual; ich weiß nicht, ob man Justiz, Finanzen, Inneres oder Handel ihm anvertrauen soll."

„Den Krieg, lieber Otto, den Krieg," fiel Herr v. P. ein.

„Oder den Kultus," bemerkte eine weibliche Stimme.

„Nun," erwiderte der Fürst, ein guter Jurist ist auch leicht ein guter Kultusminister, Falk oder Lasker." Große Bewegung.

Etwa Ende 1876. In dem Londoner Blatt „Truth" machte ein offenbar der Diplomatie angehörender Besucher des Fürsten Bismarck folgende Mitteilungen:

„Ich hatte das Glück, mich eine gute Stunde mit dem Fürsten zu unterhalten. Er rauchte während der ganzen Zeit und bat mich, ein Gleiches zu thun; ab und zu füllte er sich ein Glas aus dem ihm zur Seite stehenden Bierkrug. Neben dem Bierkrug befand sich eine ganze Reihe französischer Novellen in gelbem Einband. Als ich den geschäftlichen Teil meines Besuches erledigt hatte, fragte mich der Fürst, welchen französischen Novellisten ich den Vorzug gebe, indem er mich gleichzeitig mit seinem Urteil über die französische Litteratur bekannt machte, mit der er, wie ich bald bemerken konnte, vollständig vertraut ist. In Erstaunen versetzte mich aber die Naivetät, mit der er an die Wahrheitstreue der Skizzirungen der dunkleren Seiten des frivolen Lebens Frankreichs glaubte. Er hält die französische Gesellschaft für bis ins Mark verdorben und ist außer stande, den guten Eigenschaften gerecht zu werden, welche die bessere französische Gesellschaft zieren. Ich bemerkte hierauf, daß, wenn man England nach den Produkten seiner Sensationsnovellisten beurteilen wollte, man Gefahr liefe, London für den Stammsitz aller Diebe, Fälscher und Bauernfänger zu halten.

„Nun, ich bin gerade der Meinung, daß der Diebstahl das Nationallaster der Engländer ist," erwiderte Bismarck. „Bei einer Handelsrasse muß dies schlechterdings der Fall sein. Es giebt in Europa kein Gefängnis, in dem nicht ein englischer Taschendieb säße. Wenn der Diebstahl zum nationalen Trieb sich entwickelt, so fördert er die Eroberungslust. Er erniedrigt weder die Moral, noch verweichlicht er, wie es die Franzosen sind, die sich von Weibern regieren lassen."

Dies brachte uns auf Frankreich zurück, und ich fragte den Fürsten, ob er nicht glaube, daß die republikanischen Institutionen in Frankreich Wurzel fassen könnten.

Mit besonderem Nachdruck erwiderte er: „Nichts wird den Franzosen dienen, als von einer festen Hand regiert zu werden; ob der Regierende sich Kaiser oder Republikaner nennt, darauf kommt es wenig an."

Ueber Lord Beaconsfield hat der Fürst Dinge gesagt, die ich nicht wiederholen möchte, und oft und viel prophezeit, daß Gladstone, wenn er politisch abgewirtschaftet habe, zur römischen Kirche übergehen werde. Als das Pamphlet „Vaticanum" erschien, bemerkte er trocken: „Wäre Gladstone nicht verheiratet, so würde er in zehn Jahren Kardinal sein."

Als ihm jemand bemerkte, daß Mac Mahon entschlossen scheine, den Roten die Zähne zu zeigen, erwiderte er: „Bah! Mac Mahon wollte nach dem Hut Napoleons greifen und hat aus Versehen Dupanloups Bischofsmütze sich aufgesetzt."

2. April 1877. Familiendiner, zu welchem die Deputation der Stadtverordneten Göttingens, welche dem Fürsten Bismarck einige Tage vorher den Ehrenbürgerbrief der Stadt Göttingen überreicht hatte, geladen war.

Bismarck bezeigte das lebhafteste Interesse für seine alte Universitätsstadt und war der liebenswürdigste und freundlichste Wirt. Sowohl bei dieser als auch bei anderen Gelegenheiten hatte er Göttingens stets mit großer Anhänglichkeit gedacht; seine hier verbrachte Zeit bildete ein Stück von seinem Leben, dessen er sich gern und mit Wärme erinnerte; Freunde und Bekannte aus der Studienzeit fanden bei ihm stets die freundlichste, herzlichste Aufnahme, und wenn er mit ihnen auf du und du gestanden hatte, so duldete er nicht, daß sie ihn in anderer Weise anredeten; für sie war er nicht der Fürst Bismarck, der Reichskanzler und gewaltige Mann, an dem alles mit scheuer Ehrfurcht hinaufsah, sondern Otto v. Bismarck, ihr ehemaliger Kamerad und Corpsbruder. Ich teile diesen Zug hier mit, da er das Bild der Persönlichkeit des Fürsten ergänzt und der Erinnerung aufbewahrt zu werden verdient.

Was ich hier berichte, stützt sich insbesondere auf die Mitteilung des bekannten Göttinger Botanikers Professor Grisebach. Derselbe war früher Corpsbruder von Bismarck gewesen und machte ihm, nachdem derselbe bereits Fürst und Reichskanzler geworden war, seinen Besuch, wobei er ihn mit „Durchlaucht" anredete. Bismarck brach in Lachen aus. „Was fällt dir denn ein, du närrischer Kerl! Glaubst du denn, daß ich je vergessen könnte, wie wir beide zu einander gestanden haben? Bei uns bleibt es ganz beim alten; solange du in Berlin bist, bist du mein Gast, und wir wollen dann bei einem Glase Wein der alten Zeit gedenken." — Da wurden denn die Erinnerungen an die Studienzeit heraufbeschworen, und Grisebach mußte über alle alten Bekannten Rede und Antwort stehen, was aus ihnen geworden u. s. w., und Bismarck zeigte ein Interesse für sie, als ob er erst seit kurzem die Universität verlassen habe, und gedachte mit einem gewissen Stolz derjenigen, die er auf der Mensur — wie der Student sich ausdrückt — „abgeführt" hatte. Den Sohn Grisebachs brachte er in die Konsularcarrière und hat ihn auch nach dem Tode des Vaters nicht vergessen.

Anfangs April 1877. In Berlin wurde das folgende Gespräch[1]) kolportirt, welches Bismarck mit einem Abgeordneten bei einem Glase Bier über Lasker geführt haben sollte:

„Die schlimmsten Krisen," sagte der Fürst, „hat er gerade herbeigeführt, und wenn dann der Wagen in dem Dreck stak, dann wurde Bennigsen vorgespannt. Der mußte zur Krise den versöhnenden Epilog sprechen, und die Sache war wieder gut. So ist es gegangen seit dem konstituirenden Norddeutschen Reichstage, als an der Diätenfrage die Neugestaltung des Deutschen Reichs zu scheitern drohte. Ich gestehe, ich habe noch nie einen Demissionsgedanken gehabt, zu dem nicht Lasker den ersten Anlaß gegeben hätte."

„Was, Durchlaucht, Lasker? Unmöglich! Ihr treuester Knappe? Ihre sicherste Stütze im Reichstage?"

„Allerdings. Wer holt denn so oft den Ultramontanen die Kastanien aus dem Feuer? Wer drängt mich fortwährend nach Canossa?"

„Ich verstehe diese Sprache nicht, Durchlaucht; sprechen Sie von demselben Lasker, dem Sie einst herzlich gratulirten zu dem Ordnungsrufe, den ihm ein Ausfall gegen die Ultramontanen einbrachte?"

„Von demselben. Soll ich Sie erst noch an Majunkes Verhaftung erinnern? Ich werde den Tag nicht vergessen, wo Lasker, der Jurist, zwei Stunden lang eine Maßregel des Berliner Stadtgerichts bekrittelte und einem Paragraphen der Verfassung, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, eine Interpretation gab, wie sie eben nur bei einem Juristen möglich ist. Doch davon will ich ganz schweigen. Lasker ist kein Politiker. Sonst hätte er den Ultramontanen nicht damals den Triumph bereiten können. Sie glauben nicht, was ich während der zwei Stunden — so lange sprach er in der That — ausgehalten habe. Ich habe mir ein Aktenstück vorgenommen und meine Feder darauf zerstoßen, ich hätte immer fortlaufen mögen, bin auch in der That gleich nach Schluß der Rede fortgelaufen, direkt zum Kaiser hin, habe meine Demission gegeben. Und was sagte am anderen Tage die ‚Germania'? Sie schrieb: ‚Damit' — nämlich mit der Annahme des Lasker-Hoverbeckschen Antrages — ‚war die Verhaftung Majunkes als die Würde des Reichstags verletzend verurteilt, und da der Reichskanzler die Inkarnation der Regierung ist, so hatte Bismarck am schneeigen Wintertag vor Majunke und dem Schlosse in Plötzensee ein erstes Canossa gefunden.' — Sehen Sie, das hat mir der ‚treueste Knappe', wie Sie sagen, die ‚sicherste Stütze im Reichstage' angethan. Nachher kam dann das übliche Vertrauensvotum. Herr v. Bennigsen übernahm die bekannte Rolle, ich blieb."

---

[1]) Dasselbe ist bezüglich der genauen Wiedergabe wohl mit großer Vorsicht aufzunehmen, da die dem Fürsten Bismarck zugeschriebenen Worte der sonstigen Ausdrucksweise desselben nicht entsprechen.

„Aber, Durchlaucht, was hat denn heute Lasker mit Ihren Demissionsgedanken zu thun?“

„So, er hat mir erst wenige Wochen zuvor im Abgeordnetenhause wieder ein Canossa bereiten wollen. Was ist das für ein Politiker, der jetzt von Umkehr und Einlenken der Regierung gegenüber den Ultramontanen sprechen kann! Und wer hat einige Tage zuvor wieder am meisten mit der Klinge der sittlichen Entrüstung gefuchtelt in der Sache Kantecky? Das war abermals eine ultramontane Angelegenheit. In der Reichsgerichtsfrage zog er ebenfalls mit den Jesuiten denselben Strang. So hat er es oft gethan. Als ich nach dem letzten Kriege den kostbaren Frankfurter Frieden heimtrug und Elsaß-Lothringen als Angebinde dem Reichstage darbrachte, da — ich muß an Percy denken — ‚Ich, den die kaltgewordenen Wunden schmerzten, und nun gereizt von meinem Papagei.‘ — Sehen Sie, damals wollte mir Lasker vorschreiben, wie Elsaß-Lothringen zu regieren sei. Ich hatte es erworben, ich verlangte Vollmacht, Lasker antwortete mir mit einem Mißtrauensvotum, mit der Erklärung an die Elsässer: Wir schicken euch diesen Kanzler, aber leiht ihm kein Geld, wir stehen nicht gut für ihn, er ist ein leichtfertiger Schuldenmacher. Das habe ich mir alles von Lasker sagen lassen müssen, ich, ‚der, erschöpft von Mut und äußerster Erregung, matt, atemlos mich lehnte auf mein Schwert‘.“ [1])

19. August 1877. Varzin. Tischgäste Assessor v. Kurowski, Herr v. Obernitz und Geheimsekretär Ritter. Herr v. Obernitz war später ein häufiger Gast in Varzin. [2]) Es war eine durch sehr gefällige Umgangsformen und einen gemütlichen, kaustischen Witz ausgezeichnete Persönlichkeit, der gerade um deswillen in den Sommerferien des Kanzlers sehr wohl gelitten war und bei der Fürstin in besonderer Gnade zu stehen schien, weil er es verstand, den Kanzler aufzuheitern und ihm ein Lächeln abzugewinnen. Sonst wurde derselbe, soweit unsere Information reicht, weniger als Staatsmann und Diplomat wie als Hofmarschall verwendet, eine Thätigkeit, die keineswegs zu unterschätzen war, und die sonst im ganzen zum Ressort der Fürstin gehörte.

---

[1]) In Bezug auf das Verhalten des Abgeordneten Lasker in der Angelegenheit des Sitzes des Reichsgerichts wird erzählt: Lasker hatte sich darüber ausgesprochen, daß der Reichskanzler nicht zur persönlichen Vertretung des Gesetzes anwesend sei. Fürst Bismarck, dem sofort die Vorgänge im Reichstage gemeldet wurden, glaubte aus den Laskerschen Worten den Vorwurf einer Pflichtwidrigkeit herauslesen zu können. Er schrieb infolgedessen an den Unterstaatssekretär Friedberg sofort einige Zeilen, in denen er ihn ersuchte, jenen Laskerschen Vorwurf zurückzuweisen. Friedberg aber replizirte — so wurden diese Details in parlamentarischen Kreisen erzählt —, daß er den Fürsten ersuche, diese Erwiderung persönlich zu thun. Daraufhin schrieb Bismarck an den Präsidenten des Reichstags v. Forckenbeck einige Zeilen, in denen er erklärte, er würde nicht wieder eine Versammlung besuchen, in welcher man ihn der Pflichtwidrigkeit geziehen habe.

[2]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

12. September 1877. Gastein. Zur Mittagstafel hatte Professor Aegidi[1]) eine Einladung erhalten. Derselbe schreibt darüber („Deutsches Wochenblatt“ Nr. 32 vom 12. August 1898):

Pünktlich um $3^1/_2$ Uhr stand ich vor „des Löwen Höhle“. Natürlich im Reiseanzug; die Schöpfung der Pompadour begleitet mich nicht über Berlin hinaus. Mit der ihr eigenen schlichten Würde und herzgewinnenden Güte empfing mich die Fürstin, in alter Weise wie weiland in Varzin Tochter und Söhne. Außer der Familie, und gleichsam dazu gehörig, Tiedemann, sonst kein anderer Gast.

Als zu Tisch gegangen werden sollte, erschien der Fürst und begrüßte mich mit kräftigem Händedruck. Bismarck saß obenan, links von ihm die Fürstin; zwischen ihr und Comtesse Marie war mir der Platz angewiesen; links von der Gräfin saß Tiedemann, neben ihm Graf Bill und zwischen ihm und dem Vater Graf Herbert. Das Tischgespräch trug den gewohnten Charakter der Zwanglosigkeit, harmloser Unbefangenheit, Heiterkeit und steigender Lebhaftigkeit: daran beteiligten sich alle Tischgenossen, in bester Laune der Hausherr. Die Politik blieb unberührt. Die Fürstin hob die Tafel auf (ich erinnere mich nicht, zu welcher Stunde, vermutlich gegen 5 Uhr), wir erhoben uns von den Plätzen: nicht der Fürst. Er winkte mir, da, wo die Fürstin gesessen, neben ihm Platz zu nehmen. Ich gehorchte, nachdem ich der Fürstlichen Hausfrau und den übrigen gesegnete Mahlzeit gesagt und mich, da niemand im Speisesaal blieb, allseits empfohlen hatte. Nun wurde Bismarcks lange Pfeife gereicht und angezündet und mir von ihm, wie so oft, eine Zigarre angeboten; wir rauchten um die Wette. Der Kanzler richtete nun eine Reihe von Fragen über persönliche Verhältnisse an mich. Bei dieser Gelegenheit erbat ich mir die Erlaubnis zu der Versicherung, daß ich seit meinem Austritt aus dem Amt mich mit keiner Zeile an der Presse beteiligt habe. „Gut, daß Sie mich das wissen lassen,“ sagte Bismarck; „denn seither sind mir häufig Zeitungsartikel und anderes Gedrucktes vorgelegt mit bestimmter Berufung auf Ihre Autorschaft;

[1]) Derselbe hatte bis zum 12. März 1877 dem Auswärtigen Amte als Geheimer Legationsrat angehört, befand sich nebst Gattin seit dem 25. August 1877 auch zur Kur in Gastein und hatte an diesem Tage die gleichfalls auf der Hinreise begriffene Fürstliche Familie vom Wagen aus begrüßt. Einen Anschluß an dieselbe in Gastein suchte Aegidi nicht; er ließ in ihrer Villa seine und seiner Frau Karte abgeben und empfing alsbald die des Fürstlichen Paares. Bei einem Zusammentreffen mit dem Grafen Herbert entschuldigte er sich wegen seines Verhaltens und fügte hinzu: in die Höhle des Löwen wolle er sich nicht hineinwagen. Dabei erzählte er, daß der Fürst ihm einmal gesagt: „Wer während meiner Badekur mich ohne Not aufsucht, den betrachte ich als meinen Feind.“ Aegidi fügte hinzu: hierauf wolle er es doch seinerseits nicht ankommen lassen! — Da der Fürst erfahren hatte, daß Aegidi am 13. September abreisen wollte, so erfolgte am Tage vorher noch obige Einladung.

ich habe nicht immer daran geglaubt; im Gegenteil! Aber oft war ich zweifelhaft; von heute ab habe ich Gewißheit."

Darauf nahm die Unterredung oder richtiger sein Gespräch eine Wendung, wobei mir das Herz stille stand und abwechselnd heftiges Herzklopfen eintrat: der Mann des Jahrhunderts entwarf ein umfassendes Bild der politischen Weltlage.

Ich meine schon erwähnt zu haben, daß Bismarcks Vertrauen, wenn er Aufgaben stellte, zu deren Lösung geheime Kunde gehörte, keine Grenzen kannte.

Aus eigener Erfahrung kannte ich die Grenzen des Vertrauens andrer Staatsmänner. Ich war im Alter von 23 Jahren der Privatsekretär dreier preußischer Minister, die nach einander mich durch Beweise von Vertrauen auszeichneten und wichtige Staatsgeschäfte in meine Hände legten. Daß ich den beiden Auerswald und Graf Dönhof-Friedrichstein keine Enttäuschung bereitet, ergiebt sich daraus, daß, sobald ich bei dem Sturz eines Kabinets ausscheiden wollte, mein Chef mich dem nächsten Kabinet gleichsam vererbte und dieses mich zu fesseln verstand, endlich aber, daß Graf Dönhof bei seinem Rücktritt mir mitteilen konnte, er habe mir (dem Diätar) die Stelle als etatisirter Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amt gesichert, die ich übrigens ausschlug, ohne zu ahnen, was ich ausschlug — um nicht unter Manteuffel zu dienen. Ja, diese verehrten Männer setzten mich in den Stand, das zu wissen, was ich wissen mußte, um das mir Beauftragte zu leisten. Aber wie karg waren die Mitteilungen, knapp entsprechend dem Notbedarf, so daß ich den Mangel voller Orientirung empfand und in der Arbeit mich beengt und unsicher fühlte.

Was Vertrauen ist, das lernte ich erst als Organ des Fürsten Bismarck! Ich möchte es als Großmut bezeichnen, wie er den Beauftragten überschüttete mit einer Fülle von Eröffnungen des Geheimgehaltenen. Wie oft, wenn er sagte: „Lassen Sie sich die Akten geben über dies oder das!" und ich nun den ehrwürdigen Chef des Zentralbureaus, den lieben Roland, darum anging, hatte ich in seinen Mienen das Entsetzen zu lesen.

Das alles, alles, was ich dieser Art in sechs Jahren erlebt, wurde nun zu Gastein am Mittwoch, den 12. September 1877, überboten. Solange ich aktiv war, hatten doch Bismarcks vertrauliche Mitteilungen, so grandios sie waren, den Zweck, den Beamten zu bestimmter dienstlicher Arbeit zu befähigen: freilich in großartiger, eben in seiner „großmütigen" Weise. Hier in Gastein saß er einem Privatmann gegenüber, dem er in den Werdegang der Politik der Gegenwart Tiefblicke gewährte, für welche der Kleine nicht ohne Verständnis sein mochte, wofür er aber nicht den leisesten Anspruch zu erheben hatte. So erzählte denn Bismarck, daß er nächster Tage mit Andrassy in Salzburg konferiren werde; die Zusammenkunft habe Andrassy gewünscht, nicht er; was Andrassy bezwecke, sei nicht erkennbar. Und daran knüpfte er eine Auslese von Möglichkeiten und seine Stellung zu einer jeden. Dieser Teil des Gesprächs gipfelte in einer

genialen Darlegung der österreichischen inneren und äußeren Zustände und — mit gewissenhafter Berücksichtigung derselben — der Machtgebote unserer eigenen Politik.

Das war meine letzte „Unterredung" mit Bismarck. Die achte Stunde schlug, als der Kanzler mich freundlich entließ, und seit die Fürstin die Tafel aufhob, waren etwa drei Stunden verflossen — unvergeßliche Stunden.

19. Oktober 1877. Varzin. Beim Mittagessen unterhielt sich Bismarck mit Moritz Busch über den Ausgang des Krieges mit Frankreich und erzählte:[1] „Der König wollte mir, als ich Fürst wurde, Elsaß und Lothringen ins Wappen geben. Ich hätte aber lieber Schleswig-Holstein drin gehabt; denn das ist die diplomatische Campagne, auf die ich am stolzesten bin." —

Holstein fragte: „Sie wollten das gleich von Anfang an?" —

„Ja," erwiderte der Fürst, „gewiß, gleich nach dem Tode des Königs von Dänemark. Es war aber schwer. Alles war dabei gegen mich: die Kronprinzlichen, er und sie, von wegen der Verwandtschaft, Serenissimus selbst, zuerst und lange Zeit, Oesterreich, die kleinen deutschen Staaten, die Engländer, die es uns nicht gönnten. Mit Napoleon, da ging es; der dachte uns zu verpflichten. Endlich waren bei uns zu Haus die Liberalen dawider, die auf einmal das Fürstenrecht für wichtig hielten. Es war aber nur ihr Haß und Neid gegen mich. Auch die Schleswig-Holsteiner wollten nicht. Die alle, und was weiß ich noch. Wir hatten damals eine Staatsratssitzung, wo ich eine der längsten Reden hielt, die ich je abgeschossen habe, und vieles sagte, was den Zuhörern unerhört und unmöglich vorgekommen sein muß. Ich stellte zum Beispiel dem König vor, alle seine Vorgänger hätten dem Staat etwas hinzugefügt, nur sein hochseliger Herr Bruder nicht; ob er's denn auch so halten wolle? Nach ihren erstaunten Mienen zu urteilen, dachten sie offenbar, ich hätte zu stark gefrühstückt. Costenoble führte das Protokoll, und wie ich mir das hernach ansah, fand ich, daß gerade die Stellen, wo ich am deutlichsten und eindringlichsten geworden war, weggelassen worden waren. Ich machte ihn darauf aufmerksam und beschwerte mich. Ja, sagte er, das wäre richtig, er hätte aber gemeint, daß mir's lieb sein würde, wenn das wegbliebe. Ich erwiderte: ‚Ganz und gar nicht. Sie dachten wohl, ich hätte einen gepfiffen? Ich bestehe aber darauf, daß es so, wie ich es gesagt habe, hineinkommt.'" Als Busch und Holstein auf ihre Abenteuer in Frankreich zu sprechen kamen, bemerkte Bismarck, daß er nur noch für Dienstsachen ein gutes Gedächtnis habe — „zum Beispiel wenn ich etwas in Depeschen oder sonst in Geschäften gelesen habe," fügte er hinzu — „in anderen Dingen bin ich unsicher." Aber es scheint damit nicht so arg zu sein: denn der oben mitgeteilte Bericht — bemerkt

[1] Bismarck und sein Werk. Beiträge zur inneren Geschichte der letzten Jahre bis 1896. Nach Tagebuchsblättern von Moritz Busch S. 76.

M. Busch — entspricht in allen wesentlichen Punkten dem, was er seiner Umgebung am 11. September 1870 über diese Vorgänge erzählt hatte.

Beim Thee sagte Bismarck an demselben Tage: „In der Konfliktszeit dachten sie an allerlei, was sie uns anthun wollten — Schafott, oder wenigstens konnte ich mein Vermögen verlieren. Ich nahm infolgedessen so viel Geld auf meine Güter auf, als nur anging. Man nannte mich damals den preußischen Strafford — Sie erinnern sich, der Minister, der in der englischen Revolution 1641 vom Parlamente zum Beile verurteilt wurde. Der König hatte auch Angst vor dem Köpfen; die hatten ihm die Damen eingeredet, unten in Baden. Er wollte abdanken, wenn er keinen kriegen könnte, der mit ihm regieren wollte. (Er wußte ja schon von Babelsberg, daß Bismarck dies wollte und ihn vor keiner Majorität des Abgeordnetenhauses verlassen würde.) Als ich ihm auf der Eisenbahn entgegengefahren war, war er ganz kleinlaut und gedrückt. Zuletzt fragte er mich: ‚Wie, wenn sie uns nun beide aufs Schafott schicken?‘ — Ich erwiderte zuerst bloß: ‚Und dann?‘ Darauf aber sagte ich: ‚Sie haben Ludwig den Sechzehnten vor Augen; aber erinnern Sie sich an Karl den Ersten, der ist doch mit Ehren gestorben.‘ — Das beruhigte ihn sehr; ich hatte an sein Offiziersgewissen gerührt.“ [1])

21. Februar 1878. Der Direktor der Königlichen Akademie der Künste Professor A. v. Werner abends zum Thee.[2])

Das Deutsche Reich hatte abgelehnt, sich an der 1878er Pariser Weltausstellung zu beteiligen. Der Umschwung in unseren Beziehungen zu Frankreich indessen, als das liberale Ministerium Dufaure-Waddington die Regierung übernahm und Graf St. Vallier als Botschafter nach Berlin kam, veranlaßte den Reichskanzler, der französischen Republik irgend ein sichtbares Zeichen freundlicher Gesinnung zu geben dadurch, daß das Deutsche Reich sich noch in letzter Stunde an der Weltausstellung in Paris beteiligte. Bismarck ließ deshalb den Akademiedirektor am 21. Februar 1878 um 11 Uhr abends zu sich rufen, um die Sache mit ihm zu besprechen.

Professor v. Werner schreibt darüber:

„Fürst Bismarck legte mir die Frage vor, ob ich bis zum 1. Mai noch eine deutsche Kunstabteilung für Paris veranstalten könnte. Von Kommissionen und dergleichen, die ich ihm vorschlug, wollte er nichts wissen; ‚damit habe ich mich in meinem Leben genug zu ärgern gehabt,‘ meinte er, ‚machen Sie es, oder es unterbleibt.‘ Ich versprach ihm darauf, in acht Tagen Bescheid zu bringen. Pünktlich an dem bestimmten Tage gegen Mitternacht legte ich ihm mein Programm vor, in dem in zehn Punkten meine Bedingungen formu-

[1]) Bismarck und sein Werk, Beiträge zur inneren Geschichte der letzten Jahre bis 1896. Nach Tagebuchsblättern von Moritz Busch S. 69.

[2]) In Kohls Bismarck-Regesten nachzutragen.

lirt waren. Ich war erstaunt über den geschäftlichen Blick, mit dem der Kanzler diese zum Teil rein technischen Punkte betrachtete und mit mir durchsprach. Er blieb am Kostenpunkt haften. Ich sagte ihm: ‚Wenn ich Eure Durchlaucht recht verstehe, so handelt es sich hier nicht um eine Frage der Kunst, sondern um einen coup de politique; wir sollen in Paris unsere Visitenkarte abgeben, so vornehm und anständig wie möglich, und das wird Geld kosten!‘ ‚Das ist richtig,‘ meinte er, ‚aber denken Sie daran: ultra posse nemo obligatur.‘ Er wiederholte diesen Spruch später, nachdem ich in Paris gewesen war und die Situation studirt hatte und mit dem Kostenpunkt vorrückte, noch öfter, besonders an einem parlamentarischen Abend, als gerade der eben neuernannte Finanzminister Dr. Hobrecht mit ihm am Kamin stand. Der Minister sagte indes zu mir: ‚Sind wir ins Wasser gesprungen, so müssen wir auch schwimmen!‘, und ich erhielt die umfassendsten Vollmachten.

Die Ausstellung erledigte sich übrigens in zufriedenstellender Weise; einige der ausstellenden Nationen schlossen ihre Kunstabteilungen — wenn ich nicht irre, sogar die Franzosen selbst —, nachdem sie die unsrige, von Gedon-München mit vollendetem Geschmack ausgestattete gesehen hatten, um ihrer Einrichtung so weit als möglich nachzuhelfen. Die französische Regierung verweigerte überdies allen auf den Krieg von 1870/71 bezüglichen Kunstwerken die Aufnahme in die französische Kunstabteilung, weil auch unsererseits jede Erinnerung an 1870/71, selbst die Aufstellung einer Büste des Kaisers oder des Fürsten Bismarck, vermieden worden war. Die ‚Visitenkarte‘ war also so höflich und korrekt als möglich abgegeben worden und auch das ‚ultra posse‘ korrekt erledigt, denn ich konnte von den mir zur Verfügung gestellten Mitteln noch 30000 Mark als unverbraucht zurückgeben."

9. März 1878. Diner im engsten Familienkreise, zu welchem der bayerische Ministerialrat Professor Dr. v. Mayr geladen war.

Bei der Tafel äußerte sich der Fürst unter anderem, noch erregt durch die vorhergegangene Reichstagssitzung, in eingehender Weise über die innere politische Lage und insbesondere über die Störung, welche Laskers Eingreifen gegenüber vernünftigen Elementen seiner Partei verursachte.

Nach dem Kaffee wurde Mayr vom Fürsten Bismarck in dessen Arbeitszimmer geführt. Dort ging der Fürst mit demselben zunächst den Gesetzentwurf, betreffend statistische Erhebungen über die Tabakfabrikation,[1]) durch, der Mayr

[1]) In der Zeit vom Oktober bis zum Dezember 1877 hatte Mayr in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" eine Artikelserie veröffentlicht, die als „Vorbereitende Studien zur Frage der Einführung eines Tabakmonopols im Deutschen Reich" bezeichnet waren (später zusammengefaßt in der Schrift: „Das Deutsche Reich und das Tabakmonopol", Stuttgart 1878). Diese Artikel gaben den Anlaß, daß Fürst Bismarck durch den preußischen Gesandten in München die Einladung an v. Mayr ergehen ließ, sich zu ihm nach Berlin zu begeben.

kurz vorher zugestellt worden war. Zum Schluß der Besprechung bemerkte der Fürst, er sehe, daß Mayr ein rascher Arbeiter sei, und „daß wir auch ferner zusammen arbeiten könnten; wir sind ja beide aus demselben Reich“. Im übrigen bezogen sich die weiteren Darlegungen des Fürsten nicht mehr speziell auf die Tabaksteuer- oder Tabakmonopolfrage, sondern er nahm Anlaß, im weiteren Verlauf der Konferenz in erschöpfender Weise ein Programm seiner gesamten finanzpolitischen und der auf das Verkehrswesen bezüglichen wirtschaftspolitischen Pläne zu entwickeln. In letzterer Hinsicht legte Bismarck insbesondere dar, daß er die Idee der Reichseisenbahnen aufgegeben habe und die Einrichtung eines preußischen Eisenbahnministeriums betreibe. Durch die Reichseisenbahnidee sei übrigens die Tariffrage in Fluß gebracht worden; besonders betonte Bismarck dabei die Beseitigung der Differenzialtarife. In finanzpolitischer Beziehung machte Bismarck außer dem Finanzbedürfnis des Reichs selbst insbesondere das Bedürfnis der Erleichterung der Bevölkerung an direkten Staats- und Kommunalsteuern geltend; er nahm eine Kräftigung der Reichsfinanzen um rund 300 Millionen Mark in Aussicht, insbesondere aus dem Tabakmonopol, dem Zuckermonopol, einer Branntweinsteuer und mäßiger Erhöhung verschiedener Finanzzölle.

9. März 1878. Parlamentarische Soirée bei Bismarck. In Ergänzung des Referats, welches ich über die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Tischgespräche des Kanzlers an anderer Stelle [1]) gegeben habe, sind mir von befreundeter Stelle noch einige Notizen zur Verfügung gestellt worden. Bismarck war trotz des aufregenden Redestreites, welcher am 9. März im Reichstag zwischen ihm und dem Abgeordneten Lasker stattgefunden hatte (von seiten Bismarcks fiel das Wort, daß gerade die Thätigkeit des Abgeordneten Lasker ihm mehr wie die jedes anderen sein Amt erschwerte), guter Laune und plauderte in gewohnter Weise mit seinen Gästen. Allerdings äußerte er im Laufe des Gespräches seine Ueberraschung darüber, daß die Beratung der Stellvertretungsvorlage so viel Zeit in Anspruch genommen habe, obgleich eigentlich die Annahme des Gesetzes von vornherein festgestanden hätte. Wenn er das vorausgesehen, so würde er mit Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand die Beteiligung an den Debatten vermieden haben. Der Abgeordnete Dr. Lasker fehlte; auffallender Weise auch Herr v. Bennigsen, während Herr v. Forckenbeck erst zu vorgerückter Stunde erschien.

20. März 1878. Zur Mittagstafel der Oberpräsident der Provinz Hannover Graf Botho zu Eulenburg und der Unterstaatssekretär Maybach. [2])

---

[1]) Vergl. „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“ Bd. I (2. Aufl.) S. 135.

[2]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

Mit beiden Herren hatte sich Bismarck bereits wegen Uebernahme preußischer Ministerportefeuilles (Inneres und Eisenbahnen) geeinigt.

29. März 1878. Zum Diner war der bayerische Ministerialrat Professor Dr. v. Mayr geladen.

Nach Tisch erhielt Mayr vom Fürsten Bismarck den Auftrag, eine Denkschrift über die deutsche Steuer- und Zollpolitik auszuarbeiten.

30. März 1878. Der württembergische Minister Freiherr v. Mittnacht speist beim Fürsten Bismarck in kleinem Kreise zu Mittag. Derselbe teilte einem Freunde in Betreff der aus dem Kanzlerpalais mitgebrachten Eindrücke nachstehendes mit: Bismarcks Machtstellung beim Kaiser sei groß. Bismarck spreche sich ganz föderalistisch aus. Bei dem Reichseisenbahnprojekt sei ihm nur darum zu thun, die preußischen Bahnen für Preußen zu erwerben. Ein Eisenbahngesetz habe er ernstlich ins Auge gefaßt; allein er spreche davon, dasselbe im Wege von Konferenzen mit den Mittelstaatsregierungen zu stande zu bringen. Das sei bereits angenommen, daß bei Differenzen über die Befugnisse des Reichs-Eisenbahn-Amts mit den Einzelregierungen ein förmliches Gericht, keine Karikatur eines solchen, wie bisher es vorgesehen, entscheiden soll.

Zweierlei bedeutende Fragen fasse Bismarck nie zu gleicher Zeit ernstlich an. — In Zolltarifsachen sei es außer Zweifel, daß Bismarck von der extremen Freihandelsrichtung zum gemäßigten Schutzzoll zurückkehren werde. An Kammer- oder Reichstagsauflösungen denke er nicht mehr. Er habe gesagt, zur dritten Lesung der Vorlage wegen der Ministerien gehe er gar nicht mehr ins Abgeordnetenhaus. Er mache eben jetzt den Maybach zum Handelsminister und erreiche so seinen Zweck auch.

Zwischen 9. und 11. August 1878. Kissingen. In dieser Zeit war ein süddeutscher Staatsmann Tischgast Bismarcks. Derselbe hatte Bismarck gegenüber den Wunsch ausgesprochen, den Entwurf des neuen Sozialistengesetzes vor der Einbringung desselben beim Bundesrat kennen zu lernen. Infolgedessen hatte der Kanzler ihm denselben geschickt, wiewohl das Reichs-Justizamt eine vorzeitige Mitteilung des Entwurfs an die Bundesregierungen nicht wünschte. Der gedachte Staatsmann hatte darauf Bismarck seine Erinnerungen zu dem Entwurfe mitgeteilt, das neue Reichsamt beanstandet, nicht in partikularistischem Sinne, sondern weil hier seiner Ansicht nach das Ermessen, aber kein Quasigericht entscheidend sein müsse, ferner zeitliche Begrenzung des Gesetzes vorgeschlagen. Hierauf hatte ihn Bismarck nach Kissingen beschieden und ihm erklärt, auch er sei ganz entschieden gegen das Hereinziehen richterlicher Elemente; der Entwurf sei in diesem Punkte nicht nach seinem Sinne. Mit dem Bundesrat respektive einem Ausschusse desselben als Beschwerdeinstanz sei er einverstanden gewesen. Indessen hätten

nun aber Bayern und Sachsen in Berlin in ähnlicher Richtung, aber aus partikularistischen Gründen Opposition erhoben, und Bismarck habe ihnen gesagt, dieser Opposition könne er nicht nachgeben, aber Richter wolle er durchaus nicht. Was thun? Wenn jemand die Vermittelung übernähme? Hierzu erbot sich unser Staatsmann; er machte aber das Anerbieten davon abhängig, daß Preußen, wenn der Vergleich zu stande käme, unbedingt mitgehen müsse. Auf das Versprechen Bismarcks, er könne sich hierauf verlassen, bat derselbe von Kissingen aus den bayerischen Minister von Pfretzschner um eine Zusammenkunft in Ulm und verständigte sich mit ihm nach dem Wunsche Bismarcks. Unser Staatsmann fand Bismarck äußerst energisch, gesünder als je; er sprach von Auflösen des Reichstags, bis er seinen Zweck erreiche, und daß er vor keinen Konsequenzen zurückscheue. Jedenfalls werde er selbst zu den Verhandlungen des Reichstags in Berlin eintreffen.

Gleichzeitig mit diesem Staatsmanne war der Staatssekretär des Innern Staatsminister Hofmann Tischgast Bismarcks. Derselbe kam von den Ministerkonferenzen, welche Anfangs August 1878 in Heidelberg zur Beratung der Steuerreform stattfanden. Hofmann legte Bismarck die Protokolle der Heidelberger Konferenz, schön zugeknüpft in eine Rolle mit Rosaband, vor. Bismarck nahm die Rolle, ohne sie zu öffnen, und Hofmann mußte ohne eingehenden Bescheid abreisen.

August 1878. Gastein. Zur Theesoirée bei der Fürstin Odescalchi, zu welcher nur noch der ungarische Staatsmann Baron Paul Sennyey geladen war. [1])

Baron Sennyey, der damals allgemein als der Nachfolger des Grafen Andrassy bei eintretender Demission als Minister des Aeußern bezeichnet wurde, verweilte mit seinem Bruder und Schwager im August in Gastein zum Kurgebrauch, als Fürst Bismarck ankam und sich beeilte, den ihm persönlich noch unbekannten ungarischen Staatsmann zu besuchen, welcher den Besuch erwiderte, ohne daß jedoch beide Staatsmänner das Glück hatten, sich zu treffen. Die persönliche Bekanntschaft erfolgte erst auf dieser von der Fürstin Odescalchi zu Ehren des Reichskanzlers veranstalteten Soirée, wo beide Herren längere Zeit allein und wahrscheinlich auch über die Orientpolitik sich unterhielten.

5. November 1878. Soirée zu Ehren der am 6. November stattgefundenen Vermählung der Gräfin Marie von Bismarck mit dem Legationssekretär Grafen Kuno zu Rantzau, zu welcher etwa 120 Einladungen ergangen waren.

---

[1]) Die Fürstin Odescalchi ist eine geborene Gräfin Erdödy (Valerie Gobertine), die Cousine des damaligen österreichischen Botschafters Grafen Karolyi und am 17. September 1850 geboren. Bei ihrem wiederholten Aufenthalt in Gastein lernte sie die Familie des Fürsten Bismarck kennen; es entspann sich bald ein freundschaftliches Verhältnis, das sogar zu einer Einladung zur Teilnahme an der Vermählungsfeier der Gräfin Marie Bismarck mit dem Grafen zu Rantzau führte.

In den glänzenden Gesellschaftsräumen versammelten sich nach 9½ Uhr die Mitglieder der Bismarckschen und Rantzauschen Familie, die Minister mit ihren Gemahlinnen — nur General v. Kameke und Graf zu Eulenburg fehlten, ersterer wegen des Todesfalles in seiner Familie und letzterer in leicht erklärlicher Rücksicht auf seinen verstorbenen Bruder —, die Mitglieder des Bundesrats, die Spitzen der Reichs- und Staatsbehörden, einzelne Freunde des Hauses und zahlreiche Offiziere, zu denen das 3. Garde-Ulanen-Regiment, in welchem früher der Bräutigam gestanden, das größte Kontingent stellte. Unter den Eingeladenen befanden sich ferner die Reichstagsabgeordneten Lucius und Gneist, Direktor Anton v. Werner und Legationsrat Rudolf Lindau. Die Gesellschaft verkehrte in zwanglos-heiterer Weise; der lebendige Mittelpunkt derselben war selbstverständlich das Brautpaar. Die Comtesse Marie erschien in einer weißen Robe, der Bräutigam in einfachem schwarzem Frack; der Reichskanzler trug die kleine Generalsuniform. Das bewirtende Fürstliche Paar machte die Honneurs in der liebenswürdigsten und zuvorkommendsten Weise. In einem der Salons waren auf einer mächtigen Tafel die Hochzeitsgeschenke des jungen Paares aufgebaut und erregten nach Wahl und Zahl, durch Pracht und Gediegenheit die allgemeinste Aufmerksamkeit; unter den reichen Gaben wurde namentlich das Geschenk Ihrer Majestät der Kaiserin, eine kostbare Brosche mit dem Namenszuge der hohen Frau, bewundert. In sinniger Weise hatten die Ortschaften des Dominiums Varzin allerhand Gerät für die Wirtschaft und Gegenstände für die Küche eingesandt. Aehnliches war von Friedrichsruh eingegangen. Hierzu Teppiche, Vasen, Gläser, Porzellan, Nippsachen aller Art von Verwandten und Bekannten wie von Verehrern des Vaters; auch Gedichte kamen teils auf feinstem Velinpapier, teils in Form von Telegrammen. Gegen Mitternacht wurde das Souper an reich besetzten Buffets eingenommen; nach 1 Uhr erreichte die Soirée, bei welcher weder ein Toast ausgebracht wurde noch irgend eine Aufführung stattfand, ihr Ende.

6. November 1878. Feier der Hochzeit der Gräfin Marie Bismarck mit dem Grafen zu Rantzau. Zur Ergänzung des von mir in Band I S. 102 über dieses Fest Mitgeteilten lasse ich hier noch nachstehenden ausführlichen Bericht folgen:

Se. Majestät der Kaiser hatte zur Feier des festlichen Tages dem Reichskanzler eine bis dahin noch nie verliehene, nur speziell für Fürst Bismarck erdachte Ordensdekoration, nämlich das Großkreuz des Roten Adler-Ordens, mit Krone, Scepter und Schwert geziert, übersandt. Für den Bräutigam sandte der Kaiser den Roten Adler-Orden dritter Klasse als eine besondere Anerkennung, da Graf Rantzau den Orden vierter Klasse noch nicht besaß. Gegen zwölf Uhr brachte das Musikcorps des Alexander-Regiments dem jungen Paar ein Morgenständchen; zur Aufführung gelangten: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“, der Hochzeitsmarsch aus „Athalia“ von Mendelssohn, die Ouvertüre aus „Oberon“ und die Introduktion zum dritten Akt von „Lohen-

grin". Es folgten „Gott erhalte Franz den Kaiser" und der Radetzkymarsch und zuletzt „Heil dir im Siegerkranz" mit dem Liede: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben". Die österreichischen Lieder wurden zu Ehren der Fürstin Odescalchi angestimmt, die seit dem vorhergehenden Tage Gast in der Familie des Reichskanzlers war. Gegen $3\frac{1}{2}$ Uhr versammelten sich die geladenen Damen und Herren im Kongreßsaale, der mit grünen Blattpflanzen und blühenden Blumen auf das reichste geschmückt war. Von den näheren Anverwandten der Familie Bismarck war zunächst der Bruder des Reichskanzlers, der Geheime Regierungsrat und Landrat v. Bismarck-Naugard, mit seiner ganzen Familie erschienen; ebenso der Schwager des Fürsten, Herr v. Arnim-Kröchlendorff, mit Söhnen und Töchtern; seine Gemahlin — die bekannte Malwine der Bismarckbriefe — war leider durch Krankheit verhindert, am Feste teilzunehmen. Zur Familie Rantzau zählten der Graf Brockdorff-Ahlefeldt, die Comtesse Charlotte zu Rantzau, der Landrat Baron v. Heintze, der Hofjägermeister Baron v. Heintze mit Gemahlin, der Major Graf Rantzau vom ersten Garde-Regiment, der Ober-Regierungsrat Graf Baudissin aus Magdeburg mit Gemahlin, Herr v. Eickstedt mit Gemahlin und Herr v. Woedtke mit Gemahlin. Als geladene Gäste wurden die Fürstin Odescalchi, der Generaladjutant des Kaisers, Generalmajor Graf v. Lehndorff, der Staatssekretär v. Bülow, der württembergische Gesandte Freiherr v. Spitzemberg und die Geheimräte Bucher, Tiedemann und Graf Holstein bemerkt; von Parlamentariern waren nur die Herren v. Kleist-Retzow, v. Blanckenburg, Dr. Lucius und Dietze-Barby geladen. Als Zeuge der Trauung erschien Punkt $3\frac{1}{2}$ Uhr der Kronprinz in der Uniform seiner pommerschen Kürassiere. Der Reichskanzler empfing seinen hohen Gast an der festlich geschmückten Treppe und geleitete ihn nach dem Festsaale, wo nunmehr der kirchliche Akt begann, bei dem Gräfin Brockdorff-Ahlefeldt und Fräulein v. Bismarck-Naugard als Brautjungfern, die Grafen Herbert und Wilhelm Bismarck als Brautführer fungirten. Unter den Klängen eines Harmoniums, das Herr v. Arnim, Lieutenant bei den Gardes du Corps und Neffe des Reichskanzlers, meisterhaft zu spielen verstand, wurden zunächst zwei Verse des Liedes: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren" gesungen; hierauf trat der frühere Divisionsprediger und jetzige Pfarrer zu St. Bartholomäus Vorberg vor den Altar und hielt über die Worte „Freuet euch über den Herrn" die kurze, ergreifende Traurede. Nachdem die Ringe gewechselt, das Gebet gesprochen und der Segen erteilt war, wurde zur Beendigung der kirchlichen Feier der letzte Vers des vorgenannten Liedes gesungen. Die Gesellschaft erhob sich nunmehr, um dem jungen Ehepaar die herzlichsten Glückwünsche abzustatten. Allen voran der Kronprinz, der sich bald darauf huldvoll verabschiedete. Die junge Gräfin zu Rantzau, die eine weiße Atlasrobe mit einem Myrtenkranz und dem Schleier im braunen Haare trug, war tief ergriffen; auch der Graf, ihr Gemahl, der die Uniform des dritten

Garde-Ulanenregiments trug, stand ersichtlich unter dem Eindruck des feierlichen Augenblickes. Nach einer kurzen Pause wurde zum Diner geschritten.

Die Hochzeit fand einige Zeit nach der Wiederherstellung des früheren Verhältnisses zwischen dem Oberpräsidenten v. Kleist-Retzow und dem Fürsten Bismarck statt, und Kleist war, da die Gräfin Marie wie ihre Brüder Pate des Oberpräsidenten war, ebenfalls zu derselben geladen. Dieser wies bei dem Mahl in einem Toaste auf Deutschland darauf hin, wie seine bei der Hochzeit ihrer Eltern ausgesprochenen Hoffnungen erfüllt seien, indem der Reichskanzler, soweit eine Vergleichung zwischen ihm und einem regierenden Herrn überhaupt möglich sei, Deutschland in der That in sehr wichtigen Beziehungen ein Otto der Sachse geworden sei. Neben anderen gewaltigen Vergleichungspunkten habe zuletzt der Reichskanzler — wie Kaiser Otto seinen Speer in den Ottensund geworfen, zum Zeichen der dauernden Vereinigung der ganzen Halbinsel mit Deutschland — seine einzige Tochter dem Sprossen eines hervorragenden Geschlechtes aus Schleswig-Holstein gegeben als Pfand, daß beide für immer mit Deutschland „ungedeelt“ verbunden sein sollen. Wir haben wieder ein Kaisertum deutscher Nation, das jetzt auf dem besten Wege ist, die 1871 leider noch abgewiesene Bezeichnung als „eines christlichen“ zur Geltung zu bringen, welches in einem realeren Sinne als unter Otto dem Sachsen die Geschicke von ganz Europa beeinflußt.

Die Unterhaltung bei Tisch war eine außerordentlich animirte. Der Reichskanzler und seine Gemahlin machten in liebenswürdigster Weise die Honneurs; es war im schönsten Sinne des Wortes ein echtes deutsches Familienfest, das in diesen glänzenden Räumen gefeiert wurde. Das junge Ehepaar trat, während die Gäste zu tafeln fortfuhren, die Hochzeitsreise an; es begab sich zunächst nach Dresden, um von dort über Wien nach Italien zu reisen.

Anfang 1879. Der Verlauf der parlamentarischen Gesellschaften beim Altreichskanzler ist aus meinem Werke „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“ deutlich zu ersehen. Für diejenigen, welchen dieses Buch nicht vorliegt, lasse ich eine Beschreibung folgen, welche das Bild wiedergiebt, wie es sich zu Anfang des Jahres 1879 präsentirte. Wenn die Wagen vom Vorhof aus bei der großen Treppe vorgefahren sind, wenn man sich seiner Garderobe entledigt hat, wird man gewöhnlich von dem Reichskanzler in Person und von seinen Söhnen empfangen. Der Reichskanzler trägt die gewöhnliche Uniform — die historische Figur braucht nicht erst geschildert zu werden. Sie ist dieselbe, die auf tausend Bildern zu sehen ist, dieselbe, die man vom Reichstage her kennt, nur hier etwas weniger nervös, etwas weniger reizbar aussehend als am bekannten Eckplatze des Bundesratstisches. Uebrigens, auch hier, wo er seine Gäste empfängt, bleibt der Kanzler nicht ohne den berühmten „Reichshund“, ohne Tyras, das schöne, treue Tier. Der „Reichshund“ steht in dem kleinen Salon neben dem Fürsten und beschnuppert seinerseits die Gäste zum Will-

kommen, und etliche kleinere Angehörige des Hundegeschlechts leisten ihm dabei Gesellschaft. Nachdem man also empfangen ist, wird man wohl von einem der Söhne des Kanzlers zu den Damen geführt, denen man vorgestellt wird, sofern man sie nicht kennt, zur Frau des Hauses, die stets einige liebenswürdige Worte für den Neuankömmling hat, und dann mischt man sich eben in die Gesellschaft. Und es geht so zwanglos in dieser Gesellschaft her, wie man es kaum in dem Palais eines Reichskanzlers annehmen sollte. Mit den schweren silbernen Humpen, die mit Bier gefüllt sind, gehen die Diener umher, das braune Getränk kredenzend, und in einem mächtigen, sonderbar konstruirten Instrument aus Blech und Kupfer wird schmackhafter Punsch vor den Augen der Gäste gebraut, der gleichfalls herumgereicht wird. Man unterhält sich mit Bekannten, man macht, man erneut Bekanntschaften unter der mehr und mehr sich erweiternden Gesellschaft. Die kleinen Salons haben sich längst gefüllt, und mehr und mehr füllt sich nun auch der große Saal, jener mächtige Raum, der seine historische Weihe durch das Friedenswerk des Kongresses erhalten hat. Dort hat sich jetzt der Reichskanzler postirt, und er ist natürlich die Zentralsonne, die von unglaublich vielen Planeten umkreist wird, die auf die Sekunde warten, wo sie einiges Licht von ihr empfangen können. Die Minister mit ihren Gattinnen, die inzwischen angekommen sind, gelten hier, wo der Gewaltige den Mittelpunkt bildet, höchstens als Nebensonnen. Diejenigen, die weniger darauf bedacht sind, ein Wort, einen Blick, einen Händedruck zu erhaschen, unterhalten sich mit den Damen, unterhalten sich unter einander. Schließlich wird das Zeichen gegeben, in das große Buffetzimmer, in den Speisesaal einzudringen, wo der Kommerzienrat Borchardt allerhand kulinarische Genüsse auf das appetitlichste für die Gesellschaft auf einer langen Buffettafel ausgebreitet hat. Da ist Hummer, da sind kalte Puten, da ist kalter Rehrücken, da ist Roastbeef, da ist Kaviar aus Astrachan, da sind Sardinen, kurz alle Arten von kalten Speisen, aus denen ein wohlassortirtes Buffet bestehen muß. Wunderbarerweise sind es die Herren, denen zuerst das Buffet preisgegeben wird, während die zahlreiche Damengesellschaft inzwischen auf diejenigen Herren angewiesen bleibt, die die Unterhaltung dem Borchardtschen Buffet vorziehen. Erst nachdem die Herrenwelt alle Bedürfnisse des Magens befriedigt hat, bittet die Fürstin die Herren, die Damen zum Buffet zu führen; sie selbst läßt sich von einem der Herren den Arm reichen — etwa von Herrn v. Forckenbeck oder von einem der Minister —, sie animirt ihren Jüngeren „Graf Bill“ ebenfalls, einer Dame den Arm zu geben, Graf Herbert thut desgleichen, und nun setzt sich die Karawane nach dem Speisesaal in Bewegung. Dort ist das Buffet inzwischen wieder hergerichtet, wieder ergänzt worden, und nun etablirt sich eine Tafel, an der die Damen in bunter Reihe speisen, während die Herren, die sich nicht in tiefsinnige politische Gespräche versenken wollen, den Damen Gesellschaft leisten. Auch sie trinken Bier oder, wenn sie dies nicht mögen, Champagner,

der an jedem dieser parlamentarischen Abende im Reichskanzlerpalais in ziemlich großen Quantitäten konsumirt wird. Dann löst sich die Gruppe wieder, man plaudert in dem kleinen reizenden Wintergarten, der sich rückwärts, nach dem Garten hinaus, anschließt. Drinnen im großen Saale aber bildet sich inzwischen die bekannte Korona um den Fürsten in Gestalt eines großen Kreises, — „und jedes Ohr hängt an Aeneens Munde". Da der Kreis nicht mehr größer gemacht werden kann, etabliren sich wohl gar zwei oder drei Reihen hintereinander, und alles hört, wie „Er" da seine politischen Ansichten entwickelt oder Jugendgeschichten erzählt oder Anekdoten zum besten giebt, — gewöhnlich aber eine Causerie, aus all diesen Ingredienzien bestehend, zum Dessert servirt.

Januar 1879.[1]) Zum Familiendiner hatte als einziger Gast der württembergische Ober-Steuerrat v. Moser eine Einladung erhalten.

Die Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um die Frage des Tabakmonopols, über das Moser in der Tabakenquêtekommission berichtet und einen Gesetzentwurf mit Motiven ausgearbeitet hatte. Bismarck zollte dieser Arbeit, die er genau studirt hatte, was aus vielfachen Bleistiftbemerkungen auf der Drucksache zu ersehen war, in einer für Moser sehr schmeichelhaften Weise warme Anerkennung und sprach sich sehr ungehalten darüber aus, daß das Tabakmonopol von der Kommission (mit 8 gegen 3 Stimmen) abgelehnt worden war. Mit vollem Recht schob er diesen Mißerfolg hauptsächlich dem Umstande zu, daß die Kommission in ihrer überragenden Mehrzahl mit ausgesprochenen Gegnern des Monopols besetzt war. Daß das preußische Kommissionsmitglied (der spätere Generalsteuerdirektor Schomer) nach Weisung seines Ministers (Hobrecht) auch gegen das Monopol votirt hatte, berührte den Fürsten besonders unangenehm. Er sagte zu Moser, nach diesen Erfahrungen werde er dafür sorgen, daß die preußischen Kommissare, welche in die damals unter Vorsitz des Freiherrn v. Varnbüler niederzusetzende Zolltarifkommission abzuordnen waren, in derselben Weise instruirt werden wie die in jene Kommission zu delegirenden Beamten des Reichskanzlers.

Ende Februar oder Anfang März 1879. Bei einer seiner parlamentarischen Soiréen redete Fürst Bismarck den Abgeordneten Mosle (Bremen) an und begann mit ihm ein währungspolitisches Gespräch. Mosle war einer derjenigen Männer, welche lebhaften Anteil an den gesetzgeberischen Arbeiten der Münzreform genommen hatten. Nationalliberal und ursprünglicher Freihändler, war er zum Schutzzoll übergegangen und hatte sich dadurch das besondere Vertrauen des Reichskanzlers erworben.

---

[1]) Bald nachdem die Tabakenquêtekommission ihren Bericht abgeschlossen hatte; der Tag läßt sich nicht mehr genau angeben.

An jenem Abend setzte ihm nun Bismarck auseinander, welche Kalamität und Verwirrung durch die Silberentwertung hervorgerufen worden sei — durch das Verschulden Deutschlands. Die deutschen Silberverkäufe hätten den Silberpreis so heruntergebracht. Es bleibe nichts übrig, als die Silberverkäufe einzustellen; nur dann würden sich wieder normale Verhältnisse entwickeln.

Mosle war verblüfft.

Sobald das Gespräch beendigt war, ging er zu dem Reichsbankpräsidenten, Herrn v. Dechend, der sich gleichfalls unter den Anwesenden befand, und befragte ihn in einiger Aufregung über den neuesten Beschluß des Reichskanzlers.

„Was?" sagte v. Dechend, „wir sollen die Silberverkäufe einstellen? — Daran denkt ja kein Mensch!"

Mosle berichtete ihm über sein Gespräch mit dem Reichskanzler; v. Dechend glaubte seinen Ohren nicht zu trauen und ging zu dem Fürsten, um sich zu überzeugen.

Nach einiger Zeit kam er zurück.

„Ja, es ist wahr," sagte er, „die Situation ist sehr ernst. Es wird etwas geschehen müssen." —

„Ich gebe" — so berichtet Karl Helfferich in seinem Werke: „Geschichte der deutschen Geldreform" S. 429 f. — „diese Darstellung unter dem Vorbehalt wieder wie jede, für welche die aktenmäßigen Belege fehlen, und zwar nach vertraulichen Mitteilungen, welche Mosle damals seinen politischen Freunden gemacht hat. Volle Klarheit wird über die Vorgeschichte der Suspendirung der Silberverkäufe überhaupt nicht mehr zu schaffen sein.

Der Kernpunkt dieser Darstellung liegt darin, daß nach ihr der Entschluß, die Silberverkäufe einzustellen, in dem Reichskanzler entstanden und reif geworden ist, ohne Zuthun, ja ohne Vorwissen des Reichsbankpräsidenten, während später immer wieder behauptet wurde, die Einstellung der Silberverkäufe sei auf Veranlassung v. Dechends erfolgt. Ja, Herr v. Dechend selbst hat später im Reichstag erzählt, er habe aus Rücksicht auf die unvermeidlichen finanziellen Verluste bei der Fortsetzung der Silberverkäufe dem Reichskanzler deren Sistirung aufs dringendste empfohlen. Die Richtigkeit dieser Angabe in Zweifel zu ziehen, davon kann natürlich keine Rede sein. Aber die Darstellung v. Dechends schließt die Darstellung Mosles nicht aus. Es ist möglich, daß Fürst Bismarck, nachdem er mit sich selbst bereits einig war, den Reichsbankpräsidenten zu einem Vortrag über die Angelegenheit aufforderte, und daß dieser in seinem Vortrage unter dem Drucke des bereits feststehenden Entschlusses des Kanzlers in der That die Einstellung der Silberverkäufe empfohlen hat. Die gefährliche Maßregel ist schließlich unschädlich geblieben, da Fürst Bismarck selbst jedes weitere Zugeständnis an die Silberpolitiker ablehnte."

10. April 1879. Freiherr v. Zedtwitz, damals noch Attaché (Expedient) im Auswärtigen Amt,[1]) zum Diner. Fernere Gäste waren die Geheimen Legationsräte Reichardt und Busch vom Auswärtigen Amt, Dr. Stübel, Oberst v. Schreckenstein und Generaladjutant Graf Lehndorff.

Gleich dem Freiherrn v. Zedtwitz wurden die meisten jungen Herren, welche für die diplomatische Laufbahn bestimmt waren, einmal mit einer Einladung zum Fürsten Bismarck, und zwar meist zum Diner beehrt.

Graf Herbert Bismarck war es, der diese Einladungen arrangirte, die den Zweck hatten, dem Fürsten Gelegenheit zu geben, die angehenden Diplomaten persönlich kennen zu lernen. Manchem der jungen Herren mag das Herz schneller geschlagen haben, wenn er die Schwelle des Palais Wilhelmstraße 77 überschritt. Konnte doch der Eindruck, den er bei dem Kanzler hinterließ, über seine ganze Zukunft entscheiden. Thatsächlich war die Sache nicht schlimm; eine Einladung seitens des Fürsten erfolgte in der Regel erst, wenn von den diis minorum gentium die Frage, ob der betreffende Kandidat in den diplomatischen Dienst aufgenommen werden solle, bereits bejahend entschieden war. Es wäre allerdings noch mancher Gefahr gelaufen, sein Ziel nicht zu erreichen, wenn Bismarck es darauf abgesehen hätte, den zu Tisch geladenen Attaché in ein Kreuzverhör zu nehmen und ihn bis auf die Nieren zu prüfen. Indessen so weit kam es in der Regel nicht. Der Geladene erfüllte meist seine Aufgabe, wenn er es verstand, den interessanten Gesprächen Bismarcks mit Verständnis zu lauschen. Den Herren, welche in die Konsularcarrière eintreten, wurde die Ehre einer derartigen persönlichen Ergründung nicht zu teil.

21. August bis 20. September 1879. Gastein. In dieser Zeit war auch ein süddeutscher Staatsmann bei Bismarck zu Tisch geladen.

Ueber die russische Verstimmung gegen Deutschland, welche Bismarck im Herbst 1879 bewog, sich nach Wien zum Abschluß eines Bündnisses mit Oesterreich zu begeben, erzählte Bismarck später folgendes:

Rußland hatte bei Frankreich ein Schutz- und Trutzbündnis nachgesucht mit offenbarer Spitze gegen Deutschland, war aber abgewiesen worden. Auf wie lange, stand bei der Wankelmütigkeit der Franzosen dahin. Die Hetzereien der russischen Blätter gegen Deutschland konnten nicht erfolgt sein ohne höhere Autorisation. Der Kaiser von Rußland habe sich geweigert, auf deutschem Boden mit dem deutschen Kaiser zusammenzukommen; gleichwohl ging letzterer in das kleine polnische Städtchen Alexandrowo. Bismarck war gegen die Zusammen-

---

[1]) Freiherr v. Zedtwitz wurde kurze Zeit darauf Sekretär bei der Botschaft in St. Petersburg, dann Sekretär bei der Gesandtschaft in Japan, um in noch jungen Jahren zum Kaiserlichen Gesandten in Mexiko ernannt zu werden. Er ist vor einigen Jahren bei einer Segelregatta in England ums Leben gekommen.

kunft. Der Kronprinz habe den Reichskanzler bei seiner Haltung Rußland gegenüber unterstützt.

Zur Reise nach Wien habe Bismarck zwar die Erlaubnis des Kaisers gehabt, zur Unterzeichnung des Bündnisses habe letzterer aber lange sich nicht entschließen können. Zweimal habe das gesamte preußische Ministerium, Bismarck an der Spitze, seine Entlassung angeboten, bis der Kaiser sich fügte. Die innere Krisis habe vierzehn Tage gedauert. Stolberg sei von Baden unverrichteter Sache zurückgekommen. Erst der Kronprinz scheint die Sache ins reine gebracht zu haben. Bismarck habe in Wien sehr weit gehen wollen, bis zu einem Verfassungsbündnis, das die Zustimmung der beiderseitigen Volksvertretungen nötig gehabt hätte. Dieser Gedanke sei aber nicht zur Ausführung gekommen.

Auf die Anfrage, ob Bismarck Oesterreich traue, hatte Bismarck in Gastein geantwortet, er verlasse sich auf die gemeinschaftlichen respektive österreichischen Interessen.

„Aus den Erinnerungen eines Russen" (unterschrieben mit der Chiffre S.) brachte die „Nowoje Wremja" eine Mitteilung über ein Zusammentreffen, welches der Einsender mit der Fürstin Bismarck in dieser Zeit in Gastein hatte. Das für die zarte Denkweise der Fürstin charakteristische kleine Begebnis schildert der Einsender wie folgt: „Als ich bei einem meiner Spaziergänge in früher Morgenstunde den Weg beschritt, der zu dem vom Fürsten Bismarck bewohnten Hause emporführt, begegnete ich der Fürstin, die, in einfachem Morgenkostüm, eine Menge verwelkter Bouquets im Arme trug. Nachdem ich sie begrüßt, fragte ich mit Verwunderung, wohin sie in so früher Morgenstunde mit einer so sonderbaren Bürde sich begebe. ‚Ach!' antwortete sie lebhaft, ‚ich erhalte täglich von allen Seiten eine solche Menge Bouquets, daß ich gar nicht weiß, was ich mit ihnen, wenn sie verwelkt sind, anfangen soll; sie den Dienstboten auszuliefern, die sie irgendwohin fortwerfen, dazu kann ich mich nicht entschließen; ich bin überzeugt, daß die Blumen in freundlicher Gesinnung mir dargebracht sind, und sie nach ihrem Verwelken einfach fortzuwerfen, erscheint mir als eine Profanation, und so trage ich sie denn dorthin (die Fürstin wies dabei auf eine tiefe Schlucht, von der ich gerade herkam), um sie da zu begraben.' Mit diesen Worten grüßte die Fürstin freundlich und schritt mit schnellen Schritten der bezeichneten Schlucht zu. Ich konnte ihr auf diese rührenden Worte nichts mehr erwidern."

24. September 1879. Wien. Fünf Uhr. Diner im Hotel Imperial. An demselben nahmen teil Graf Wilhelm Bismarck, Fürstin Odescalchi, Graf Andrassy, Prinz Reuß und Hauptmann Freiherr v. Steininger. Kohl (Bismarck-Regesten) läßt das Diner bei dem Prinzen Reuß stattfinden. So stand es allerdings im Programm, Bismarck änderte aber seine Dispositionen.

Ende Oktober 1879. Varzin. Der deutsche Botschafter am Petersburger Hofe General v. Schweinitz zu einem dreitägigen Besuche anwesend. Schweinitz war durch das Aussehen des Kanzlers recht beunruhigt. Bismarck litt an empfindlichen Schmerzen, und der Tod des Staatsministers Staatssekretärs des Auswärtigen Amts v. Bülow hatte ihn trübe gestimmt. Er äußerte sich unter anderem, wenn das so fortdaure, würde er Bülows Schicksal haben.

28. Oktober bis 4. November 1879. Varzin. Der Leibarzt des Fürsten Dr. Struck zu Gast. Derselbe konstatirte nicht bloß das alte neuralgische Leiden des Kanzlers, sondern es waren auch Symptome eines konstitutionellen Leidens aufgetreten, welche die kräftige Natur des Reichskanzlers wohl überwinden konnte, die aber immerhin nicht unbedenklich waren. Die Annahme, daß er an einer Verfettung des Herzens leide, erwies sich infolge einer stattgehabten Untersuchung als unbegründet. Bismarck konnte sich übrigens Glück wünschen, daß er im Frühjahr desselben Jahres nicht die Hilfe seines Arztes wegen Erkrankung an der Pest in Anspruch zu nehmen brauchte, denn es richtete zu jener Zeit ein Bürger aus Wetljanka in Rußland an den Kanzler nachstehenden Brief, der glücklicherweise infolge der gegen alle Provenienzen aus infizirten Bezirken geübten Vorsichtsmaßregeln unterwegs mit Beschlag belegt worden war. Der Brief lautet: „Gnädiger Herr! Euer Durchlaucht wird in diesem Kuvert eine Haarlocke und zwei Stücke Zeug finden, die von einem sogenannten Pestkranken aus dem so berühmt gewordenen Flecken Wetljanka herrühren, welcher am 20. Januar in meiner Gegenwart gestorben ist. Das Stück Leinwand ist von dem Hemde abgeschnitten worden, welches der Verstorbene während der zweiundzwanzig Stunden, während welcher seine Krankheit dauerte, auf dem Leibe getragen hat; das Stück Tuch rührt von seiner Bettdecke her. Seit dem 20. sind die in Rede stehenden Gegenstände sorgsam in eine hermetisch verkapselte Schachtel verschlossen worden, um die Absonderungen, mit denen sie imprägnirt sind, so sehr wie möglich zu konserviren. Ich erlaube mir, die obenerwähnten Gegenstände Euer Durchlaucht zu übersenden, in der Hoffnung, daß sie dazu beitragen werden, die übertriebenen Besorgnisse zu zerstreuen, welche die asiatische Pest in Deutschland hervorgerufen hat. Wenn Eure Durchlaucht, wie ich überzeugt bin, nach Empfang des Gegenwärtigen kein Unbehagen empfinden wird (die Sache kann nach Verlauf von 48 Stunden konstatirt werden), so wird dieses Argument entscheidend sein. Ich habe die Ehre, gnädiger Herr, u. s. w. N. N. . . . Bürger von Wetljanka."

18. Februar 1880. Die Abgeordneten v. Helldorff und Fürst Hatzfeldt bei Bismarck zu Tisch.[1]) Mit dem letztgenannten Abgeordneten hat sich Bismarck

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

in seinem Hause über politische Fragen mehrfach gelegentlich unterhalten, auch einmal über die Beseitigung des Kulturkampfes.

15. März 1880. Diner zu Ehren des Bundesrats im Kongreßsaal des Kanzlerpalais. Ueber die Tafelordnung ist bereits in meinem Werke „Fürst Bismarck und die Parlamentarier", Bd. I. (2. Aufl.) S. 186, berichtet worden.

Das Diner verlief ohne ein bemerkenswertes Vorkommnis. Nach demselben, als man sich im anstoßenden Salon zum Kaffee versammelt hatte und die Zigarren angezündet waren, lud der Fürst, nachdem er sich mit der langen Pfeife auf das Sofa gesetzt hatte, die Gäste ein, auch Platz zu nehmen. Den Großherzoglich sächsischen Staatsminister Dr. Stichling forderte er auf, an seiner Seite Platz zu nehmen, und nach einigen Worten der dankbaren Anerkennung für seinen Großherzog, den er „eine der festen Säulen des Reichs" nannte, begann er Stichling ein Vorhaben mitzuteilen, das den Besuch der Bundesratssitzungen künftig mehr zu beleben bestimmt sei. Er sagte, daß der Bundesrat im Laufe der Zeit etwas ganz anderes geworden sei, als er bei der Schöpfung desselben beabsichtigt gehabt. Er habe ihn sich als einen Areopag der deutschen Nation gedacht, in welchem von Zeit zu Zeit die ersten und einflußreichsten Glieder der Regierungen der einzelnen deutschen Bundesstaaten zusammenkommen, wenigstens die wichtigsten Angelegenheiten des Reichs beraten und sich gegenseitig nicht nur, sondern auch der Reichsregierung näher treten möchten. Inzwischen sei im Laufe der Zeit dies ganz anders geworden. Da die wichtigen Angelegenheiten während der ganzen Diät untermischt mit den laufenden, oft sehr unbedeutenden, meist der Zollverwaltung angehörigen Angelegenheiten (in der vorhergegangenen Woche hatte die Tarifirung der eingesalzenen Rosenblätter unter anderem den Bundesrat beschäftigt und wurde vom Kanzler als Exempel angeführt) verhandelt worden seien, haben die Minister der Einzelstaaten sich allmählich fast ganz der Teilnahme am Bundesrat entwöhnt und das Feld fast ausschließlich den Oberzollräten und ähnlichen stellvertretenden Beamten geräumt, und die Folge sei, daß das ganze Ansehen des Bundesrats erheblich sinken müsse. Das müsse anders werden, und er beabsichtige, zu diesem Zwecke dem Bundesrat eine Vorlage zu machen, nach welcher die wichtigen Angelegenheiten von den weniger wichtigen getrennt und besonders, in etwa vierzehn Tagen bis drei Wochen, im Bundesrat verhandelt werden sollten, so daß die Minister der Einzelstaaten, die meistens zugleich die ersten Bevollmächtigten zum Bundesrat sind, während dieser Zeit wohl zu Hause würden abkommen und in Berlin sich zusammenfinden können. Stichling konnte dem Plane nur beistimmen und sprach die Vermutung aus, daß er allseitigen Anklang finden werde.

Inzwischen hatten sich die übrigen Tischgäste in einem großen Halbkreise um den Fürsten gruppirt, und nun machte er auch diesen die eben erzählte

Mitteilung und illustrirte sein Projekt der zwei- bis dreiwöchigen Ministersitzungen noch mit den Worten: „Da denke ich mir nun, daß wir die Sache so machen wie unsere Altvordern: den einen Tag wird beraten und pokulirt, aber feste, den andern wird beschlossen. Und so fort.“ Es wurde nun über das Vorhaben hin und her gesprochen, natürlich ohne Resultat.

Darnach brachte der Fürst das Gespräch auf die neue Orthographie, gegen die, als eine ganz unnütze Beengung der individuellen Freiheit, er gewaltig zu Felde zog, zur großen Verlegenheit des anwesenden Ministers Hofmann, der die Unvorsichtigkeit gehabt hatte, von Reichskanzleramtswegen die neue Puttkamersche Orthographie den Bundesregierungen zu empfehlen, ohne dem Reichskanzler darüber Vortrag erstattet und seine Genehmigung eingeholt zu haben. In seiner Auffassung von der individuellen Freiheit jedes einzelnen Deutschen in Betreff der Rechtschreibung ging der Fürst allerdings weit. Er erkannte namentlich auch gewisse Schreibarten innerhalb der Familien an, sprach die Voraussetzung aus, daß Stichling doch gewiß so schreiben würde, wie Herder geschrieben habe, und erzählte aus seiner Familie von der eigentümlichen Sprachbildung seines Vaters. Derselbe habe für das Wort „jagen“ zweierlei Imperfekta gehabt: wenn er auf der Jagd gewesen sei, habe er gesagt: „ich jagte“; wenn er aber recht scharf geritten sei, habe er gesagt: „ich jug“. Und das schien der Sohn als ganz berechtigt anzusehen.

31. März 1880. Auf den Frühstückstisch hatte die Fürstin Bismarck dem Fürsten eine Neuausfertigung seines Konfirmationsscheins gelegt.

Ueber Bismarcks Konfirmationsspruch erzählt Superintendent Pank, früher Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, jetzt in Leipzig, folgendes:

Eines Tages zu Anfang des Jahres 1880 sagte mir der Reichskanzler, daß er in der Dreifaltigkeitskirche von Schleiermacher konfirmirt sei. Ich fragte ihn, ob er auch noch seinen Konfirmationsspruch wisse. „Ja,“ erwiderte er: „‚Was ihr thut, das thut dem Herrn und nicht den Menschen.‘ Nicht wahr, ein besseres Wort konnte mir nicht mitgegeben werden?“ — Zu Hause erzählte ich es meinem Küster; dieser durchblätterte die alten Konfirmandenregister, fand dort richtig den Namen ‚Otto v. Bismarck‘ und sagte: ‚Am kommenden 31. März sind seitdem gerade fünfzig Jahre verflossen; da müßten wir eigentlich dem Reichskanzler einen Jubiläumskonfirmationsschein schreiben; wer weiß, ob er den früheren noch hat.‘ Gesagt, gethan. Der Konfirmationsschein wurde angefertigt, mit einfachen Randzeichnungen um den Text, oben das Bild Schleiermachers, unten den obenerwähnten Denkspruch. Am Morgen des 31. März 1880 legte ihn die Fürstin, wie gesagt, auf den Frühstückstisch des Reichskanzlers. Sie sagte mir nachher, daß er sich kaum über etwas so gefreut habe wie über diese überraschende ernste Erinnerung an einen Gedenktag seines Lebens, an dessen fünfzigste Wiederkehr er nicht im entferntesten gedacht hatte. Als ich

einige Zeit darauf dem Fürsten das heilige Abendmahl reichte, führte er mich nach der Feier zu seinem Schreibtisch, auf dessen Mitte der Konfirmationsschein aufgestellt war, und sagte: „Es hat doch etwas auf sich, wenn man sich sagen muß: Fünfzig Jahre sind dahingegangen, seitdem du vor dem Konfirmationsaltar gestanden! Aber der Spruch soll mein Leitstern bleiben!"

4. Mai 1880. Ueber die auf der parlamentarischen Soirée an diesem Tage gefallenen Aeußerungen Bismarcks ist noch in Ergänzung des in meinem Werke: „Fürst Bismarck und die Parlamentarier", Bd. I (2. Aufl.) S. 186, Gesagten folgendes nachzutragen. [1])

„Um dem Papst Leo meine Versöhnlichkeit zu zeigen" — sagte der Fürst — „habe ich einen Kultusminister genommen, der dem Papst eine Nummer näher steht als Falk. Herr v. Puttkamer ist den Katholiken sehr weit, in einzelnen Fällen vielleicht zu weit entgegengekommen. Vielleicht können wir dazu kommen, zu dem früheren Rüstzeug zurückkehren zu müssen . . .

Ich werde nun nicht mehr abwarten, ob und bis Rom den ersten ‚praktischen' Schritt mit der Anerkennung der Anzeigepflicht thun wird, sondern selbständig in der Gesetzgebung vorgehen. Ich werde in der demnächstigen Nachsession des preußischen Landtags demselben einen Gesetzentwurf vorlegen, welcher mich zu einer milden, den Kulturkampf gänzlich vermissen lassenden Ausführung der Maigesetze ermächtigt. [2]) Gegen die Zurückberufung der im Auslande weilenden Bischöfe würde ich nichts einzuwenden haben. Diese würden dann ihrerseits durch Besetzung der verwaisten Pfarreien zur weiteren Beseitigung des Kulturkampfes beitragen können."

Juli 1880. Friedrichsruh. Professor Anton v. Werner als Gast einige Tage anwesend, um Porträtstudien zu machen.

Derselbe schreibt darüber: „Ich hatte mehrere Studienköpfe untermalt, da

---

[1]) Vergl. noch die Berichtigung Bismarcks in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 4 Mai 1885 über die ihm seiner Zeit von der Presse in den Mund gelegten Aeußerungen in Kohls „Bismarck-Reden" Bd. XII. S. 114.

[2]) Die Regierung wünschte erstens die zerstörten Diözesanverwaltungen dadurch wiederherzustellen, daß sie ermächtigt wurde, abgesetzte Bischöfe wieder einzusetzen und Bistumsverweser da, wo der Bischof gestorben war, unter Dispensation von dem gesetzlich erforderten Treueid anzuerkennen; zweitens wollte sie dem Mangel an Geistlichen dadurch abhelfen, daß sie das Recht beanspruchte, von den gesetzlichen Bedingungen der Vorbildung Abstand zu nehmen; drittens endlich gedachte sie, gewisse Härten der bisherigen Gesetzgebung zu mildern, indem sie die Verfolgung einer Reihe von Gesetzesverletzungen, besonders der unbefugten seelsorgerischen Thätigkeit, von dem Antrage des Oberpräsidenten abhängig machte, die Errichtung neuer Niederlassungen von Krankenpflegeorden in das Ermessen der Minister stellte, an Stelle der Entlassung aus dem kirchlichen Amte die Unfähigkeit zur Bekleidung desselben und den Verlust des Einkommens setzte und dergleichen mehr.

ich ahnte, daß der Fürst für die Sitzungen nicht gerade zu viel Zeit übrig haben würde, und daß ich mich mit einigen Farbenflecken und Andeutungen begnügen müßte. Dem war auch so. Schon nach fünf oder zehn Minuten sprang der Fürst auf und erklärte, daß ihm das Sitzen gräßlich sei, seitdem ihn die Bildhauerin Elisabeth Ney im Jahre 1866 unverantwortlich damit gequält hätte. Auch noch ein kleiner Nebenumstand machte die erste Sitzung nicht gerade behaglich für mich. Ich bin gewohnt, mit dem Malstock zu arbeiten. Als der Fürst, gefolgt von dem Reichshunde, eintrat und den Stock in meiner Hand bemerkte, rief er mir zu: ‚Um Gottes willen, legen Sie den Stock weg, Tyras springt Ihnen sonst an die Kehle!‘ Recht angenehm für einen harmlosen Porträtmaler! Ich konnte den Fürsten übrigens jeweils nach der Tafel genügend von allen Seiten zeichnen und seine Bewegungen skizziren, ohne mit Tyras in Fehde zu geraten. Der Fürst sah damals so rot und braun verbrannt aus, daß er dem für mich zu 1878 passenden Teint durchaus nicht entsprach. Als ich mit den Wandgemälden für den Rathaussaal in Saarbrücken, die 1880 fertig wurden, beschäftigt war, hatte ich den Fürsten Bismarck um eine Devise für sein dazu gehöriges Porträt gebeten. Er gab mir als solche die Worte: ‚Ohne Kaiser kein Reich.‘ Ich erinnere mich nicht, ob dieser Ausspruch schon früher in Anwendung war.

Daß Fürst Bismarck der liebenswürdigste und unermüdlichste Wirt ist, bleibt wohl jedem, der das Glück gehabt hat, unter seinem Dache zu weilen, in unvergeßlicher Erinnerung. In jenen Tagen war gerade der damalige Oberpräsident von Schleswig-Holstein, Herr v. Boetticher, auch Gast in Friedrichsruh, und täglich waren zu Tisch noch einige andere Herren anwesend. Die Gespräche, deren Kosten der Fürst unermüdet fast allein bestritt, drehten sich um Forst- und Landwirtschaft, die Verstaatlichung der Eisenbahnen und die in Angriff genommene sozialpolitische Gesetzgebung. Ich konnte sogar eines guten Abends mit dem Fürsten Erinnerungen an die Tage in Versailles 1870/71 austauschen, die höchst interessante politische Aeußerungen des Fürsten mit sich brachten — nur von Kunst wurde nicht gesprochen.“

August 1880. Friedrichsruh. Das Mitglied des Abgeordnetenhauses Geheimer Kommerzienrat Baare aus Bochum zum Besuch anwesend. Gegenstand der ausführlichen Besprechung war ein Gesetzentwurf, betreffend die allgemeine obligatorische Arbeiter-Unfallversicherung, worüber Baare im Jahre 1880 dem Staatssekretär des Innern Staatsminister Hofmann eine Vorlage gemacht hatte, die Bismarck in den Akten fand, und deren Inhalt ihm für seine Zwecke Material bot. Demnächst richtete Bismarck an den Sachverständigen den Wunsch, er möge einen Gesetzentwurf mit Motiven ausarbeiten und denselben ihm in möglichst kurzer Zeit zur Verfügung stellen. Baare erwiderte, daß er dies natürlich nur in Verbindung mit Berufsgenossen und unter juridischer Beihilfe

ausführen könne, jedoch bemüht sein wolle, innerhalb sechs Wochen den Gesetzentwurf zur Verfügung zu stellen.[1])

4. bis 6. November 1880. Friedrichsruh. Der württembergische Gesandte in Berlin Freiherr v. Spitzemberg nebst Gemahlin zum Besuch anwesend.

Es war das letzte Beisammensein Bismarcks mit Spitzemberg, da letzterer wenige Wochen später durch einen plötzlichen Tod dahingerafft wurde. Wie nahe dem Fürsten der Tod dieses alten Freundes ging, darüber giebt nachstehendes Beileidschreiben an die Witwe ein schönes Zeugnis:

Friedrichsruh, den 13. Dezember 1880.

„Gnädigste Frau!

Ich weiß keine Trostworte für so schwere Schickung wie die Ihrige, aber ich habe das Bedürfnis, Ihnen zu sagen, wie tief ich Ihren Schmerz mit Ihnen empfinde; nicht bloß in Freundschaft für Sie und die Ihrigen, auch im Gefühl eigenen Verlustes. In den zwanzig Jahren unserer ersten Begegnung in Petersburg haben unsere stets wohlthuenden und nie getrübten geschäftlichen und nachbarlichen Beziehungen sich zu einem Verhältnis freundschaftlichen Vertrauens entwickelt, wie es mir außerhalb meiner Familie nun zu niemand mehr verbleibt. In meinen Jahren füllt das Leben die Lücken nicht mehr, die der Tod in dem Kreise der Freunde macht; sie bleiben ungeschlossen. Der Gedanke an die beiden frohen Tage, die wir hier in der vorigen Woche zusammen verlebten, verschärft das Gefühl der Trauer von heut; aber doch danke ich Gott für diese wehmütige Erinnerung an eine letzte Begegnung. Meiner Frau und meine Gedanken sind ohne Unterlaß und in treuer Freundschaft bei Ihnen und Ihren Kindern. Ihren Herrn Vater grüße ich in herzlicher Teilnahme.

v. Bismarck."

Ende Januar 1881. Zur Mittagstafel unter anderen auch der Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten Dr. Lucius und der Handelsherr Booth aus Hamburg.[2])

---

[1]) Vergl. Baares Gesetzentwurf, betreffend die Errichtung einer Arbeiter-Unfallversicherungskasse, in der Zeitschrift für deutsche Volkswirtschaft, I. Bd. Berlin 1880, und in Hirths Quellen 1881.

[2]) Unter den hochangesehenen Firmen der Welthandelsstadt Hamburg befindet sich auch das Handelshaus Booth, das vornehmlich den Import ausländischer Hölzer betreibt. Dessen Chef erkannte sehr bald heraus, daß das Raubsystem und die rücksichtslose Vernichtung und Ausrottung der Waldbestände, wie dies in den Vereinigten Staaten von Nordamerika vorherrscht, mit unfehlbarer Sicherheit binnen nur wenigen Jahrzehnten zum vollständigen Verschwinden der dortigen Wälder führen müsse und namentlich einzelne besonders wertvolle Baumarten dem Untergange weihe, deren Verbreitung der Forstwirtschaft unserer zivilisirten

Letzterer wurde bei diesem Mittagessen von seinem Fürstlichen Wirte mit besonderer Auszeichnung aufgenommen. Es wurde ihm die Ehre zu teil, trotz der vielen miterschienenen Tafelgäste in allernächster Nähe von der Dame vom Hause, der Fürstin Bismarck, sich bei Tische plazirt zu sehen, was, wie ihm der Fürst dabei freimütig aussprach, darum geschah, damit er seinen Gast in unmittelbarer Nähe habe, — und dicht dabei saß alsdann auch der Minister der Landwirtschaft 2c. 2c. Dr. Lucius, welchen der Fürst zu dem Zwecke der Besprechung über diese forstliche Frage mit zu dieser Mittagstafel eingeladen hatte. Die Unterhaltung bei Tische wurde in sehr lebhaftem Gange geführt. Fürst Bismarck setzte dem Minister auseinander, worum es sich handelte, der geladene Gast wiederholte seine Erfahrungen und gab noch über einige dem Fürsten Bismarck bei den letzten Gesprächen unaufgeklärt gebliebene Punkte die inzwischen erlangte erläuternde Auskunft; der Minister aber erfaßte sehr schnell die Situation von dieser Frage und ging sogleich mit der ihm eigenen Energie in alle Details derselben ein, und als darauf die Tafel aufgehoben wurde, zeigte er sich in solchem Maße für die thatkräftige Förderung der Einführung von fremdländischen Bäumen erfüllt, daß der Fürst dem Hamburger Geschäftsherrn erklärte, „nun habe er die Sache in Gang gebracht und den Ressortminister für diese Angelegenheit interessirt; jetzt könne er dieselbe getrost ihren weiteren Gang gehen lassen“.

1. Februar 1881. Soirée für die Mitglieder des preußischen Landtags und des Volkswirtschaftsrats. Den Verlauf derselben schildert der Abgeordnete v. Eynern zu Barmen in einem an seine Frau gerichteten Briefe vom nächsten Tage wie folgt:

Länder von wesentlichem Nutzen werden könne. Namentlich wurde die durch ihre schnelle und kräftige Wuchsentwickelung und die enorme Höhe und die Stärke des Umfangs, den sie erreicht, sich vor allen Nadelhölzern vorteilhaft auszeichnende Douglastanne von dieser Vernichtung betroffen, so daß die Sämereien von ihr bereits im Handel selten und kostspielig zu werden anfingen. Herr Booth nahm Veranlassung, eine Denkschrift darüber auszuarbeiten, worin er unter anderem namentlich diese Douglastanne dringend zur allgemeinen Einführung in Deutschlands Forsten anempfahl, und er sandte dieselbe auf die Möglichkeit hin, daß seine Schrift in den Fürstlichen Papierkorb wandere, dem Fürsten Bismarck nach Friedrichsruh zu. Nicht wenig war er überrascht, als er bald darauf die Aufforderung erhielt, sich zu dem Reichskanzler zu begeben, der mit ihm über den Inhalt der Schrift sich auszusprechen wünsche. Der Fürst zeigte sich von dem Gegenstande, den Herr Booth ihm zum klaren Verständnis brachte, lebhaft angeregt und beschied ihn auf den nächsten Tag wieder zu sich, wo er mit seinem Gaste in mehrstündiger Fahrt durch die hauptsächlichen Schläge seines Friedrichsruher Forstreviers fuhr und dabei die praktische Verwertung der Vorschläge seines Begleiters inmitten der Forsten feststellte. Beim Abschied forderte ihn der Reichskanzler dann noch auf, sich, sobald er in Berlin sein werde, dort bei ihm einzufinden, um die Durchführung seiner in Vorschlag gebrachten Pläne zu besprechen.

„Zu der gestrigen parlamentarischen Soirée beim Fürsten Bismarck hatten auch die in meinem Hotel wohnenden Mitglieder des Volkswirtschaftsrats, Geheimer Kommerzienrat Wesenfeld aus Barmen und Dr. Jansen aus Dülken, Einladungen erhalten. Deren Erwartung, den großen Staatsmann kennen zu lernen, war keine geringe, und sie fuhren schon gegen neun Uhr ab. Ich folgte eine halbe Stunde später und gab dem Kutscher stolz die Weisung: Zu Bismarcken! Der Kutscher schlug auf den Gaul, ich drückte mich befriedigt in die Wagenecke und stieg frohen Mutes vor einem glänzend erleuchteten, mit Dienern in großer Livree vollgespickten Portal aus. Bald war ich meines Pelzes ledig und betrat einen mit Uniformen und Damen in großen Toiletten angefüllten Saal. Die ganze Sache kam mir aber nicht recht geheuer vor, denn ein ganz unbekannter Herr hatte mir unter murmelndem Dank für die ihm durch mein Kommen erwiesene Ehre die Hand geschüttelt, und ich hatte vor einer mir ebenso unbekannten Dame eine tiefe Verbeugung gemacht. Von dem Fürsten Bismarck war nichts zu sehen; ich suchte nach ihm, und da ich ihn nicht fand, suchte ich nach Wesenfeld und Jansen, und als auch hier jeder Erfolg ausblieb, befreite ich einen Diener von einer Tasse Thee und stellte mich wartend an die Seite. Bald gesellte sich der Polizeipräsident von Berlin Herr v. Madai zu mir, und ich bat ihn, mich bei dem zu erwartenden Erscheinen der Fürstin Bismarck dieser vorstellen zu wollen. ‚Ja' — sagte Herr v. Madai — ‚sehr gerne, aber dann müssen wir zusammen einige Häuser weiter gehen; hier könnte ich diesen Wunsch nur bei der Gräfin Schleinitz, bei der Sie Gast sind, erfüllen.'

Es war richtig, der Kutscher hatte mich im Hausministerium, Wilhelmstraße 73, statt im Reichskanzler-Amt, Wilhelmstraße 77, abgeladen. Beide Hotels haben gleiche Höfe und ähnliche Bauart, und die Verwechslung war verzeihlich. Mit meinen Klagen, daß ich nun die Anfangsstunde der Soirée beim Fürsten Bismarck versäumt habe, fand ich Widerhall bei anderen anwesenden Abgeordneten, denen die gleiche Verwechslung passirt war und die darüber erst durch mich unterrichtet wurden. Wir enteilten zu etwa einem halben Dutzend Herren nach vorgebrachter Entschuldigung dem gastlichen Dach und begaben uns eilenden Laufes zu der richtigen Hausnummer.

Hier empfing uns der Fürst in Generalsuniform mit Händedruck. Der Frau Fürstin, einer im höchsten Grade sympathischen und ‚lieben' Erscheinung, wie Du sagen würdest, wurde ich durch Herrn Heimendahl aus Crefeld vorgestellt, der als Introdukteur für den Volkswirtsschaftsrat freiwillige Funktion übernommen und diese mit vollendeter Zeremonienmeistermiene und -Haltung ausführte. Tyras, der Reichshund, war auch da und beschnüffelte mich in höchst zudringlicher Weise, so daß ich ihm schleunigst davonlief und in dem Buffetsaal Platz zu finden suchte; es war aber mehr Buffet da als Platz. Ich stand, beladen mit meinem Chapeau claque, einem eroberten Glase Bier und einer Hummerschere, ratlos da und schaute hilfesuchend auf mehrere hundert zu-

frieden dasitzende Herren. Endlich entdeckte ich an der einen Längenwand des Buffetsaales zwei leere Stühle, zu denen ein Tischchen gehörte, an welchem die Kollegen Hollenberg, nationalliberal, Sachse, Sezessionist, und Freiherr v. Eckardstein, seit einiger Zeit „wilder Konservativer", Platz genommen hatten. Die Herren rückten zusammen, und kaum saß ich, so bekam ich in dem Fürsten einen weiteren Nachbar. Dieser hatte nach Abschluß des Empfanges (wir waren die letzten gewesen) den Buffetsaal betreten und, die schwierige Situation überschauend, sofort den ersten freien Stuhl besetzt. Es war ein leichter Rohrstuhl, und derselbe knarrte erschreckt zusammen. Tyras beschnüffelte ihn sorgsam und legte sich dann, anscheinend über die Haltbarkeit zufriedengestellt, schnarchend unter ihm nieder. Zum weiteren unmittelbaren Gefolge des Fürsten gehörte ein Diener, der den Labetrunk in Gestalt einer Flasche Mineralwasser und einer Flasche eines dunkelgefärbten Stoffes, der auf der Etikette als alter Jahrgang eines Rüdesheimer bezeichnet war, vor uns hinstellte. Der Fürst wußte zweifellos zunächst nicht, in welch illustren Kreis er eingetreten war. Besonders mich fixirte er in auffälliger Weise, und Tyras erhob aufmerksam sein Haupt. Nachdem wir uns vorgestellt, sagte er: ‚Ach so, der Sohn — wenn ich Ihren Namen lese, stelle ich mir darunter immer den alten Herrn vor, und da erkennt man die Jugend nicht gleich wieder.[1]) Was macht denn Ihr Vater? Als ich den Namen nach jahrelanger Unterbrechung wieder im Sitzungsbericht der Zeitungen las, hatte ich stets die Vorstellung, es sei der alte Kollege, aber ich hätte mir doch selbst sagen können, daß es ein anderer sein müsse, denn Ihr Vater muß doch gute zehn Jahre älter sein wie ich, und wie könnte er da noch etwas leisten! Ich fühle mich mit meinen fünfundsechzig Jahren schon alt und müde.' — Ich machte ihm darauf natürlich das Kompliment, daß man davon in seiner Thätigkeit und Arbeit wenig merke, worauf er ablehnend eine lange Krankheitsgeschichte erzählte, die sehr den Anschein der Wahrscheinlichkeit für sich hatte, denn sein Aussehen war abgespannt und nervös; auch bewegte er sich sehr schwer. Seine Art in Sprache und Bewegung hatte Aehnlichkeit mit derjenigen des alten Herrn Overweg in Letmathe in dessen letzten Lebensjahren. Uebrigens ist unser Weihnachtsbild erstaunlich ähnlich. Unter dem Einfluß einiger Gläser des braunen Weines besserte sich aber sehr bald sein Aeußeres. Ich imponirte ihm offenbar sehr wenig, denn seinen Wein schlug ich, ‚da wir Rheinländer meistens um diese Stunde nur sauren leichten Mosel tränken', höflich aus; darauf befahl er dem Diener, mir eine Flasche des dünnsten Zeugs zu bringen, was aufzutreiben sei. Erst als er den wirklichen Grund meiner Enthaltsamkeit erfuhr, den ich ihm dahin mitteilte, daß ich ohnedem durch die unerwartete Ehre, in seiner Nähe sein zu dürfen, genügend aufgeregt sei, um eines weiteren

---

[1]) Der Vater des Abgeordneten v. Eynern war von 1849—1873 Abgeordneter gewesen und dem Fürsten gut bekannt.

Aufregungsmittels entbehren zu müssen, wurde ich wieder in Gnaden aufgenommen — so ein junger, kluger Mann, meinte er. Ich aß meinen Hummer, und er verteilte in die Gläser meiner Nachbarn seinen Rheinwein, mit sicherem Blick und fester Hand, ohne auch nur einen Tropfen, trotz des unbequemen engen Sitzens, zu verschütten. Offenbar hatte ihn aber die Erinnerung an seinen alten Kollegen elegisch gestimmt. Er fuhr fort, seinen schlechten Gesundheitszustand zu schildern. Seitdem er den Bruch mit den Konservativen habe vollziehen müssen,[1]) sei er überhaupt nur noch wenig wert. Er müsse jetzt, als alter Mann, überall nach neuen Freunden suchen. Er habe dem Vaterlande das größte persönliche Opfer bringen müssen, was ein Mensch bringen könne, den Zwiespalt mit allen seinen Jugendfreunden. Sie seien ihm jetzt alle, politisch gesprochen, ‚Luft‘. Sein Gemüt und Herz sträubten sich dagegen; es sei ein Kampf mit sich selbst, der täglich wiederkehre. Und warum und weshalb sei er auch immer vom Schicksal dazu bestimmt, solche jeden Menschen aufreibende Opfer bringen zu müssen?

Als einer der Herren ihm sagte, über solche erklärliche menschliche Stimmungen helfe allein die Arbeit hinweg, und an solcher fehle es ihm doch nicht, ja, er scheine mit besonderer Vorliebe stets neue zu suchen, meinte der Fürst plötzlich in heiterem Umschwung seiner Stimmung: ‚Sie spielen damit wohl auf den Handelsminister an, der ich auch noch geworden bin.[2]) Ja, da bin ich hineingegangen wie Odysseus unter die Freier; ich will den Mann aus Preußen wegjagen, das Amt gewissermaßen für das Reich erobern. Wir haben keinen preußischen, keinen sächsischen, keinen braunschweigischen Handel, nur einen deutschen, und deshalb muß auch unser Handelsministerium eine Reichseinrichtung sein. Es geht aber nicht so schnell damit, das Amt zu beseitigen, denn Preußen ist der partikularistischste Staat in Deutschland. Aber fertig bringe ich es doch noch und zwar dadurch, daß ich mich zur gelegenen Zeit selbst beseitige.‘

Er schenkte wieder, als ob das Thema damit für ihn abgeschlossen wäre, aufs neue ein. Ich sprach, ihn festhaltend und die Zollanschlußfrage an Hamburg berührend, vom deutschen Handel und seiner immer mehr zunehmenden Bedeutung, welche diejenige der alten Hansa wohl schon überträfe. Diese Bedeutung zeige sich auch in den stets zunehmenden Bestrebungen, eigenen Kolonialbesitz zu erwerben. In Düsseldorf sei ein Kolonisationsverein zu dem Zwecke, diese Fragen in schnelleren Fluß zu bringen, gegründet worden.

‚Jawohl,‘ sagte er, sich etwas erregt zu mir wendend, ‚Sie sind ja auch dabei.‘ Als ich ihm sagte, das sei eine Verwechslung in den Zeitungen mit meinem Bruder, meinte er, solche Bestrebungen könnte man ja fördern, aber dieser Verein sei nicht gut geleitet.

---

[1]) Die Anfänge der Verstimmung zwischen Bismarck und den Konservativen reichen bis in das Jahr 1866 hinauf; der Bruch vollzog sich zuerst 1872, die völlige Entfremdung 1873.

[2]) Uebernahme des Handelsministeriums (erst provisorisch) am 23. August 1880.

Der Missionsinspektor Fabri, der doch sonst ein kluger und feiner Kopf sei, habe ihm eine Depesche zugeschickt, die ihre Spitze gegen die Kolonisationsbestrebungen der Engländer richte, und sie noch dazu veröffentlicht. So etwas dürfe nicht sein.[1]) In England handelten auch die Privatpersonen in ihren großen Unternehmungen stets in Fühlung mit dem Auswärtigen Amt, das die Verantwortlichkeit immer aber nur übernehme, wenn der Erfolg gesichert und die Bahn frei gemacht sei. Unsere deutschen Kolonisationsbestrebungen könnten nur in gleicher Anlehnung an das jetzt mächtig gewordene Auswärtige Amt Erfolg haben. Gar keine Fühlung habe Fabri mit ihm genommen. Wenn England in der Transvaalrepublik Krieg führe, sollte er da unsere Konsuln anweisen, Stellung gegen England zu nehmen? Ueberall hätten die Engländer die freundlichsten Beziehungen zu den deutschen Reichsangehörigen, und deren Eigentum und Thätigkeit sei von ihnen stets geschützt worden, so wie das eigene englische. Besonders die Missionare hätten doch wahrhaftig niemals Ursache gehabt, sich zu beklagen. In Kriegszeiten würde jedes Wort eifersüchtig verfolgt, und nichts sei dabei so vom Uebel, als sich in seinen Sympathien von unklaren Gefühlen leiten, die thatsächlichen, allen Kämpfen zu Grunde liegenden Interessengegensätze unberücksichtigt zu lassen. Für die Buren fehlten ihm Sympathien nicht; das ging schon aus seiner Freude hervor, daß sich die Leute stolz und selbstbewußt ‚Buren' nennten, das, was sie wären. — Er ließ sich dann noch des längeren über die Verhältnisse in Transvaal aus, die ihm sehr genau bekannt zu sein schienen.

Während dieser Erörterung nahm ein Abgeordneter und gleichzeitiges Mitglied des Volkswirtschaftsrats an unserem Tische Platz und fragte, was bei unseren so vielfachen parlamentarischen Vertretungen mit dieser neuen Vertretung bezweckt werde. ‚Ach,' meinte der Fürst, ‚ich weiß ja, die Parlamente wollen eifersüchtig werden, aber gegen diese ist die Institution gar nicht gerichtet. Sie geht gegen den grünen Tisch, von dem aus ein eintrocknender Geheimratswind das Land durchweht.' An diesem grünen Tisch säßen ja hochgebildete und tüchtige, theoretisch außerordentlich kenntnisreiche Leute, und wenn sie ihm ihre ausgearbeiteten Gesetzentwürfe vorgelegt hätten über Dinge, von denen er nichts verstanden, so sei ihm alles stets sehr gut und klar vorgekommen. Habe er sich dann aber selbst in die Materie, die er habe vertreten sollen, eingearbeitet, Berichte eingefordert und Umfrage gehalten, dann seien ihm die Arbeiten immer minderwertiger erschienen. Unsere sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse, fuhr er fort, seien so äußerst kompliziert geworden, daß er die Männer der Praxis

---

[1]) Die Kämpfe der Buren für die Unabhängigkeit ihrer Transvaalrepublik gegen die Engländer erregten damals wegen der Nähe des deutschen Kolonialgebietes das besondere Interesse aller deutschen Kolonialfreunde. Gerade zu dieser Zeit hatten die englischen Truppen empfindliche Niederlagen erlitten, die späterhin zur vorläufigen Unabhängigkeit des Landes führten.

habe heranholen müssen, die übrigens in den Parlamenten, ihrer anderweitigen Pflichten halber, auch nicht genügend vorhanden seien. Es sei immerhin zu berücksichtigen, daß er diese Männer der Praxis nur zeitweise versammeln könne, denn sie könnten sich nicht monatelang ihren Arbeiten entziehen. Er hoffe, sein Vorschlag einer Organisation mit Ausschüssen, welche die Arbeit verteilen und mit den Hintermännern in steter Anregung verkehren könnten, würde diesen Uebelstand beseitigen und ihm einen ständigen Beirat verschaffen.

Den ‚Volkswirtschaftsrat‘ habe er zunächst als preußischen Volkswirtschafsrat gebildet, weil die deutschen Regierungen mit allen Erwägungen und Bedenken bis mindestens Juli ihre Zusage hinausgeschoben haben würden, und dann sei die Zeit des Rates vorüber gewesen. Jetzt spiele er einmal den preußischen Partikularismus aus, und wie er seine Leute im Reiche kenne, werde es ihn jetzt nur ein paar höfliche Briefe kosten, um der Beisendung aus den anderen deutschen Staaten sicher zu sein und damit den Volkswirtschaftsrat für Deutschland geschaffen zu haben.[1])

Während dieser Unterhaltungen hatte sich um unseren Tisch eine große Korona gebildet, die immer mehr herandrängte. Ein Kollege aus dem Abgeordnetenhaus, Weißermel, stand hinter meinem Stuhl und hatte mich verschiedentlich flüsternd gebeten, ihm vorübergehend meinen Platz abzutreten, worauf ich ihm ebenso häufig erwidert hatte, daß ich nicht gewillt sein könne, diesen historischen Moment für mich abzukürzen. Jetzt aber wandte sich der Fürst von der Tischgesellschaft ab und einem herantretenden Mitgliede des Volkswirtschaftsrates, Tischlermeister van der Brüggen aus Bielefeld zu. Ich sah, daß unser Unterhaltungsstündlein geschlagen, wandte mich zu Herrn Weißermel um und fragte ihn, was er darum gebe, wenn ich ihm jetzt meinen Platz einräume. ‚Eine Flasche Sekt!‘ rief er eifrig. Ich stand auf; in demselben Moment, wo der Ansteigerer sein Eigentumsrecht ausüben wollte, erhob sich aber auch der Fürst und schritt durch die Korona anderen Tischen zu. Die Flasche Sekt haben wir aber heute trotzdem getrunken.

Ich zog nun, frei geworden, durch die Räume und stieß in einem Nebenzimmer auf Paul Lindau, den guten Bekannten aus seiner Elberfelder Zeit, der im Kreise der einzig geladene Schriftsteller war. Gleichzeitig betrat der Hofprediger Stöcker dasselbe Zimmer, und Lindau bat mich, ihn mit demselben bekannt zu machen. Ich entledigte mich dieses Auftrags und ging mit dem frohen Bewußtsein von dannen, ein gutes Werk vollbracht zu haben. Hatte ich doch Gelegenheit gefunden, zwei Männer zu einem ‚beiderseits höchst

[1]) Diese Hoffnung erfüllte sich bekanntlich nicht, da der Reichstag zweimal mit großen Majoritäten den Antrag auf Bewilligung von jährlich 85 000 Mark Kosten für diesen geplanten deutschen Volkswirtschaftsrat ablehnte, weil er „eine besondere Vertretung einzelner Klassen und Stände nicht wolle“.

angenehmen und anregenden Gedankenaustausch zu vereinigen. Es war Mitternacht geworden. Bei meiner Verabschiedung vom Fürsten nahm ich einen Gruß an Vater mit auf den Weg, den Du wohl gleich übermittelst."

24. Februar 1881. Diner für die nach Berlin zu den Beratungen des Bundesrats über die Arbeiterversicherung gekommenen Hauptbevollmächtigten zum Bundesrat, darunter der Großherzoglich sächsische Staatsminister Dr. Stichling. Geladen war unter anderen auch der Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern, Wirkliche Geheime Rat Eck. Nach dem Diner entwickelte Bismarck bei Kaffee und Zigarre (er selbst mit der langen Pfeife) seine noch viel weiter gehenden Pläne in Betreff der Reichshilfe durch Uebernahme der ganzen Schul- und Armenversorgungslasten auf die Reichskasse, wozu die Bevollmächtigten die Köpfe bedenklich schüttelten und wovon der Reichskanzler selbst auch zurückgekommen zu sein scheint.

2. April 1881. Zum Diner der Reichstagsabgeordnete Graf Mirbach.[1])

Bei der Verabschiedung sagte der Fürst zum Grafen Mirbach: „Ich danke Ihnen nochmals herzlich für die Unterstützung, die mir Ihrerseits zu teil geworden ist." Graf Mirbach hatte mittelst vertraulichen Zirkulars vom 15. März 1881 denjenigen Kreuzzeitungsdeklaranten aus der Zahl der Steuer- und Wirtschaftsreformer, welche sich mit Bismarck noch nicht ausgesöhnt hatten, nahegelegt, diesen Schritt zu thun. Diese Anregung war von nahezu allen Empfängern sympathisch aufgenommen worden und dadurch vielfach eine Versöhnung angebahnt, die unter anderen Umständen so leicht nicht zu erzielen gewesen wäre.

9. und 30. April 1881. Zum Diner der Abgeordnete v. Helldorff.[2])
Die laufenden Geschäfte des Reichstags, namentlich die Börsensteuer und die Tagespolitik, gaben das Gesprächsthema ab.

25. April 1881. Zur Mittagstafel der frühere russische Botschafter in London, General-Adjutant Graf Peter Schuwalow.

Im Jahre 1881 trat in Konstantinopel eine Konferenz zusammen, welche Griechenlands Ansprüche auf Thessalien u. s. w. zu regeln hatte. Natürlich waren diese Ansprüche möglichst anspruchsvoll, und die Arbeit ging langsam von statten. Dem Kanzler wurden während der Mahlzeit Depeschen gebracht, darunter auch eine, die er zornig auf den Tisch warf, um sie dann seinem Gaste zu reichen mit einer nichts weniger als liebenswürdigen Bemerkung über die griechischen Prätensionen. Es war ein Telegramm des Botschafters v. Radowitz

---

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten nicht erwähnt.
[2]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

in Konstantinopel. „Und was werden Sie antworten?“ fragte Graf Schuwalow. — „Das werden Sie gleich sehen.“ Er ergriff seinen Bleistift und schrieb quer über die Depesche die kurzen Worte: „Die können uns . . .“ Und als Schuwalow fragte, wie denn dieser Bescheid telegraphirt werde, antwortete der Kanzler lachend: „O, meine Sekretäre werden schon verstehen.“

16. November 1881. Diner, zu welchem die Mitglieder des Bundesrats geladen waren.

Der badische Gesandte in Berlin Freiherr v. Türckheim hat über dasselbe folgende Aufzeichnungen gemacht:[1] Der Fürst sah wohl aus, klagte aber über heftige neuralgische Schmerzen, an denen er während des ganzen Sommers bald in heftigen, kaum zu ertragenden Anfällen, teils wieder in niederem Maße zu leiden gehabt habe und noch leide, und suchte auch die Unterhaltungen, welche er stehend zu führen hatte, so viel wie möglich abzukürzen.

Nach der Tafel erging er sich wieder in einer jener ungezwungenen Unterhaltungen, bei welchen es mitunter nicht leicht ist, zwischen scherzhaft hingeworfenen Aeußerungen, Ausflüssen augenblicklicher Verstimmung über unerwünschte Vorgänge und ernst zu nehmenden Entschließungen die feste Grenzlinie zu ziehen, welche aber gerade im gegenwärtigen Augenblick allgemeiner Spannung doch ein größeres Interesse beanspruchen können, als dies sonst bei Tischreden der Fall zu sein pflegt. Der Fürst wurde zunächst auf das Thema der Gambettaschen Reise in Deutschland gebracht und äußerte in dieser Beziehung, zu einem Besuch in Varzin sei es nicht gekommen. Was Gambetta davon abgehalten habe, wisse er nicht; einer höflichen Aufnahme hätte er so gut wie jeder andere bedeutende Mann versichert sein können. Derselbe scheine sich übrigens allerdings mit dem Gedanken eines Besuches getragen zu haben, da seine Anwesenheit in Schlawe konstatirt sei und der Fürst sonst nicht wisse, was ein Fremder in jener wüsten Gegend zu suchen haben sollte. Ob Gambetta durch ein ihm zugegangenes Telegramm oder durch eine eigene Aenderung seiner Entschließung von der Ausführung abgehalten worden sei, entziehe sich der Beurteilung. Der Fürst glaube jedenfalls, daß nicht sowohl das Bedürfnis, sich gegen den Verdacht aggressiver Absichten zu reinigen, oder der Wunsch, militärische oder Handelsfragen zu studiren, Gambetta in seine Nähe geführt habe, als vielleicht der Wunsch, mit ihm oder seinem Ratgeber, Herrn Lohmann, über das Thema des Arbeiterversicherungsgesetzes sich zu unterhalten, da man diesen von ihm angeregten Ideen in Frankreich augenblicklich mehr Beachtung zu schenken scheine als in Deutschland.

Dies bildete die Brücke, um auf die Lage gegenüber den Neuwahlen und dem neuen Reichstag überzugehen.

[1] Ein anderweitiges Referat darüber findet sich in meinem Werke: „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“, Bd. I. S. 231 f.

Der Kanzler bemerkte: Die Wahlen hätten ihm gezeigt, daß das deutsche Volk in seiner Mehrheit von den Reformideen, mit welchen er gehofft habe eine vierzigjährige Thätigkeit zu krönen, nichts wissen wolle. Er habe sich das Ziel gesteckt, die öffentlichen Lasten in einer entsprechenderen und leichter zu tragenden Weise neu zu regeln und dem bedrohlichen Uebel des Sozialismus durch Befriedigung der auf einem wahren Gedanken beruhenden Forderungen seinen Boden zu entziehen.

Die Wahlen hätten ihm gezeigt, daß die Mehrheit der Nation seine Gedanken zurückweise. Es sei gleichgiltig, ob dies wirklich der Ausdruck der Wünsche der Nation sei, oder ob die Wähler so gestimmt hätten, weil sie den Agenten des Fortschritts, welche jedenfalls die Kunst des Lügens und des Verdächtigens offener und erfolgreicher üben könnten, augenblicklich wenigstens thatsächlich einen größeren Einfluß einräumten als den Freunden der Regierungspolitik. Er machte an dieser Stelle einige nebenher eingefügte Bemerkungen über einzelne Persönlichkeiten, welche er als besondere Meister in der Kunst, die Ziele der Regierung zu verdächtigen, hinstellte. Er nannte vor allen Herrn Professor Mommsen, indem er fragte, was man von dem Urteile eines Geschichtsschreibers über Zustände vergangener Jahrhunderte halten solle, welcher die Gegenwart, in der er lebe, so grundfalsch beurteile. Wenn er, Fürst Bismarck, als Ergebnis seines aufrichtigen Bemühens und ernsten Studiums über die Wege, um der deutschen Nation wenigstens für die Zukunft die Grundlagen des Gedeihens und der Macht zu sichern, Vorschläge einbringe, welche jedenfalls auf eine eingehende Prüfung Anspruch hätten, so schreie diese Gesellschaft sofort über Reaktion mit den beliebten Schlagworten von Despotismus, Fesselung der Gewerbe, Hörigkeit, Junker, Pfaffen, jus primae noctis &c., und der große Haufe falle sofort auf diese Melodie ein. Man werfe ihm persönlich vor, er sei herrschsüchtig, unzugänglich gegen entgegengesetzte Meinung und dergleichen. Nichts sei unwahrer als dies; er persönlich habe nur eine Liebhaberei, dies sei die freie Natur, besonders ein schöner Wald; er hätte ja die Mittel, dieser Neigung sich voll hinzugeben, und wenn er dies nicht thue, so sei es nicht seine Herrschsucht, sondern seine Liebe zum Vaterland und seine Treue gegen den Kaiser, welche ihn davon abhalte. Ebenso falsch sei es, wenn man ihm Neigung zu einer despotischen Regierungsform vorwerfe. Er glaube allerdings, daß die absolute Herrschaft eines einzelnen vielleicht die idealste Regierungsform sein würde, vorausgesetzt, daß dieser eine immer der Verständigste, von dem reinsten Willen und größten Eifer für das öffentliche Wohl beseelt und von fremdem Einflusse vollkommen frei sei, aber ein solches Ideal werde sich selten finden und nie für alle Zeit zu gewähren sein. Abgesehen von der Frage persönlicher Fähigkeiten seien es immer Einflüsse weiblicher Umgebungen, welche sich geltend machten (und die Einflüsse dieser Art aus ehelichen Beziehungen seien noch nicht immer die schlimmsten); ein andermal suche sich der Herrscher

thunlichst allen Regierungssorgen zu entziehen — um nicht Anstoß zu erregen, citirte er hier einige Kaiser vergangener Jahrhunderte. Aus diesen und ähnlichen Gründen sei er durchaus kein Verteidiger noch Bewunderer absoluter Regierungsformen.

Dies alles seien Verdächtigungen, welche gegen ihn verbreitet und welche meist um so williger geglaubt würden, als der hungrige Deutsche, welcher die Mehrzahl bilde, leichter zu belügen und mit falschen Vorspiegelungen an die Wahlurnen zu treiben sei als der satte.

Er selbst würde gewiß lieber auf diese Thätigkeit als Staatsmann ganz verzichten, als von den Gegnern seiner Politik stets zur Zielscheibe aller Angriffe und unwahren Beschuldigungen, gleichsam zum Prügelknaben gemacht zu werden; wenn er dieser Neigung nicht längst Folge geleistet habe, so sei es, wie schon bemerkt, hauptsächlich die Liebe und Treue für seinen Herrn, den er nicht nach zwanzigjähriger Dienstleistung als Minister jetzt in die Lage versetzen könne, in seinem fünfundachtzigsten oder sechsundachtzigsten Jahre sich an neue Ratgeber noch zu gewöhnen.

Deshalb werde er auch im Angesicht der heutigen Sachlage ausharren und weiter versuchen, wie die Sache vielleicht im Sinn der neuesten Wahlergebnisse fortzuführen sein werde. In der Weise, wie sich manche die Sache zu denken schienen, werde es allerdings nicht gehen. Dazu, daß er sich zwingen lasse, gleichsam in den Dienst einer Fraktion einzutreten, dieser gewissermaßen als Hausknecht oder als Mädchen für Alles dienstbar zu werden, vielleicht sich auf sein Altenteil der auswärtigen Politik zurückzuziehen, von welcher auch seine Gegner allenfalls noch anerkennen, daß er einiges verstehe, während seine Gedanken über innere Politik als verwerflich bezeichnet würden — davon könne keine Rede sein. Aber vielleicht ließe sich in dem Gesetz über die Stellvertretung des Reichskanzlers ein möglicher Ausweg finden. Er werde zunächst einmal einige Sitzungen des Reichstags abwarten und zusehen, wie dieser sich zu dem bei der Eröffnung bekannt zu gebenden Programm stelle. Verhalte sich eine geschlossene Majorität dagegen ablehnend, so könne er ja einmal mit den Führern der stärksten Parteien Rücksprache nehmen. Er könne zum Beispiel Herrn v. Franckenstein anbieten, die Stelle als Staatssekretär anzunehmen, und dem Reichstag vorschlagen, einige Reichsminister mit je etwa 20000 Mark zu dotiren.

6. Dezember 1881. An der parlamentarischen Soirée bei Bismarck nahm auch der Reichstagsabgeordnete Dr. Hartmann teil. Einer Aufzeichnung[1]) desselben entnehme ich folgendes:

[1]) Vorstehender Bericht bildet eine wertvolle Ergänzung meines in dem Werke „Bismarck und die Parlamentarier“, Bd. I. S. 241 (2. Auflage), aufgenommenen Referates über diese durch das Fehlen des Zentrums besonders denkwürdige Soirée.

Von neun Uhr füllten sich die prächtigen Repräsentationsräume des ehemaligen Palais Radziwill, Wilhelmstraße 77, mit Reichstagsabgeordneten, Mitgliedern des Bundesrats in Zivil und Uniform, Staatssekretären und Ministern. Die Abgeordneten aller Fraktionen waren mehr oder weniger zahlreich erschienen, nur das Zentrum fehlte gänzlich, desgleichen die wenigen Angehörigen der äußersten Gruppe. Der Angriff, welchen tags zuvor die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ gegen den Abgeordneten Dr. Windthorst gerichtet hatte, war der Grund, weshalb das Zentrum demonstrativ ferne blieb. Im ersten Zimmer empfing der Reichskanzler, im zweiten die Frau Fürstin die Gäste. Fürst Bismarck war augenscheinlich sehr wohlauf und in guter Stimmung. Bald verfügten sich die Gäste auf seine Einladung an das Buffet, welches in dem Speisesaal, dem Schauplatz des orientalischen Kongresses von 1878, bereitstand. Dort verblieben auch die Gäste größtenteils während des übrigen Abends.

Der Reichskanzler verweilte zunächst an dem Tisch, an welchem die Präsidenten des Reichstags v. Levetzow und Ackermann Platz genommen hatten, dann an dem Tisch, welcher mit Konservativen beider Fraktionen besetzt war. Hier, auf der einen Seite Dr. Hartmann und auf der anderen den freikonservativen Freiherrn v. Ow (Freudenstadt in Württemberg), verbrachte der Reichskanzler den größeren Teil des Abends, und hier gruppirte sich nach und nach eine sehr große Zahl von Abgeordneten. Der Reichskanzler erörterte in Rede und Gegenrede maßvoll die Fragen, welche zurzeit den Reichstag interessirten.

Großen Wert legte er dem Gesetz über die Berufsstatistik bei, welches eben dem Reichstag zur verfassungsmäßigen Behandlung zugegangen war. Er glaubte, daß das durch diese Berufsstatistik zu gewinnende Material den verbündeten Regierungen für weitere Schritte auf dem Wege sozialer Reformen schlechterdings unentbehrlich sei. Daran knüpfte er Betrachtungen darüber, daß unsere Industrie noch immer vielfach unter fremder Etikette auf den Markt trete, obschon sie das gar nicht nötig habe. Der Abgeordnete Hartmann wartete bei dieser Gelegenheit mit einem erst am nämlichen Tage erlebten Beispiele auf. Er hatte in einer Hofhutfabrik in der Friedrichstraße einen Hut gekauft. In dem Futter des Hutes fand sich in sehr bescheidener Ausstattung die Firma des Fabrikanten, auf der Hutschachtel war aber in Lapidarschrift gedruckt: Fabrique de chapeau de Paris.

Auch des Sozialistengesetzes gedachte der Reichskanzler. Er betonte wiederholt, daß der Zweck desselben nur der gewesen sei, die Massen aus dem Bann der Agitatoren und ihrer vergifteten Presse zu befreien und sie auf diese Weise für die wohlgemeinten Pläne der Regierung behufs Verbesserung ihrer Lage zugänglich zu machen, — und dieser Erfolg sei erreicht worden, wennschon nicht so vollständig, als man wünschen müsse.

Das Fehlen des Zentrums befremdete ihn höchlich. Er stehe dem verletzenden Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ fern; die Herren vom

Zentrum schienen den Ernst der Situation zu verkennen. Dann fügte er scherzend hinzu: „Windthorst soll mir's noch entgelten, daß mein gutes Münchener Bier zum Teil ungetrunken bleibt, und daß ich selbst mein bester Gast sein muß."

Trotz des Fehlens des Zentrums war die Haltung der Gesellschaft durchaus nicht gedrückt und der Konsum des in der That vortrefflichen Münchener Bieres ein achtunggebietender.

Bezüglich der Gesundheit Seiner Majestät des Kaisers bezeugte der Reichskanzler, daß dieselbe jetzt, Gott sei Dank, kaum etwas zu wünschen übrig lasse; es sei, als ob der hohe Herr, nachdem er einmal über die ihm von Nobiling zugefügte Verwundung hinweggekommen, gesunder und spannkräftiger sei als vor jenem fluchwürdigen Attentat. Als man gerade davon sprach, erschien der Minister Dr. Lucius, welcher an diesem Tage Seiner Majestät zu der Jagd in der Göhrde gefolgt war, und meldete, daß der Kaiser die ganze Jagd durchgemacht, 34 Sauen und 17 Stück Damwild erlegt habe und soeben frisch und wohlbehalten in Berlin wieder eingetroffen sei. Selbstverständlich herrschte darüber allgemeine Freude und Genugthuung.

Mit seiner eigenen Gesundheit war der Reichskanzler nicht zufrieden; Berlin bekomme ihm nicht, es fehle ihm an frischer Luft und Bewegung, er müsse bald wieder aufs Land. Von seinem Wirken auf seinen Gütern, dem Bau von Wohnungen für seine Arbeiter u. s. w. sprach er mit offenbarer Befriedigung.

Es war schon spät geworden, als ein vertrauter Freund des Hauses mit Betonung der vorgerückten Stunde Abschied nahm und dadurch den Fürsten darauf aufmerksam machte, daß ein Teil seiner Gäste sich zum Aufbruch anschicke. Im Laufe einer Viertelstunde waren die gastlichen Räume leer, und nur die nächsten Freunde des Fürstlichen Hauses blieben zurück. Draußen schlossen die Gäste sich in kleinere Kreise zusammen und tauschten ihre Wahrnehmungen und Empfindungen aus.

Es war nicht Zufall, daß der Fürst sich gerade an dem Tisch niederließ, an dem überwiegend Neulinge oder doch weniger namhafte Parlamentarier saßen. Denn indem er sich diesem Tische näherte, gebrauchte er seine Lorgnette, wie manchmal in großer Gesellschaft, und als er heran war, zog er einen leer stehenden Stuhl herbei, schob denselben zwischen den Dr. Hartmann und den Freiherrn v. Ow, die natürlich schleunigst auseinanderrückten, und nahm darauf Platz.

Bei dieser Gelegenheit lernte Dr. Hartmann auch den Reichshund Tyras kennen. Er mochte sich aber lästig gemacht haben, denn die Fürstin Bismarck ergriff ihn beim Halsband und führte ihn aus dem Saal. Das mochte ihm aber nicht passen; er stemmte sich kräftig dagegen, und die Fürstin hatte es schwer, ihn vom Fleck und hinaus zu bringen. Begreiflicherweise erlaubte sich niemand von den Gästen, mit Hand anzulegen. Sie wurde schließlich allein mit ihm fertig.

13. Juni 1882. Bei Gelegenheit des parlamentarischen Diners, welches Bismarck dem reichsfreundlichen Teile des Seniorenkonvents des Reichstags gab,[1]) wurde auch die Frage der Giltigkeit der Freifahrtkarten der Abgeordneten während der in Aussicht genommenen Vertagung des Reichstags bis zum Herbst besprochen. Die Abgeordneten gaben der Erwartung Ausdruck, daß die Eisenbahnfreifahrtkarten auch während der Vertagung des Reichstags ihre Giltigkeit behielten.[2]) Fürst Bismarck bestätigte diese Ansicht als zutreffend und bemerkte, er habe bei Einführung der freien Eisenbahnfahrt der Abgeordneten sich dafür ausgesprochen, daß die betreffende Berechtigung der Abgeordneten sich auf das ganze Jahr erstrecken solle; er sei aber damals auf Widerstand gestoßen. Derselbe wird voraussichtlich von dem Eisenbahnminister (Maybach) ausgegangen sein.

22. September 1882. Varzin. An der Frühstücks- und Mittagstafel nahmen die Abgeordneten v. Massow und Cremer teil. Der Abgeordnete Cremer hatte die Ehre, die Fürstin Bismarck zu Tisch führen zu dürfen und an der rechten Seite des Fürsten Platz zu nehmen.

Nach Tisch besprach Fürst Bismarck mit Cremer die gesamte politische Lage, namentlich mit Rücksicht auf die damals bevorstehenden Wahlen. Cremer entwickelte seine Grundsätze, und Fürst Bismarck machte ihm gegenüber aus seinen Gedanken kein Hehl. Wiederholt trat die Fürstin an ihren Gemahl heran mit der Meinung: „Otto, du mußt dir endlich Ruhe gönnen; du mutest dir wieder zu viel zu!“ Aber der Fürst winkte in liebenswürdigster Weise ab mit den Worten: „Laß mich, Johanna, wir unterhalten uns ausgezeichnet, und das ermüdet auch nie!“ Am Schlusse konnte Cremer konstatiren, daß er fast in allen Punkten mit Bismarck übereinstimmte. Bismarck bat Cremer, die entwickelten Theorien mit Nachdruck weiter zu verteidigen, und fragte schließlich, ob er etwas für ihn thun könne. Cremer erwiderte, er habe nur den einen Wunsch, Bismarck möchte seinen Einfluß dahin aufwenden, daß er staatlicherseits weder Anerkennung noch Auszeichnung erhalte, und bemerkte etwas drastisch: „Ein Band ins Knopfloch wäre für mich die Strippe ums Bein. Sobald ich einen Titel oder Orden hätte, würde man sagen: Er muß! Ich will aber nicht müssen, ich will wollen!“ Bismarck war anfangs frappirt. Dann meinte er lachend: „Während man sich sonst die Gesellschaft kaum vom Halse halten kann, die einen um alles mögliche bittet, verlangen Sie das Gegenteil. Den Gefallen kann man Ihnen thun, und recht haben Sie obendrein!“

---

[1]) Vergl. „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“ Bd. I. S. 250. In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

[2]) Nach den maßgebenden Bestimmungen gilt die freie Fahrt während der Dauer der Session sowie acht Tage vor Beginn und acht Tage nach Schluß derselben.

1. Januar 1883. Bei der Nachricht von dem Tode Gambettas äußerte Bismarck abends im Kreise der Hausgenossen: Jetzt sei das andere Geschwür am Leibe Europas aufgegangen. Das erste sei Skobeleff gewesen. Gott sei Dank sei aber das Herz (Deutschland) immer gesund geblieben. Es mag hier daran erinnert werden, daß sich Gambetta und Skobeleff kurz vor dem Ende des letzteren in Paris getroffen hatten. Im Laufe ihrer Unterhaltung bemerkte der französische Tribun: „Remerciez Dieu de n'avoir pas de parlement. Si vous en aviez un, vous bavarderiez cent ans sans faire rien qui vaille.“ (Danken Sie Gott, daß Sie kein Parlament haben; hätten Sie eins, Sie würden hundert Jahre verschwatzen, ohne etwas Tüchtiges zu schaffen.)

1. April 1883. Festdiner zur Feier des Geburtstags[1]) des Fürsten Bismarck. Zu demselben waren nur die engere Familie und einige nahe Freunde des Hauses gebeten, darunter Graf Lehndorff (welcher an demselben Tage seinen Geburtstag feiert) mit Gemahlin.

22. März 1884. Diner zur Feier von Kaisers Geburtstag.

Die Botschafter und Chefs der Gesandtschaften waren vollzählig erschienen. Mr. Sargent wurde mit höflicher Verbeugung, die anderen Diplomaten mit Händedruck vom Reichskanzler begrüßt. Der Tafel präsidirte die Gräfin Rantzau, nicht die Fürstin. Vom Reichskanzler-Amt war unter anderen Geheimrat Rottenburg zugegen; auch Dr. Schweninger fehlte nicht im Kreise. Nach dem Diner zog sich der Kanzler in gewohnter Weise in einen lauschigen Salon mit seinen Gästen zurück, zündete seine Pfeife an und unterhielt seine Gäste in der vergnügtesten Weise; so war man allgemein verwundert, als die achte Stunde heranrückte und die vornehme Gesellschaft das Palais verlassen mußte, um der Hoffestlichkeit, die um halb neun Uhr begann, beizuwohnen. Von Politik wurde kein Wort gesprochen, desto mehr von Tagesneuigkeiten.

Anfangs April 1884. Nachdem Bismarck am 31. März 1884 den Kaiser darum gebeten hatte, die Leitung der inneren Angelegenheiten aus den Händen legen zu dürfen, äußerte er im Tischgespräch einem Parlamentarier gegenüber: „Ich bin siebzig Jahre alt, meine Nerven sind schlecht, und ich habe keine Zeit, mich zu pflegen. Wie kann ich an gekränkte Gefühle und kleine partikularistische Eifersüchteleien denken, wenn ich verpflichtet bin, den Gang der Ereignisse überall zu beobachten? Die Telegraphie hat meine Pflichten in der Reichskanzlei furcht-

[1]) Die Geschenke, die dem Reichskanzler zugegangen waren, füllten einen ganzen Saal; erwähnen wollen wir ein Sortiment Kiebitzeier, die dieses Mal nicht von den „Getreuen in Jever“, sondern von Mitgliedern der Gesellschaft „Probstei“ in Hagen, aus eigener Zucht gewonnen, eingegangen waren.

bar vervielfältigt. Deutschland ist daran interessirt, was in Rom, Madrid, Wien, Pest, Petersburg, Paris, London, New York, Washington, Hue, Tamatave, Melbourne, Sydney, Kairo und Chartum vorgeht. Ich muß die Welt wie ein Schachbrett betrachten und sehen, wie ein Ereignis irgendwo, direkt oder indirekt, die deutschen Interessen berühren kann. Früher brauchte ein Kanzler nur mit den maßgebenden Personen der Höfe Europas vertraut zu sein, jetzt muß er die Parteien, Drahtzieher, Finanzmänner und Strömungen der öffentlichen Meinung kennen und rasch handeln auf Grund von Informationen, welche ihm telegraphisch und in Hast übermittelt werden. Um schnell zu generalisiren, sollte sein Auge überall und seine Kenntnis sehr ausgedehnt und genau sein. Der Kanzlerposten sei keine Sinekure, und die Pflichten desselben könnten die Kräfte eines jüngeren Mannes übersteigen. Wenn der Kaiser mich nicht vollständig unterstützte, könnte ich nicht durchkommen."

April 1884. (?) Die Nummer 22633 des New York Herald (Paris) vom 10. August 1898 enthält folgende S. B. S. unterzeichnete Mitteilung über eine Tischeinladung bei dem Fürsten Bismarck:

„Ich war aus Amerika angekommen, und da ich Jahre hindurch mit dem Fürsten Bismarck in Briefwechsel gestanden hatte, wurde ich zu einem Familiendiner eingeladen. Es war dies zu einer Zeit, als der Fürst auf der Höhe seines Ruhmes stand. Er war in der Uniform seines Kürassier-Regiments. Er hatte sich soeben von Kaiser Wilhelm I. bei dessen Abreise nach Ems verabschiedet. Er erzählte mir, er hätte den Kaiser abermals gebeten, ihn seiner preußischen Aemter zu entheben und lediglich Reichskanzler sein zu lassen. Aber der Kaiser hätte erwidert: „Da muß noch viel Wasser die Spree hinabfließen, bevor ich irgend welche Aenderungen vornehme. Solange ich es aushalten kann, können Sie es auch aushalten, und die Dinge müssen bleiben, wie sie sind." Fürst Bismarck bemerkte: „Was kann man dazu sagen?" Beim Diner war er bezaubernd. Es interessirte ihn besonders von Grant und Blaine zu hören und daß Amerika zu dieser Zeit so ungeheure Mengen Bessemerstahl-Stangen zu Stachelzaundraht 2c. importirte. Er war darüber erstaunt, daß wir keine Krebse in Amerika hätten; aber ich sagte, wir seien so ängstlich, vorwärts zu gehen, daß wir auch keine Tiere hätten, welche rückwärts gingen! Nach dem Diner saß er in seinem gewohnten Stuhl, seine lange Pfeife rauchend und ein Glas Cognac trinkend, was ihm Dr. Schweninger nach den Mahlzeiten erlaubte. Während des Essens durfte er nichts trinken. Er sagte, diese Behandlung hätte ihm sehr gut gethan.

Es war ein unvergeßlicher Abend. Bismarck war ebenso einfach, ebenso bezaubernd und gastfreundlich in seinem Familienkreise wie die meisten gewöhnlichen Sterblichen. Seine Gemahlin, immer besorgt, gab alle Augenblicke auf ihn acht und war stets bemüht, seine Bequemlichkeit zu erhöhen. Sie war in

ihrem Wesen ebenso einfach wie er. Bismarck meinte, unsere Aepfel und Canevas-Enten wären unübertroffen.

1. Juni 1884. Friedrichsruh. An der Frühstückstafel nahm eine Touristengesellschaft, aus Hamburger kaufmännischen Kreisen bestehend, teil, welche sich mit Damen zu einem Ausflug nach dem Sachsenwalde vereinigt hatte. Als man sich in dem frühlingsduftenden Gehölz erging, begegnete man plötzlich dem straff einherschreitenden Reichskanzler, der sofort den mitanwesenden Konsul Schön anredete und mit den Damen plauderte. Der Fürst, der bei ausgezeichneter Laune war, lud die Gesellschaft zu einem Dejeuner nach seinem Tuskulum ein. Natürlich wurde die liebenswürdige Einladung mit vielem Vergnügen angenommen, und entwickelte sich beim Fürsten an der improvisirten Tafelrunde eine animirte Stimmung. Gäste wie Gastgeber ließen sich Mannheimer Bier und Champagner trefflich munden; der Fürst erkundigte sich vielfach nach den Hamburger Verhältnissen. [1])

8. Juni 1884. Teilnahme Bismarcks an der Investitur des Prinzen Heinrich von Preußen mit dem Orden des Goldenen Vließes und an dem Empfang der Transvaaldeputation (Präsident Krüger). Bei der Tafel, welche sich an die Investitur und den Empfang der Deputation im Runden Saale anschloß, saß der Präsident Krüger zur Rechten des Fürsten Bismarck, Herr du Toit neben dem Präsidenten, links vom Reichskanzler der spanische Gesandte Graf Benomar; weiter Graf Schleinitz und dann General Jacobus Smit, bei diesem Legationsrat v. Kusserow. Der Reichskanzler in großer Generalsuniform sah sehr wohl aus, und diesem Aussehen entsprach seine Stimmung. Er teilte während der Tafel seine Liebenswürdigkeit zwischen den Nachbarn zur Rechten und zur Linken. Fürst Bismarck hatte den Platz gegenüber dem Kaiser.

20. Juni 1884. Ueber den Verlauf des ersten parlamentarischen Frühschoppens [2]) berichtete der Abgeordnete Oberstaatsanwalt Dr. v. Hartmann zu Plauen in einem Briefe nach seiner Heimat:

„Ich saß mit einigen Herren der konservativen und der nationalliberalen Partei sowie des Zentrums an einem der in dem sogenannten Kongreßsaal aufgestellten Tische, und wir thaten uns gerade an dem wirklich selten schönen Kaviar gütlich, als der Fürst sich unserem Tische näherte und bei uns niederließ. Er hat wohl nahezu eine Stunde bei uns verweilt. Anfangs bewegte sich das Gespräch um gleichgiltige Dinge, die Vorzüge des Hofbräus, eines leichten Moselweins und dergleichen. Der Kanzler bedauerte dabei, daß das

---

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

[2]) Vergl. darüber mein Werk: „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“, Bd. I. (2. Aufl.) S. 263 f.

unfreundliche Wetter es ihm unmöglich gemacht, uns in seinem Garten zu bewirten; wenn das Wetter sich bessere, werde er uns in nächster Woche wiederum bitten, einen Frühschoppen bei ihm zu genehmigen, dann aber im Garten. Später wendete sich das Gespräch auf die Vorgänge um die Jahreswende 1870/71.

Fürst Bismarck erzählte, über die Kriegskontribution von 200 Millionen Franken, welche damals noch vor dem Friedensschluß der Stadt Paris auferlegt worden, habe er mit Jules Favre verhandelt, als sie mit einander die Treppe hinuntergegangen seien. Er habe zu Favre gesagt: ‚Wir würden glauben, Paris zu beleidigen, wenn wir weniger als eine Milliarde verlangen wollten.‘ Favre sei ob der Höhe der Summe bald vom Stengel gefallen. Die Verhandlungen seien fortgesetzt worden, und als man unten an der Treppe angelangt sei, sei man darüber einig gewesen, daß Paris 200 Millionen Franken zu zahlen habe. Diese seien denn auch entrichtet worden. Er, Bismarck, habe darauf im preußischen Ministerrat beantragt, daß diese Summe, die erste Einnahme aus dem mit vereinten Kräften geführten Nationalkriege, dazu verwendet werde, den deutschen Bundesgenossen die Kriegskostenentschädigungen zurückzuzahlen, welche sie im Jahre 1866 an das siegreiche Preußen hatten zahlen müssen. Er sei da auf lebhaften Widerstand gestoßen, man habe ihm erwidert: ‚Diese Dinge gehören der Vergangenheit an!‘ Er habe entgegnet: ‚Es ist nicht nur für die Vergangenheit, sondern auch für die Zukunft; wir schmieden damit das neue Reich fester zusammen.‘ Er sei aber in der Minorität geblieben oder vielmehr ganz allein; keiner seiner Kollegen habe mit ihm gestimmt.

Weiter besprach er die Vorgänge der Kaiserproklamation am 17. beziehungsweise 18. Januar 1871 und die Beteiligung des Königs von Bayern dabei. Letzterer habe ihn schon damals, wie bis heute, mit seinem Vertrauen beehrt. Bei früheren Verhandlungen mit dem König von Bayern habe er diesem einmal gesagt: ‚Euer Majestät, wir Bismarcks sind altbayerische Vasallen, unsre Besitzungen in der Mark danken wir dem deutschen Kaiser Ludwig dem Bayern; schon darum werde ich Euer Majestät niemals etwas anraten, was ich für Euer Majestät schädlich erachte.‘ Der König habe ihm seitdem Vertrauen geschenkt, und er, Bismarck, sei nachmals öfter in der Lage gewesen, den König zu beraten; er könne mit gutem Gewissen sagen, daß er ihn stets gut beraten habe. Damals, im Januar 1871, habe er an den König von Bayern geschrieben, um ihn zu bestimmen, daß er die Proklamation des Königs von Preußen zum Deutschen Kaiser herbeiführe. Er habe ihm vorgestellt, daß er, der König, durch die Versailler Verträge schon mehr zugestanden habe, als der König von Bayern dem König von Preußen einräumen könne; dem Deutschen Kaiser aber könne er das alles zugestehen; darum solle der König von Preußen zum Deutschen Kaiser ausgerufen werden. Abends zwischen 7 und 8 Uhr habe er den Brief in aller Eile geschrieben. Gleichzeitig habe er dem Grafen

Holnstein, Oberststallmeister des Königs von Bayern, sagen lassen, daß er um 9 Uhr abreisen müsse, um den Brief an den König von Bayern auf Schloß Berg zu bestellen und die Antwort zurückzubringen. Richtig sei Graf Holnstein abends um 8 Uhr abgereist, und er habe es fertiggebracht, binnen sieben Tagen nach Schloß Berg zu gelangen, dort den Brief an den König von Bayern und dessen Antwort sodann in Versailles zu überreichen. Darauf sei die Kaiserproklamation erfolgt.

Fürst Bismarck erwähnte bei obigem Gespräch, daß der König von Bayern anfangs das Ansinnen, dem König Wilhelm im Namen und Auftrag der deutschen Fürsten und freien Städte die deutsche Kaiserwürde anzutragen, abgelehnt habe. Darauf sei man an den König Johann von Sachsen mit der Frage getreten, ob er es thun wolle. Dieser habe ohne Besinnen bejaht, unter dem Vorbehalt, daß es eben der Bayer nicht thun würde. Nunmehr habe er dem König von Bayern davon Kenntnis gegeben, daß, wenn er es nicht thue, es durch den König von Sachsen geschehen werde. Darauf habe der König von Bayern seinen Widerstand aufgegeben. [1]) — Jetzt sind beide Könige tot, da kann er dies wohl erzählen. —

Ich benützte die Gelegenheit, da das Haus des Fürsten Bismarck bei hellem Tageslicht Hunderten von Gästen preisgegeben war, um nicht nur den anstoßenden Park zu besichtigen, sondern auch in sein Arbeitszimmer zu ebener Erde und das daneben befindliche Allerheiligste mit dem Hünensofa einzudringen. Es war mir ein eigenartiger Genuß, in dem Raume zu verweilen, wo der Mann des Jahrhunderts seiner Tagesarbeit obzuliegen pflegt. Zum Andenken nahm ich mir aus dem Feuerzeug auf dem Schreibtisch einige Streichhölzer, riesenhaft wie alles an ihm und um ihn, schon mehr Späne. Ein paar davon habe ich nachmals an andere Bismarckverehrer verschenkt, zwei besitze ich noch, sie liegen in meinem Reliquienschrein."

Ueber diesen Frühschoppen ist noch ein charakteristischer Vorgang nachzutragen. Der Kanzler hatte an einem Tische inmitten von Nationalliberalen Platz genommen und sprach nicht eben sehr rühmend von Windthorst. In dem Augenblicke betritt die Perle von Meppen den Saal. Bismarck eilt demselben entgegen und behandelt ihn mit Auszeichnung. Als Bismarck wieder zu seinem Stammtisch zurückkehrte und ihm von den Nationalliberalen der Kontrast seiner eben vernommenen Worte über Windthorst und seines Benehmens gegen denselben scherzend vorgehalten wurde, bemerkte er: „Wie sollte ich nicht, bei dem großen Corps, das er hinter sich hat."

Von dem Frühschoppen kam ein Abgeordneter schwer beladen in den Reichstag, verschwand aber bald aus dem Wandelgange und wurde nach einiger Zeit

---

[1]) Vergl. über diese Frage mein Werk „Fürst Bismarck, Neue Tischgespräche und Interviews", Bd. I. S. 91, Note, und „von Unruh, Erinnerungen aus meinem Leben", S. 316.

auf einem verunreinigten Orte aufgefunden. Die Freunde des Abgeordneten machten sich nun daran, ihren Kollegen in eine Droschke zu packen. In weiser Vorsicht wurde der Kutscher genau instruirt, es wurde ihm die Hausnummer angegeben, wo der Herr wohnte, und bemerkt, er solle zurückkommen und melden, wie er den Fahrgast nach Hause gebracht. Als der Kutscher zurückkam, fragte ihn ein Abgeordneter, ob er für die Verunreinigung der Droschke etwa noch etwas zu erhalten habe. — „Nein," antwortete der Kutscher, „ich habe den Braten schon gerochen und ihm den Futtersack umgebunden."

25. September 1884. Friedrichsruh. Frühstückstafel, zu welcher die Herren Ad. Woermann, E. Bohlen, W. Jantzen und J. Thormählen[1]) aus Hamburg zugezogen wurden.

Während des Frühstücks fielen manche sehr charakteristische Aeußerungen des Fürsten, von denen namentlich zwei schon damals einen besonderen Eindruck auf die Anwesenden machten. Dieselben sind einer ausdrücklichen Erwähnung schon deshalb wert, weil ihre Richtigkeit erst in späterer Zeit recht zu Tage getreten ist.

Fürst Bismarck sprach wiederholt davon, daß die praktischen Kaufleute bei der Kolonialpolitik das Beste thun müßten; mit den Bureaukraten könne er keine Kolonialpolitik treiben: „Ich kann Ihnen doch keinen preußischen Landrat nach Kamerun setzen."

Ferner erwähnte der Fürst, daß ihm von manchen Seiten und zwar von „sehr klugen" Leuten geraten sei, Angra Pequena (Deutsch-Südwestafrika) den Engländern zu überlassen und dagegen von diesen Helgoland einzutauschen; er beurteile aber den Wert von Südwestafrika anders.

Der Fürst kam auch auf das Verhältnis Deutschlands zu England und Frankreich in Bezug auf die Kolonialpolitik zu sprechen. Als er der englischen Regierung Mitteilung von der Besitznahme Angra Pequenas gemacht, habe er erwartet, daß das Eintreten Deutschlands in die Kolonialpolitik von seiten Englands freundlich begrüßt werden würde, und daß es uns infolge dieser Besitznahme sowie auch infolge der Besitznahme Kameruns keinerlei Schwierigkeiten machen würde, so daß ein gemeinsames Vorgehen Deutschlands mit England möglich gewesen wäre. Als aber das Gegenteil eingetreten sei, habe er sich mit Frankreich verständigen müssen, und deshalb sei es wichtig, bei dem Vorgehen in Westafrika und an anderen Orten die Empfindlichkeiten Frankreichs zu schonen (siehe Weißbuch Seite 36 Nummer 9). Unmöglich könne Deutschland Kolonialpolitik treiben, wenn es sowohl England als auch Frankreich zu Gegnern

[1]) Dieselben hatten sich auf Einladung des Fürsten Bismarck, als Inhaber der Firmen C. Woermann und Jantzen & Thormählen in Hamburg, zu einer Besprechung der ihre Niederlassungen im Biafragebiete betreffenden Angelegenheiten am 25. September 1884 in Friedrichsruh eingefunden.

habe. — England habe jetzt „den Anschluß verfehlt“, und deshalb sei die Verständigung mit Frankreich erfolgt.

Fürst Bismarck erwähnte bei dieser Gelegenheit einer Eingabe der Hamburger Handelskammer an das Auswärtige Amt, in welcher darauf hingewiesen war, daß bei den gerade damals ausgebrochenen Differenzen zwischen Frankreich und China über verschiedene Häfen Chinas von Frankreich die Blockade verhängt, ohne daß diese Blockade effektiv geworden sei, was gegen die völkerrechtlichen Abmachungen verstoße. Die Handelskammer hatte darauf das Ersuchen an den Reichskanzler gerichtet, bei Frankreich diesbezügliche Vorstellungen zu machen im Interesse der deutschen Schiffahrt in China. — Der Fürst sprach seine Verwunderung darüber aus, daß gerade die Hamburger Handelskammer eine derartige Eingabe habe machen können. Er könne sich nicht in die Angelegenheiten Frankreichs einmischen; es würde daraus unter Umständen die Gefahr entstehen, daß französische Kriegsschiffe die Elbe blockirten; das würde aber den Hamburgern teurer zu stehen kommen als der durch die Blockade in China entstehende Schaden.

8. Oktober 1884. Friedrichsruh. Familiendiner, an welchem der als Gast anwesende deutsche Botschafter in London Graf Münster teilnahm. Fürst Bismarck ließ es sich augenscheinlich angelegen sein, die in letzter Zeit die Presse durchlaufenden Gerüchte, betreffend Differenzen zwischen ihm und dem Grafen Münster, durch besonders liebenswürdig-kordiale Behandlung seines Gastes aufs unzweideutigste zu widerlegen. Auch ließ der Kanzler durchblicken, daß es ihm lieb sein werde, wenn der Bestand dieses guten Einvernehmens zwischen ihm und dem Botschafter weiteren Kreisen zur Kenntnis gebracht würde.

21. November 1884. Zur Soirée bei den Kronprinzlichen Herrschaften zur Feier des Geburtstags der Frau Kronprinzessin.[1])

Dem ebenfalls anwesenden Professor A. v. Werner wiederholte Bismarck, als er ihn begrüßte, in verbindlichster Weise, welchen Eindruck ihm das Sedan-Panorama gemacht habe und daß er „immer noch unter diesem Eindruck stehe“.

Ueber den drei Tage vorher (18. November) erfolgten Besuch des Sedan-Panoramas durch Bismarck berichtet Professor A. v. Werner: „Als das Sedan-Panorama fertig gestellt ward und ich die beiden ersten Dioramen dazu: „General Reille überbringt dem König Napoleons Brief“ und „Bismarcks und Napoleons Zusammentreffen auf der Chaussee von Donchery“ vollendet hatte, war Fürst Bismarck von der Panoramadirektion zur Besichtigung eingeladen worden. Er war inzwischen in Schweningersche Behandlung getreten

[1]) Die Anwesenheit des Fürsten Bismarck war um so auffallender, als derselbe seit mehreren Jahren nicht mehr in Gesellschaft gegangen war.

und sah sehr wohl und vergnügt aus. Er gestand, ein Panorama noch nie gesehen zu haben, und war von dem ersten Eindruck sichtlich überrascht; er erzählte viele kleine Episoden des Schlachttages und erinnerte sich genau einiger charakteristischen Einzelheiten, so z. B., daß er bei der Uebergabe des Napoleonschen Briefes etwas weiter rechts vom König gestanden hätte, als ich es dargestellt habe. Auch bedauerte er, daß ich den Grafen Hatzfeldt nicht mit angebracht hätte, „den einzigen Zivilisten, der dabei war". Sein Zusammentreffen mit Napoleon schilderte er etwas anders und weniger drastisch, als ich es 1877 von ihm gehört hatte. Er erinnerte sich nicht, ob er an dem Morgen in der Eile, mit welcher er abgeritten sei, die Schärpe angelegt hätte, und meinte, es sei inkorrekt, wenn ich ihm nicht auch die Kartusche dazu gäbe. „Ich werde auf die Nachwelt als inkorrekter Soldat übergehen, und wenn der Kaiser dies sieht, so wird er es gewiß moniren. Die gute Rosa (sein Pferd) ist gut getroffen; es war ein starkknochiges Tier, aber eine Stute — hier ist ihr Kopf etwas männlich —; sie ist erst im vorigen Jahre gestorben. Grade so, wie Sie ihn hier gemalt haben, stand Napoleon vor mir. Ich war in Wirklichkeit aber wohl etwas höflicher, als ich hier aussehe."

9. März 1885. Bismarcks Erscheinen bei dem Galadiner beim Kaiser zu Ehren des Geburtstags des Kaisers Alexander III. von Rußland wurde fast als ein politisches Ereignis betrachtet, denn seit Jahren hatte er sich von jeder Geselligkeit dieser Art ferngehalten, wobei offenbar nicht bloß die Rücksicht auf seine Gesundheit, sondern auch die auf die Arbeit, vielleicht auch sonstige Gründe mitgewirkt haben mögen. „Schon seit Jahren" — sagte er wenige Wochen nach diesem Galadiner zu einem Tischgaste — „besuche ich keine Gesellschaften mehr." Auf die Frage des Gastes: „Selbst nicht die offiziellen Diners der Botschafter?" war die Antwort: „Selbst die nicht, ja selbst zum Kaiser und zum Kronprinzen bin ich jahrelang nicht gegangen; neulich habe ich die ersten Ausnahmen gemacht; in Gesellschaft sieht man mich nur in meinem Palais."

27. März 1885. An dem Tage, da der berühmte Rechtslehrer Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Rudolf v. Ihering bei Bismarck um 6 Uhr zu Mittag speiste,[1]) waren außer dem Fürstlichen Paare noch an der Tafel: die beiden Söhne, Geheimer Rat Dr. von Rottenburg, eine Freundin des Hauses, eine Dame aus Kurland, Frau v. Thiesenhausen und das medizinische Faktotum des Fürsten, sein Lebensretter Professor Schweninger. Ihering verlas nach Tische das von ihm abgefaßte Doktordiplom.[2]) Die Hauptstelle war die, wo

---

[1]) Vergl. hierüber „Neue Tischgespräche und Interviews", Bd. I. S. 126 ff.

[2]) Man findet dasselbe vollständig abgedruckt in Kohls Bismarck-Regesten Bd. II. S. 359.

er die Bedeutung des Reichskanzlers für die Gegenwart zusammengefaßt hatte in den Worten: terror malorum, fiducia bonorum, arx et decus Germaniae. Der Fürst schien an der von Ihering verlesenen Charakteristik Gefallen zu finden, ganz besonders bei der Stelle von dem terror malorum. In seiner bekannten humoristischen Weise erwiderte er Ihering, als er die Vorlesung des Diploms beendet hatte: „Da sehe ich, was ich für ein Kerl bin!“

1. April 1885. Einer Schilderung über den Verlauf des Frühschoppens am 70. Geburtstage Bismarcks entnehme ich noch folgendes:[1])

In der Mittagsstunde erschien die Admiralität. Der Reichskanzler, der an einem Seitentisch Platz genommen hatte, ließ die Gläser mit Champagner füllen, klopfte an das Glas und brachte in warmen, herzlichen Worten das erste Hoch aus auf Seine Majestät den Kaiser und König. Der dreimal donnernd wiederholte Ruf brauste durch den großen Saal, und schmetternd fielen die Trompeten ein. Darauf brachte der kommandirende General des Garde-Corps v. Pape das Hoch auf den Kanzler aus. Er brauchte nicht viel Worte zu machen; er sprach kurz und gut. Und wieder erdröhnten die Wände von dem tausendstimmigen Hoch, und ebenso begeistert stimmte die Festversammlung ein in das dreimalige Hoch auf die treue Lebensgefährtin, auf die allverehrte und geliebte Fürstin Bismarck.

Inzwischen drängten sich immer neue Deputationen an den Seitentisch. Einen besonders schönen Eindruck machte es, als die Halberstädter Kürassiere erschienen, wahre Hünen von Gestalt, wunderbar schöne Männer, die in ihrem weißen Waffenrock, mit dem blitzenden Helm in der Hand, sich von der dunkelfarbigen Umgebung scharf abhoben. Auch die Studenten waren durch kopfreiche Abordnungen vertreten, alle in vollem Wichs. Einer derselben feierte im Namen der Studentenschaft den Förderer der deutschen Wissenschaft, den Einiger Deutschlands und forderte seine Kommilitonen auf, nach altem deutschen Studentenbrauche auf den Reichskanzler einen Salamander zu reiben. Noch ein anderer Student, Herr v. Zedlitz, sprach mit mächtigem Organ, großer Redegewandtheit und echt jugendlicher, patriotischer Begeisterung; er pries den Reichskanzler, den Größten und Besten der deutschen Männer, dem Deutschlands Jugend mit Leib und Seele ergeben sei. Die Rede war von zündender Wirkung und wurde mehrmals durch Beifallsrufe und Klatschen unterbrochen. Der Salamander, den die Studenten darauf wiederum rieben, klappte so vorzüglich, daß beim letzten Aufklopfen der Gläser, von denen, ebenfalls nach altem Brauch, mehrere zerbrachen, allgemeine Heiterkeit entstand.

Die Reden der Studenten schienen den Reichskanzler wahrhaft zu rühren, und auf sie, auf die Zukunft des Vaterlandes, sprach er sein letztes Wort und

---

[1]) Vergl. meine „Neuen Tischgespräche und Interviews“, Bd. I. S. 128.

leerte sein letztes Glas. Fünf Stunden lang blieb der Fürst mit seinen Gästen zusammen, und erst kurz vor 4 Uhr leerten sich die Säle; es mochte sich keiner von dem herrlichen Feste trennen.

Eine reizende Scene spielte sich während des Toastes des Bevollmächtigten zum Bundesrat und württembergischen Ministers Frhrn. v. Mittnacht ab. Derselbe nahm der Fürstin Bismarck gegenüber Aufstellung und sprach eine Zeitlang von all den deutschen Volksstämmen, die hier vertreten seien, von Vandalen, Märkern und Alemannen — die Studentenverbindungen dieser Namen hatte er wohl nicht allein im Auge. Aber man merkte es der ganzen Anlage der Rede schon an, daß er wo ganz anders hinzielte als auf antiquarische Erinnerungen. Mit einem Male hatte er sich direkt an die Fürstin Bismarck gewandt, die mit leuchtenden Augen und reizender Schämigkeit bei all dem Guten und Schönen, das Herr v. Mittnacht an ihr zu rühmen wußte, ihre Blicke auf dem etwas entfernt stehenden Fürsten haften ließ, der alles, was Herr v. Mittnacht von seiner Frau behauptete, mit behaglichem Kopfnicken begleitete. Nicht die Fürstenwürde, die sie schmücke, sei es, nach welcher die deutsche Nation ihren Wert messe; sie verehre in der Fürstin die Frau von einfachem, schlichtem Sinn, die Stütze und Freude des Mannes, das Muster einer deutschen Hausfrau.

Als Herr v. Mittnacht so weit war, stand, wie Herr Dernburg von der „National-Ztg." erzählt, Fürst Bismarck schon neben seiner Gemahlin, zog sie, die sich halb sträubte, zärtlich an sich und gab ihr — wiederum im Kongreßsaal — einen kräftigen Kuß auf die Wange! Das war alles so echt, wahr und menschlich, daß die Versammlung ganz vergaß, daß sie bei dem Kanzler des Deutschen Reichs war, und wie mit einer Stimme im Ausbruch menschlichen Vergnügens zu dem Kusse „Bravo! Bravo!" rief und fröhlich in die Hände klatschte.

Unter den Gratulanten befand sich auch „Vater Pütsch", der Schulze von Schönhausen. Viele haben den schlichten Bauersmann wohl nicht beachtet. Als derselbe im Herbst 1887 starb, gab es im Hause des Reichskanzlers in Berlin laute Klage. Pütsch stand zu dem Fürsten Bismarck in einem vertraulichen Verhältnis; mehr als einmal ist er in dem Palais in der Wilhelmstraße zu Gaste gewesen. Er war trotzdem ein echter und rechter Bauersmann, treu, wahrhaftig und von großer Anhänglichkeit an seinen Gutsherrn und dessen Familie. Als einst jemand mit ihm davon sprach, daß Schönhausen stolz darauf sein könne, der Geburtsort des Kanzlers zu sein, gab er das willig zu, bemerkte aber noch bedauernd, daß Schönhausen durch den Fortgang Bismarcks einen guten Herrn verloren hätte. Ferner konnte er sich rühmen, den Kanzler, der sonst bekanntlich gewohnt war, selbst eine gewaltige Last zu tragen, auf seinen Schultern gelegentlich einer Besichtigung von Deichbauten an der Elbe durchs Wasser getragen zu haben; er erzählte das nicht ohne Humor. Mit großer

Verehrung sprach er auch von der Frau Fürstin, von ihrer unermüdlichen Thätigkeit und ihrem wirtschaftlichen Talent. Als er einst erzählte, er habe gelegentlich eines Besuches im Gutshause die gnädige Frau in eifriger Arbeit beim Bettstopfen und über und über mit Federn bestreut angetroffen, konnte er die Scene so plastisch darstellen, daß man ein vollständiges Bild davon bekam.

Der Reichshund, dessen musterhafte Aufführung während des Frühschoppens von allen belobt ward, erhielt anläßlich des Geburtstags seines Fürstlichen Herrn nicht nur eine Decke mit gestickten Initialen, sondern auch diverse kostbare Halsbänder, wofür der Hund wohl kaum ein dankbares Verständnis gehabt haben dürfte, aber in mollige Stimmung konnte es ihn doch wohl versetzen, wenn er nun — der Gipfel des Hundekomforts — auf dem ihm verehrten „Sofa" ruhte.

Die dazu gehörige Decke enthielt die Reimschrift:

Tyras, sei hübsch artig und gut,
Sei es bei Tag, sei es bei Nacht,
Bewache unsern Kanzler gut,
Dann wird als Präsent dir dies Kanapee gebracht.

Tyras' Vorgänger, Sultan, wurde seinerzeit in Varzin von ruchloser Hand vergiftet. Die Fürstin hat damals erklärt, sie würde denjenigen, der den Thäter namhaft machen könnte, lebenslänglich versorgen. „Sultan war klüger als Tyras, aber Tyras ist treuer," so lautet ein Ausspruch des Kanzlers. So übermäßig groß, bissig und wild, wie Tyras gewöhnlich geschildert wurde, war er nicht. Daß das Tier nicht über jeden herfiel, der sich, außer dem Kanzler, mit ihm zu schaffen machte, geht am besten daraus hervor, daß er es ruhig hinnahm, als ihm Graf Kalnoky in Kissingen während der Verabschiedung vom Kanzler eine Zeitlang wie spielend mit dem Spazierstock in die Seiten fuhr, nicht ein einzigesmal knurrte oder die Zähne zeigte. Uebrigens genoß er verschiedene Bevorzugungen, wie dieselben anderen seiner „Kollegen" nicht zu teil werden. Eine solche Bevorzugung war es jedenfalls, als Tyras bei der Ankunft in Kissingen im Jahre 1887 in Begleitung eines in Gala gekleideten bayerischen Hoflakaien zur allgemeinen Heiterkeit des Publikums die zweite offene Hofkutsche bestieg und seinem Herrn nach der Saline nachfuhr.

Infolge ausdrücklicher Einladung durch den Fürsten nahm auch Professor Rudolf v. Ihering an diesem Frühschoppen teil.

Wie freute sich derselbe, daß er vorher empfangen worden war, denn an jenem Tage wäre auf ihn kaum eine Minute der persönlichen Berührung mit dem Fürsten gefallen. Die Fürstin hatte diesem Tage mit banger Sorge für ihren Mann entgegengesehen; der Erfolg hat gezeigt, daß seine durch Schweninger wieder gekräftigte Gesundheit allen Anstrengungen dieses Tages vollkommen gewachsen war.

Von dem dem Kanzler geschenkten Gute Schönhausen [1]) wurde in der Presse behauptet, daß dasselbe 16000 Thaler jährlich einbringe. Diese Schätzung war leider weit übertrieben. Ist doch bekannt, daß der alte Besitz Schönhausen, welcher an Ackerfläche um nur hundert Morgen hinter dem neuen zurücksteht, zu Anfang der achtziger Jahre für den Pachtzins von 8000 Thalern vergeblich ausgeboten wurde.

Aus Anlaß der Zuwendung von Schönhausen wurde der gesamte, ausgedehnte Grundbesitz Bismarcks zum Gegenstande von widerlichen öffentlichen Denunziationen gemacht; die darüber gemachten Angaben waren wiederum aus der Luft gegriffen. Bei Ueberweisung des Sachsenwaldes war der Ertrag desselben nach Ausweis der Dotationsakten auf 34000 Thaler veranschlagt worden. In den für das Holzgeschäft besonders günstigen Gründerjahren mag der Bruttoertrag sich vorübergehend etwas höher belaufen haben — Sachkennern aber braucht kaum gesagt zu werden, daß forst- und landwirtschaftliche Einnahmen beständigen Schwankungen ausgesetzt sind, und daß die in den letzten Jahren erzielten Erträge zu der vielfach behaupteten Summe von 80000 Thalern in gar keinem Verhältnis standen.

1. April 1885, 7 Uhr. Familiendiner zur Feier des 70. Geburtstags des Fürsten Bismarck. Es nahmen daran teil außer der Fürstin, den Grafen Herbert und Wilhelm Bismarck, die während des Tages die Uniform des ersten Garde-Dragonerregiments trugen, dem Grafen und der Gräfin Rantzau: der Bruder des Fürsten, der Landrat v. Bismarck auf Külz, mit seiner Gemahlin, drei Söhnen und einer Tochter, die sämtlich schon am Morgen bei der Gratulation waren, die Schwester des Fürsten, Frau v. Arnim, mit ihrem Gemahl, ihrem Sohne, Rittmeister v. Arnim, und dessen Gemahlin, ihren Töchtern Frau v. Kotze mit deren Gemahl und Fräulein Sibylle v. Arnim. Ferner waren Gäste des Fürsten Graf Theodor Bismarck und dessen Gemahlin, geborene Gräfin Behr, Generaladjutant Graf Lehndorff mit Gemahlin, Herr und Frau v. Schreckenstein, geborene v. Arnim, Freiherr v. Firks aus Kurland, Professor Dr. Schweninger und dessen Bruder, bayerischer Artilleriehauptmann. Nach Beendigung des Diners, und nachdem ein Teil der Gäste sich entfernt hatte, verweilte der Fürst noch im Kreise seiner Familie. Beim Genuß einer Pfeife wurden bis abends gegen 10 Uhr, wo er sich zur Ruhe begab, Gratulationsdepeschen gelesen.

---

[1]) Ueber den Besuch Buchers in Schönhausen in Begleitung seines Chefs erzählte derselbe seinem Freunde Dr. Gittermann: „Ich traf den Fürsten im Begriff, für zwei Tage nach Schönhausen zu reisen, und wurde aufgefordert, mitzufahren. Im Eisenbahnwagen wurde alles besprochen, und kaum am Ziel eingetroffen, setzte ich mich hin, um einen langen Artikel für die ‚Norddeutsche‘ zu schreiben. Da die Zimmer bei der unerwarteten Ankunft nicht in Ordnung waren, so nahm ich unter einer vor dem Herrenhaus stehenden alten Linde Platz und schrieb den Artikel mit Bleistift, im Ueberzieher und den Hut auf dem Kopf."

10. Februar 1886. Diner, zu welchem der Gesamtvorstand des Abgeordnetenhauses sowie Mitglieder des Reichstags und des Landtags geladen waren. Zur Ergänzung des darüber in „Fürst Bismarck und die Parlamentarier", Bd. I. (2. Auflage) S. 283, Mitgeteilten lasse ich hier noch einen Brief des Abgeordneten v. Eynern vom 11. Februar 1886 folgen:

„Ich traf eine große Gesellschaft, etwa vierzig Personen; aus unserer Fraktion: Gneist, Mithoff, v. Benda. Der Fürst nahm mich gleich in Beschlag, um Anekdoten über ihm widerfahrene Unannehmlichkeiten durch mangelhafte Bestellungen von Zusendungen in Gasthöfen zu erzählen. ‚Aber wo so etwas passirt ist, bleibt man doch nicht wohnen,' bemerkte er ingrimmig. Dann machte er mir ein Kompliment über meine Rede in den letzten Tagen gegen Rickert und über die Stellungnahme der Nationalliberalen in der Polenfrage. Bismarck trug eine Kürassierinterimsuniform, die ihm gut stand; die Fürstin, liebenswürdig und reizend natürlich wie immer, trug schwarze Seide. Mit dem Empfang der Gäste waren Graf Herbert, Graf und Gräfin Rantzau und Rottenburg beschäftigt. Sehr feines Diner mit französischem Menu an einer überreich mit goldenen und silbernen Zieraten, Geschenken von Kaisern und Königen, geschmückten Tafel. Ich saß zwischen Graf Saurma und Landrat Schneider. Nach der Tafel, bei Kaffee und Zigarre, zog der Fürst mich wieder in ein kurzes Gespräch, dann setzte er sich mit langer Pfeife in die Plauderecke unter dem Krönungsbild, und neben ihn setzte sich der alte Peter Reichensperger und erzählte ihm Geschichten aus der gemeinsamen Vergangenheit. Unter den sich immer mehr steigernden Rauchwolken, die der Bismarckschen Pfeife entströmten, flüchtete ich an einen Nebentisch, wo Graf Herbert und Rottenburg tiefsinnige Gespräche vollführten. Gegen neun Uhr brach die Gesellschaft auf."

2. März 1886. Diner zu Ehren des Reichstags. Zur Ergänzung des von mir über dasselbe in „Fürst Bismarck und die Parlamentarier", Bd. I. (2. Auflage) S. 284, mitgeteilten Referats lasse ich hier folgen, was der Abgeordnete Dr. Hartmann (Plauen) in einem Briefe vom 5. März 1886 darüber zu melden weiß:

„Am vergangenen Dienstag" — so schreibt derselbe — „hatte ich die Ehre, an einem parlamentarischen Diner beim Reichskanzler Fürsten v. Bismarck teilzunehmen. Die Gäste, etwa dreißig an der Zahl, wurden von dem Fürsten und seiner Tochter, der Frau Gräfin Rantzau, auf das liebenswürdigste empfangen. Die Frau Fürstin war leider krank und bettlägerig. Graf Herbert Bismarck, Graf Rantzau und Geheimrat Rottenburg assistirten dem Fürsten in den Pflichten des Hausherrn. Gegessen wurde in dem bekannten Kongreßsaal. Auffällig war mir, daß die Speisekarte durch und durch in französischer Sprache abgefaßt war, sogar die Ueberschrift: Mardi, le 2 Mars — in dem Hause des Deutschesten aller Deutschen nur erklärlich durch die Notwendigkeit, häufig

Ausländer (Diplomaten und dergleichen) bei sich zu sehen, welche der deutschen Sprache nicht mächtig sind. Der eigentliche Schwerpunkt dieser parlamentarischen Diners beim Fürsten Bismarck liegt bekanntlich in dem Kaffeestündchen nach Tisch. So war es diesmal auch. Man gruppirte sich im Rauchzimmer, Kaffee und Zigarren wurden gereicht, dem Fürsten selbst aber anstatt der Zigarre eine gewaltige lange Pfeife — und nun gab es eine zwanglose Konversation über verschiedene Gegenstände. Ich war unmittelbar neben dem Fürsten, zu seiner Linken, zu sitzen gekommen und dankte diesem Umstand ein Zwiegespräch mit ihm über sächsische Verhältnisse. Dann kam man auf die Währungsfrage, und nun traten die Bimetallisten in die Aktion. Von rechts näherte sich der Reichstags-abgeordnete v. Schalscha (Zentrum) und von links der konservative Landtags-abgeordnete Freiherr v. Mirbach. Letzterem zuliebe rückte ich etwas in den Hintergrund, und so konnte ich das Gespräch um so genauer verfolgen. Bimetalliste rechts, Bimetalliste links, der Kanzler in der Mitten, eingehüllt in dicke Wolken wie Zeus Kronion — das Bild wirkte unverkennbar erheiternd auf die ganze Gesellschaft. Der Inhalt des Gespräches ist bereits von den größeren Zeitungen berichtet worden, und zwar, wie ich bezeugen muß, in zutreffender Weise. Daher beschränke ich mich auf die Bemerkung, daß mir Fürst Bismarck von der Bekehrung zum Bimetallismus noch sehr weit entfernt zu sein schien.

Bei dem Währungsgespräch mit v. Schalscha und Freiherrn v. Mirbach bezweifelte Fürst Bismarck insbesondere die Richtigkeit der Behauptung, daß eine geringere und schwankendere Währung bei Zwangskurs im Inland die Kaufkraft besitze, die seinem Nominalwert entspricht. Er exemplifizirte auf Rußland, wo zum Beispiel ein Knecht in der Landwirtschaft neben freier Station 70 Rubel Jahreslohn empfange. Die Lebenshaltung dieser Leute vertrage sich nicht mit der Annahme, daß diese 70 Rubel eine ihrem Nominalwert entsprechende Kaufkraft besitzen.

Nach etwa einstündiger Unterhaltung entfernten wir uns, um eine köstliche Erinnerung reicher."

25. Juli 1886. Kissingen. Mittagstafel, zu welcher der rechtskundige Bürgermeister von Kissingen Dr. Full zugezogen war.[1]) Der Fürst, welcher sich mit dem Gaste auf das heiterste unterhielt, äußerte seine Befriedigung über die gedeihlichen Wirkungen seines Kissinger Badeaufenthaltes auf seine Gesundheit, wobei er bemerkte, daß fast schon allein die kräftigende Luft der Rhönberge hinreiche, um gesund zu werden, von den Bädern ganz abgesehen. Der Fürst bemerkte noch, daß er gerne die Zeit, die er noch in Gastein zubringen müßte, lieber in Kissingen verleben würde, da es ihm so sehr gefalle,

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

wenn dies nur anginge. Der Gesundheitszustand war bis auf die neuralgischen Gesichtsschmerzen der beste.

31. Juli 1886. München. Fürst Bismarck übernachtet auf der Reise nach Gastein im preußischen Gesandtschaftshotel und nimmt abends nach erfolgter Ankunft daselbst mit seiner Gemahlin in Gegenwart des preußischen Gesandten Grafen Werthern und des Legationssekretärs Dr. Graf zu Eulenburg den Thee ein. Während desselben wurde er durch eine eigenartige Deputation überrascht.

In einer Münchener Künstlergesellschaft war man auf die Idee gekommen, dem „eisernen Kanzler“ einen improvisirten „Willkommen“ zu senden. Flugs wurde die Riesenpitsche aus Zinn, ein uralter Zunftpokal, der gut seine zehn Liter faßt, mit Gerstensaft gefüllt und um den Henkel ein mit Tannenreis bekränzter Zettel gehängt des Inhalts: „Da unser Kanzler jüngst erklärt, daß auch sein Metier in denselben Kreis gehört als wie Frau Musika, Malerei und Poesie, denn Kunst, nicht Wissenschaft sei Diplomatie, so haben wir alle, die sich der Kunst befleißen, den großen Kollegen willkommen zu heißen.“ Der also geschmückte Riesentrunk wurde sofort in kleiner Deputation (ohne Cylinder und Glacé) nach dem preußischen Gesandtschaftshotel verbracht. Der Portier war nicht wenig verwundert über den seltsamen Aufzug und das wunderliche Gefäß um solche Zeit (es war zehn Uhr abends), aber nach pflichtschuldiger Meldung wurden die Herren zum Kanzler geführt, der sich samt seiner Gesellschaft über den guten Einfall und die schlichte, von Herzen kommende Ehrung lebhaft freute. Nur eines bedauerte er sehr: „daß ihm sein Arzt nicht erlaube, auch seinerseits dem Willkommen volle Ehre anzuthun und die ganze Kanne auszutrinken“. Er trank aber daraus wiederholt, und die anderen halfen ihm, und als die Ehrenboten zu ihren erwartungsvoll harrenden Zechgenossen in die Kneipe zurückgekehrt waren, da wurde selbige Nacht selbige Pitsche noch des öfteren gefüllt und geleert auf das Wohl des „eisernen Kanzlers“, dessen Namen sie nun immer führen wird.

26. August 1886. Franzensbad. Ueber den Aufenthalt Bismarcks in Franzensbad lasse ich in Ergänzung des im I. Bande meines Werkes „Neue Tischgespräche und Interviews“ S. 132 Gesagten noch folgende Beschreibung aus dem dortigen „Sprudel“ folgen:

Zu den zwei Geheimpolizisten, welche im Gefolge des Reichskanzlers aus Gastein mitkamen, gesellten sich noch vier Geheimdetektivs mit dem Chef der Geheimpolizei, welche aus Berlin am Tage vor der Ankunft des Reichskanzlers hier eintrafen. „Bismarck und seine Leute“ arbeiteten unermüdlich in Franzensbad. Neben der großen Anzahl Depeschen, die expedirt wurden, kamen und gingen Kuriere. Ein kleiner Bruchteil der Kanzlei Bismarcks war

mit großem Aktenmaterial angekommen. Herr v. Rottenburg arbeitete am ersten Tage der Entrevue bis ein Uhr, am zweiten Tage gar bis drei Uhr früh ... Im großen Salon der Villa Imperiale, welche Herr v. Giers bewohnte, war am 26. August die Tafel angerichtet. Der Kanzler, welcher in schwarzem Salonanzug ohne alle Dekoration bis zu Giers gefahren war, nestelte sich während des Aussteigens die kleine Dekoration des St. Annen-Ordens ein. v. Giers, ebenfalls im Salonrock, hatte eine Kornblume im Knopfloch. Auf dem Tische stand ein Strauß von Kornblumen, in der Mitte Edelweiß, eine zarte Anspielung durch die Blume auf die Entente der Kaiser Franz Joseph und Wilhelm. Das Hotel Hübner, wo „Bismarck und seine Leute" Absteigequartier genommen hatten, war natürlich auch bei seiner Abreise umringt, und in sausendem Galopp folgte man dem Wagen des Reichskanzlers zur Bahn — aber nicht alle. Kaum hatte der Fürst sein Hotel verlassen, so stürzte sich eine Anzahl Frauen in die Gemächer, die er inne hatte; da galt es kein Zurückdrängen und Abwehren, und in denselben Gemächern, in welchen der Fürst arbeitete, um den Frieden der Welt zu sichern, kam es zu einem wilden Kampfe zwischen schönen Frauen. Sie stürzten sich auf alles, was der Fürst auch nur berührt haben könnte: Feder, Papierschnitzel, Lichtstummeln, halbe Zigarrenstummeln, Zahnstocher, das sehr primitive Porzellanschreibzeug, alles, alles fand begeisterte Abnehmer, und es wurde darum gestritten und gekämpft .... Daß der Papierkorb des Reichskanzlers noch eine Fundgrube von beaux restes für den Konjekturalpolitiker und gar wertvolle Angedenken für die persönlichen Verehrer enthalten muß, ist begreiflich, aber dieser Papierkorb wird gar streng behütet und steht unter strenger Aufsicht. Dieser Papierkorb, wie er auf Reisen mitgeht, ist übrigens gar kein Korb, sondern ein Holzkoffer oder eine Kassette von ganz ansehnlicher Größe, der mit dem Deckel gleichzeitig ins Schloß fällt und durch den Druck an einem Knopf erst wieder geöffnet werden kann. In denselben fallen all die Enveloppes, zerrissene Depeschen, Briefe, Papierschnitzel, Brouillons rc.; nach beendeter Arbeit wurde derselbe in das Gemach des Herrn v. Rottenburg gebracht, daselbst von einem Sekretär nochmals sortirt, und dann übernahm ihn der Chef der Geheimpolizei, und in seiner Gegenwart wird der Inhalt dem Feuertode übergeben.

25. Januar 1887. Familiendiner, an welchem außer der Familie (Fürst, Fürstin, Graf Herbert, Graf und Gräfin Wilhelm sowie Graf und Gräfin Rantzau) noch Dr. Schweninger und die Abgeordneten Graf Limburg, Freiherr v. Zedlitz-Neukirch, Freiherr v. Minnigerode und Herr v. Eynern teilnahmen.

Letzterer schrieb darüber am nächsten Tage seiner Frau: „Ich saß links neben der Fürstin, rechts neben der Tochter, Gräfin Rantzau. Das Essen ähnlich wie unser Familientagsessen: Suppe, Fisch, Erbsen und Gänsebrust, Hammelrücken mit Salat, Pudding, Aepfel und Käse. Es servirten nur zwei

Diener, und die Beleuchtung bestand in Lampen, was, zusammen mit der artigen, zwanglosen Unterhaltung, alles sehr gemütlich machte. Der Fürst hatte guten Appetit und Durst und war in der heitersten Stimmung. Die Fürstin versicherte, der gestrige Tag habe ihn wieder ganz gesund gemacht, und meine Rede, ‚bei der ja Richter ganz blaß geworden wäre', habe dazu auch beigetragen.

Nach aufgehobener Tafel allgemeine Unterhaltung bei Kaffee und Zigarre. Ein Teil der Gäste entfernte sich, ich werde aber eingeladen, mich zum Fürsten zu setzen, der sich behaglich auf seinem Ruhesofa ausstreckt und seine Pfeife raucht. Der Fürst hat viel zu erzählen und manches zu fragen; speziell will er über die Aussichten meiner Reichstagskandidatur in Hagen, wozu ich mich nur auf sein Andrängen widerwillig entschlossen, unterrichtet sein. Dann unterhielten wir uns über die Aussichten der Kleist-Hammersteinschen Bewegung, welche durch die Versammlung in Barmen nach dem Westen getragen sei, wo sie doch keinen Boden finden könne. Hieran, an diesen Zwiespalt im evangelischen Lager, reihten sich Klagen allgemeiner Art über die Friktionen bei Hofe und in den Verwaltungen und über die augenblicklich schwebenden politischen Fragen. Dann kam, ohne eigentlichen Uebergang, die Rede auf den Bimetallismus. Schon die Fürstin hatte mich bei Tisch gefragt, ob ich davon etwas verstände; ihr Mann sei für diese Sache sehr wissensdurstig. Ich hatte ihr lachend erwidert, daß ich allerdings mein ganzes Leben lang durch meine geschäftlichen Beziehungen zu Silberländern praktisch mich damit habe beschäftigen müssen, und ich hätte auch letztes Jahr eine lange Rede darüber gehalten, aber in den Augen der unmittelbar Interessirten und der Theoretiker sei ich doch mit allen anderen Antisilbermännern ein unergründlich dummer Kerl, gewissermaßen dumm aus reiner Bosheit.

Nun entwickelte ich dem Fürsten meine Ansichten ziemlich ausführlich und fand den aufmerksamsten Zuhörer, besonders als ich die Sistirung unserer Silberverkäufe als einen Fehler nachzuweisen suchte und eine künstliche Preishaltung oder Preiserhöhung des Silbers gegen Gold mit der Assignatenwirtschaft in ihrer Wirkung auf gleiche Höhe hinstellte. Zunächst eine allgemeine Preissteigerung, dann ein um so tieferes Fallen.

Im weiteren Verlauf wurden noch manche Fragen berührt; bei Erwähnung notwendiger Finanzreformen erschien, ich glaube von mir zuerst genannt, der Name von Freund Miquel in unserem Gespräch. Die Fürstin ging ab und zu, und der Fürst gab dann dem Gespräch stets eine heitere Wendung. Halb scherz-, halb ernsthaft beklagte er sich einmal über die Zudringlichkeit seiner Verehrer. Er sei wie ein Gefangener in seinem Hause; kaum betrete er die Straße, so hemmten Menschenmengen jeden seiner Schritte.

Es war ein Kabinetstückchen humorvoller Schilderung. Als ich ihm sagte, mit etwas Unbequemlichkeit sei die Berühmtheit stets verbunden, ich

würde aber meiner Frau alles wiedererzählen, damit sie eine Besserung der Damenwelt herbeiführe, denn auch sie habe letzten Winter die ganze Wilhelmstraße durchlaufen, um ihn zu sehen, sagte er: ‚Da wollen wir vorbeugen; wenn Ihre Frau nach Berlin kommt, müssen Sie mir dieselbe zuführen. Ich werde mich freuen, einer Verehrerin meinen Anblick bequemer gestatten zu können.‘

‚Da aber‘ — meinte die Fürstin — ‚Frau v. Eynern diesen Winter nicht kommt, könntest Du Dich ihr zunächst durch Uebersendung Deiner Photographie vorstellen.‘

Inzwischen trat Graf Herbert Bismarck ins Zimmer mit einem eben eingetroffenen Schreiben des Kaisers. Die beiden Herren unterhielten sich leise über den Inhalt. Ich trat zurück; da ich aber wider Willen das Gespräch verstehen konnte, setzte ich mich entfernter zur Fürstin und sagte ihr, es sei wohl Zeit, aufzubrechen. ‚Noch nicht‘ — meinte sie — ‚ich gebe Ihnen schon den Wink.‘ Graf Herbert brachte uns das Kuvert des Briefes. Es war eines jener großen Telegrammkuverts des Auswärtigen Amts mit der gedruckten Adresse: Seiner Majestät dem Kaiser und Könige. Der sparsame Monarch hatte es zur Rückantwort benützt, über diesen Druck ein ‚Von‘ gesetzt und darunter den Adressaten geschrieben, so daß die Inschrift jetzt hieß: Von Seiner Majestät dem Kaiser und Könige an den Staatssekretär Grafen Bismarck. Ein neuer Verschluß war durch ein großes rotes Siegel mit der Krone, welches das erste Siegel überdeckte, an der aufgerissenen Stelle hergestellt worden. Ich durfte das Kuvert mitnehmen, und wir wollen es unter Glas und Rahmen aufbewahren. Als ich mich wieder zum Fürsten setzte, bemerkte ich, daß er anderen Gedanken nachging, und ich stand, nach einem Blick auf die Fürstin, auf. Diese aber enteilte noch in das Nebenzimmer und kehrte mit Tinte und Feder und einer größeren Photographie des Fürsten zurück. Der Fürst erhob sich vom Sofa, legte die Pfeife weg und schrieb mit großen Buchstaben: ‚v. Bismarck‘ unter das Bild. Dann fragte er mich nach dem heutigen Datum. Der Fünfundzwanzigste. ‚Nein‘ — sagte er — ‚den wollen wir als Erinnerungstag nicht nehmen. Essen können Sie noch öfter bei mir, aber eine so gute Rede wie gestern halten, das werden Sie so bald nicht wieder fertig bringen, den Tag wollen wir festhalten.‘

Und er schrieb unter unserer Heiterkeit hinter seinen Namen: 24. Januar 1887.“

Sommer 1887. Zur Mittagstafel hatte der Kaufmann Leopold G. aus Wien eine Einladung erhalten.

Die „W. Allg. Ztg.“ schrieb darüber: Der deutsche Reichskanzler kann auch einem Tuchhändler gegenüber sehr liebenswürdig sein, das erfuhr kürzlich der Kaufmann Leopold G. in Wien, der im Jahre 1866 die persönliche Bekanntschaft des Kanzlers gemacht hatte. Der Fürst, damals noch Herr v. Bismarck,

war im Kriegsjahre 1866 in der Hauptstadt Mährens bei dem genannten Kaufmann, der zu dieser Zeit in Brünn wohnte, einquartiert. Trotzdem er sich in Feindesland befand, wurde der Fürst von der Familie seines Quartiergebers in so zuvorkommender Weise behandelt und aufgenommen, als dies die Situation damals ermöglichte. Fürst Bismarck nahm von seinem Quartiergeber sehr freundschaftlichen Abschied und forderte von ihm das Versprechen, sobald er nach Berlin kommen würde, ihn zu besuchen. Einundzwanzig Jahre waren darüber vergangen, ohne daß Herr G. von dieser Aufforderung Gebrauch gemacht hatte. Endlich, vor wenigen Tagen, auf einer Geschäftsreise in Berlin anwesend, schickte er dem Reichskanzler seine Karte, und kurz darauf fand sich ein Privatsekretär des Fürsten bei ihm ein, um ihn für den nächsten Tag zu Tische zu laden. Der Wiener Kaufmann folgte natürlich dieser Einladung, wurde aufs herzlichste im Reichskanzler-Palais empfangen, der Fürst stellte ihn seiner Familie vor, und es wurde dem Gaste die Auszeichnung zu teil, die Tochter des Fürsten zu Tische zu führen. Bei der Tafel, die mehrere Stunden dauerte, unterhielt sich der Reichskanzler aufs freundlichste und liebenswürdigste mit seinem Wiener Gaste. Abends verließ der Wiener Gast den Fürsten und dessen Heim, hoch erfreut über die freundliche Aufnahme, die er bei dem großen Staatsmanne gefunden hatte.

Weihnachten 1887. Bei Tisch wurde Fürst Bismarck wegen der schwankenden Haltung Frankreichs interpellirt, dessen man nie sicher sein könne; vornehmlich wurde auf die militärischen Anstrengungen Frankreichs hingewiesen. „Für mich existirt der maßgebende militärische Gesichtspunkt nicht," sagte darauf der Kanzler, „daß Deutschland Frankreich überlegen ist. Der einzige Gesichtspunkt, aus dem die Sache anzusehen, ist die Thatsache: Wenn Deutschland es mit einem ungerechten Angriff, von welcher Seite immer her, zu thun hat, ist es im stande, das Doppelte und Dreifache dessen zu leisten, was ihm durch Militärgesetze auferlegt werden kann." Die beste Friedensgarantie, setzte Bismarck mit einem gewissen Sarkasmus hinzu, sehe er in dem Pulver, das für die Lebelgewehre bestimmt ist: das verliert nämlich nach kurzer Lagerung seine Explosivkraft.

Herbst 1888. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher der Mayor von Chicago Carton Henry Harrison teilnahm.

Harrison befand sich auf der Rückkehr von einer Reise um die Welt und wurde vom Fürsten Bismarck empfangen, der ihn wegen seiner thatkräftigen Maßregeln gegen die Chicagoer Anarchisten kennen zu lernen wünschte. In einer kürzlich veröffentlichten Lebensbeschreibung Harrisons[1]) ist aus seiner eigenen Feder

[1]) Von W. J. Abbot, New York 1895.

über seine Unterhaltung mit dem Altreichskanzler bei jener Gelegenheit ein ausführlicher Bericht abgedruckt, dem wir das Nachstehende entnehmen:

Die Unterhaltung an der Tafel wurde sofort eine lebhafte und zwanglose und teils in deutscher, teils in englischer Sprache geführt, in der sich der Fürst, wie Harrison schreibt, anfangs mit Zögern, bald aber fließend und rein und mit kaum hörbarem fremdem Anklang ausdrückte. Als der Mayor auf die Frage, welchen Wein er vorziehe, erwiderte, er sei ein Freund von allen reinen Weinen, könne jedoch gewisse Sorten nicht vertragen, da sie ihm Gicht in den Fingern verursachten, bemerkte Bismarck, indem er seine Hand wiederholt öffnete und schloß, ihm gehe es ebenso. Im allgemeinen habe er freilich zu den Aerzten kein Vertrauen, aber der seinige verstehe sein Handwerk und verbiete ihm, andere als weiße Weine zu trinken, leider auch die nur in beschränktem Maße. Einen guten alten Tropfen liebe er sehr, doch jetzt müsse er sich mit jüngerem Gewächs begnügen, und zwar nur zum Mittagessen.

Dann wandte sich das Gespräch ernsteren Dingen zu, zunächst dem Sozialismus, gegen den sich der Reichskanzler mit scharfen Worten äußerte, wobei er die Meinung aussprach, daß die Volksbeglücker in Amerika wohl keinen großen Schaden anrichten könnten, da die maßgebenden politischen Parteien sich nicht zu Bündnissen mit ihnen hergeben wollten. Harrison entgegnete, sie pflegten aber doch für die eine oder die andere Partei zu stimmen; er selbst zum Beispiel habe bei einer seiner Wahlen eine große Anzahl Stimmen von ihnen erhalten. — „Wirklich?“ entgegnete Bismarck. „Nun, dann haben Sie sich ihnen gegenüber sehr undankbar erwiesen.“ Der Mayor glaubte den Fürsten in dieser Hinsicht über einen Irrtum aufklären zu müssen und antwortete, in Bezug auf Amerika dürfe man keinesfalls die Sozialisten und Anarchisten mit demselben Maße messen; den ersteren hätte das Land sogar einige heilsame Reformen zu danken. Nur wenn die Achtstundenbewegung in Frage käme, zögen sie an demselben Strange. In Amerika sei der Sozialismus nicht radikal wie in Deutschland und könne deshalb auch nicht gefährlich werden, weil der arme Mann, sobald sich seine Verhältnisse besserten, konservativ werde. „Aber die Führer sind bis auf den Grund verworfen und haben nur ihren eigenen Vorteil im Auge,“ entgegnete Fürst Bismarck; „die große Masse ihres Gefolges ist einfach blind.“

Als der Mayor von Chicago dem Reichskanzler aus eigener Erfahrung den Rat gab, zur Erholung eine Reise um die Welt anzutreten, erwiderte ihm sein berühmter Wirt, dazu wäre er zu alt und habe auch zu viel zu thun; er gehöre seinem Lande an, und so lang dieses von ihm seine Dienste verlange, dürfe er nicht an Ruhe denken. Dann legte Harrison ihm nahe, doch hin und wieder Zerstreuung von seiner Arbeit im Lustspiel zu suchen, das sich ihm selbst oft als ein Retter aus der Trübsal offizieller Sorgen erwiesen habe. Mit grimmigem Lachen begleitete Bismarck seine Antwort: „Die Zeitungen

spielen mir genug Komödie auf." — „Ja," bemerkte der Amerikaner, „ich habe die Beobachtung gemacht, daß sie Ihnen Unbeständigkeit der Grundsätze vorwerfen, weil Sie für sich das Recht eines freien Mannes in Anspruch nehmen, Ihre Ansichten zu ändern." — „Natürlich ändere ich meine Ansichten, wenn ich finde, daß ich im Unrecht bin, aber ich halte auch treu zu meiner Meinung der ganzen Welt gegenüber, wenn ich die Ueberzeugung habe, daß ich auf dem rechten Wege bin."

Als von einem hervorragenden öffentlichen Manne die Rede war, sagte der Fürst: „Er ist liebenswürdig genug, aber ein Narr in der Politik, ein schlechter Politiker, der uns viel unnötige Mühe verursacht hat." — „Sie sind also der Meinung, daß es gute Politiker giebt?" — „Sicherlich. Niemand kann ein erfolgreicher Staatsmann sein, wenn er nicht ein kluger Politiker ist." In diesem Augenblick wurde ein umfangreiches Aktenstück hereingebracht und auf den Tisch gelegt, worauf Bismarck sich an seinen Gast mit den Worten wandte: „Sie sehen, Herr Mayor, ich befinde mich hier auf Urlaub und muß doch arbeiten. Einige zwanzig Jahre hindurch ist für mich kein Tag ohne Arbeit vergangen." — „Sechsundzwanzig Jahre hindurch," fiel die Fürstin hier ein. — „Ja," ließ sich dann der Fürst wieder vernehmen, „in sechsundzwanzig Jahren keinen einzigen Ruhetag." Harrison riet ihm nun, doch einmal Ruhe auf einer Inkognitoreise zu suchen, erhielt aber zur Antwort: „Ich bin nun einmal zu sehr an Thätigkeit gewöhnt und befürchte, das Rasten nicht ertragen zu können." Später wandte sich die Unterhaltung auch den russischen Verhältnissen zu, und als der Mayor von Chicago die Meinung äußerte, der Zar könne seinem Volke wohl ein wenig mehr Vertrauen zeigen, bemerkte Bismarck: „Jawohl, sein Vater ließ es an diesem Vertrauen nicht fehlen und wurde dafür ermordet." Darauf entgegnete Harrison, während der anarchistischen Unruhen in Chicago habe er mit Blut geschriebene Drohbriefe erhalten, wäre aber doch ohne einen Begleiter durch die erregtesten Bezirke geritten. „Ja, ja," erwiderte ihm sein Wirt, „aber Sie befanden sich auch in Amerika und unter Amerikanern, nicht in Rußland." [1])

Zum Schluß teilte der Mayor von Chicago dem Fürsten noch mit, daß sein Sohn (der ihn auf seiner Reise begleitete) ihn beauftragt habe, ihm zu sagen, er könne auf seine ewige Dankbarkeit rechnen, wenn er für ihn nur eine einzige Zeile mit seiner Namensunterschrift schreiben wollte. Lachend entgegnete Bismarck, er werde ihm sogar einen eigenhändigen Brief schreiben, wenn er sich verpflichten wollte, einen Anarchisten aufzuknüpfen. Dann nahm er eine Photographie von sich zur Hand, schrieb seinen Namen darunter und reichte sie Harrison mit den Worten: „Bewahren Sie sie auf zum Andenken an diesen angenehmen Tag."

[1]) Harrison wurde am 28. Oktober 1893, wenige Stunden nach seiner Schlußrede zur Chicagoer Weltausstellung, ermordet.

22. Februar 1889. Diner, zu welchem 41 Abgeordnete aus sämtlichen Parteien des Landtags geladen waren. In Ergänzung des von mir in „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“, Band I. (2. Auflage) Seite 296, Mitgeteilten schildert der Abgeordnete v. Eynern den Verlauf in folgendem Briefe vom 23. Februar 1889 an seine Gemahlin:

„Bei Bismarck war es gestern sehr schön und fein, wie das einliegende Menu zeigen möge. Empfang im Dreikaisersaal, Diner im Kongreßsaal. Etwa vierzig Herren. Wir saßen nach dem Alter geordnet, ich zwischen dem Freiherrn v. Erffa und dem Regierungspräsidenten v. Tiedemann; dann folgten Graf Wilhelm Bismarck und Prinz Arenberg.

Der Fürst sah wohl aus, klagte aber, als ich mich nach seinem Befinden erkundigte, über Schlaflosigkeit. Das ihm von mir empfohlene Sulfonat sei gar nichts wert; er habe es genommen und sich noch den ganzen folgenden Tag ‚dämelich‘ gefühlt. Die Fürstin erkundigte sich nach dem Schicksal der mir vor zwei Jahren geschenkten Photographie ihres Mannes; ich hätte sie gewiß für mich behalten und sie nicht ausgeliefert, wie egoistische Männer so etwas ja immer thäten. Nach dem Diner, bei dem es an unserer Ecke sehr lustig zuging, wurde der historische Sofaplatz eingenommen. Franz Reichensperger und Freiherr v. Schorlemer-Alst nahmen daneben Platz, Herr v. Schalscha auf dem Sofa neben dem Fürsten. Ich wurde sehr günstig vis-à-vis plazirt und war dadurch angenehmerweise der unmittelbaren Nähe des schnüffelnden Reichshundes entrückt, mit dessen Ohren und Schwanz sich der Fürst in den entstehenden kurzen Gesprächspausen sinnreich beschäftigte und sie mit Erörterungen über die Rasse des Hundes ausfüllte.

Die Unterhaltung nahm der Fürst fast allein auf sich, und hinter unseren Stühlen bildete sich eine große Korona, die gespannt lauschte, wie wir selbst natürlich auch. Die Tagespolitik wurde kaum berührt. Bei auftauchenden Betrachtungen über die Stellung des Monarchen in einem Staat machte aber der Fürst manche für die redegewandten Berufsparlamentarier wenig schmeichelhafte Aeußerungen über die zweifelhafte Befähigung derselben, Geschäfte auch leiten zu können. Er lobe sich eine so einfache, stets auf das richtige Ziel lossteuernde Natur, wie sie unser Kaiser besitze — der bringe vorwärts. Und daran anknüpfend besprach er seine Erlebnisse aus dem Jahre 1848, wo Friedrich Wilhelm IV. sich hin und her habe ziehen lassen und wo man den Rückzug der Truppen aus Berlin ohne Befehl des Königs habe geben können. Dann kam er auf Konfliktserlebnisse, wo auch hin und her geschwankt worden wäre, und wo man das Gemüt des Königs beunruhigt habe. Und dann erzählte er darüber folgendes: Als er 1862 zum Minister ernannt worden sei, sei er dem Könige bis Jüterbog entgegengefahren und habe denselben in größter Niedergeschlagenheit angetroffen. Die badischen Herrschaften, von denen der König gekommen, hätten den Konflikt mit dem Landtag für unlösbar gehalten

und ihn zum Einlenken zu bestimmen gesucht. Der König habe zu ihm gesagt: ‚Minister sind Sie geworden, aber nur um das Schafott zu besteigen, was auf dem Opernplatz für Sie errichtet wird; ich selbst, der König, werde nach Ihnen an die Reihe kommen.‘ ‚Der König hoffte zweifellos, ich würde ihm diese Dinge ausreden‘ — sagte Bismarck — ‚ich that aber das Gegenteil, weil ich meinen ehrlichen und gegen jede erkennbare Gefahr mutigen Mann kannte. Ich sagte ihm, die beiden Fälle hielte ich augenblicklich vielleicht für nicht ganz ausgeschlossen — aber wenn sie eintreten sollten, was sei dann Großes daran gelegen? Sterben müßten wir alle einmal, und es sei gleichgiltig, ob ein bißchen früher oder später.‘ Er sterbe dann, wie es seine Pflicht sei, im Dienste seines Königs und Herrn, und der König sterbe dann in Verteidigung seiner heiligen Rechte, was auch seine Pflicht sei gegen sich selbst und gegen sein Volk. Man brauche ja nicht gleich an Ludwig XVI. zu denken, der sei ja unangenehm gestorben, aber Karl I. habe einen höchst anständigen Tod erlitten, einen solchen, der ebenso ehrenvoll gewesen wie der auf dem Schlachtfelde.

‚Als ich,‘ erzählte Bismarck weiter, ‚derart den König als Soldaten an sein Portepee faßte, wurde er noch ernster, und dann wurde er sicher, und ich reiste mit einem vergnügten, kampfesfrohen Mann nach Berlin hinein.‘

So etwas in der Bismarckschen Art wiederzugeben ist unmöglich; es ist die Gestaltungs- und Schilderungskraft eines Dichters, welche dem Zuhörer die Siuation entrollt, als sei man in derselben mitwirkend gewesen.

Bald darauf erhob sich der Fürst, und wir empfahlen uns. Ich bildete mir ein, daß er sein Schlußwort: ‚Wenn man mutig bleibt, hat man nie etwas zu befürchten,‘ zu mir gewendet gesagt habe. Herr v. Schorlemer-Alst nahm es aber für sich auch in Anspruch, und so teilten wir uns friedlich darein.“

26. März 1889. Zur Ergänzung des ebendaselbst Band I. (2. Auflage) Seite 300 gebrachten Referats über das parlamentarische Diner bei Bismarck lasse ich hier noch folgen, was der Abgeordnete Dr. Hartmann (Plauen) darüber aufgezeichnet hat:

„Es geschah zum erstenmal, daß der Kaiser bei einer derartigen Gelegenheit erschien. Die meisten der Eingeladenen erfuhren davon erst, als sie Seine Majestät in der Gesellschaft erblickten. Mir selbst ging es so. Der Kaiser war überpünktlich erschienen. Als ich genau um 6 Uhr eintrat in das Dreikaiserzimmer, fand ich außer dem Fürstlichen Ehepaar und seiner nächsten Umgebung nur sehr wenige Gäste vor, darunter einen Herrn in Marineuniform, der mir in diesem Augenblick den Rücken zuwendete. Als er dann seine Stellung veränderte, so daß ich ihn von der Seite zu sehen bekam, erkannte ich den Kaiser. Gesagt hatte mir auch bis zu diesem Augenblick niemand davon. Einem sehr hervorragenden Reichstagsabgeordneten, der allerdings spät eintrat, stieß es zu, daß er von der Anwesenheit des Kaisers noch nichts wußte, als Seine Majestät

der Frau Fürstin den Arm bot, um sie zu Tische zu führen. Er fragte mich: ‚Wer ist denn der Marinier?‘ und war ganz überrascht, zu hören, daß es der Kaiser war.

Vor Tisch hielt derselbe Umgang unter den im Kreise aufgestellten Gästen, gefolgt vom Präsidenten v. Levetzow, der ihm die einzelnen vorstellte. Ich war neben den Freiherrn v. Huene zu stehen gekommen und wurde so Augen- und zum Teil Ohrenzeuge der Scene mit dem Roten Adler-Orden II. Klasse. Der Kaiser begann das Gespräch wörtlich folgendermaßen: ‚Ich danke Ihnen im Namen meiner Marine‘ . . . Das Weitere — wahrscheinlich ist dann zunächst gekommen: ‚und meiner Armee‘ — konnte ich nicht mehr verstehen, weil ich es inzwischen für angemessen gefunden hatte, etwas wegzutreten. Der Kaiser hielt eine kleine Ansprache an den Freiherrn v. Huene, langte dann mit der linken Hand nach rückwärts, empfing aus der Hand eines der ihn begleitenden Offiziere das rote Etui und übergab es dem Freiherrn v. Huene. Dieser dankte sichtlich überrascht und hochbeglückt. Als dann der Kaiser sich zu mir gewendet hatte, verschwand Freiherr v. Huene, um bald darauf, mit der soeben empfangenen Ordensdekoration um den Hals, wieder zu erscheinen. Nur eins war ihm schmerzlich: Die Dekoration war nicht mit den Schwertern versehen, die sich an der ihm früher verliehenen Dekoration des nämlichen Ordens befinden.

Mit mir sprach der Kaiser über einige, damals höchst aktuelle Rechtsfragen. Er wollte meine Ansichten darüber hören. Ich entwickelte diese in der gebotenen Kürze, der Kaiser begleitete meine Ausführungen mit Zwischenbemerkungen und Fragen, und so wurde dieses Gespräch verhältnismäßig sehr lang, was die Aufmerksamkeit aller erregte, auch des erlauchten Wirtes, der in einiger Entfernung in dem bekannten Ecksofa rechts vom Eingang Stellung genommen hatte. Wie mir nachher erzählt wurde, hat der Fürst darüber seine Bemerkungen gemacht, zum Beispiel ‚Sehen Sie nur, wie dieser sächsische Staatsanwalt den Kaiser festhält!‘ — Mit dem ‚Festhalten‘ that er mir aber unrecht, wie aus vorstehendem hervorgeht.

Bei Tisch waren wir — abgesehen von den Plätzen in der nächsten Umgebung des Kaisers und des Fürstlichen Ehepaares — nach dem im Hause des Fürsten herrschenden Brauche nach dem Lebensalter gesetzt. Ich, als einer der Jüngeren, saß infolge dessen nicht eben nahe an dem Mittelpunkt der Tafel, war aber doch nahe genug, um zu beobachten, in welcher liebenswürdigen, jugendlich frischen Art Seine Majestät der Kaiser mit seiner Umgebung verkehrte.

Die Tischkarte war diesmal deutsch. Die Tafelmusik begann mit dem Torgauer Marsch.

Als nach Tisch Zigarren herumgereicht wurden, nahm der Kaiser eine, brannte sie auch nach einiger Zeit an. Die anderen Teilnehmer zögerten begreiflicherweise, das Gleiche zu thun. Da trat Fürst Bismarck, mit einer langen

Pfeife — unangezündet — im Arm, an den Kaiser heran und stellte sich militärisch in Achtung vor ihn, meiner Wahrnehmung nach ohne etwas zu sprechen. Der Kaiser verstand aber die Pantomime sofort und ersuchte den Fürsten in jovialer Weise, ja anzubrennen. Das geschah sofort, und wie mit einem Zauberschlag waren etwa dreißig Zigarren in Brand.

Der Kaiser blieb stehend und sprach so mit einzelnen und Gruppen der Anwesenden. Der Fürst setzte sich auf das bereits erwähnte Ecksofa. Hier wurde mir das Glück zu teil, einige Zeit hindurch neben ihm zu sitzen. Er plauderte zunächst über Rußland, indem er die Beobachtungen und Erlebnisse aus seinem Aufenthalt in Rußland zum besten gab — ein beliebtes Nachtischthema des Fürsten. Mit mir insbesondere sprach er über sächsische Verhältnisse. — Die Stellung der Dynastie zum Volke ꝛc. Zwischenhinein bewunderte er die Ausdauer des Kaisers im Stehen, meinte: „Das brächte ich nicht fertig; er ist zwar jung, aber das ist es nicht allein; die Hohenzollern haben ein kolossales ‚Stehfleisch‘; der Vater und der Großvater hatten es auch; die vielfache Uebung mag die hohen Herren besonders leistungsfähig machen, und schließlich vererbt sich das wie andere Vorzüge und auch Mängel“ — worauf ein längeres Gespräch über Atavismus folgte.

20. Mai 1889. Ueber das parlamentarische Frühstück an diesem Tage hat mir der frühere Reichstagsabgeordnete August Gebhard einen Originalbericht zur Verfügung gestellt, der meine frühere Schilderung desselben [1]) in vielen Punkten ergänzt.

Im Verlaufe des Frühschoppens am 20. Mai 1889 überzeugte sich Fürst Bismarck durch Anklopfen an die Fässer, die auf dem in einer Ecke des Saales hergerichteten Bierausschanke lagen, ob sie noch hinreichend gefüllt seien. Er wandte sich dann zu den in der Nähe stehenden Reichstagsabgeordneten Zeitz, Böttcher und Gebhard, und eine von dem Erstgenannten über die Beschaffenheit des Bieres gemachte Bemerkung, die Fürst Bismarck dahin mißverstand, als sei Zeitz der Meinung, daß das Bier von der Berliner Bockbrauerei stamme, bot den Anlaß, daß Fürst Bismarck sich über die Herkunft des Bieres aussprach: Es stamme aus der Brauerei Thalhausen des Grafen Holnstein. Dieser sei ein alter Lieferant von ihm; er habe mit seinem Bier auch die Diplomatie in Versailles versorgt. Dort sei gutes Bier schwer zu beschaffen gewesen, und da habe Graf Holnstein wiederholt dem Hauptquartier aus der Not geholfen.

„Graf Holnstein war uns auch sonst sehr nützlich; er vermittelte den Verkehr zwischen uns und dem König Ludwig. Dabei konnte ich die Diplomatie nicht gebrauchen. Graf Holnstein aber stand dem König persönlich nahe — er war Oberststallmeister —, und ich mußte mich an ihn wenden, um eine Einwirkung

[1]) Vergl. „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“, Bd. I. (2. Aufl.) S. 303.

auf den König selbst ausüben zu können. Graf Holnstein hat dann zweimal quam citissime die Reise von Paris nach München gemacht, und das war keine Kleinigkeit; denn es war zu der Zeit, wo noch auf zwanzig Meilen die Eisenbahnverbindung fehlte."

Als Zeitz bemerkte, daß die Bayern in Versailles überhaupt einen großen Einfluß geübt hätten, bestätigte dies Bismarck und fuhr fort: „Zur Annahme der Kaiserwürde konnte ich anfänglich meinen alten Herrn schwer bewegen; er war geneigt, sie mehr wie eine höhere Beamtenstellung aufzufassen. ‚Als Kaiser,' sagte er, ‚muß ich thun, was die andern wollen, als König bin ich Herr. Als König bin ich geboren, was ich dadurch habe, weiß ich; was ich aber als Kaiser habe, weiß ich nicht.' Es ging ihm wie einem jungen Lieutenant aus altem Hause; er läßt sich lieber Herr Graf als Herr Lieutenant nennen."

Er (Bismarck) habe nun, um in dieser Sache, wo er nicht nur das Widerstreben der anderen Fürsten, sondern gewissermaßen auch das seines alten Herrn gegen sich gehabt habe, den König Ludwig zu gewinnen, an diesen geschrieben, er hätte durch den Eintritt in den Bund schon so viel zugestanden, daß er kaum mehr zugestehen könne. So, wie die Sache liege, mache er seine Zugeständnisse dem König von Preußen, und dieser werde künftig in Bayern in einem gewissen Umfange Befehle zu erteilen haben; da wäre es doch richtiger, die Zugeständnisse dem Kaiser von Deutschland als dem König von Preußen zu machen. Er (Bismarck) habe ihn auch an die deutschen Kaiser erinnert, die aus seinem, des bayerischen Königs, Hause hervorgegangen seien, besonders an Ludwig den Bayer — es sei dies recht ad hominem gerichtet gewesen; auch habe er (Bismarck) erwähnt, daß er aus der Geschichte seiner Familie wisse, daß Ludwig der Bayer ihr ein wohlwollender Herrscher gewesen sei.

Den bewußten Brief habe er im Gasthause am Eßtische geschrieben; er sei darum auch nicht völlig formgerecht gewesen; das Papier sei von einer mangelhaften Beschaffenheit gewesen, und die Schrift sei durchgeschlagen. So habe er den Brief dem Grafen Holnstein mitgeben müssen.

Der König Ludwig habe, als Graf Holnstein bei ihm eingetroffen sei, Zahnschmerzen gehabt und ihn zunächst nicht empfangen wollen. Darauf habe Graf Holnstein ihm sagen lassen, er habe einen Brief von Bismarck, und da habe König Ludwig gesagt: „Na, dann bringen Sie ihn her!" Der König habe den Brief gelesen, sich ihn zum zweiten- und zum drittenmal vorlesen lassen und dann gemeint: „Ja, es ist richtig! Der König von Preußen muß Deutscher Kaiser werden!" Er habe dann von Bismarck den Entwurf eines Schreibens verlangt, das er an den König von Preußen richten sollte; Bismarck habe den Entwurf dazu dem König Ludwig übermittelt; dieser habe denselben für gut befunden und das Schreiben an den König von Preußen abgesandt.

Auf Gebhards Bemerkung, daß der König Ludwig seine Gunst dem Fürsten Bismarck ja wohl bis zu seinem Tode bewahrt habe, erwiderte der Kanzler: „Ja-

wohl; ich habe noch acht Tage vor des Königs Tode einen sehr gnädigen Brief von ihm erhalten; in persönlichem Verkehr habe ich aber in den letzten Jahren mit dem König nicht mehr gestanden; von Kissingen aus habe ich zwar wiederholt den Versuch gemacht, den König zu sehen, derselbe hat aber den Besuch stets unter höflichem Vorwande abgelehnt."

Der Abgeordnete Goldfus, der, wie mehrere andere, mit herangetreten war, meinte, dazu sei beim Könige wohl Verlegenheitsgefühl die Veranlassung gewesen, worauf Fürst Bismarck entgegnete, das sei wohl möglich. Zu dem letzten Briefwechsel hätten des Königs Geldverlegenheiten den Anlaß gegeben. Bismarck habe ihm geschrieben, er möge sich doch an seine Stände wenden; die würden die Sache gern in Ordnung bringen. Darauf habe der König geantwortet, das glaube er wohl, aber das ginge nicht, denn die Stände würden ihm das Bauen verbieten, und ohne Bauen könne er nicht leben. Bei dem Briefwechsel habe es auffallen müssen, wie des Königs Handschrift immer unleserlicher geworden wäre, die Schriftzüge seien weit auseinandergezogen und die Buchstaben immer mehr schief zu einander gestellt gewesen.

Abgeordneter Gebhard warf ein: Professor Riehl erzählte, König Max, der Vater von König Ludwig, habe nach einer ihm (Riehl) gemachten Mitteilung beabsichtigt, seinen Sohn so zu erziehen, daß er bis zu seinem achtzehnten Lebensjahre nur die idealen Seiten des menschlichen Daseins kennen lernen und von dem Bösen, das es in der Welt gäbe, möglichst unberührt bleiben solle; dann habe er seinen Sohn bei der Hand nehmen und ihn mit dem Leben so, wie es wirklich sei, bekannt machen wollen. Ehe er aber seinen Sohn so auf die Widerwärtigkeiten des Lebens hätte vorbereiten können, wäre König Max gestorben.

König Ludwig habe, so erzählte Fürst Bismarck im Anschluß daran weiter, als Kronprinz sich wohlunterrichtet gezeigt. Er, Bismarck, sei damals mit ihm zusammengekommen und habe in dem Lustschloß Nymphenburg bei München an der Tafel mit ihm gesessen, als er etwa 17 Jahre alt gewesen sei. Seine Unterhaltung sei keineswegs die gewöhnliche Prinzenunterhaltung gewesen, wie sie am Hofe beim Cercle geführt werde: „Sind Sie schon lange in Berlin?" „Wann reisen Sie wieder ab?" „Was macht Ihre Frau Mama?" u. s. w. Seine Unterhaltung sei die eines sehr gebildeten jungen Mannes, aber sehr unstet gewesen. Aufgefallen sei es ihm, daß der Kronprinz sehr viel Sekt getrunken und dem einschenkenden Lakai immer das geleerte Glas über die Schulter hingehalten habe, damit es wieder gefüllt werde. Der Diener habe einen Blick nach der Königin geworfen, ob er im Einschenken noch fortfahren dürfe, es wäre aber nichts dagegen geschehen, und man habe ihm, dem Kronprinzen, überhaupt sehr viel freien Willen gelassen. Bei der Unterhaltung wäre es aufgefallen, daß sein Auge stets nach oben gerichtet gewesen sei.

Als der Abgeordnete Gebhard erwähnte, daß König Ludwig diese Eigentümlichkeit mit dem König Georg von Hannover gemein gehabt habe, erwähnte

Fürst Bismarck, daß dieser um jene Zeit ganz besonders großen Eifer in der Angelegenheit des Frankfurter Fürstentages an den Tag gelegt habe, da er sich bewußt gewesen wäre, daß sein Königtum nur in engster Verbindung mit der Bundesverfassung Dauer habe. Dabei sei er nur leider ein ganz erbitterter Preußenfeind gewesen.

Bismarck kam durch diese Wendung des näheren auf den Fürstentag in Frankfurt a. M. von 1863 zu sprechen. Die Sachlage sei damals eine sehr schwierige und insbesondere für ihn (Bismarck) eine sehr anstrengende gewesen. König Wilhelm habe gern dem Fürstentage beiwohnen wollen. „Das war ja auch natürlich, denn fünfundzwanzig Fürsten versammelt und ein König als Kurier! Wir waren damals in Baden-Baden, und dorthin kam der König von Sachsen. Da war es schwer, abzulehnen!" Nach langem Zögern und Ueberlegen habe der König doch abzulehnen beschlossen. Er sei zu diesem Beschlusse auf einer Ausfahrt gekommen, die er mit ihm (Bismarck) gemacht und die wohl eine Stunde gedauert habe. Für Bismarck sei sie höchst anstrengend gewesen; die Unterhaltung habe, damit die Dienerschaft sie nicht verstehe, in französischer Sprache geführt werden müssen. Zum Brechen müde sei Bismarck gewesen, als sie zurückgekommen seien. Als sich der König endlich zur Ablehnung entschlossen, habe es sich noch darum gehandelt, den Absagebrief zu schreiben. Nachdem dies geschehen, habe der König noch genau das Verschließen des Briefes beobachtet. Der König habe immer sehr viel darauf gegeben, daß richtig gesiegelt werde, und daß insbesondere das Siegel gerade gesetzt würde. Während Bismarck den Brief zusiegelte, sei der König hinter ihm gestanden und habe ihm zugesehen; nachdem er dann wahrgenommen, daß das Siegel gerade gesessen, habe er sich in einen Sessel gesetzt, zurückgelegt und gesagt: „Nun ist es gut, nun kann ich nicht mehr zurück!"

Er (Bismarck) sei mit dem Briefe dann weggegangen, von dem ganzen Vorgange aber so nervös geworden, daß er, als er die Thür hinter sich geschlossen, den Thürgriff abgerissen hätte. Als er diesen hinter sich geworfen, habe der diensitthuende Adjutant betroffen gefragt, ob etwas Besonderes geschehen sei, das ihn so aufgeregt habe. Bismarck, der inzwischen wieder ruhig geworden — solche nervöse Aufregung beruhige sich ja am schnellsten durch eine körperliche Kraftanstrengung —, habe erwidert, es wäre schon wieder gut.

„Wäre ich ein solcher Reaktionär gewesen," fuhr Bismarck fort, „als welcher ich damals immer verschrieen wurde und heute noch bei manchen Leuten gelte, so wären wir nach Frankfurt gegangen. Alsdann wäre die Bundestagsreaktion, auf so und so viel hunderttausend Bajonette gestützt, zur That geworden. Aus meiner Kindheit war mir diese Reaktion aber noch bekannt, und das hat mich zurückgehalten. In der That bin ich nie ein Reaktionär gewesen."

Inzwischen hatte sich der Kreis der Umstehenden immer dichter gestaltet. Der Präsident v. Levetzow trat durch denselben an den Fürsten heran und

verabschiedete sich. Bismarck, einige verbindliche Abschiedsworte sprechend, wandte sich den hinter ihm Stehenden zu, unter denen sich auch der elsässische Abgeordnete Dr. Petri befand. Dieser wurde Bismarck von dem Präsidenten v. Levetzow als ein elsässischer Abgeordneter, der nicht Franzose wäre, vorgestellt. Bismarck sprach seine Freude darüber aus, und der Abgeordnete Petri stellte in Aussicht, daß die Wahlen das nächste Mal noch besser ausfallen würden, worauf Bismarck erwiderte: „Nun gut! Wir können ja warten!" und indem er sich wieder zu seinen früheren Zuhörern wandte: „Wir haben Elsaß-Lothringen als Glacis für Süddeutschland erworben!"

Nachdem Fürst Bismarck sich dann dem zu seiner Linken stehenden Abgeordneten Veiel zugewandt, auch dafür gesorgt, daß dieser ein frisches Glas Bier erhielt, und mit ihm angestoßen hatte, begann er: „Ja, ich bin vorigen Sonnabend zu weit gegangen.[1]) Ich habe es nachher bedauert; aber ich bin solche Insulten nicht gewohnt, man wird erregt und geht dann zu weit."

Als der Abgeordnete Zeitz einwandte, diese Auffassung sei doch nicht allgemein, er, Fürst Bismarck, habe für viele ein erlösendes Wort gesprochen, fuhr dieser fort: „Ja, was soll man machen, wenn einem jemand sozusagen vor versammeltem Kriegsvolke Pfui zuruft. Es ist das doch gerade, als ob mich jemand anspuckt. Es ist mir das früher schon einmal in meinem parlamentarischen Leben vorgekommen.[2]) Damals war es ein Herr vom Zentrum, der mir das Wort zurief. Es war noch die Zeit, wo ich immer einen Revolver in der Tasche trug. Als der Zwischenruf erscholl, dachte ich zunächst: ‚Gehst du hin und schießest ihn nieder.' Nach einer halben Minute Ueberlegung aber habe ich mir gesagt: ‚Nein! das ist denn doch nicht dein Metier!'"

Als man dem Fürsten ein frisches Glas reichen wollte, dankte dieser und versprach, später nachzukommen; dann trat Dr. Schweninger hinzu, faßte den Fürsten am Arm und forderte ihn auf, sich zu setzen. Er folgte der Aufforderung, ließ sich seine lange Pfeife reichen und nahm an einem Tische mit dem Kriegsminister, dem Abgeordneten v. Wedell-Piesdorff und einigen anderen Herren noch für einige Zeit Platz. —

Zu dem Frühstück war auch der Amtsgerichtsrat Fritz Kern aus Hameln, ein alter Corpsbruder des Fürsten von der Hannovera in Göttingen, geladen. Kern war am 18. Mai 1889 zum erstenmal in seinem Leben nach der Reichshauptstadt gekommen, zum Besuch seiner dort verheirateten Tochter. Am folgenden Tage morgens klingelte ein Bote der Reichskanzlei in dem Hause in Steglitz, wo Kern wohnte, und überbrachte eine Einladung des Fürsten. — „Aber wie ist es möglich? Es muß ja ein Irrtum sein, wenn nicht etwa ein

[1]) Anspielung auf die Reichstagssitzung vom 18. Mai 1889.

[2]) In der Reichstagssitzung vom 13. März 1884. Vergl. Kohl, Bismarck-Reden, Bd. X. S. 15.

Scherz.“ — „Ja, wir in der Reichskanzlei wissen alles!“ — Ein Freund in Hameln hatte dem Geheimrat Dr. v. Rottenburg geschrieben, daß dem Fürsten Gelegenheit gegeben sei, einem trefflichen Corpsbruder aus der goldenen Jugendzeit eine freundliche Ueberraschung zu bereiten. Mit den Worten: „Auf Wiedersehen!“ schüttelte der Reichskanzler nach dem Frühschoppen zum Abschiede dem alten Genossen die Hand. „Ja, aber siebenundfünfzig Jahre darf es nicht wieder dauern, Durchlaucht,“ erwiderte Kern.

7. September 1889. Schönau. Teilnahme Bismarcks an dem Erntefest daselbst. Obgleich der Fürst an seinem alten Beinleiden (Venenentzündung) erkrankt war, hatte er es sich nicht nehmen lassen, dem Erntefest auf seinem Gute Schönau beizuwohnen. Der Fürst erschien im Wagen, das kranke Bein auf den Sitz gelegt, und sprach sein Bedauern aus, nicht aussteigen zu können. Trotzdem blieb der Gutsherr etwa eine halbe Stunde bei seinen Leuten, welche sich auf einem Rasenplatze mit Tanz vergnügten. In der Begleitung des Fürsten befanden sich der deutsche Botschafter in London Graf Hatzfeldt, der Geheimrat Dr. v. Rottenburg und ein englischer Parlamentarier. Die Kinder des Grafen Rantzau nahmen gleichfalls an dem allgemeinen Tanzvergnügen unter Aufsicht ihres Erziehers teil. Ein Vorarbeiter brachte ein Hoch auf den Gutsherrn aus, worauf dieser mit einigen Worten dankte. Zum Schluß rief der Fürst seinen Leuten zu: „Na, Kinder, amüsirt euch gut!“ und fuhr sodann nach Friedrichsruh zurück.

25. November 1889. Friedrichsruh. Der Abgeordnete v. Helldorff zu Gast. Derselbe besprach mit dem Fürsten Bismarck eingehend die Verhandlungen über das Sozialistengesetz und deren Rückwirkung auf die parlamentarische Lage und die Stellung der Parteien.[1])

4. Februar 1890. Parlamentarisches Diner, an welchem Seine Majestät der Kaiser teilnahm. Ueber dasselbe habe ich bereits in meinem Werke „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“ Bd. I. (2. Aufl.) S. 308 eingehend berichtet; ich lasse hier noch eine Aufzeichnung darüber folgen, welche von dem Landtagsabgeordneten v. Eynern herrührt.

Vor etwa einem Jahre hatte der Kaiser einem Diner bei dem Reichskanzler beigewohnt, wozu ausschließlich Mitglieder des Reichstags geladen worden waren. Der preußische Landtag war auf diese Ehre eifersüchtig und fühlte sich in seiner Bedeutung etwas zurückgesetzt. Man hatte aber für diese Session die Hoffnung auf eine Begegnung mit unserem jungen Kaiser aufgegeben, denn es lag schwül in der Luft; immer mehr schienen sich die Einzelereignisse, welche

---

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

von differirenden Auffassungen zwischen dem Kaiser und dem Kanzler Kunde gaben, zu einer Katastrophe vereinigen zu wollen. Da brachte unerwartet ein Fürstlicher Diener eine große Einladungskarte in meine Wohnung:

> Seine Majestät der Kaiser und König haben Allerhöchst Ihr Erscheinen zugesagt.
>
> Fürst von Bismarck beehrt sich
>
> Herrn v. Eynern, Mitglied des Abgeordnetenhauses, zum Diner am Dienstag, den 4. Februar, um sechs Uhr, ganz ergebenst einzuladen. U. A. w. g.

Wie ich erfuhr, waren gleiche Einladungen an etwa dreißig Personen ergangen, worunter siebzehn Abgeordnete; von unserer Fraktion außer an mich an die Herren v. Benda, Professor Dr. Enneccerus und Konsul Weber (Genthin), sodann an Dr. Miquel als Vizepräsidenten des Herrenhauses.

Der Kaiser erschien auf die Minute, mit ihm seine beiden Flügeladjutanten Oberstlieutenant v. Kessel und Major v. Zitzewitz. Wir standen im Kreis und wurden vorgestellt. Dann ging es zu der im Kongreßsaal aufgestellten prächtigen Tafel; ich saß neben dem Grafen von Limburg-Stirum, der die Gräfin Wilhelm Bismarck zur Seite hatte; dann folgte Peter Franz Reichensperger, dann der Fürst. Seiner Majestät, die zwischen der Fürstin und v. Benda Platz genommen, saß ich schräg gegenüber.

Ich kam mit meinen Nachbarn bald in animirte Unterhaltung, wir sprachen den guten Speisen reichlich zu, und die Gräfin Wilhelm Bismarck spendete mir, nach allem aufgetragenen Lob, ihr Menu zur Erinnerung für meinen Sohn.

Der Kaiser trank gleich zu Beginn der Tafel dem Fürsten zu, der sich kerzengerade erhob, sein Glas mit einem Zuge feierlich und langsam leerte und dann dem Kaiser eine jener tiefen Verbeugungen machte, die ich schon so oft bei Ueberreichung der Thronreden gesehen und die den ganzen Mann charakterisiren: gerad, stolz und schlicht und als wenn man Waffenklang dabei hören müßte. Der Kaiser trank dann noch im Laufe der Tafel, an der wir eine knappe Stunde saßen, Dr. Miquel und dem Grafen Douglas zu.

Aus dem Kongreßsaal ging es in das große Empfangszimmer zurück. Zigarren wurden präsentirt, und der Kaiser setzte sich rauchend in eine Sofaecke unter dem Bilde des Königs von Italien. Der Fürst zündete seine Pfeife an und setzte sich an die andere Seite der Eingangsthür, unter dem Bilde des Kaisers von Oesterreich. Ich setzte mich mit Professor Enneccerus und anderen zu ihm. Das Gespräch nahm gleich, anknüpfend an die Steuerdebatten, einen lebhaften Charakter an; mit vielem war Fürst Bismarck einverstanden, mit Aufhebung der Zuschläge zur Grund- und Gebäudesteuer, mit besonderer Besteuerung des Renteneinkommens und anderem. Aber er erklärte sich mit größter Entschiedenheit gegen jede progressive Einkommensteuer und wurde ungeduldig,

als Enneccerus ihm auseinandersetzte, die wolle man ja auch nicht, sondern nur eine degressive, und daran längere Erörterungen über den Unterschied zwischen progressiv und degressiv knüpfte. Ach — meinte der Fürst — das sei tout la même chose, ob man von oben oder von unten anfange wegzunehmen; wenn man diese sozialistische Richtung verfolge, dann möge man doch gleich die Konsequenz ausüben und etwa bestimmen, daß alles, was ein Bürger, er wolle einmal sagen, über 40 000 Mark verdiene, als Abgabe vom Staat weggenommen würde. Mit 40 000 Mark bleibe man ja immer noch ein wohlhabender Mann und könne noch eine Stellung in der Welt ausfüllen, aber die Vermögensbildung, die Grundlage des staatlichen Wohlstandes, höre auf.

„Was soll dieser soziale Neid! Hätten wir nur in Deutschland um zweitausend Thalermillionäre mehr, wir wären ein ganz anderes Volk; sehen Sie auf England, was das durch seine reichen Männer in Unternehmungen über die ganze Erde leistet.“

Aber er könne nichts mehr durchsetzen, die Jahre drückten ihn und sein Einfluß schwände immer mehr dahin. Und nun ließ er sich über die Geschehnisse der letzten Tage aus, über die von ihm verfolgten sozialpolitischen Ziele, die in der von ihm selbst — „mit diesen meinen Fingern“ niedergeschriebenen ersten Kaiserlichen Botschaft ausgesprochen seien, aber auch begrenzt sein müßten. „Haben Sie den Reichsanzeiger gelesen? Nun, so wird er Ihnen morgen Neues bringen; ich bin schuldlos daran, ich kann so weit weder wünschen noch hoffen.“ Und wohl in Erinnerung an frühere, zu mir bei Gelegenheit seiner Uebernahme des Handelsministeriums gemachte Aeußerungen meinte er, ich müsse ja wohl den neuen Handelsminister v. Berlepsch und dessen Wirksamkeit von Düsseldorf her kennen, auch seine Befähigung zur Durchführung der vom Kaiser beabsichtigten weiteren Reformarbeiten, besonders auf dem Gebiet der Arbeiterschutzgesetzgebung und sozialer Wohlfahrtseinrichtungen, beurteilen können.

Dann kamen wieder andere Fragen des Tages auf: die durch die Aufhebung des Sozialistengesetzes in den Städten immer mehr um sich greifenden Verführungen der unteren Volksklassen und über die Wanderung der arbeitsfähigen Bevölkerung aus dem Osten nach dem Westen, namentlich in die Städte, die dadurch sich stets fortpflanzende Verschiebung der Erwerbsverhältnisse, dazwischen die Anekdote eines seiner Gutsarbeiter, der auf die Frage, was ihn denn nach Berlin treibe, geantwortet habe, man könne dort so hübsch im Freien sitzen und Bier trinken. Und zweifellos bewegte sich sein Geist immer wieder in Vergleichungen zwischen seinem alten und seinem neuen Herrn; von ersterem erzählte er Erlebnisse, wie er ihm gedient habe, als ein Vasall; das sei er auch den Hohenzollern, und wenn er nicht mehr zu dienen brauche, nun, er habe seine Pflicht gethan und werde sie thun bis zum letzten Atemzuge.

Eine Aeußerung, wie sie heute in den Blättern steht, der Kanzler habe gesagt: „Dem Kaiser, so lieb er mich hat, kann ich nicht mehr imponiren,“

habe ich nicht gehört, ich brach aber, da der Fürst mir sagte, er glaube, der Kaiser wolle gern mehr Abgeordnete kennen lernen, und ich möge zu dessen Tisch herangehen, vor Beendigung der Gespräche von meinem Platz auf.

Seine Majestät saßen mit dem Freiherrn v. Stumm, dem Grafen Udo Stolberg, Freiherrn v. Huene, Graf Limburg, Prinz Arenberg und Dr. Miquel an einem ovalrunden Tisch; die letzten beiden Herren rückten für mich zusammen. Das Gespräch war ein freies und allgemeines und bewegte sich über das Gebiet der Arbeiterverhältnisse und der Arbeiterschutzgesetzgebung, namentlich auch über Streiks, deren Behandlung und Vorbeugung, mit Rückblick auf die in Westfalen und an der Saar gemachten Erfahrungen. Die vielfache Heranziehung englischer Vergleichsverhältnisse führte zu einer vom Kaiser angeregten Erörterung über die Befähigung des parlamentarischen Regimes zur Lösung großer sozialer Aufgaben, sodann weitergehend zu Erörterungen über die Lebensansprüche des englischen im Vergleich zum deutschen Arbeiter und zum Vergleich über den frohen und sicheren geschäftlichen Wagemut des englischen Kaufmanns gegenüber dem vorher alles erwägenden und studirenden Thätigkeitssinn des deutschen Kaufmanns.

Die Beispiele, welche der Kaiser zur Beweisführung für seine Anschauungen vorbrachte (so die Schilderung der Anfertigung eines Armstronggeschützes in den englischen Königlichen Gießereien, die Bergung der Ladung eines gestrandeten Schiffes an der indischen Küste durch Amerikaner, über die Bewaffnung und Bekleidung der englischen Armee), waren stets so zutreffend und wurden mit solchem Humor vorgetragen, daß oftmals lautes und frohes Lachen die Runde durchbrach. Immer aber kehrte ein ernster Ton zurück. Den Herren war der Inhalt des im Staatsanzeiger erscheinenden Erlasses des Kaisers an den Reichskanzler, ohne Gegenzeichnung desselben, auf die Anbahnung internationaler Verhandlung behufs Verständigung über der Arbeiter Wünsche und Bedürfnisse bekannt. Dr. Miquel teilte ihn mir mit. Herr v. Stumm ließ sich in seiner klaren und eindringlichen Weise über mancherlei Bedenken und Schwierigkeiten aus, die der Kaiser mit gespanntester Aufmerksamkeit anhörte und mit Hinweis auf den Nebentisch als ihm in noch viel weiterem Maße bekannt hinstellte. Zu den Personen, auf deren Sachkunde er rechne, gehöre aber gerade Herr v. Stumm; er werde seine Berufung in den Staatsrat vorfinden, und dort sollten Gründe und Gegengründe ihre volle Geltung haben.

Auf eine eingestreute Bemerkung, daß die arbeitenden Klassen ihm doch geringe Anerkennung für sein Thun unter den vorherrschenden Lehren entgegenbringen würden, sprach der Kaiser lebhaft das Wort aus: „Und ob wir nun Dank oder Undank für unsere Bestrebungen ernten, ich werde in denselben nicht erlahmen, und ich rechne auf Ihrer aller Mitarbeit. Ich habe die Ueberzeugung, daß staatliche Fürsorge allein uns zum Ziele führen kann, die arbeitenden Klassen innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung zu versöhnen. Jedenfalls geben

diese Bestrebungen mir für alles, was wir thun, ein ruhiges Gewissen." [1]) Nun sprachen noch Dr. Miquel und Graf Douglas in eingehender Weise über die zur Beruhigung der arbeitenden Klassen staatlicherseits zur Verfügung stehenden Mittel, aber der Höhepunkt der Unterhaltung war überschritten, und es war elf Uhr geworden. Schon vor einer Stunde hatte der Flügeladjutant gemeldet, daß die Wagen vorgefahren seien.

Jetzt erhob sich der Kaiser und begrüßte zum Abschied uns und mit besonderer Herzlichkeit den Fürsten und seine Familie. Die Gäste brachen nach und nach auch auf. Als folgenden Tags auf Wunsch der politischen Freunde Professor Enneccerus und ich in der Fraktionssitzung Bericht über die Vorgänge erstatteten, schloß ich meine Ausführungen mit den Worten: „Zwischen unserem Kaiser und dem Reichskanzler liegt eine Generation als unausfüllbare Kluft." —

Zu dem Kaiserdiner am 4. Februar 1890 wurde der Abgeordnete Freiherr v. Stumm, welcher sich bereits auf der Rückreise in die Heimat in Frankfurt a. M. befand, von Bismarck telegraphisch eingeladen. [2]) Tags darauf, am 5. Februar, hatte Stumm die letzte Unterredung mit Bismarck vor dessen Rücktritt über die von dem Kaiser geplante internationale Arbeiterschutzgesetzgebung. In der Auffassung der sozialen Fragen waren Stumm und Bismarck von sehr verschiedenen Gesichtspunkten ausgegangen. Stumm war es ausschließlich um die soziale zu thun, Bismarck vorzugsweise um die politische. Stumm ging Bismarck anfangs nicht weit genug, da derselbe ein Gegner des Staatszuschusses bei der Unfallversicherung der Arbeiter war. Später betrachtete er Stumm wieder als Bundesgenossen. Allerdings hatte Stumm im Gegensatze zu dem Kanzler schon 1878 für eine gesicherte Sonntagsruhe für die gewerblichen Arbeiter im Reichstag gewirkt und blieb diesem Standpunkte auch im Staatsrat treu, in welchem er sich unumwunden auf den Standpunkt der Kaiserlichen Februar-Erlasse stellte. In diesem Sinne ist er auch im Reichstag seit dem Abgange Bismarcks aufgetreten. Mit dem späteren sozialpolitischen Auftreten Stumms im Reichstag hat sich Fürst Bismarck ausdrücklich einverstanden erklärt.

In dem literarischen Nachlaß des verstorbenen Abgeordneten Franz Peter Reichensperger fand sich unter der Ueberschrift: „Ein denkwürdiges Diner bei Bismarck" folgende Aufzeichnung desselben:

---

[1]) Diese Worte zeichnete sich Herr v. Eynern gleich zu Hause auf und holte sich durch Excellenz v. Lucanus bei Seiner Majestät die Erlaubnis ein, sie öffentlich benützen zu dürfen, was er zunächst am 11. Februar in einer Rede in Remscheid that.

[2]) Wegen der Gespräche desselben mit dem Kaiser vergl. mein Werk „Fürst Bismarck und die Parlamentarier", Bd. 1. (2. Aufl.) S. 256.

Beim Diner des Fürsten Bismarck vom 4. Februar 1890, an welchem der Kaiser teilnahm, hatte ich die Ehre, zur Rechten des Fürsten gegenüber dem Kaiser zu sitzen und die Gräfin Wilhelm Bismarck zu Tisch zu führen. Wegen der Unterhaltung nach rechts und links, sowie wegen eines dazwischen stehenden Tafelaufsatzes konnte ich Seine Majestät nicht recht beobachten. Der Kaiser trank zwischen den Weinen viel Wasser und unterhielt sich vielfach und lebhaft mit seiner Nachbarin, der Fürstin Bismarck, mehr aber über seinen Nachbar v. Benda hinweg mit Miquel.

Ich fragte unter anderem den Fürsten Bismarck nach dem Ursprung eines auf der Tafel stehenden kostbaren silbernen Humpens, der mit Münzen bedeckt war. Er erwiderte, daß derselbe von seinem mütterlichen Urahn Derfflinger herrühre. Es sei wohl nur eine Legende, daß er Schneidergeselle gewesen.

Auf meine Bemerkung, daß der Festsaal, in welchem er dem Friedenskongresse präsidirt, ihm wohl stets eine stolze Erinnerung biete, erwiderte er, daß er den Nutzen doch höher anschlage als die Ehre.

Graf Douglas trat einmal hinter den Stuhl des Fürsten und erzählte so laut, daß auch der Kaiser aufmerkte, von der leichten Stillung eines Aufstandes in Staßfurt. Ich bemerkte dabei, zum Kaiser gewendet, daß der Marschall Maison einmal mit bestem Erfolg in Paris eine Brandspritze, mit Jauche gefüllt, angewendet, worauf der Kaiser zustimmend lachte. Zum Fürsten fügte ich hinzu, daß die Spottblätter dem Marschall eine Klystierspritze in die Hand und in sein Wappen gegeben.

Nach Tisch bildeten sich zwei Kreise um den Kaiser und um Bismarck mit der langen Pfeife und dem großen Hunde. Ich als Alter hielt es für geraten, mich zu dem alten Herrn zu halten, und saß neben ihm. Bei Besprechung der Steuerfrage sagte er, die minder Wohlhabenden müßten geschont, die Reichen mehr herangezogen werden. Das Hauptunheil drohe von der Unzufriedenheit der Arbeiterklasse und der Sozialdemokratie. Ich bemerkte darauf, daß die Regierung selbst an dieser Unzufriedenheit schuld sei und sie erzeuge, indem sie das Volksschulwesen überspanne. Wenn man alle Kinder nicht bloß im Lesen, Schreiben und Rechnen und besonders in der Religion unterrichte, sondern ihnen bis zum vollendeten vierzehnten Jahre Halbwissen in Geschichte, Geographie und Naturkunde beibringe, dann hielten sie sich für viel zu „gebildet“, um zufriedene Stall- und Ackerknechte oder Fabrikarbeiter sein zu können.

„Nun“ — sagte er — „das ist seit langem meine Ueberzeugung, aber bei keinem Kultusminister erreichte ich etwas; die Geheimräte erst sind wie die Wollsäcke, an denen jeder Stoß abprallt!“

Ich erwiderte, daß gerade ein Staatsminister wie er, der dem Kaiser wie den Ministern so sehr imponire, diesen Widerstand doch brechen könne, wenn er nur wolle. Er: „Da irren Sie sich, der Kaiser läßt sich von niemand

imponiren, er hört mich bereitwillig und gern. Ja, er liebt mich (und dabei schlug er auf die Brust), aber imponiren läßt er sich nicht."

Als ich ihm leiser bemerkte, daß er bei der letzten kirchenpolitischen Novelle seine imponirende Stellung doch zum Danke von Millionen bewiesen, nickte er beifällig.

Im Kreise des Kaisers war es noch lauter geworden und schon elf Uhr und sehr warm. „Ja" — sagte Bismarck — „ich kann doch nicht zuerst aufstehen. Le roi s'amuse."

Ich: „Gottlob, nicht wie in jener Komödie, sondern, wie man hört, mit sehr ernsten Dingen, besonders der Arbeiterfrage." Der Kaiser erhob sich bald, nachdem sein Wagen anderthalb Stunden gewartet.

1. März 1890. Teilnahme an dem Diner für die Mitglieder des Staatsrats [1]) im Königlichen Schlosse, wozu auch der damalige Reichstagsabgeordnete Frhr. v. Huene geladen war.

Der Staatsrat war bekanntlich zur Vorberatung der sozialpolitischen Gesetzgebung einberufen. „Wie gefallen Ihnen diese Dinge?" fragte Bismarck den Frhrn. v. Huene nach dem Diner. Der letztere sprach seine Uebereinstimmung mit der eingeschlagenen Richtung und zugleich die Hoffnung aus, daß der Fürst die Sache unterstützen werde. Dieser verbreitete sich dann über die Art und Weise, wie die Dinge behandelt worden seien, und verhehlte nicht seine Unzufriedenheit mit der Art des Vorgehens. Als dann später Kaiser und Kaiserin, bevor sie den Saal verließen, auf den Fürsten zugingen, um sich zu verabschieden, war dieser sichtlich erfreut und erwiderte auf eine Aeußerung Huenes über die Art der Kaiserin: „C'est le charme du cœur!"

2. März 1890. Zur Mittagstafel die Abgeordneten Fürst v. Pleß, v. Helldorff, v. Kardorff und Frhr. v. Stumm. Hauptgegenstand des Gesprächs war die Behandlung der Arbeiterschutzgesetze. [2])

25. März 1890. Nachmittags gegen 4 Uhr fuhr Fürst Bismarck in seiner Kürassieruniform vor dem bekannten Restaurant Paulsborn (im Grunewald) vor. Sein Besuch galt dem Wirt Eye, der lange Jahre und noch zur Zeit, als Fürst Bismarck Gesandter in St. Petersburg war, als Koch bei ihm bedienstet war. Der Fürst, von Herrn Eye empfangen und von dem zahlreich anwesenden Publikum begrüßt, nahm an einem kleinen Tische im Garten Platz und nötigte Herrn Eye, sich neben ihn zu setzen. Dann bestellte der Fürst eine Tasse Kaffee nebst Gebäck und erkundigte sich teilnehmend nach Herrn Eyes

---

[1]) Vergl. „Neue Tischgespräche und Interviews", Bd. I. S. 166.

[2]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

und seiner Gattin Befinden. In der Hauptsache, erklärte der Fürst, wäre er gekommen, da er für absehbare Zeit Berlin verlasse, ihm Lebewohl zu sagen. Inzwischen war der Kaffee servirt, Fürst Bismarck trank denselben mit Behagen, bemerkend, daß dieses Getränk ihm eigentlich verboten sei, aber schon deswegen um so besser munde, zumal auch die Tasse ein ungewöhnliches Quantum fasse. Dann ließ sich Fürst Bismarck ein Goldstück wechseln, indem er äußerte, daß er schon seit langer Zeit nicht gewohnt sei, selbst zu zahlen. Nach kurzem Verweilen erhob er sich, drückte Herrn Eye herzlich die Hand und verließ das Lokal, indem er die Grüße des Publikums herzlich erwiderte.

Anfangs Juni 1890. Friedrichsruh. Der Hofmeister und Landrat Dr. Alexander Graf Keyserling aus Esthland Gast Bismarcks. Der Graf gehörte zu den intimsten Jugendfreunden Bismarcks. Als Studenten wohnten sie in Berlin zusammen, und späterhin haben sie sich in Petersburg wiedergefunden; auch besuchte Bismarck den Grafen Keyserling auf dessen Landgut Raiküll in Esthland im Jahre 1860 oder 1861. Später war letzterer wiederholt in Varzin, doch trat zuletzt eine lange Pause in dem Verkehr ein, bis nach dem Abgang Bismarcks Graf Keyserling diesen nochmals, und zwar zum letztenmal in Friedrichsruh besuchte.

Das Korrespondiren mit Freunden lag nicht in der Gewohnheit Bismarcks; nur mit seinem alten Universitätsfreunde Dr. John Lothrop Motley machte er darin eine Ausnahme. Auch Graf Keyserling besaß nur einen einzigen Brief Bismarcks, und auch dieser war nur ganz geschäftlicher Natur; er betraf eine Forstangelegenheit. Trotz der Bitten seiner Familie hat Graf Keyserling sich doch nie zu irgend einer biographischen Aufzeichnung bestimmen lassen. Er war der Philosoph und Gelehrte, für den die Vergangenheit keinen Wert hatte, wie lebhaft er sich sonst auch für geschichtliche Fragen interessirte.

14. Juni 1890. Friedrichsruh. Ueber die Teilnahme der Deputation der Düsseldorfer Vereinigung der Mittelparteien an der Frühstückstafel bemerke ich hier in Ergänzung des in Band I. der „Tischgespräche und Interviews" S. 171 Gesagten noch, daß die Deputation aus den Herren Rechtsanwalt Mengelbier, Gutsbesitzer P. Göring, Kommerzienrat Lueg und Kaufmann Pels-Leusden bestand.

An dem Frühstück nahmen außer dem Fürsten und der Fürstin Bismarck noch Graf Herbert Bismarck, Graf Mirbach, Lothar Bucher und mehrere andere Gäste teil. Die Mitglieder der Deputation hatten Gelegenheit, sich selbst zu überzeugen, welch reiches Maaß von Liebe und Verehrung die Angehörigen und Gäste dem Hausherrn entgegenbrachten, und sie waren tief ergriffen von der liebevollen Aufmerksamkeit, mit welcher die Frau Fürstin unablässig um ihren Gemahl besorgt war. Der Fürst erzählte viel aus interessanten Episoden seines

Lebens, besonders auch aus den Feldzügen von 1866 und 1870. Nicht minder äußerte er sich aber auch in der ihm eigenen, so überaus klaren Weise über verschiedene Tagesfragen.

Der Fürst wandte sich dann zu der Veranlassung, welche die Deputation zu ihm geführt, und erklärte unumwunden, es habe ihm wohlgethan, daß die Herren in dieser Weise persönlich zu ihm gekommen seien, und er danke ihnen sehr dafür.

Es wurde sodann die Adresse vorgelegt, welche in ihrer einfachen, aber künstlerisch vornehmen Ausstattung so sehr den Beifall des Fürsten fand, daß er meinte, dieselbe dürfe nicht zusammengelegt bleiben, sondern müsse unter Glas und Rahmen gebracht werden. Mit Interesse folgte der Fürst der Erklärung des Roeberschen Kunstblattes und las sodann mit großer Aufmerksamkeit den Text der Adresse durch, sich zu einzelnen Stellen derselben äußernd. So hob er, um eines zu erwähnen, hervor, daß er seine Verdienste um die deutsche Sache doch nicht als so außerordentlich hohe betrachten könne, denn nachdem einmal der König von Preußen die Lösung der deutschen Frage in die Hand genommen, habe sich deren weitere glückliche Entwicklung von selbst ergeben.

Kurz bevor sich die Herren verabschieden mußten, stieß der Fürst mit jedem derselben auf das Blühen und Gedeihen des Regierungsbezirks und der Stadt Düsseldorf an, nochmals allen, welche an der Huldigung beteiligt, seinen Dank aussprechend. Dann erfolgte die Aufhebung der Tafel.

29. und 30. Juni 1890. Friedrichsruh. Eugen Wolf, der frühere kaufmännische Beirat des Majors v. Wißmann, Gast in Friedrichsruh.

Bei dem Festessen der Generalversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft am 1. Juli 1890 im Palmensaal der „Flora“ zu Cöln berichtete Wolf darüber: Ich hatte wieder einmal die Ehre, beim Fürsten Bismarck zu sein; ich war vorgestern und gestern unter dem gastlichen Dach des Fürsten. Sie hätten nur hören sollen, wie sich der Fürst über Wißmann äußerte; aufjauchzen hätte ich mögen ob solch dankbarer Anerkennung der Verdienste Wißmanns. Wollen Sie wissen, wie der Fürst aussieht? So jung, so frisch, so gesund, so körperlich und geistig thatkräftig habe ich ihn nie gesehen. Gestern ritt er bei strömendem Regen zwei Stunden spazieren. Sein Appetit ist vorzüglich, und seinen Sekt schweningert er lustig weiter hinunter. Sein Gedächtnis scheint an Schärfe noch gewonnen zu haben. Er erzählte mir unter anderem, es seien ihm einmal an einem meiner Röcke die vielen Taschen aufgefallen. Ich motivirte dies damit, daß ich als kaufmännischer Beirat des Majors v. Wißmann vieler und großer Taschen bedurft hätte. Daß Fürst Bismarck das alte Cöln speziell hochhält, das habe ich daran gesehen, wie vorzüglich der Fürst die Kopie der Urkunde der Schlußsteinlegung des Domes aufbewahrt hat. Der Fürst ist noch

lange, lange nicht aufgebraucht. Heute scheint Fürst Bismarck geistig und körperlich ein Mann von 40 Jahren zu sein. Ich habe keinerlei Auftrag, dies hier zu erklären, aber das kann ich Sie auf das bestimmteste versichern: Fürst Bismarck hätte niemals seine Feder zu solchem Vertrage wie der deutsch-englische hergegeben.[1])

August 1890. Kissingen. Mittagstafel, zu welcher der zur Kur in Kissingen anwesende deutschfreisinnige Abgeordnete Dr. Alexander Meyer[2]) eine Einladung erhalten hatte.

In der Unterhaltung[3]) erklärte Bismarck, er habe aufgehört, Beamter zu sein, aber er habe nicht aufgehört, Staatsbürger zu sein, und werde sich die daraus fließenden Rechte nicht nehmen lassen. Er werde seine Meinungen äußern. Er könne sich nicht hinlegen und einen Winterschlaf halten wie der Bär, der einen Winterschlaf hält und an seinen eigenen Tatzen saugt.

Ein Mandat als Reichstagsabgeordneter anzunehmen, würde für ihn in vieler Beziehung einen großen Reiz haben. Allerdings hätten einige Zeitungen geschrieben, Bismarck auf der Rednerbühne des Reichstags werde eine seltsame Figur spielen, indessen scheue er sich vor dieser Rolle gar nicht. Nur ein Punkt errege ihm Bedenken; wenn er ein Mandat übernehme, so übernehme er damit auch die Pflicht zu regelmäßiger Anwesenheit, wenigstens bei den wichtigeren Abstimmungen, und das errege ihm Bedenken. Ein andauernder Aufenthalt in Berlin, das Wohnen in einem Hotel sei ihm zuwider, und so könne er einen festen Entschluß zurzeit noch nicht fassen. Ganz anders verhalte sich die Sache mit seinem Sitze im Herrenhause; hier habe er keine neuen Verpflichtungen zu übernehmen, sondern er habe bereits Pflichten, von denen er nicht absehe, wie er sich ihnen entziehen könne. Uebrigens seien ja die Zusammenkünfte des Herrenhauses stets so selten und auf so wenige Tage beschränkt, daß die Bedenken, welche er gegen die Uebernahme eines Reichstagsmandats geäußert, in Wegfall kämen.

Auf eine Frage, ob er noch Mitglied des Staatsrats sei, erwiderte er, er sei aus allen seinen Aemtern entlassen, nur aus dem eines Mitgliedes und Vizepräsidenten des Staatsrats nicht.[4]) Aus diesem könne er auch nicht ent-

---

[1]) Eine ausführlichere Auslassung des Fürsten Bismarck über das deutsch-englische Abkommen findet sich in Band I. meines Werkes „Neue Tischgespräche und Interviews“ S. 331.

[2]) Meyer, Alexander, Dr. jur., Schriftsteller zu Berlin, geb. am 22. Februar 1832 zu Berlin, evangelisch. Promovirte in Würzburg 1860 zum Dr. jur.; war einige Zeit im praktischen Justizdienst, später schriftstellerisch thätig. Von 1866—71 Sekretär der Breslauer Handelskammer, von 1871—76 Gewerbesekretär des Deutschen Handelstags. Langjähriges Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses und des Reichstags. Seit 1884 Stadtverordneter in Berlin.

[3]) Ich folge hier dem Berichte der „Breslauer Zeitung“ vom 22. September 1890.

[4]) Hierüber entspann sich demnächst in der Presse eine lebhafte Kontroverse. Zu vergl. die „Göttinger Zeitung“ vom 25. September 1890.

lassen werden, denn die Mitglieder seien unamovibel. Sie könnten nur aus ähnlichen Gründen wie die Richter aus ihren Aemtern entlassen werden. Die Einberufung des Staatsrats und seiner einzelnen Mitglieder hänge von dem Ermessen des Kaisers ab.

Bei allen diesen Aeußerungen war der Fürst übrigens in einer ruhigen, man kann sagen behaglichen Stimmung, die nichts von der Bitterkeit verriet, die ihm in den Berichten über andere von ihm geführte Gespräche nachgesagt wurde. — —

Ich lasse hier zur Kurzweil eine Schilderung folgen, welche die Baronin Louble unter dem Namen „Etincelle" im Pariser „Figaro" ihren Landsleuten von Bismarck und seiner Lebensweise in Bad Kissingen zum besten gab: „Der eiserne Kanzler bewohnt ein altes Haus, ziemlich entfernt vom Kursaal, eine abscheuliche, bizarre Baulichkeit mit rotem Dache, spinatgrünen Fensterläden, gelben Thüren. Das Appartement des Fürsten erinnert an das Innere eines Trödlerladens, so sehr ist es angefüllt von einer Menge kontrastirender, altersschwacher Möbel. Der große Kanzler giebt kleine Diners zu fünf oder sechs Kuverts, wobei wegen Abwesenheit der Madame Bismarck die Frauen ausgeschlossen sind. Bei diesen Einladungen ist man genötigt, da jeder der Stühle von anderer Form und Größe ist, Reisedecken und Tücher zu Hilfe zu nehmen, um halbwegs bequem bei Tische zu sitzen. Die Last der Geschäfte hat den Kanzler nicht magerer gemacht. An Körpergewicht ist er Gambetta um das Dreifache überlegen. Er kann sich nicht mehr in ein Fauteuil setzen; man muß vor sein Kuvert ein kleines Sofa stellen. Ihm zu Füßen ruht sein famoser Hund Tyras. Der Fürst trägt bei diesen intimen Diners kein schwarzes Kleid, sondern ein weites Tuchwams, in dem er sich sehr behaglich fühlt. Die Aerzte verordnen eine sehr strenge Diät, wenn man Kissinger Wasser trinkt. Gewohnt aber, alles unter seinen Willen zu beugen, glaubt der germanische Polyphem, daß ihm auch Aeskulap Gehorsam schulde, kümmert sich um die ärztlichen Vorschriften so gut wie gar nicht, ißt wie ein wahrer Teutone, trinkt Champagner in Strömen und leert ganze Humpen von Bordeaux und spanischen Weinen. Bis jetzt hat er unter diesen Extravaganzen nicht gelitten, zum mindesten seine Unklugheit nicht zu teuer bezahlt."

30. Dezember 1890. Friedrichsruh. Mittagstafel, an welcher Graf Herbert Bismarck, Graf Wilhelm Bismarck mit Gemahlin, Professor v. Lenbach, Schriftsteller Adolf Wilbrandt nebst Sohn aus Rostock, Oberstlieutenant v. Trotha aus Ratzeburg und Dr. Chrysander teilnahmen.

Adolf Wilbrandt plaudert über seinen Besuch in Friedrichsruh in einem der Wiener „Neuen Freien Presse" [1]) übergebenen Feuilleton, dem ich folgendes

[1]) Nr. 10991 vom 31. März 1895.

entnehme: Es war eine grimmig kalte Zeit, als wir am Morgen des 30. Dezember durch die Straßen von Hamburg und zum Hafen gingen. Der Mittag kam und mit ihm Freund Lenbach; er wollte einige Stunden mit uns in Hamburg verleben, eh er uns nach Friedrichsruh und zum „Alten" führte. Daß wir dessen Gäste sein sollten, war schon abgemacht; Lenbach, der durch das Leben gereifte Diplomat, der Schüler Bismarcks und Moltkes, hatte beim letzten Diner über den Tisch hinüber hingeworfen: „Der Wilbrandt kommt von Rostock, um mich zu besuchen. — Er bringt auch seinen Buben mit. — Er möcht' aber auch gern Durchlaucht kennen lernen. Wie machen wir das, Durchlaucht?" — „Wir laden sie zum Essen ein," antwortete der Fürst. Diese Botschaft war denn noch nach Rostock geflogen, eh wir von dort abfuhren: „Zum Diner; ohne Frack!"

Es ward endlich sechs Uhr, wir stiegen vor dem Friedrichsruher Schloß aus dem Wagen aus. Ein Schloß? Eine Fürstenwohnung? Nein; das einfache Haus eines großen Menschen, den die Eitelkeit der Welt nie besessen hat; der nur für seinen gewaltigen Körper eine gute Küche, einen guten Keller, und für sein rastloses Gehirn einen geräumigen Arbeitstisch braucht. Es ward mir wunderbar „preußisch" zu Mute, als ich durch das Haus ging, zuerst zu Lenbachs Zimmer hinauf, dann nach unten zurück. Nichts von Prunk und Pracht, nichts von „Eleganz". An den Thüren im ersten Stock sah ich noch die Nummern, offenbar aus der Zeit, als dieses Haus ein Gasthof am Sachsenwald war. Alles hell, die Thüren, die Fenster, die Wände; große, lichte Räume, von ruhigster Einfachheit, gutes, warmes Obdach bei der „Hundekälte", behaglich und weiter nichts. So vornehm und schlicht stand dann auch die Hausfrau vor mir; die ruhige, scheinlos-würdevolle Gestalt mit den klugen, milden, menschenfreundlichen Augen; ein großer, unvergeßlicher Kopf, wie vom Schicksal dazu bestellt, den Mann, der so hohe Wege ging, frei von aller Eitelkeit und mit dem reinen, sachlichen Verstand eines hingebenden Herzens zu begleiten.

Ich begrüßte sie, und an ihr vorbei sah ich in der Tiefe des Saales ein Bild, das mir das Herz ergriff. Auf einem Sofa, ganz mit sich allein, saß der Fürst; er hatte noch nicht bemerkt, daß Fremde eingetreten waren; tief in sich zusammengesunken, die rötliche Gesichtsfarbe verblaßt, alte, welke Züge, so schien er auf den „Trümmern Karthagos" zu sitzen und über dieses scheidende Jahr, das seinen „Sturz" erlebt, über den Undank des Lebens nachzudenken. In diesem Augenblick erschien er mir wirklich als ein alter Mann . . . Wie anders hatte ich ihn gesehen, als ich die Heldengestalt zum erstenmal erblickte: vierundzwanzig Jahre früher, im September 1866, beim Einzug der siegreichen Truppen in Berlin. Ich saß auf einer der großen Tribünen des Pariser Platzes; durch das Brandenburger Thor ritten sie in der weichen, warmen Südluft heran, hinter dem König Wilhelm seine Paladine; Bismarck zwischen Moltke

und Roon, im Waffenkleide wie sie. Eine ergreifende Blässe deckte sein Gesicht, denn er hatte mit einem starken Unwohlsein zu kämpfen; er saß aber aufrecht und fest, wie aus Stein gehauen, mit den fernwirkenden, gewaltigen Brauen, in ehernem Ernst, als ritte der Geist der Geschichte durch das Thor der Zeit. Da sah ich den Helden, den germanischen, wie das Herz ihn träumte. Find' ich den nun nicht mehr? fuhr mir durch den Sinn. Ueberlebt sich alles? Komm' ich schon zu spät?

Doch nun erhob sich der „Alte" auf dem Sofa, und lässig aufgereckt, in ruhiger, behaglicher Würde stand die volle, hohe Gestalt vor mir und meinem „Buben", ins Leben zurückgekehrt; von den Trümmern Karthagos war nichts mehr zu sehen. Wenige Augenblicke hatten ihn verjüngt; mit freundlichem Hausherrnblick begann er das Gespräch; mit dem ruhigen, wartenden Blick der vordringenden Augen, der zwischen seinem durchbohrenden Nahblick und seinem Denkerfernblick gleichsam in der Mitte schwebt; denn, um es gleich hier zu sagen: Nie hab' ich an einem Menschen einen so erstaunlichen und leichten Wechsel vom zugreifenden Nahblick des Thatmenschen und vom tiefen, geisterhaften Fernblick des vorausschauenden Weisen gesehen. Wie sich in ihm so viele und verschiedene Kräfte der deutschen Volksart zu einem mächtigen Accord vereinigt haben: wilde, dreinschlagende Thatkraft, bedächtige Zähigkeit, strahlender Humor, plattdeutsche Gemütlichkeit, selbstwilliger Herrschersinn, hingebende Mannestreue, tiefgrabende Klugheit, hochfahrende Wahrheitsliebe — so gehen von seinem Auge in oft unmerklichem Uebergang brüderliche Strahlen der widersprechendsten Menschenformen aus: des Kämpfers, der sich mit allen Kräften durchzusetzen sucht, der in dich hineinbohrt, vor dessen Scharfblick du dich vielleicht gern verstecken möchtest, und des Denkers, der dich gar nicht sieht, der durch dich hindurch in irgend eine Ferne schaut, eine vergangene oder zukünftige, der auf der Welt nichts zu wollen scheint, als aus der Nichtigkeit des Augenblicks in das Wesen der Dinge zu tauchen.

Er wunderte sich mit einer Art von Vorwurf, daß in meinem Sprechen kein heimatlicher, mecklenburgischer Anklang zu bemerken sei; ich suchte ihm kurz zu erklären, wie mein Lebensgang, mein ästhetisches Bedürfnis nach reinster Sprachform mich so „verhochdeutscht" hätte; übrigens würde er mit mir gewiß zufrieden gewesen sein, wenn ihm eingefallen wäre, plattdeutsch mit mir zu sprechen. Er zeigte sogleich, wie wunderbar sein Gedächtnis ist: indem er auf die drei Reisen kam, die ihn in jungen Jahren durch Mecklenburg geführt hatten, wußte er noch alle die kleinen Städtchen zu nennen, durch die er gezogen war, und so, wie sie nacheinander folgen. Es erschien jetzt noch ein Gast aus der mecklenburgischen Nachbarschaft: ein Oberstlieutenant aus Ratzeburg; für diesen militärischen Besuch hatte der Fürst Uniform angelegt, und mich freute es, ihn darin zu sehen. Indem er nun als „General-Oberst" vor dem Offizier stand und dessen Begrüßung militärisch entgegennahm und erwiderte,

erschien er gleichsam in dritter Gestalt: nach dem in sich versunkenen Greis und dem rasch verjüngten Weltmann die lässige Hoheit eines Herrschers, „jeder Zoll ein König" ... Man ging zu Tisch.

Der Fürst, an der Schmalseite der Tafel präsidirend, nahm bald seine vierte Gestalt an, die behaglichste: mehr und mehr schwand die Blässe aus dem heiteren Antlitz, die Farbe des Rotweines schien hindurchzuleuchten; die Urfreude des Lebens: der Genuß der Sinne, durch gesellige Fröhlichkeit geadelt, lächelte aus den strahlenden Augen. Er war der Landedelmann, der sich in der Feierzeit mit seinen Gästen seines guten Kellers erfreut; er durfte es jetzt, denn für ein paar Wochen, bis zum Dreikönigsabend, hatte er Schweninger-Ferien und die Freiheit, mit seiner Diät zu machen, was er wollte. Nachdem er schon einige Sorgenlöser erprobt hatte, wünschte er noch einen; Graf Herbert nahm die Kellerkarte und verlas sie mit humorvollem Ernst. Auf einen edlen Rheingauer fiel die Wahl des Fürsten, und mir schien, daß er vortrefflich gewählt hatte. Es lag aber ein großer, stiller Humor darin, daß, wie wir bei Tische erfuhren, dieser Fürst des Weingenusses sämtliche Heidelbeeren seiner Wälder an einen großen Händler verkauft, der daraus Rotwein macht; Rotwein, den der Graf Wilhelm bei einem Festessen in Hannover oder Hamburg kennen gelernt hatte und mit herber, erbarmungsloser Kritik verurteilte.

Das Diner ging zu Ende, Fürst Bismarck reichte seiner Dame, der Schwiegertochter, den Arm, und mit jugendlich elastischem Schwung, der mich überraschte — als wäre er wieder der schlanke Frankfurter Bundestagsgesandte — führte er sie aus dem Speisesaal hinaus. Die Gesellschaft verteilte sich; in einem der großen angrenzenden Räume betrachtete ich mit der Gräfin und Lenbach die neuen Skizzen, die der Unermüdliche nach dem „Altreichskanzler" machte; doch hatte er auch nach den jüngeren Gliedern der Familie dies und das entworfen.

Der letzte Teil des Abends begann, der „gemütliche": die kleine Gesellschaft fand sich um den großen Kaffeetisch wieder zusammen, der Fürst streckte sich, die ruhebedürftigen Glieder zu schonen, auf mehreren Stühlen aus; die berühmte lange Pfeife ward in Brand gesetzt, und von den Zeitungen, die den Tisch neben ihm bedeckten, wanderte eine nach der andern durch seine Hände und, sobald sie durchflogen war, zu den mächtigen Reichshunden (doch der eigentliche echte Tyras lebte nicht mehr) auf den Boden hinab. Im Lesen hörte er aber, wie es schien, fast alles, was wir sprachen; oft warf er ein Wort hinein oder eine Rede, oder er wandte sich für eine Weile ganz dem Gespräche zu. Unterdessen war nebenan der riesige Weihnachtsbaum wieder entzündet worden, der noch allabendlich brannte; durch die offene Thür konnte man ihn sehen. Die Fürstin in ihrer sacht-geräuschlosen Weise ging vor uns in den Saal hinein, und sich in einen Lehnstuhl setzend, der ganz allein mitten in dem großen Raume stand, betrachtete sie lange den strahlenden, verheißungs-

vollen Baum, den blassen Kopf träumerisch gesenkt; ein merkwürdig rührendes Bild ... Wir sprachen von hundert Dingen, am wenigsten von Politik; die großen Abgründe wurden nicht berührt. Da wir Gäste aus den beiden Mecklenburg gekommen waren, fiel dem Fürsten die Gestalt eines sonderbaren Prinzen ein, der zu einem unserer Regentenhäuser gehörte; von seiner Zeitung aufschauend begann er zu erzählen: wie dieser Prinz im März 1848, damals junger preußischer Garde-Offizier, noch am Morgen nach dem großen Berliner Straßenkampfe in kriegerischer Wut in die Häuser bekannter Demagogen oder Demokraten eingedrungen sei und sie mit dem blanken Säbel angegriffen habe. „Nun, das war wohl ganz gut gemeint," fuhr Bismarck mit seiner humoristischen Trockenheit fort, „aber für einen Prinzen doch keine ganz geeignete Beschäftigung ..." Der junge Fürstensohn, über die Schwäche der preußischen Regierung gegen die Revolution empört, quittirt den Dienst und verfolgt fortan die Berliner Staatsleitung mit Haß und Verachtung; er bleibt dabei, auch als mit Bismarck ein anderer Wind zu wehen beginnt; ja endlich geht er so weit, vor König Wilhelm zu treten und gegen Bismarck Klage zu erheben, daß er dem König nach dem Leben trachte. „Eines Tages," fuhr der Fürst fort, „erzählte mir der alte Herr: ‚Wissen Sie, Bismarck, was der Prinz ... behauptet? Sie hätten Attentatsgelüste gegen mich. Nun, das ist ja wahr: Sie wären der Nächste dazu!' — ‚Majestät,' sagte ich, ‚erlauben Sie: Ich denke doch, Ihre Kammerdiener und Ihre General-Adjutanten hätten es ebenso nahe als ich. Aber ich bitte Eure Majestät, wollen Sie die Gnade haben, mir es immer offen zu sagen, wenn ich bei Ihnen angeschuldigt werde, damit ich mich doch verteidigen und rechtfertigen kann.' — Da lachte der alte Herr: ‚Aber, Bismarck! Wenn ich Ihnen das alles wieder sagen wollte, was mir gegen Sie vorgebracht wird, da reichte das Jahr nicht aus!'"

Indem der Fürst so erzählte, sprach er mit der eigentümlichen, suchenden, pausirenden Langsamkeit, die man an ihm kennt; die mich befremdete, als ich ihn zuerst im Reichstag reden hörte; doch gewöhnt man sich wohl an weniges so leicht wie an diese Sprechweise, da sie, statt den Hörer zu beunruhigen, ihm vielmehr bald das Gefühl der Sicherheit, der Gewißheit giebt, daß ein so geistiger Kopf, der so behaglich-bedächtig an seinen Gedanken formt, sie anziehend gestalten und zu einem guten Ende führen werde. Mich erinnerte sie zuweilen an Salvinis Art, des großen italienischen Schauspielers, der zumal in seinen Monologen durch merkwürdige Pausen voll Geist, durch gleichsam äußeres Spiel des Denkens das, was kommen sollte, so wunderbar vorbereitete, daß einem war, als hebe oder teile sich seine Schädeldecke, als sehe man ihn denken. Freilich, was bei ihm höchste Kunst war, ist beim Fürsten Bismarck schlichte, ungewollte Natur, aber der Reiz des Zuschauens ist doch von ähnlicher Art. Ich sah dabei sehr wohl, daß sich der Schädel nicht hob, nicht teilte; seine reine, herrliche Form veränderte sich nicht — das schönste Schädelgebilde,

das ich bis heute gesehen; die Peterskuppel unter den Menschenköpfen. Meine formseligen Augen wanderten so andächtig an diesen Formen herum, daß ich vielleicht nicht immer gehört habe, was er zu mir sagte.

Er kehrte noch wieder zu seinen Zeitungen, zu dem beginnenden Vordringen der Franzosen in West-Afrika von Senegambien aus zurück; doch ließ er unsere Gespräche nicht mehr aus dem Ohr. Wir vertieften uns ein wenig in die Frage, ob man aufhören solle, das Griechische im Gymnasium zu lehren; ein Gedanke, der dem Fürsten offenbar mißfiel. Als von irgend jemand betont wurde, daß unser Aussprechen des Griechischen so ganz anders sei als das der heutigen „Hellenen", ließ er die Zeitung sinken und sagte: „Darauf kommt's auch nicht an. Es kommt darauf an, wie Achilles und Hektor ihr Griechisch ausgesprochen haben;" und mit einem feinen, flüchtigen Lächeln setzte er hinzu: „Ich denke mir, Hektor hat es mit einem leichten trojanischen Anklang gesprochen . . ."

Die letzte Zeitung fiel endlich unter den Tisch; der Fürst gab seine „horizontale Lage" auf und wandte sich ganz zu uns. Wir debattirten über die alte und die neue Fechtweise der deutschen Studenten; in ihm erwachte der alte Mensurenpaukant, er rückte näher, sein Körper beugte sich vor, seine Augen schienen noch mehr hervorzutreten und zu leuchten; er erinnerte mich jetzt an seine Photographien aus den letzten sechziger Jahren, vor dem französischen Krieg. Als der junge Otto v. Bismarck sich in Göttingen schlug, und ebenso noch zu meiner Studentenzeit galt es für das Rechte, bei aller Schneidigkeit des Angriffes so gedeckt zu schlagen, daß man die feindliche Klinge sich nicht ins Gesicht kommen ließ; wie denn auch Jung-Otto von allen seinen Mensuren unversehrt heimgekommen ist. Die heutige Studentenschaft ist gegen ihre Haut rücksichtsloser, im Angriff gleichsam wilder, spartanischer geworden: Hieb und Gegenhieb sollen gleichzeitig sein; nur einem Meisterfechter würd' es wohl noch gelingen, von einer langen Reihe von Paukereien ohne jeden „Schmiß" davonzukommen. Der Fürst schüttelte doch den Kopf; die Weise, wie er sie kannte, schien ihm — wie soll ich's sagen — die kunstgerechtere oder stilvollere zu sein. Er verwarf aber die heutige nicht; er wanderte nur mit Vergnügen in seiner akademischen Vergangenheit herum und erzählte uns sein letztes Duell. Lange nach der Göttinger Zeit, als er in Greifswald noch einmal auf die Universität ging, um (wenn ich nicht irre) Landwirtschaft zu studiren, flog ihm ein Zweikampf zu; wie wenig blutgierig er aber dabei war, zeigte die Art seines Angriffes. „Mein Gegner," erzählte er, „hatte eine sonderbare Mütze auf dem Kopf, obendrauf ein loser, baumelnder Tüpfel. Das Ding reizte mich; eine lange Zeit kaprizirte ich mich darauf, ihm diesen Tüpfel von der Mütze zu schlagen. Ich kam aber nicht dazu; es wollte nicht glücken. Zuletzt sah ich ein, daß ich bei diesem Unternehmen selber tüchtig in Gefahr kam — und ich machte der Sache auf andere Weise ein Ende."

Viele Jahre später, als Bismarck der Mann mit dem deutschen Michel raufte, ist es ihm geglückt, den Zipfel von Michels Schlafmütze herunterzuhauen... Oder nicht? Schien auch das nur so? Sitzt der Zipfel noch? Wird er auch im Deutschen Reiche bis ans Ende leben?

Um zehn mußten wir zur Bahn, um noch bis Hamburg zu fahren, in unsern Gasthof am Jungfernstieg. Die Nacht war kalt wie der Tag oder kälter; obwohl man in unserem Zimmer so mächtig geheizt hatte, daß die ganze Ofenthür noch glühte, erwarteten uns doch kaum 12 Grad über Null. Freilich für die Nacht mehr als genug. Wir lagen in unseren breiten Betten neben einander, von den Gefühlen und Erinnerungen dieser Stunden voll; die strahlenden Augen meines Fünfzehnjährigen suchten mich noch lange, die Zunge und das Herz fanden keine Ruhe. Diese echte, schlichte, weltgeschichtliche Größe lag auf seiner jungen Seele... Endlich schmeichelte ihm der Schlaf doch die Herrschaft ab, und er schloß die Augen, noch einen Ausdruck von Seligkeit auf dem stillen Gesicht.

Guter Junge! dacht' ich, selber noch herzwach, möchtest du, auch wenn der erste Flaum dort längst zum Bart gereift ist, noch so einschlafen können, noch so hingebungsfähig, so bewunderungsfroh, so jugendwarm sein! Möchtest du diesen Frühling nie aus der Brust verlieren! — Die deutsche Jugend, ihr alle! O daß euch doch kein Thersites, auch der klügste, der wissendste nicht, daß euch kein Loki, kein Teufel in menschlicher Gestalt das Herz so verwirren könnte, daß ihr für die Größe keine Begeisterung, für das Verdienst keinen Dank, für die höchsten Stimmen der Ehre keinen Widerhall im Busen habt! Möchtet ihr nie die Freude des Nörgelns, des Verkleinerns, des Kaltlächelns lernen, diese gifthaltigste Freude, die alle ihre edleren und schöneren Schwestern um sich her zerstört. Möchtet ihr jeden verlachen, der euch nehmen will, was euer Bestes ist: euch in Liebe zu beugen vor dem, was durch seine segenspendende Größe sich und euch verherrlicht!

Ich summte mir noch die Verse, die ich zum 1. April desselben Jahres 1890 an den Altreichskanzler als telegraphischen Gruß geschickt hatte:

> Mit Wehmut ringt dein Volk heut' schmerzerschüttert;
> Mit heißem Dank begrüßt es diesen Tag.
> Der du wie Wodan durch die Welt gewittert,
> Dein Geist der Blitz, dein Mut der Donnerschlag,
> Du gabst dann Sonne, Frieden, Frühlingsregen,
> Das Land befruchtend, das dein Blitz durchdrang:
> Du, deines Volkes gottgesandter Segen,
> Dich segnet liebend deines Volkes Dank!

5. Januar 1891. Friedrichsruh. Max Bewer aus Dresden, der Verfasser mehrerer Bismarck-Schriften, zur Frühstücks- und Mittagstafel. Ueber die bei dieser Gelegenheit geführten Gespräche vergleiche die Broschüre: „Bei

Bismarck" von Max Bewer, Dresden. Druck und Verlag der Druckerei Glöß, 1891. [1])

Für diejenigen, welchen diese Broschüre nicht zugänglich ist, stelle ich — mit Beiseitelassung allen Beiwerks — die Gespräche zusammen, die der Fürst mit seinem Gast während dessen zehnstündigen Aufenthalts bei und nach Tisch geführt hat. Anwesend waren beim Frühstück noch die Fürstin, die Schwester Bismarcks, Frau Malvine v. Arnim-Kröchlendorff, deren Tochter, Gräfin Wilhelm Bismarck, und die Grafen Herbert und Wilhelm Bismarck.

Bewer schreibt: Der stetige Grundzug in Bismarcks Physiognomie ist ernstsinnige Ruhe, natürliches Behagen, objektive Lebensfreude, wie sie jedes gesunde Wachstum in der Natur, zumal die Pflanzen und die Kinder zur Schau tragen. Diese natürliche Lebensauffassung charakterisirte er beim Frühstück in drastischer Weise. Als ihm seine lange Pfeife gereicht wurde, sprach er von seinem guten, holländischen Kanaster, den er packetweise zu Hause liegen habe. „Ich lasse die Maden hineinkommen, wie in alten Käse." Diese Gelegenheit benutzte ich, um das Gespräch auf seine freisinnigen Gegner zu bringen. Ich erzählte, daß kürzlich jemand von einigen hundert bekannten Persönlichkeiten Gutachten über die Güte oder die Schädlichkeit des Tabakrauchens eingefordert habe. Auch Herr Dr. Bamberger habe nicht versäumt, seinen Geist spielen zu lassen. In seiner bekannten, dialektischen Jongleurmanier habe er eine längere, gegen den Strich der gesunden Logik gekämmte Auslassung mit der geistreichen Bemerkung geschlossen, daß er nicht nur gegen den Tabaksgenuß, sondern gegen alle Lebensgenüsse sei, denn „am Leben sterben wir".

Bismarck schüttelte den Kopf und fragte sardonisch: „Warum lebt er denn eigentlich?" Er habe Bamberger zuletzt überhaupt nur als einen komischen Gelenkmenschen gelten lassen, wobei der Fürst sich allerdings noch eines viel drastischeren Ausdrucks bediente; er spiele Laskers parlamentarische Rolle weiter; diese Leute seien im Besitz einer Art von Zungenpeitsche; „der Germane kann da nicht mit; er bekommt unversehens einen Peitschenhieb ins Gesicht, der ihn nur noch vorsichtiger und zurückhaltender macht;" von der Schlagfertigkeit im Parlament sei überhaupt nichts zu halten; Woermann sei den parlamentarischen

---

[1]) Zuerst erschien das Referat Bewers über seinen Friedrichsruher Besuch in dem „Hamburger Korrespondenten" Nr. 17 vom 8. Januar 1891 (Morgen-Ausgabe), Nr. 20 vom 9. Januar 1891 (Morgen-Ausgabe), Nr. 26 vom 11. Januar 1891 (Morgen-Ausgabe) und Nr. 38 vom 16. Januar 1891 (Morgen-Ausgabe). Zu vergl. noch das „Berliner Tageblatt" Nr. 18 vom 11. Januar 1891. Bewer hatte am Weihnachtsabend 1890 in Dresden einen Brief von Bismarck erhalten, in dem er ihm mitteilte, daß er auf der Reise von Varzin nach Friedrichsruh seine kleine aphoristische Schrift „Gedanken über Bismarck" eingehender gelesen habe, und daß er, obschon er sich an manchen Stellen durch das gespendete Lob — — „beschämt fühle", doch sich freuen würde, wenn er ihn einmal besuchen wolle, falls ihn sein Weg nach Hamburg führe, zumal er ihm in einer neuen Schrift „Rembrandt und Bismarck" ein neues Lebenszeichen gegeben habe.

Invektiven auch nicht immer gewachsen gewesen, aber seine Sache habe er immer treu, grade und sicher vertreten. Eugen Richters Namen nahm der Fürst augenscheinlich, obschon ich von Richters parlamentarischen Gewohnheiten zu sprechen anfing, aus einem bestimmten inneren Widerwillen nicht in den Mund. Er meinte nur, die freisinnige Presse, die seine Person mit Schmähungen ohne sachliche Gründe verfolge, erinnere ihn an die ersten Wahlversammlungen, die er besucht habe. Als er damals in das Versammlungslokal getreten sei, habe man auch nur gerufen: „Hä, nu kommt Bismarck, hä Bismarck, hähä!“ Auf diese Leute gelte der alte plattdeutsche Spruch:

„Wat se wölt, dat hebbt se nich,
Un wat se hebbt, dat wölt se nich!“

Ich machte nun von einer Anregung Gebrauch, die ich der Lektüre des Rembrandt-Buches verdanke, indem ich den Fürsten fragte, ob es ihm nicht auch aufgefallen sei, daß jeder Baum senkrecht zum Erdzentrum wachse. Die Bäume wüchsen auf einem Bergabhang spitzwinklig zu ihrem Lokalboden, aber immer senkrecht zum Mittelpunkt der Erde.

„Ja,“ sagte der Fürst, „das ist richtig; nur die Fraktionspolitiker stehen immer senkrecht zu ihrem Programmboden.“ — In der That projiziren sie sich aus einer abstrakten Theorie auf den Boden ihrer Lebensthätigkeit; sie wachsen, wie niemals es ein Baum thut, mit dem Kopf senkrecht der Erde zu, anstatt, wie Bismarck, aus dem deutschen Lebenszentrum mit den Füßen herauszuwachsen. „Wie ein Baum wächst,“ fügte Bismarck hinzu, „das hängt übrigens auch von den Bäumen ab, die rechts und links neben ihm stehen.“

Nun erging sich der Fürst in naturschönen Betrachtungen über seine eigenen Bäume im Sachsenwalde. Er nannte viele Standpunkte bei Namen, wo ihm herrliche Bäume in den Wäldern stehen, denen er ein Alter von 250 Jahren und noch viel darüber zuschreibe. Es thue ihm immer leid, wenn er Anordnung geben müsse, einen Baum zu fällen. Er rette, was zu retten sei. Einstmals sei ein dänischer Förster, den er in seinen Diensten habe, auf einem Spazierritt zu ihm gestürzt und habe in seinem dänischen Accent gerufen: „Ich muß ein Geständnis machen; ich habe einen Baum unterslagen; er war gezeichnet, um gefällt zu werden, aber er war ßu sön, und da habe ich ihn stehen lassen.“ — „Nun, habe ich ihm geantwortet, wenn er ‚ßu sön‘ ist, dann lassen Sie ihn ruhig stehen!“

Ich erinnerte Bismarck bei der Frühstückstafel an sein Reichstagswort, daß Frankreich, wenn es noch einmal Krieg beginne, unschädlich gemacht werden solle. Ich malte ein Bild von dem „unschädlichen Frankreich“. Innerlich ging ich dabei von dem Gefühl aus, daß das „schöne Frankreich“, für welches auch der Deutsche eine berechtigte Achtung habe, schließlich nichts anderes sei als das provençalische und nicht das pariserische Frankreich. Wenn erst das ganze Frankreich eine provençalische Idylle sei, ruhig atmend in dem romantischen

Traumhauch seiner Weinschönheit, habe Deutschland einen liebenswerten und ruhigen Nachbarn. Ich sagte nun dem Fürsten, daß ich mir denke, Frankreich müsse wohl nach einer neuen Niederlage die Flotte ausliefern, Algier abtreten und sich zwangsweise verpflichten, kein größeres stehendes Heer zu halten, als zur öffentlichen Ordnung nötig sei. Der Fürst antwortete, die Schiffe seien schließlich nur leere Eisen- und Holzkasten, welche Deutschland nicht neben seiner eignen Flotte bemannen könne; Algier sei auf französischem Kulturboden aufgeblüht und könne schwer verdeutscht werden. Das Halten eines stehenden Heeres zu verbieten, sei gleichfalls nicht angänglich. Ich konnte mich jedoch von dem Gedanken eines völlig wehrlosen und darum friedlichen Frankreich nicht trennen; die ausgelieferte Flotte, dachte ich im stillen, kann Stück für Stück an kleinere Mächte verkauft oder auch, wie im Altertum, verbrannt werden. Auch der junge deutsche Kolonialgeist bezeuge genügenden Appetit auf Algier. Der Fürst aber schnitt alle Betrachtungen mit den Worten ab: „Man kann die französische Rasse nicht vernichten!“

„Einen prophylaktischen Krieg wird Deutschland wohl niemals führen,“ meinte der Fürst; „im übrigen kann nur der Chemiker die Kriegsfrage beantworten; wer zuerst von unseren Feinden das absolut beste Pulver hat, wird das Zeichen zum Losschlagen geben. Auch den Gedanken, daß nach dem nächsten Krieg ewiger Frieden in Europa sein werde, halte ich für utopisch.“

Als nach dem Mittagsmahl, welches gegen sechs Uhr abends eingenommen wurde, die Fürstliche Familie und ihre Gäste sich in einem behaglichen Konversationszimmer vereinigten, öffnete die Frau Fürstin ein Nebengemach, und mich überraschte dort noch zehn Tage nach Weihnachten ein herrlicher Christbaum, eine wundervolle Tanne aus des Fürsten eigenem Walde, ganz ungeschmückt, nur durchleuchtet in ihrem dunklen Grün von wenigen Lichtern, wie die Nacht von den Sternen. Von dem schönen Baum schweifte mein Blick zu des Fürsten ehrfurchtgebietender Gestalt. Ich sah unbemerkt tief und lange in sein großes, veilchendunkles Auge, in welchem die Säfte des Körpers einen feuchten Schimmer unterhalten. Man kann von seinen Augen sagen, daß sie Harz treiben, wie es die Rinde eines Baumes thut. Ein Christbaum und eine Eiche in Bismarcks Zimmer — was will der Deutsche mehr? Ich sagte zum Fürsten, daß jeder Mensch vor einem Baum Achtung und Liebe hege, daß aber am Menschen selbst nur allzu häufig mit scharfem Preßmesser Baumfrevel getrieben werde. Der Fürst sah ernst vor sich hin und — schwieg.

Als er sich nach dem Diner behaglich auf eine durch Kissenstellung besonders für ihn hergerichtete Chaiselongue streckte und mit Genuß eine Pfeife nach der andern schmauchte, fragte ich ihn, welchem philosophischen System er in der Jugend besonders zugethan gewesen. Da er in der Blüte des Hegelianismus auf die Universität gekommen sei, so glaube ich, daß auch er Hegelschen Einflüssen sich nicht habe entziehen können.

„Hegel," antwortete der Fürst, „wurde ja zu meiner Zeit überall dozirt, ich habe mir aber von ihm nur angeeignet, was ich für das Examen brauchte. Eines inneren Eindrucks bin ich mir nicht bewußt geworden. Wie ich allmählich Jurist bei Bier und auf dem Paukboden wurde, so hat auch das betrachtende Leben in der Natur mehr Einfluß auf mich gehabt als die Philosophen. In dieser natürlichen Neigung fühlte ich mich mehr zu Spinoza als zu Hegel hingezogen. Hegel dachte ja eigentlich in erster Linie für sein Auditorium, um etwas vortragen zu können. Im Vergleich zu Spinoza arbeitete er auf kultivirtem Boden, während Spinozas Gedanken unmittelbar aus der Natur herauswuchsen. Spinoza habe ich an der Hand deutscher Hilfsbücher im lateinischen Text studirt. Er war ein aristokratischer Jude, wie sich ja überhaupt die holländischen Juden vorwiegend aus dem portugiesischen Judenadel rekrutirt haben."

„Durchlaucht," bemerkte ich, „erkennen also, gleichwie der Verfasser von ‚Rembrandt als Erzieher', einen Adel im Judentum an?" — „Gewiß!" antwortete der Fürst. „Ist es nun nicht merkwürdig," fuhr ich fort, „daß in allen Völkern sich zwei Parteien bilden, eine aristokratische und eine plebejische, die denselben Kampf in sich vollziehen, wie sich in der Natur Licht und Schatten bekämpfen, nur im Judentum nicht? Alle germanischen Völker bis herauf zu dem kleinen norwegischen Staatsleben kämpfen auf das leidenschaftlichste gegen ihr eigenes Fleisch und Blut, um das Gute in ihrem Charakter durch Kampf zu läutern. Einzig und allein in der gesamten Weltgeschichte weist nur das jüdische Volk keine zwei Parteien in sich auf; als eine solidarisch-kompakte Masse von Aristokratie und Plebejertum schiebt es sich vorwärts durch die Kultur der anderen Völker, diese schließlich nötigend, das, was plebejisch in ihm ist, zu bekämpfen, was sie dann wieder als einen verletzenden Angriff auf das gesamte Judentum empfinden."

„Ja," sagte der Fürst, „die Juden sind eben die allerzäheste Rasse, zäher als die Polen."

Zu Spinoza zurückkehrend fragte ich den Fürsten, ob dessen pantheistische Philosophie Einfluß auf ihn gewonnen habe.

„Das Christentum," erwiderte der Fürst, „einen viel, viel höheren, den höchsten!"

„Durch Kant," fuhr der Fürst fort, „habe ich mich nicht völlig durchbringen können; was er über das Moralische sagt, zumal das vom kategorischen Imperativ, ist sehr schön; aber ich lebe am liebsten ohne das Gefühl des Imperativs; ich habe überhaupt nie nach Grundsätzen gelebt; wenn ich zu handeln hatte, habe ich mich niemals gefragt: nach welchen Grundsätzen handelst du nun? sondern ich habe zugegriffen und gethan, was ich für gut hielt. Man hat mir ja oft vorgehalten, daß ich keine Grundsätze habe."

Ich erinnerte den Fürsten hier an die briefliche Antwort, die er dem Herrn Andrae (Roman) gab, welcher ihm wegen seines grundsatzlosen Lebenswandels freundschaftliche Vorhaltungen machen zu müssen glaubte.[1])

Der Fürst lächelte bei der Erwähnung dieser Episode aus seinem Leben und meinte, daß es ihm lieber gewesen wäre, wenn sein Brief niemals veröffentlicht worden sei. Er habe noch viele andere ähnliche Briefe und Vorhaltungen ertragen, so namentlich von seinem alten Bekannten Senfft-Pilsach und anderen Freunden, die es gut mit ihm gemeint hätten. „In meiner Jugend pflog ich mit einer philosophisch angehauchten Cousine, die mich gerne bekehren wollte, oftmals Gespräche darüber, ob ich Grundsätze annehmen müsse oder nicht. Schließlich sagte ich ihr, und damit waren alle unsere Streitigkeiten zu Ende: ‚Wenn ich mit Grundsätzen durchs Leben gehen soll, so komme ich mir vor, als wenn ich durch einen engen Waldweg gehen sollte, und müßte eine lange Stange im Munde halten!‘“

Den Major v. Wißmann bezeichnete Bismarck als einen „vollen Menschen“. „Als Wißmann,“ erzählte der Fürst, „mich fragte, welche besondere Instruktion ich ihm, damals als er für uns nach Afrika ging, mitgebe, antwortete ich ihm: ‚Die einzige Instruktion, die ich Ihnen gebe, ist die: ziehen Sie die Wechsel der Verantwortung auf mich, ich acceptire alles!‘ — Zu Wißmann habe ich unbegrenztes Vertrauen. Zweimal ist er quer durch den schwarzen Erdteil gegangen, und jedesmal ist der Mensch mit einer weißen Weste wieder herausgekommen. Niemals hat er uns und sich Schwierigkeiten bereitet. Das Portepee an seiner Seite giebt mir für ihn eine weitere Garantie. Wenn er in Konflikt

---

[1]) Durch Bismarcks Brief fuhren bekanntlich neben anderen die folgenden feinen Klingenhiebe:

„Es ist mir herzlich leid, wenn ich gläubigen Christen Aergernis gebe, aber gewiß bin ich, daß das in meinem Beruf nicht ausbleiben kann. Ich will nicht davon reden, daß es unter meinen Gegnern ohne Zweifel zahlreiche Christen giebt, die mir auf dem Wege des Heils weit voraus sind, und mit denen ich doch vermöge dessen, was beiderseits irdisch ist, im Kampf zu leben habe ... Wo ist der Mann, der in solchen Lagen nicht Aergernis geben sollte, gerechtes oder ungerechtes? ... Wollte Gott, daß ich außer dem, was der Welt bekannt wird (Andrae hatte Bismarck u. a. vorgeworfen, daß er sich mit Pauline Lucca habe photographiren lassen), nicht andere Sachen auf der Seele hätte, für die ich nur im Vertrauen auf Christi Blut Vergebung hoffe ... Sie sehen aus der Umständlichkeit, mit der ich antworte, daß ich mich in keiner Weise ... zu überheben strebe. Von Ihrer Freundschaft und eigenen christlichen Erkenntnis erwarte ich, daß Sie den Urteilenden Vorsicht und Milde bei künftigen Gelegenheiten empfehlen; wir bedürfen deren alle. Wenn ich unter der Vollzahl der Sünder hoffe, daß Gottes Gnade auch mir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufs den Stab demütigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meine Wege zu finden suche, so soll mich dieses Vertrauen weder harthörig gegen tadelnde Freundesworte noch zornig gegen liebloses und hoffärtiges Urteil machen.

In Eile Ihr

v. Bismarck.“

geraten sollte, so wird mir mein Instinkt immer zuerst sagen: ‚Für Wißmann!‘ Emin mag ja viel geistreicher sein als Wißmann, und ein Gelehrter ist er jedenfalls, aber ich glaube, wenn ich sein Profil hier hätte, so würde sich herausstellen, daß ihm der Hinterkopf fehlt, die volle tierische Energie, auf welche man in Afrika nicht ganz verzichten kann.“

„Emin,“ bemerkte ich unter Zustimmung des Fürsten, „scheint mehr eine lyrische, Wißmann mehr eine dramatische Natur zu sein.“

Graf Wilhelm v. Bismarck erzählte nun, daß Stanley einen Menschen, der sich zerrend an den Schwanz seines Esels gehängt habe, ohne sich umzusehen, über die Schulter hinweg niedergeschossen habe. Der Fürst meinte: „Ohne so etwas geht es wohl auch nicht.“

Sansibar nannte der Fürst bei dieser Gelegenheit eine „Frucht, die uns in den Schoß gereift wäre“. Wenn England einmal in einem Kolonialkonflikt mit anderen Staaten der Hilfe der deutschen Diplomatie bedurft hätte, so würde sich über das Sansibar-Protektorat mit England haben reden lassen. In Sansibar sei der deutsche Einfluß so wie so schon vorherrschend gewesen; eine englische Zeitung habe berichtet, fuhr der Fürst lächelnd fort, daß bereits in den sansibaritischen Gefängnissen die Deutschen überwiegend seien. Jetzt wolle man Bagamoyo zu Sansibar machen, aber durch Bagamoyo sei Sansibar mit seinen Bankiersverbindungen, seinem ausgezeichneten Hafen, seiner ganzen Kultur nicht zu ersetzen. Der russische Kaiser habe aus Libau nicht Königsberg und der dänische König aus Glückstadt nicht Hamburg machen können.

In diese politische Betrachtung, die einzige, die seine vorzügliche Stimmung etwas trübte, klang nun aus dem Nebenzimmer der liebliche Ton einer frischen Mädchenstimme. Die Fürstlichen Damen musizirten am Klavier, während Herr Oberingenieur F. A. Meyer, der gleichfalls als Abendgast des Fürsten anwesend war, sie auf dem Cello begleitete; die jugendliche Gemahlin des Grafen Wilhelm sang mit reizvollem Ausdruck ein einfaches Lied, dem der Fürst, die Hand ans Ohr legend, behaglich lauschte.

Ich fragte den Fürsten, ob er Musik liebe. „Ueber alles,“ antwortete er, „besonders Beethoven. Mir ein Billet zu nehmen und auf engem Sitz Musik anzuhören, dafür bin ich aber nicht gemacht. Aber Hausmusik habe ich immer geliebt. Bis zu meinen ersten dreißiger Jahren, wo ich meine Frau kennen lernte, die sehr musikalisch ist, habe ich immer bedauert, daß ich die auf meinem Lehrplan angesetzte Musikstunde nicht einhalten konnte. Ich hatte, da man doch jetzt viel von Ueberbürdung der Jugend spricht, täglich dreizehn Stunden zu arbeiten, neben dem gewöhnlichen Unterricht noch eine Stunde Französich und Englisch. Da mußte ich die Musik leider aufgeben. Ich habe das immer beklagt, denn der Deutsche ist nun einmal von Natur auf Musik gestimmt.

Auch für Goethes Gedichte habe ich von Jugend an viel Schwärmerei gehabt; noch jetzt lese ich abends im Bette, wenn ich nicht einschlafen kann,

Gedichte von ihm, auch Schiller, Uhland, Chamisso ist mein Geschmack treu geblieben. Der Faust ist jedoch von der ganzen profanen Literatur meine Bibel. Clavigo, Stella, die Wahlverwandtschaften sind mir ihres schlaffen Helden wegen unsympathisch, aber sonst ist Goethe ganz mein Geschmack."

Als sich das Gespräch auf den Wiener Adel lenkte, der sich von der anschwellenden Finanzbaronie immer mehr zurückgedrängt fühlt, sagte er aus dem Kerngefühl seines natürlichen Wertes: „Der Wiener Adel wird danach gemessen, ob sich jemand einen ersten und dazu noch einen zweiten Haushofmeister halten kann; kann er das nicht, so gilt er nicht mehr als voll; sie haben ja dort weiter keinen inneren Maßstab als ihr Geld und ihren Aufwand."

Zu dem vornehmsten Grundzug seines Wesens — bemerkt Max Bewer fortfahrend — dem einfachen Bauerntum, gesellt sich in innerem Zusammenhang ein zweiter, der einheitlich durch seinen Geist, seinen Körper, seine Familie und sein ganzes Haus geht: der Zug absoluter Gesundheit. Der Saal, in dem gefrühstückt wurde, ist charakteristisch für Bismarcks ganze Lebensart. Hell und klar strömt in das schmuckfreie, lichtgetönte Gemach, welches von einem riesigen, weißglänzenden Kachelofen eine milde Wärme empfängt, das frische Tageslicht aus vier mächtigen, unverhangenen Fenstern. Reine Luft und reines Licht flutet über den weißgedeckten Tisch, auf welchen in froher Lebensfülle kräftige Gerichte des Landes und des Waldes aufgetragen werden: kaltes Wildschwein, große, braungebratene Fleischpuddings mit Kartoffelpurée, gekochte Ente in Wirsingkohl, von welcher der Fürst mit vielem Behagen speist, eine Schüssel Frankfurter Würste, ein mächtiger frischer Käse, Bier, Bordeaux- und ein etiketteloser Weißwein, dessen kräftige Blume das ganze Gemach durchduftet, bis ihn endlich die Kanasterwolken aus der langen Pfeife überwürzen. Alles atmet gesunde Lebenskraft, alles wird mit gesundem Appetit ganz nach Belieben probirt und genossen; jeder hat zu seinem eignen Behagen noch das angenehme Gefühl, daß es auch allen übrigen schmeckt. Dr. Cohen, der frühere Hamburger Hausarzt des Fürsten, verriet einmal, daß er niemals einen Menschen untersucht habe, dessen innere Organe so stark, schön und gesund gebildet seien wie die des Fürsten Bismarck. Nach Durchlauchts gesegnetem Appetit zu urteilen, hat sich die Kraft der Organe unverdorben in ihm erhalten. Nicht nur beim Frühstück, sondern auch beim Diner, das aus Suppe, Austern, Kabeljau, gepökeltem Rindsrücken mit Erbsenpurée und Sauerkraut, Poularde, Plumpudding und vielerlei Desserts bestand, zu welchem Sekt, Rheinwein, Burgunder und Johannisberger Schloß geschenkt wurden, ging er seinen Gästen mit dem aufmunterndsten Beispiel voran. Das Weinglas umschlossen seine Lippen so fest und kräftig wie das Mundstück seiner Pfeife; ihn Austern schlürfen und ein Entenviertel mit seinen starken und fast vollzähligen Zähnen zerlegen zu sehen, war allein schon ein appetitreizendes Vergnügen. Die Kraft der Gesundheit

an diesem fünfundsiebzigjährigen Manne, an dessen Seite ein Dutzend mitarbeitende Kräfte zusammenbrachen, ist nicht weniger beneidenswert wie die Kraft seines Geistes und seines Humors.

Wenn er sich von der Tafel erhebt und inmitten seiner Familie sechs Fuß hoch aufgerichtet steht, hat er die volle patriarchalische Würde, welche in der Geschichte aller Völker dem gottesfürchtigen und lebensfrohen Landmannscharakter als die höchste und kräftigste Zierde zugeschrieben wird. Er selbst küßt seiner Gattin Stirn und Wange, die Söhne reichen ihm die Hand und küssen ihm den Mund.

Wenn seine Gemahlin zu anderen von ihm spricht, so redet sie nur von „Bismarck"; zu ihm selbst spricht sie in trauten Diminutiven; er selbst antwortet dann mit der Anrede, die er in seinen Briefen an sie gebraucht, „mein liebes Herz!" Für ihre Gäste hat die hohe Frau eine lautlose und doch stets überaus wachsame Sorge. Als ich mich nach dem Frühstück zu verabschieden dachte, meinte die Frau Fürstin, daß noch viele Züge nach Hamburg zurückführen, sie habe mir heimlich ein Zimmer wärmen lassen, ich möchte dort ein wenig ruhen oder auch im Wald spazieren gehen, bis die Zeit des Diners komme. In dem mir angewiesenen Zimmer fand ich alles, was ein Mensch und ein Schriftsteller bedarf, vom Briefpapier und den Depeschenformularen bis hinunter zum Handtuch und zur Seife.

Eine überaus liebenswürdige Erscheinung ist Bismarcks Schwester, Frau Malvine v. Arnim. Als von Schönhausen gesprochen wurde, fragte ich Frau v. Arnim, ob auch sie auf Bismarcks Stammsitz geboren sei.

„Nein," erwiderte sie, „ich kann nicht leugnen, daß ich nun einmal ein pommersches Fräulein bin!" Das sagte die Dreiundsechzigjährige mit einer so reizvollen Artigkeit, daß sie wirklich etwas von der Grazie eines jungen Fräuleins erhielt. Sie ist von Statur halb so groß wie ihr großer Bruder, aber das gleiche Maß, was Bismarck von der Natur an männlicher Kraft erhalten hat, scheint sich in ihr als innere Anmut entfaltet zu haben. Man weiß, daß der Fürst zuweilen seine Gedanken in einen feinen, völlig dornenlosen, galanten und gewandten Humor zu kleiden versteht. Aus diesem graziösen Esprit scheint der Geist und der Körper seiner Schwester gebildet. Wenn sie nicht selbst so stolz und so niedlich bekannt hätte, daß sie ein pommersches Fräulein sei, so könnte man wohl von ihr sagen, wenn sie mit der feinen Hand die schwarzgestielte Lorgnette über die kleine, zartgebogene Nase an ihre klugen, lebhaften Augen führt, unter ihrem Spitzenhäubchen freundlich in die Welt sieht und bei ihrem reizenden Lächeln eine perlende Reihe kleiner, zierlicher Zähne zeigt, daß sie eine der anmutigsten Figuren in der Zeit des Rokoko gemacht haben würde. Ihrem Bruder muß sie geistig und gemütlich ganz besonders nahe stehen, das konnte man an ihrem herzlichen Ton und ihrem vertrauten Mienenspiel merken. Kraft und Anmut haben ja schon zur Griechenzeit gern einen

freundlichen Bund geschlossen. Bei Tische, wo Frau v. Arnim mir gegenübersaß, erhob sie plötzlich ihr Champagnerglas, und mir freundlich zuwinkend, sagte sie in ihrer artigen Weise:

„Auf die Schriftstellerei!"

Auch ihre Tochter, die Gemahlin des Grafen Wilhelm v. Bismarck, war in Friedrichsruh anwesend. Die Gräfin hat in ihren Zügen sehr viel von ihrer Frau Mutter; nur Mund und Nase sind lebhafter gebildet. Ihr Wesen ist voll couragirter Frische. Zum Frühstück erschien sie in modernem englischem Reitkleide, in hohen Glanzstiefeln. Wie ein schlanker Page trat sie zu ihrem Oheim hin, ihm mit einer frischen, kavaliermäßigen Verbeugung die Hand küssend. Vor dem Diner ergötzte sich die junge Gräfin in ihren hohen Stiefeln im winterlichen Park, wo sie einen 6 Fuß hohen Schneemann tapfer errichten half. Bei Tische hatte sie Herrn Oberingenieur Franz Andreas Meyer an ihrer Seite, der schon dreizehn Jahre dem Fürsten ein liebgewordener Gast ist. Mit halbem Ohr hörte ich, daß sich ihr beiderseitiges Gespräch auf das alte, ewig unerschöpfliche Thema „Mädchen oder Knaben" lenkte. Andreas Meyer meinte in seiner treuherzigen Weise, er habe nun schon sieben Kinder, Knaben und Mädchen, sie seien ihm alle gleich lieb und würden es bleiben, auch wenn es sieben Mädchen oder sieben Knaben seien, denn Kinder seien nun einmal Gaben Gottes.

Mit einem köstlichen „Na, ja!" brach hier die Gräfin das Gespräch ab, als wenn sie sagen wollte: „Nun, für mich ist das durchaus nicht einerlei! Mir könnte der liebe Gott keine größere Freude machen, als wenn er mir einen Stammhalter schenkte, den ersten, welcher berufen wäre, den Namen Bismarck weiter durch die Welt zu tragen!" [1])

Die Aerzte hatten dem Grafen Herbert, wie die Frau Fürstin erzählte, ein Jahr Reiseerholung verordnet; nun sei er ausersehen, Schönhausen zu bewirtschaften, wo er, obschon sich dort ein wohnlicheres Nebenhaus befindet, in dem historischen Gebäude, wo seines Vaters Wiege stand, seinen Wohnsitz nehmen will. Auch die Herrichtung des Bismarck-Museums in Schönhausen sei seiner Obhut anvertraut; noch aber ständen dort die historischen Stücke verpackt „in Kisten bis an die Decke". Jedenfalls also wird den späteren

[1]) Eine andere Tochter der Frau v. Arnim, Frau v. Kotze, scheint von dem schlagfertigen Humor des Fürstlichen Oheims etwas geerbt zu haben. Man erzählt aus der Zeit, wo die Frisur der Damen den Umfang derjenigen aus der Zeit Marie Antoinettes, sowie Kunst und Natur eine oft schwer zu unterscheidende Vereinigung angenommen hatten, folgendes interessante Vorkommnis bei Hofe. Bei einem Ball trat Kaiser Wilhelm I. zu einer Gruppe junger Damen, unter denen sich auch Fräulein v. Arnim befand, und richtete an diese die scherzhafte Frage, ob denn die Natur diese schöne Fülle von Locken, welche das Haupt der jungen Dame umgaben, allein gespendet habe. Fräulein v. Arnim streifte mit ihrer Hand durch das volle Haar und erwiderte lachend: „Alles von Gottes Gnaden, Eure Majestät!"

Generationen in Schönhausen ein Bismarckhaus überliefert werden, ein würdiges Gegenstück zu dem Goethe-, dem Schiller-, dem Kernerhaus. Graf Wilhelm, der in der Familie nur Bill genannt wird, hat ganz seine alte, lebenslustige Frische und Unbefangenheit; er war ein liebenswürdiger, freundlicher Tischnachbar, mit dem sich zwanglos über dies und das plaudern ließ.

Die Fürsorge der Frauen für den greisen Kanzler bekundete sich in besonderem Grade, als sich das Gespräch auf die Zeit der Bismarck-Attentate lenkte. Man fühlte den Fürstlichen Damen nach, wie sie im Geiste noch einmal ein kleines Stück von der großen Sorge durchlebten, welche ihnen während einer langen Reihe von Jahren um das Leben des Fürsten auferlegt war. Die Frau Fürstin erzählte, daß sie in ihrem Zimmer eines Tages in der Konfliktszeit einen Zettel gefunden habe, der durchs offene Fenster hereingeworfen zu sein schien, auf welchem die Worte standen: „Morgen ist alles aus, schade nur um die schönen Knaben (womit der vierzehn- und elfjährige Herbert und Wilhelm v. Bismarck gemeint sein sollten), morgen sind sie nicht mehr!" Jeden Tag seien Droh- und Schmähbriefe eingetroffen.

„Die meisten eingeschrieben," fügte der Fürst hinzu; „ich habe seit jener Zeit eine Aversion gegen eingeschriebene Briefe behalten!"

Bismarcks Schwester erinnerte sich sofort des Datums, an welchem Blind auf den Fürsten schoß. Sie habe ihren Bruder nicht oft genug mahnen können, sich zu schützen und durch besondere Maßregeln zu hüten, aber Bismarck habe immer nur geantwortet:

„Ich habe genug zu thun; das kann der liebe Gott allein besorgen!"

„Merkwürdig genug," fuhr der Fürst fort, „hatte ich an dem Tage, an welchem auf mich geschossen wurde, keine Waffe, nicht einmal einen Stock, bei mir. Ich hatte sonst immer einen geladenen Revolver in der Tasche; so ging ich wochenlang, die Hand am Kolben, durch die Straßen. Die weite Reise in die Ewigkeit hätte ich nicht gern allein gemacht!"

Auf die Attentatszeit war die Unterhaltung durch einige Bemerkungen über den russischen Kaiser geführt worden, den ich in Kopenhagen häufig zu sehen Gelegenheit hatte, und über dessen glückliches Leben in Fredensborg ich einiges erzählte.

„Der Zar," sagte Bismarck, „ist ganz gewiß ein Mann der Ruhe und des Friedens. Ob er aber glauben wird, dies immer sein zu können, ist fraglich. Das russische Heer, das zum größten Teil in unbehaglichen Quartieren liegt, verlangt von Zeit zu Zeit Beschäftigung. Auch der letzte Krieg gegen die Türken ist durch die Rücksichtnahme auf eine möglicherweise im russischen Heer anwachsende Unluststimmung mit bestimmt worden."

Hier erzählte der Fürst, um die grenzenlose Unsicherheit zu kennzeichnen, mit welcher ein Russenkaiser seinen Unterthanen gegenübersteht, eine Anekdote aus dem Leben des Kaisers Nikolaus. Nikolaus sollte sich einmal nach ärzt-

licher Vorschrift einer Einreibung des Rückens unterwerfen. Er fand aber niemand in seiner Umgebung, dem er sich in dieser Situation anvertrauen wollte; in seiner Ratlosigkeit bat er endlich Friedrich Wilhelm IV. um Uebersendung einiger preußischer Gardeunteroffiziere, welche nach der Einreibungskur reichlich beschenkt wieder nach Berlin zurückkehrten. „Solange ich meinen Russen ins Gesicht sehen kann, geht es noch," habe Nikolaus gesagt; „aber mich von ihnen auf dem Rücken bearbeiten zu lassen, das riskire ich nicht!"

Der Fürst, der schließlich mit seiner Frau Schwester und mir am Frühstückstische ganz allein zurückblieb, sprach bei seiner Pfeife über eine Stunde in unglaublich frischer Weise über Vergangenes und Gegenwärtiges. Sein Gedächtnis ist geradezu fabelhaft. Er sprach von Dingen, wie den Dekabristenkämpfen und anderen, welche weit über ein Menschenalter zurückliegen, mit einer Anschaulichkeit, als seien sie gestern von ihm erlebt worden. Seine Fähigkeit, in wenigen Strichen einen Charakter blitzschnell hinzuzeichnen, wie es sonst nur der übermütigen Jugend gegeben ist, brachte mich wiederholt in Erstaunen. „Es giebt überall Minister," sagte er einmal, „die niemals eigene Ideen haben, die aber vorzüglich zu gebrauchen sind, wenn man sie ins Parlament schickt, um einen Fünfhundertthalerschein in gangbare Münze umzuwechseln."

Bismarcks Unterhaltungsgabe zeigte sich im glänzendsten Lichte; er sprach wohl über eine Stunde lang in der amüsantesten Weise über vergangene und gegenwärtige Dinge: nur seine Frau Schwester und ich waren seine Zuhörer. Immer aber kehrte sein Gespräch auf die Persönlichkeiten der drei Kaiser, unter welchen er gedient hat, zurück. Ich will hier nur ein Weniges mitteilen und sagen, daß Bismarck nicht genug die „politesse de coeur" rühmen konnte, von welcher Wilhelm I. beseelt gewesen sei; „zornig konnte er ja auch werden, aber es war immer politesse in ihm. Als er sich der Regentschaft näherte, bat er mich um schriftliche Instruktionen über alle möglichen Verhältnisse, über Landgemeindeordnung, Ritterschaftssachen und vieles andere. Ich gab meine Gutachten so ausführlich ab, als wenn ich einen Sohn für die Staatswissenschaften auszubilden hätte, und trug heimlich nur die Befürchtung, daß der Prinz sich über den elementaren Charakter meiner Arbeiten mokiren werde; er war mir aber für alles erkenntlich, da er immer noch Neues fand in dem, was ich sagte. Er wollte auch als Regent stets nur Offizier im Dienst sein, der seine Pflicht aufs gewissenhafteste zu erfüllen sucht."

Von Kaiser Friedrich sagte Bismarck, daß er ein guter, braver Mensch gewesen. „In allen wichtigen, aktuellen Staatsangelegenheiten war ich in der letzten Zeit, auch in der Battenberger-Frage, mit ihm einer Meinung; auch mit der Kaiserin Friedrich war es mir leicht, mich in angenehmer Weise über die meisten und wichtigsten Maßregeln zu verständigen. Wilhelm II. nannte der Fürst, der bei dieser Gelegenheit auch sehr detaillirt über die Geschichte seiner Entlassung sprach, einen „reichen Erben". Von Deutschland sagte er,

„daß es nicht mehr unterzukriegen sei, aber daß doch sehr vieles von ihm abgebröckelt werden könne". Ueber seine Amtsentlassung sprach der Fürst ruhig und objektiv, wie über ein Ereignis, das er bis auf die Zeit und die Form längst vorausgesehen zu haben schien.

Ueber sich selbst sagte er, daß er merkwürdigerweise in Sachsen, in Bayern und in Süddeutschland im allgemeinen wärmere Anerkennung gefunden habe als bei seinen engeren Landes- und Stammesgenossen. „Die Junker gönnen ihrem Nachbarn nicht gern etwas; ich bin ja selbst von ihrem Blut und habe es also auch am eigenen Leibe erfahren müssen. Die Sachsen, die Bayern und die Süddeutschen überhaupt, denen ich als Deutschen eine bessere Existenz in der Welt verschafft habe, sind mir mehr erkenntlich für meine Thätigkeit gewesen."

Als gegen die elfte Abendstunde die Fahrzeit für die Hamburger Gäste heranrückte, welchen der anwesende Präsident des Altonaer Eisenbahn-Direktionsbezirkes, Herr Krahn, in liebenswürdiger Weise seinen Extrawagen zur Verfügung stellte, bemühte sich der Fürst mit in den Garderobenraum, um selbst nachzusehen, ob „jeder gut nach Hause komme". Seine Freundlichkeit ging so weit, daß, als seine stattliche Tischdame, Frau Oberingenieur Meyer, sich nach ihren Ueberschuhen bemühte, er sich selbst unter einen Ständer beugte, um die Schuhe hervorzuholen. Der Frau Baronin Merck, einer jugendlichen Frauenerscheinung von äußerer und geistiger Anmut, küßte der Fürst in chevaleresker Weise die, wie er sagte, „schöne Damenhand". Mir selbst reichte er seine Rechte mit den Worten: „Nun, Sie besuchen mich wohl einmal wieder!"

Alle Gäste wurden gebeten, sich vor ihrer Verabschiedung in das Fremdenbuch einzutragen, welches Signor Crispi mit einem italienischen Spruch eröffnet hat. Auch Kaiser Wilhelms Namenszug prangt zweimal auf einer ganzen Seite, einmal datirt von Friedrichsruh, das andre Mal von „Friedrichsruhe".

Alle Anwesenden trugen nur ihren Namen ein und nahmen dafür ein freundliches Stück aus einem großen und edlen Menschenleben mit hinüber in ihre Erinnerung.

12. März 1891. Friedrichsruh. Zur Frühstückstafel Freiherr v. Lochner, welcher als Vorstand des Kriegervereins in Kissingen dem Fürsten Bismarck das Ehrendiplom und Ehrenmitgliedabzeichen überbracht hatte.

In Ergänzung meines in Band I. S. 187 der „Neuen Tischgespräche und Interviews" hierüber gebrachten kurzen Referats lasse ich noch ein Feuilleton folgen, welches — wohl aus der Feder des Freiherrn v. Lochner stammend — die „Neue Würzburger Zeitung" vom 13. und 14. August 1898 brachte.

Nachdem er die Uebergabe des Ehrendiploms beschrieben und Mitteilung gemacht hat von dem Erscheinen eines weiteren Gastes, den ihm der Fürst als

Herrn Hennie Oldekop, Sohn eines Universitätsfreundes,[1]) vorstellte, fährt er fort:

Der Fürst lud mich ein, der Fürstin den Arm zu geben, und wir gingen durch zwei schöne Salons, die reich mit Geschenken bestellt waren, was man so im flüchtigen Durchschreiten bemerken konnte. Dann traten wir in den Speisesaal, in welchem Herr Busch und Dr. Chrysander bereits unser harrten. Die Fürstin stellte mich dem ersteren vor, und ich mußte dann, den Fürsten zur Rechten, die Fürstin zur Linken, meinen Platz einnehmen.

Auf dem Tische standen ein riesiger kalter Truthahn, ein Rehziemer, verschiedene Würste und noch andere kalte Speisen, und der Fürst, auf alles deutend, bemerkte: „Was Sie hier sehen, ist alles bei mir selbst gewachsen und gemacht worden." Der Fürst fragte mich, ob ich bei dem naßkalten Wetter nicht Lust hätte, einen hinter die Binde zu gießen, und als ich erklärte, daß ich zu allem fähig sei, gab er Pinnow den Auftrag, von dem historischen Schnaps zu bringen. Wie bei dem Fürsten alles groß angelegt war, so auch die Schnapsgläser, und man bekam ordentlich was hinter die Binde, wenn man sein Gläschen leerte. Er fragte mich, ob ich wisse, was das für ein Schnaps sei. Ich meinte, er müsse verwandt mit Nektar sein; denn so etwas Mildes habe ich noch nicht getrunken, worauf er sagte: „Ja, das ist Rum, aber kaum mehr als solcher zu erkennen; er wurde Anno 1809 gekauft zur Verproviantirung der Festung Jülich. Als die Festungseigenschaft 1866 aufgegeben wurde, hat mir ein Freund denselben gesteigert; leider bekam ich nur 100 Butteln."

Ich betrachtete mir den Fürsten genauer, während er sich mit Oldekop, der ihm zur Rechten saß, unterhielt, und sah in seinen Mienen, trotz gesunden Aussehens, doch etwas Vergrämtes, was mir bei dem ersten Zusammensein jedenfalls auch aufgefallen wäre; aber es war damals noch nicht vorhanden, wenigstens hatte früher der joviale Ausdruck in seinem Gesicht die Oberhand.

Dem Fürsten wurde Rehrücken servirt, er begann aber mit dem neben ihm liegenden großen Besteck den Truthahn auf einer Seite der Brust anzuschneiden, da sagte die Fürstin: „Aber Otto, er ist ja auf der anderen Seite schon tranchirt." Der Fürst erwiderte: „Für was sind die Dummheiten da, wenn sie nicht gemacht werden! Da habe ich mir wenigstens eine gymnastische Uebung geleistet."

Herr Oldekop schien alle Taschen voll Göttinger Erinnerungen zu haben; denn kaum hatte der Fürst einige Bissen genossen, als er ihm einen Pfeifenkopf zeigte, der mindestens 45—50 Namen enthielt; es war ein sogenannter Roßkopf. Der Fürst legte sich in seinem Fauteuil zurück, und nun sah man ordentlich die alte Zeit an seinem Auge vorüberziehen: er las einen Namen nach dem andern, und bei jedem machte er eine Bemerkung über dessen Lebens-

---

[1]) Kriegsrat a. D. Oldekop.

gang; bei manchem gab er sogar die Jahreszahl des Todes an, machte auch Bemerkungen darüber, wie der oder jener als Student war, und wie ganz anders er sich im Leben ausgewachsen habe.

Die Fürstin zog mich ins Gespräch und sagte mir, daß ihre Tochter sich in München so wohl gefühlt habe; ihr Schwiegersohn Rantzau habe so viele liebe Bekannte da gehabt, da er schon in früheren Jahren da gewesen sei. Der Fürst, der scheinbar in seinen Pfeifenkopf vertieft war, sagte plötzlich: „Ja, der muß auch fort." Er hatte unser Gespräch gehört, und sofort bemerkte ich, daß der gekränkte und verstimmte Ausdruck in seinem Gesichte noch mehr die Oberhand gewann.

Ich fragte die Fürstin, indem ich über die Wohnlichkeit der Besitzung sprach, ob der Fürst das Gebäude selbst aufgeführt habe; der Fürst gab die Antwort, indem er sagte: „Nein, das war früher ein lippisches Jagdschloß; später hatten es sein Kammerdiener und seine Köchin, die auf dem nicht ungewöhnlichen Wege reich geworden waren, erworben und vermieteten die Räume an Sommerfrischler. Damals war es noch nicht so groß. Die Räume, durch welche Sie gegangen sind, und diesen Speisesaal habe ich erst angebaut." Die Fürstin warf die Bemerkung ein: „Ja, ich wollte, daß du deine Zimmer auch gleich mit vergrößert hättest; denn Otto wohnt von uns allen am schlechtesten." Der Fürst: „Ich hatte mir das Besitztum eingerichtet als Sommeraufenthalt für wenige Wochen oder Monate von Berlin aus. Es lag mir so bequem; ich konnte mir als Minister hier Vortrag halten lassen und hatte gute Verbindung; es gehen täglich 42 Züge hier durch, und da hätte es ja auch genügt. Daß es freilich so bald anders würde, hätte ich damals nicht geahnt. Ja, ich hätte damals noch etwas mehr bauen können, allein jetzt genügt es auch so."

Herr Oldekop sagte zum Fürsten, daß er in der Zeitung gelesen habe, Windthorst sei erkrankt,[1]) worauf der Fürst erwiderte: „Der kann nur an einer Lungenentzündung erkrankt sein; denn die ganze Zeit über hält er seine Lunge in Thätigkeit. Er redet ja fast nur allein von seiner Partei." Oldekop meinte, er ginge jetzt aber doch mehr mit der Regierung, worauf Bismarck antwortete: „Welf bleibt Welf." Oldekop: „Die Stimmung in Hannover ist jetzt aber doch regierungsfreundlicher." Hierauf Bismarck: „Ich kann gar nicht begreifen, worüber die Hannoveraner eigentlich so erbost sind. Daß wir ihnen mehr als freundlich gesinnt waren, ging doch daraus hervor, daß wir den Prinzen Albrecht mit der ältesten Prinzessin von Hannover verheiraten wollten. Platen war bei mir, es war alles in Ordnung, nun sagte der König, wenn sich die jungen Leute einmal gesehen haben und sich gefallen, dann können wir die Verlobung proklamiren. Unmittelbar darauf begannen die Unruhen 1866, und ich er-

[1]) Thatsächlich starb Windthorst am 14. März 1891.

staunte, als die Hannoveraner mit Rüstungen begannen, und konnte natürlich nicht an das Märchen glauben, daß sie im Frühjahre Herbstmanöver halten wollten."

Ich erkundigte mich bei der Fürstin nach ihren Söhnen; sie antwortete mir, daß sie heute einen Brief von Herbert gehabt habe; es gefalle ihm sehr gut an der Riviera. Auch Bill (Wilhelm) gefalle es recht gut in Hannover; sie leben gut, und er hat zwei reizende Mädchen. Der Fürst fiel sofort in das Gespräch und sagte: „Ja, ja, es sind ganz nette Gören; wenn ich nur jetzt schon wüßte, was für ein Lump die einmal heiratet und mein Geld durchbringt." Wieder erschien der mißmutige Zug, und ich machte der Fürstin die Bemerkung, der Fürst habe die letzte Aeußerung wohl in Bezug auf die jüngsten Vorgänge mit dem Fürsten R., der so kolossales Vermögen verschwendet habe, gemacht, worauf die Fürstin zustimmte und meinte, die Sache sei Otto sehr nahe gegangen, da er mit der Familie sehr befreundet und den Jungen gerne gehabt habe.

Ich sprach mit dem Fürsten, daß ich aus der Rheinpfalz komme, woselbst ich der Taufe meines dritten Enkels angewohnt habe, und daß man dort sich rüste, um ihm zu seinem Geburtsfeste eine Spende des herrlichen Pfälzer Gewächses zu senden. Ich hätte von den guten Tropfen in der Pfalz bei meiner Anwesenheit gekostet. Der Fürst sagte: „Da stehen mir wieder einige schwere Tage bevor; zwei Fackelzüge soll ich aushalten, und wenn ich mich auch freue, daß es noch Leute giebt, die mir eine Ovation bereiten wollen, so weiß ich doch nicht, was ich ihnen antworten soll, wenn sie mir eine Ansprache halten; denn ich weiß bald nicht mehr, was ich reden soll, um keinen Anstoß zu erregen."

Kurz darauf sagte der Fürst: „Ich möchte das noch erleben, daß ich wie ein anderer Mensch nach Hamburg gehen könnte. Ich ginge gern in eine Restauration, auch hie und da einmal in ein Theater, — aber unbehelligt —, aber ich glaube wohl nicht, daß ich es noch einmal so gut bekomme."

Zu dieser Zeit wurde Champagner eingegossen, der Fürst sagte zu Pinnow: „Bringen Sie mir einmal das Veteranenzeichen, das mir der Herr mitgebracht hat." Der Diener brachte es, der Fürst betrachtete es genau, steckte es sich an und erhob sich von seinem Sitze. Wir erhoben uns mit ihm, und gegen mich gewendet sprach der Fürst: „Indem ich mich mit Ihren Landesfarben geschmückt habe, betrachte ich mich als einen Ihrer Landesangehörigen und bringe Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Luitpold, Ihrem hohen Herrscher, meinem hohen Gönner, zu seinem siebzigsten Geburtstag, den wir und sein ganzes Land heute feiern, ein Hoch aus. Möge Gott ihn noch lange in gleicher geistiger und körperlicher Frische erhalten." Nachdem der Fürst mit mir angestoßen und auch die übrigen Herren das Gleiche gethan hatten, sagte die Fürstin zu mir: „Die Rantzau hat mir gestern geschrieben, wir möchten nicht

den Geburtstag vergessen, aber Otto hatte schon das Telegramm abgehen lassen." Der Fürst hatte sein Glas geleert, und auch ich folgte seinem Beispiele.

Als ich wieder frischen Stoff hatte, erhob ich mich und sagte: „Gestatten Eure Durchlaucht, daß ich die mich und mein Vaterland ehrenden Worte, welche Eure Durchlaucht soeben gesprochen, aus tiefstem Herzen dankend erwidere mit dem Wunsche: Möchte Gott Eure Durchlaucht und deren Familie in seinen Schutz nehmen für alle Zeiten! Ich erlaube mir, mein Glas zu leeren auf das Wohl Eurer Durchlaucht und das Wohl Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin und Familie." Beide dankten in der liebenswürdigsten Weise.

Nun schien der Vorhang der Etikette gefallen zu sein, die Fürstin erkundigte sich nach allen ihren Bekannten, nach der Gemahlin des Badekommissars, nach Pfarrer Beck, wobei sie ihrem Bedauern Ausdruck gab, daß derselbe von Kissingen wegkomme. Nach einer Frau erkundigte sie sich, die während ihres Aufenthaltes in Kissingen krank lag; da konnte ich leider keine Auskunft geben. Der Fürst und die Fürstin sprachen viel über ihren Aufenthalt in Kissingen; besonders die Fürstin meinte, die weitere Umgebung sei ihr so ziemlich terra incognita geblieben; denn die Königlichen Kutscher, welche dem Fürsten bei jedem Aufenthalte dahier zur Verfügung standen, hätten sie nicht gern nach der Rhön zu gefahren. Wir kamen auch auf das Attentat zu sprechen, da die Fürstin mir die Bemerkung machte, sie habe vor kurzem gelesen, daß in diesem Jahre Kullmann frei werde, und sie habe Angst, daß er sich rächen wolle.

Der Fürst erzählte, daß er den Zauberer Bellachini für einen Bekannten, Grafen Dönhoff, gehalten habe; diesem habe er freundlich zugewinkt, und wie er die Hand erhoben und sich zur Seite geneigt habe, sei der Schuß gefallen, der ihn an der Hand verletzt und das Haar gestreift habe. „Hätte ich mich nicht hinausgebeugt, hätte mir der Kerl ins Genick geschossen; so hat mich Gottes Hand beschützt." Die Fürstin meinte, nachdem ich erzählte, daß Kullmann im Zuchthaus Zulage bekommen habe: „Ich wollte, er verginge sich noch einmal und käme gar nicht heraus," [1]) worauf der Fürst meinte: „Warum denn nicht; ich thue ihm nichts."

Es wurden Zigarren gereicht, der Kaffee servirt, die Herren Busch und Dr. Chrysander entfernten sich, auch die Fürstin stand auf, visitirte an den Fenstern, ob alles in Ordnung sei; denn bei dem anhaltenden Schnee- und Regensturme konnte man Angst bekommen, daß ein Fenster eingedrückt werde. Dann ließ sie die beiden Doggen herein, von denen die große, die mit in Kissingen war, nachdem sie den Fürsten begrüßt hatte, mich beschnupperte und mir dann den Kopf auf den Schoß legte und mich treu anschaute. Ich streichelte den Hund, und der Fürst meinte: „Er muß Sie wiedererkennen; denn in

---

[1]) Der Attentäter kam wirklich nicht heraus, da er wenige Wochen vor seiner Freilassung im Zuchthause starb.

Kissingen war er auch schon so freundlich mit Ihnen, und das ist sonst nicht oft der Fall."

Des auffallend schlechten Wetters wegen mußte die Ausfahrt nach dem Sachsenwalde, zu der ich von dem Fürsten eingeladen war, unterbleiben; dagegen wurde die Frühstückstafel bis 3½ Uhr verlängert. Ehe die Tafel aufgehoben wurde, fragte der Fürst, ob ich mir noch einen „Historischen" gönnen wolle, und als ich dankend annahm, leistete er sich auch noch einen. Die Fürstin bot mir noch eine Zigarre für den Heimweg an. Der Fürst dankte mir nochmals für mein Erscheinen, bat mich, den Kameraden seinen kriegskameradschaftlichen Gruß zu bringen, und ich verabschiedete mich mit Handkuß von der Fürstin. Der Fürst trat an einen Tisch, um einige Schriftstücke aufzunehmen. Als ich schon unter der Thür war, rief der Fürst mir nach, daß er soeben ein Telegramm vom Prinzregenten erhalten habe, der ihm für seine Glückwünsche danke.

21. März 1891. Friedrichsruh. An der Frühstückstafel Moritz Busch.[1]) Derselbe veröffentlichte darüber im August 1898 in der „Times":

Mein Tagebuch berichtet, de dato Friedrichsruh, 21. März 1891: Nach Tisch bemerkte der Fürst beim Lesen der Zeitung, in welcher Verbindung, entfiel mir: „Eines Tages, lange nach meinem Tode, wird der kleine Busch die geheime Geschichte unserer Zeit aus guten Quellen schreiben."

„Jawohl, Durchlaucht," antwortete ich, „es wird keine regelrechte Geschichte werden, die kann ich nicht schreiben, es wird eine Zusammenstellung von gutem, zuverlässigem Material sein, gewissenhaft und reichlich illustrirt, und es wird nicht lange nach Ihrem Tode geschehen, welchen wir natürlich so lange wie möglich hinausgeschoben sehen wollen, sondern sofort danach. Denn der Wahrheit kann in dieser verderbten Zeit nicht schnell genug zu der ihr gebührenden Ehre verholfen werden."

Der Fürst sagte nichts weiter darüber.

4. Juli 1891. Friedrichsruh. Von 1—3½ Uhr wurde dem Fürsten Bismarck von der Kapelle des badischen Leibgrenadierregiments aus Karlsruhe unter Leitung ihres Musikdirektors Boettge ein Ständchen dargebracht. Als der Fürst gegen Ende des Ständchens seinen Dank für die schönen Genüsse aussprach, meinte er, daß der friedliche, stille Sachsenwald solch gute Musik wohl selten gehört habe, und unterhielt sich lebhaft mit den Mitgliedern der Kapelle. Besonders interessirten ihn die langen Feldtrummeten und die großen Waldhörner aus dem achtzehnten Jahrhundert, die er sich einzeln vorführen

[1]) Mit dieser Notiz suchte Busch seine Berechtigung zur Veröffentlichung des Rücktrittsgesuches Bismarcks vom 18. März 1890 unmittelbar nach dem Ableben des Fürsten zu beweisen.

ließ. Er bewunderte namentlich die ungemeine Lungenkraft der Bläser der mittelalterlichen Feldtrummeten und den schier unendlichen Zungentriller des Trompeters. Mit Musikdirektor Boettge leerte der Fürst ein volles Glas Markgräfler auf den Großherzog von Baden. Als Boettge nach Schluß des Ständchens in den Speisesaal geladen wurde, setzte ihm der Fürst ein Glas italienischen Traubensaftes vor, den er bei der letzten Anwesenheit des Ministers Crispi mit diesem getrunken habe. „Das ist der Dreibund-Wein," bemerkte der Fürst. Nachdem die Kapelle eine Anzahl historischer Märsche gespielt hatte, äußerte Bismarck, daß sie ihm alle bekannt gewesen seien, bis auf den „Rheinströmer Marsch". Nach dem „Gruß Kaiser Wilhelms I. an sein Volk" trat der Fürst vor, und mit vor innerer Erregung zitternder Stimme sagte er: „Wenn der selige Kaiser Wilhelm I. dieses Stück in solcher Vollendung hätte hören können, in seinem Grabe würde er sich gefreut haben." Als Boettge anfragte, ob er noch einen spanischen Walzer spielen dürfe, antwortete die Fürstin: „Ach, das wäre gar zu schön." Und flugs nahm sie ihren Sohn, den Grafen Herbert, mit sich in den Salon, um mit ihm sowie mit Frau Behrens und Frau Baronin Merck nach den spanischen Weisen zu tanzen, daß es eine helle Freude war, während der Fürst, behaglich seine große Pfeife schmauchend, dem fröhlichen Reigen zusah. „Ja, Ihre Musik wirkt wahrhaft Wunder, meine Frau hat sogar getanzt," bemerkte Bismarck zu Boettge.

Herbst 1891. Varzin. Ueber das Leben und Befinden des Fürsten Bismarck in Varzin berichtet ein von den „Hamburger Nachrichten" am 17. September 1891 (A.-A.) veröffentlichter Privatbrief eines Hamburger Herrn, der den Fürsten besucht hatte, folgendes:

„. . . Des Fürsten Gesundheit läßt nichts zu wünschen übrig. Am Tage meiner Ankunft war er zwei volle Stunden zu Pferde, und, wie Ihnen bekannt, pflegt er dabei oft Trab oder Galopp zu reiten. Am nächsten Morgen lud er mich zu einem längeren Spaziergange in den Park ein, der an Größe und Schönheit den Friedrichsruher weit übertrifft; nachmittags besahen wir einen Teil der Fürstlichen Güter, und es dauerte die Wagenfahrt durch die herrlichen Wälder von drei bis sieben Uhr.

Noch weit erstaunlicher als die körperliche ist die geistige Regsamkeit des Fürsten, und wenn er auch im Scherze sagte, sein Interesse für Politik habe seine übrigen Neigungen verschlungen, wie im Fischteiche die größte Forelle alle kleineren zu verspeisen pflege, so bemerkte ich andererseits auf unseren Ausflügen durch Wald und Feld, mit welcher Freude er den guten Stand der Kulturen musterte, und mit welcher eingehenden Sorgfalt er später forstliche und landwirtschaftliche Anordnungen gab.

Als ich jetzt las, daß gerade während der Tage meines Varziner Aufenthaltes einige Zeitungen den Fürsten hatten bedenklich krank sein lassen,

war ich überrascht und erheitert, wußte ich doch, daß diese üblen Nachrichten nirgend anders entsprungen sein konnten als aus den ‚frommen‘ Wünschen seiner Feinde.“

29. November 1891. Friedrichsruh. Unter den Sonntagsgästen aus Hamburg befand sich Herr Voigt, der ein regelmäßiger Gast in Friedrichsruh war. Im Laufe der Unterhaltung äußerte sich Fürst Bismarck zu demselben, daß es ihm eine Wohlthat sein würde, wenn man ihn mit aller Politik verschonen wollte. Er befinde sich in seinem Tuskulum äußerst behaglich und genieße in „vollen Zügen die Ruhe des Alters“. Er stehe nur auf der Defensive und verteidige sich, wenn man seine frühere Politik und seine Verwaltung angreife. Im übrigen wäre es ihm lieb, wenn man ihn möglichst in Ruhe ließe.

30. Dezember 1891. Ratzeburg. Fürst Bismarck brachte bei dem gemeinschaftlichen Diner der Abgeordneten des Kreistags des Herzogtums Lauenburg im Ratzeburger Ratskeller in Erwiderung auf ein ihm dargebrachtes Hoch folgenden Toast [1]) aus:

„Es sind etwas mehr als 25 Jahre, als ich mit Sr. Majestät dem hochseligen König Wilhelm I. in diesem selben Saale zusammen war. Seit jener Zeit hat sich vieles geändert, manches nicht in erwünschter Weise, aber das meiste doch zum Guten. Wenn der lauenburgische Bauernstand die Verhältnisse von damals mit denen von jetzt vergleicht, so muß er, wenn er unparteiisch urteilen will, Sr. Majestät Kaiser Wilhelm I. von Herzen dankbar sein. Ich bin dann mehrere Jahre lauenburgischer Minister gewesen. In meinen schlaflosen Nächten frage ich mich oft, ob ich das Amt, das ich zu meinen andern Aemtern übernahm, weil keine andere geeignete Kraft da war, auch immer zu Gunsten Lauenburgs verwaltet habe. Ich bitte Sie, mir mit Vertrauen entgegenzukommen. Ich habe gedacht, daß ich nur im Sommer bei Ihnen in meinem Friedrichsruh weilen würde. Die Verhältnisse haben es anders mit sich gebracht. Ich bin jetzt bei Ihnen glebae adscriptus. Heute habe ich hier zum erstenmal sozusagen Besitz ergriffen, indem ich von meinem Rechte als lauenburgischer Großgrundbesitzer Gebrauch gemacht habe. Ich freue mich der Einigkeit, von der ich heute bei Ihren Verhandlungen Zeuge gewesen bin. Das möge so bleiben zum Wohle des Kreises. Das uralte Herzogtum Lauenburg möge blühen und gedeihen! Das Herzogtum Sachsen-Lauenburg lebe hoch!“

---

[1]) Die Toaste des Fürsten Bismarck gehören nach meiner Darstellung unter die „Tischgespräche“, und deshalb auch der obenstehende, welcher versehentlich in den „Ansprachen des Fürsten Bismarck“ Bd. I. S. 181 abgedruckt wurde.

Nach dem Diner zog der Fürst noch einige Abgeordnete in ein längeres Gespräch, in welchem er sich in bedeutsamer Weise über unsere heutigen Verhältnisse ausließ.

18. April 1892. Friedrichsruh. William Harbut Dawson, Verfasser eines englischen Buches „Deutschland und die Deutschen", besucht den Fürsten Bismarck in Friedrichsruh und berichtet über die Tischgespräche daselbst.

Bismarck erzählte seinem englischen Besucher von seinem früheren Studium der englischen Literatur; er habe als junger Mann eifrig Byron gelesen, dann habe er sich zu Shakespeare und Moore gewendet. Er habe nie Carlyles „Cromwell", sondern nur dessen deutsche Werke gelesen.

Alsdann machte Bismarck mit gutem Humor einen kleinen Ausfall auf den typischen englischen Touristen, wie er im Auslande bekannt ist. „Existirt noch der englische Tourist von vor dreißig Jahren? Er pflegte seine beabsichtigten Bewegungen mit skrupulöser Genauigkeit aufzuzeichnen: ‚Montag abend um 6 Uhr werde ich in Paris diniren, Mittwoch mittag in Wien eintreffen; am nächsten Morgen um 10 Uhr werde ich in . . . sein' u. s. w. Himmel! Das Leben würde sich nicht lohnen, wenn wir in dieser Weise unser Schicksal vorauszusagen hätten."

Dann folgte eine Rauchstunde; dem Fürsten werden zwei lange, zum Gebrauch fertige Pfeifen gebracht. Er bemerkt: „Ich rauche keine Cigarren mehr, ich pflegte zehn, zwölf, zwanzig zu rauchen, ohne Aufhören von morgens bis in die Nacht. Jetzt darf ich sie nicht anrühren. Sie haben mich für immer verlassen, aber ich halte mich an meine Pfeife."

Nun werden dem Fürsten die eingegangenen Briefschaften gebracht. Vierzehn Tage vorher war der Geburtstag desselben gewesen, aber ein großer Teil der Korrespondenz waren noch nachträgliche Glückwünsche. Eine Anzahl waren Gedichte, deren herzliche Phrasen dem Fürsten augenscheinlich viel Vergnügen bereiteten. Er bemerkt: „Es ist merkwürdig, wie viele unbekannte Freunde ich habe. Werden Sie es glauben? Achttausend schriftliche Glückwünsche sind mir an meinem Geburtstage zugegangen, und das seltsamste an dieser Thatsache ist, daß wenigstens ein Viertel davon aus Gedichten bestand. Die Kunst des Versemachens hat sich in den letzten Jahren außerordentlich verbreitet und dehnt sich auf alle Klassen der Bevölkerung aus. Hier ist ein Gedicht von einem Sattlermeister — stellen Sie sich ihn vor, wie er dem Pegasus sein Sattelzeug anlegt. Und hier ist ein Gedicht von einem Zimmermeister, hier eins von einem Schulmeister, ein anderes von einem Künstler, und dies hat ein junges Mädchen verfaßt, man kann es an der Schrift erkennen. Die Thatsache berührt mich gerade am angenehmsten, daß der vierte Teil meiner Geburtstagsglückwünsche von Frauen und Mädchen kamen. Das betrachte ich als ein gutes Zeichen, denn nach meiner eigenen Erfahrung gewinnt man nicht

so leicht die Zuneigung der Frauen wie die der Männer. Ueberdies hat das weibliche Geschlecht mich nie leiden mögen, ich weiß nicht, weshalb. Vielleicht deshalb, weil ich es nicht verstand, angenehm mit ihnen zu plaudern. Ich werde nie die Großfürstin X. vergessen. Sie wollte nichts von mir wissen. Sie pflegte zu sagen, daß ich zu hochmütig sei, daß ich spreche, als ob ich selbst ein Großfürst sei. Sie teilte nämlich die menschliche Gesellschaft in drei Klassen ein, in Weiße, Schwarze und Großfürsten, aber die Großfürsten kamen bei ihr natürlich zuerst."

Demnächst ging das Gespräch auf das politische Gebiet über. Bismarck bemerkte: „Ich bin nichts weniger als ein Anhänger des Absolutismus, denn die Herrschaft eines Mannes schließt stets Gefahren in sich. Ein Herrscher mag die besten Absichten haben, trotzdem aber liegt die Möglichkeit vor, daß er sich unweisem, wenn nicht verhängnisvollem Einfluß, sei es einer Frau oder eines Günstlings, unterwirft, und welches auch die unregelmäßigen, nicht offiziellen Mächte hinter dem Thron sein mögen, gefährlich sind sie immer. Selbst der weiseste Herrscher kann der Ratschläge anderer nicht entbehren. Ich bin deshalb auch der Ansicht, daß parlamentarische Meinung und eine bis zu einem gewissen Grade freie Presse für ein heilsames monarchisches System erforderlich sind."

Hier wies Bismarck auf die absolute, aber erleuchtete Regierung Friedrichs des Großen und des Großen Kurfürsten hin und bemerkte, daß wenn diese Fälle seine Theorie zu erschüttern schienen, man sich erinnern müsse, daß dies Männer wären, welche, auch wenn sie nicht Herrscher gewesen wären, sich wegen ihrer hervorragenden Fähigkeiten und Gaben ausgezeichnet haben würden. Dann kommt Fürst Bismarck auf die beiden verstorbenen Kaiser zu sprechen und sagt:

„Der alte Kaiser Wilhelm war nicht ein großer Staatsmann, aber ein Mann von reifem und trefflichem Urteil. Er handelte niemals, ohne einen oder mehrere seiner Ratgeber zu befragen. Er war ferner ein vollkommener Gentleman. Er war treu, er schätzte, was die Franzosen la relation sure nennen. Ich war ihm tief ergeben. Kaiser Friedrich war ein edler Mann, ein Mann von bedeutender Fassungskraft, Diskretion und Takt. Er war ein scharfes Schwert mit einer kurzen Klinge."

Dann lenkte Bismarck das Gespräch auf das soziale Problem und bemerkte darüber: „Sie dürfen nicht die Anzahl der bei einer Wahl abgegebenen sozialistischen Stimmen zum Maßstab der Stärke der Partei nehmen. Die Stimmen, welche auf die sozialdemokratischen Kandidaten fallen, geben nur die Anzahl der Personen an, welche unzufrieden sind. Jeder, der seine Stimme für diese Partei abgiebt, will damit sagen: ‚Ich bin unzufrieden', und er hofft, indem er sich mit der Umsturzpartei eins erklärt, sein Los verbessern zu können. Diese Unzufriedenheit mit seinem eigenen Lose ist dem Menschen angeboren.

Den Wunsch, seine Lage zu verbessern, emporzukommen, hat Gott dem Menschen ins Herz gepflanzt, und diejenigen, welche für die Sozialisten stimmen, thun es nur in der Hoffnung, gut dabei zu fahren. Daher kommt es denn, daß viele Personen, die nichts weniger als Sozialisten sind, trotzdem anerkannte Sozialdemokraten unterstützen. Ich habe vor der Sozialdemokratie so lange keine Furcht, als wir eine starke Regierung haben. Die Gefahr liegt darin, jede Forderung, wie unbegründet sie auch sein mag, zu gewähren. Wenn jedoch eine Regierung weiß, was sie will, und stark genug ist, auf dem Wege auszuharren, den sie für den richtigen hält, so braucht man nichts für die Zukunft zu fürchten."

Ueber die Arbeiterversicherungsgesetze sagt später der Fürst: „Mein Gedanke war, die arbeitenden Klassen dafür zu gewinnen, daß sie den Staat als eine soziale Institution ansehen, welche ihretwegen besteht und an ihrem Wohlergehen interessirt ist. Etwas war bezüglich der Entschädigung für Verletzungen bereits geschehen, ehe ich das Unfallversicherungsgesetz einführte. Es gab das alte Arbeiterentschädigungsgesetz (Haftpflichtgesetz), aber es war unbillig und unzulänglich. Ich selbst konnte in meiner Eigenschaft als Privatperson sehen, wie ungerecht dieses Gesetz wirkte. Es gewährte allerdings gewissen Klassen von Arbeitern für unter gewissen Umständen erlittene Verletzungen Entschädigung, aber ihre Forderungen veranlaßten kostspielige Prozesse mit dem Erfolg, daß die Kläger selten zu ihrem Recht kamen. Dennoch war das Gesetz ein Anfang, und so weit, wie es reichte, war sein Vorhandensein von Wert.

Die drei Versicherungsgesetze entsprachen nicht meinen Erwartungen. Sie führen nicht ganz meine Ideen aus; sie verlangen zu viel von den arbeitenden Klassen. Das Unfallversicherungsgesetz ist entschieden erfolgreich gewesen — darüber bin ich sicher. Aber die beiden anderen Gesetze gehen nicht weit genug. Meine Ansichten wurden von meinen Kollegen und Untergebenen falsch dargestellt, als ich wegen Krankheit und Arbeitsüberhäufung nicht im Reichstag erscheinen konnte, und diese Gesetze bekamen nicht die Form, welche ich ursprünglich im Auge hatte. Ich wünschte, daß das Armengesetz dem Staatsgesetz Platz mache; anstatt den alten Arbeitern die Aussicht auf Armenunterstützung zu gewähren, wollte ich ihnen Pensionen zusichern, die ihnen gestatten sollten, ihre Unabhängigkeit bis an ihr Lebensende zu erhalten. Ich hielt dafür, daß jeder Arbeiter ein Recht auf ein Subsistenzminimum habe, und wünschte, daß der Staat ihm diesen Unterhalt auf Grund seiner Eigenschaft als Arbeiter garantire."

Auf die Frage, ob ein Arbeiter seinen Anspruch auf Alterspension verloren haben würde, wenn er lange Zeit ohne Beschäftigung geblieben wäre, sagte der Fürst: „Nein, mein Vorschlag war, daß jeder Arbeiter einen unentziehbaren Anspruch auf Rente vom Staate haben sollte, wenn er alt oder invalid würde. Er sollte nicht nach seinen Verdiensten behandelt werden. Wenn alle seine Thaten und Missethaten vom siebzehnten bis zum siebzigsten Lebens-

jahr untersucht werden sollten, so würde dies zu hohe Anforderungen an ihn stellen. Alter und Unfähigkeit zu weiterer Arbeit waren die einzigen Bedingungen, die ich stellen wollte. Dies ist, werden Sie bemerken, etwas ganz Verschiedenes von Armenunterstützung. Armenunterstützung, wie sie in England stattfindet, ist eine Wohlthat, die zum großen Teil von privatem Willen abhängt. Aber die Alterspension sollte ein klares und unentziehbares gesetzliches Recht sein. Die Summe braucht nicht sehr groß zu sein, aber wenn es bloß hundert Mark wären, so würde dies schon genügen, einem alten Mann einen Platz in dem Heim eines Kindes oder Verwandten zu sichern. Dann haben wir dazu viel zu viel Bureaukratie in den Versicherungsgesetzen." „Amtlicher Formelkram (red tape)", warf Lothar Bucher, der zur Rechten des Engländers saß, dazwischen, und Bismarck stimmte zu.

Bezüglich der Entwicklung des staatlichen Versicherungswesens sprach sich der Fürst zu Gunsten eines Ueberganges der gesamten Lebens-, Krankheits- und Unfallversicherung auf den Staat aus. „Es ist nicht moralisch, aus menschlichem Mißgeschick oder Leiden Vorteile zu ziehen. Lebensversicherung, Unfall- und Krankenversicherung sollten nicht Gegenstand einer Privatspekulation sein. Sie sollten vom Staat betrieben werden, oder es sollte wenigstens die Versicherung in diesen Fällen auf dem Gegenseitigkeitsprinzip beruhen, und es sollten Dividenden oder Profite von Privatpersonen daraus nicht gezogen werden."

Fürst Bismarck hat weniger Sympathien für den Kapitalisten als für den Grundbesitzer, weniger für den Fabrikanten als für den Ackerbauer. Er hat dies öfter schon gesagt und wiederholt es auch jetzt: „Ich liebe die Aristokratie und besonders den Landadel. Ich meine den Landedelmann, welcher seinen eigenen Grund und Boden bewirtschaftet und darauf lebt. Es ist ein Mißgriff, etwas zu thun, was diese Klasse schwächen könnte. Sie in England haben Ihre ackerbautreibende Klasse nicht so erhalten, wie Sie hätten thun sollen. Das Bauerntum ist das Rückgrat der Nation."

21. Mai 1892. Friedrichsruh. Ueber die Gegenwart Bismarcks bei der in seinem Park improvisirten Frühstückstafel für die Mitglieder der Dresdener Liedertafel ist in Ergänzung einer früheren Mitteilung [1]) noch nachstehendes zu bemerken: Ohne Bewirtung geht's im gastlichen Hause des Fürsten nun einmal nicht und seien der Gäste noch so viele! Als guter Wirt nachzuschauen, ob auch alles wohl hergerichtet sei, das läßt sich der Fürst auch nicht nehmen, und deshalb war noch während der Gesangsvorträge einer seiner ersten Gänge der nach der Frühstücksecke.

Nach Beendigung des Programms führte Bismarck die Teilnehmer der festlichen Huldigung nach den in dem Park errichteten Zelten, wo eine fast

---

[1]) Vergl. die „Ansprachen des Fürsten Bismarck" Bd. I. S. 189 und die „Tischgespräche ꝛc." Bd. I. S. 214.

unabsehbare Fülle von kalten Speisen und viele Fässer mit Bier aufgestellt waren. Hier, mitten unter den Sängern, stieß der Fürst mit vielen einzelnen an und bemerkte unter anderem ganz laut und überall hin vernehmbar:

„Ich trinke auf Ihre Gesundheit, auf das fernere Gedeihen der Dresdener Liedertafel!"

Hier wurden dem Fürsten auch die beiden einzigen in dem Festzuge beteiligten Damen, Frau Reinhold Becker und Frau Starcke-Görlich (die Solosängerin des Konzertes) vorgestellt. Der Fürst trank beiden Damen ein volles Glas zu und hatte für sie die liebenswürdigsten Worte.

Fast eine volle Stunde weilte der Fürst trotz nicht günstiger Witterung im Parke unter den Mitgliedern der Liedertafel, sich mit diesem und jenem in ein kurzes, lebhaftes Gespräch einlassend. Auch Graf Herbert Bismarck, welcher den Fürsten begleitete, sprach oft und viel mit den Sängern und passiven Mitgliedern, und als er Herrn Traiteur Kneist erblickte, eilte er auf ihn zu und rief: „Ach, bei Ihnen habe ich immer so vortrefflich gespeist, und wenn ich nach Dresden komme, besuche ich Sie sicher wieder!"

Um 2 Uhr zog sich der Fürst zurück und ließ die Mitglieder des Vorstandes noch zur Familienfrühstückstafel bitten. Auch hier fiel noch manches Scherzwort.

So erwiderte ein Gast auf die Bemerkung des Fürsten, ob sich die Herren nicht vielleicht durch die kühle Witterung einen Schnupfen zugezogen haben könnten, daß sie dies in Anbetracht der unvergeßlichen Stunden gern ertragen würden. „Nun, wenn Sie sich auch aus dem Schnupfen nichts machen," replizirte der Fürst, „so möchte ich doch wünschen, daß Sie diesen Ort nicht verschnupft verlassen!" Die Fürstin freute sich namentlich über die Richard Wagnersche Melodie, die nach ihrer Anschauung in Wagnerschen Werken sonst nicht oft zu finden wäre.

Juni 1892. Friedrichsruh. Nach einem Berichte der „Weser-Zeitung" äußerte sich Fürst Bismarck über die gesetzliche Sonntagsruhe gegen einen Fabrikanten, der die industriellen Anlagen im Sachsenwalde besichtigte und bei dieser Gelegenheit, wie man sicher annehmen darf, auch zur Tafel gezogen wurde, folgendermaßen:

„Dieses Gesetz will mir gar nicht behagen, denn ich komme dabei mit meinem Gewissen in Konflikt. Ich führe nur einen Fall an. Ich reite an einem Sonntagmorgen durch die Felder und freue mich über den Stand der Saaten. Da erblicke ich nun in der Ferne einen fleißigen Arbeiter, der sein kleines Stück Land zum Nutzen seiner Familie bestellt. Das Gesetz schreibt vor: die Arbeit am Sonntag ist gesetzlich verboten; und als Gutsherr bin ich von Rechts wegen verpflichtet, den Mann zur Anzeige zu bringen oder ihm die Arbeit zu verbieten.

Die Folgen kann man sich ja leicht denken: der Mann kehrt ärgerlich heim, die Frau will es ihm kaum glauben, daß er nicht das Recht hat, auf seinem gepachteten Stück Land, wie es doch seit alten Zeiten Sitte gewesen, zu arbeiten. Der Mißmut steigt in dem Mann auf, und er begiebt sich in den Krug. Der Sonntag ist den Leuten durch das rigorose Gesetz verdorben. Ob das nun die richtige Heiligung des Sonntags ist, muß doch sehr bezweifelt werden.

Wenn ich als Gutsherr mir die Sache richtig überlege, so werde ich bei meinem Ritt durch die Felder, wenn ich einen Sonntagsarbeiter sehe, eben ihn nicht sehen, sondern ich wende mein Pferd und eile von dannen, um den arbeitsamen, fleißigen Tagelöhner nicht in Ungelegenheit zu bringen; denn es würde noch weit schlimmer sein, wenn ich den Mann in Konflikt mit sich selbst brächte, und ich würde vielleicht zur Zerstörung seines bisher ungetrübten Familienglücks beigetragen haben, wenn ich ihm die Sonntagsarbeit auf dem eigenen Stückchen Land, das ihm die Nahrungsmittel für das Jahr liefern soll, verbiete." [1])

22. Juni 1892. Penzing bei Wien. Mittags 2 Uhr Frühstück im Park bei dem Grafen August Zichy. Gäste die Angehörigen der Familie Hoyos-Whitehead.

Fürst Bismarck hatte tags zuvor beim Hochzeitsmahl besonderen Gefallen an den wienerischen Weisen der Kapelle Drescher bekundet, weshalb Graf Zichy die Tafelmusik wiederum durch diese Kapelle besorgen ließ. Der Fürst äußerte, er höre Wiener Musik, aber auch Wiener Lieder gern. Demgemäß wurden echte Wiener Volkslieder unter Musikbegleitung vorgetragen. Bismarck war heiter und klatschte nach jedem Stück Beifall. Das Dejeuner dauerte zwei Stunden, worauf der Fürst Bedürfnis nach der Pfeife empfand. Mittels Fiakers wurde der im Palais Palffy vergessene Pfeifenkasten rasch herbeigeschafft. Um 1/2 5 Uhr kehrte die Gesellschaft nach Wien zurück.

Nach dem Diner, das der Fürst im Hotel Metropole bei dem Grafen Henckel von Donnersmarck eingenommen, begab sich die ganze Gesellschaft nach dem Prater und in den Park der Theater-Ausstellung. Man fuhr nach „Alt-Wien" zum Stalehner, wo die Schrammeln spielten. Fürst Bismarck folgte mit Interesse den Vorträgen der Volkssänger Edi und Biedermann und des Kunstpfeifers Lang. Gleich beim Eintritt hatte sich derselbe ein Krügel Lagerbier geben lassen und auf einen Zug geleert.

Nach einer Viertelstunde ließ Fürst Bismarck seinen Wagen kommen, in den die Damen Blumen warfen, und fuhr langsam, unter fortgesetzten Ovationen

---

[1]) Sind das auch nicht des Fürsten eigene Worte, so entspricht doch der Inhalt völlig seinen Anschauungen über die gesetzliche Sonntagsruhe, deshalb haben wir, so bemerkten die „Hamburger Nachrichten", den Bericht der „Weser-Zeitung" hier aufgenommen.

des Publikums, zum Pavillon des Münchener Bürgerbräus. Hier empfingen den Fürsten der deutsche Reichskommissar Hilger sowie der Vertreter des Münchener Bürgerlichen Bräuhauses, Robert Underberg. Die Zigeunerkapelle Horváth wurde herbeigerufen und dem Fürsten in einem Kelchglas Münchener Bier servirt.

Graf Wilhelm Bismarck stellte dem Fürsten den Generaldirektor der Ausstellung, Ausspitzer, vor, dem der Fürst bemerkte, er habe von der Ausstellung viel Schönes gehört und kenne die Fürstin Metternich aus dem Jahre 1862, da der Fürst preußischer Gesandter in Paris war, als geistsprühende Dame. Er, Bismarck, freue sich, im schönen, gemütlichen Wien eine so glückliche, zufriedene Bevölkerung gefunden zu haben, zufriedener und glücklicher als in manchen anderen Städten.

Ein Viertel nach Mitternacht brach die Gesellschaft auf, nachdem der Fürst dem deutschen Kommissar Hilger versprochen, wenn halbwegs möglich, die Ausstellung zu besuchen. An das jubelnde Publikum sich wendend, sagte der Fürst: „Ich danke Ihnen herzlich für den freundlichen Empfang. Da mich jetzt Verwandtschaftsbeziehungen an Oesterreich knüpfen und ich ein freier Mann bin, hoffe ich Sie noch oft wiederzusehen.“

25. Juni 1892. München. Fürst und Fürstin Bismarck gaben einer Einladung der Gesellschaft „Allotria“ in deren Kneipzimmer Folge.

Die hohen Gäste erschienen gegen 5 Uhr in der Kneipe, wo schon alles fröhlicher Dinge beisammen saß. Auf der Galerie hatten zahlreiche Damen und sonstige Angehörige von Mitgliedern Platz genommen.

Als der Fürst eintrat, brauste ihm ein donnerndes Hoch entgegen, während das originelle Hornensemble mit Paukenbegleitung Fanfaren ertönen ließ. Der Altreichskanzler war von dieser Huldigung auf das freudigste überrascht und dankte nach allen Seiten hin.

Der Fürst nahm nach der Vorstellung einiger Herren in einem Lehnstuhl an einem der vorderen Tische Platz. Vor ihm stand die große „Bismarck-Kanne“, welche zu Ehren des Festtages mit einem Blumengewinde geschmückt war. Die Kanne trägt die Inschrift: „Aus mir trank Otto v. Bismarck, der große Kanzler des Deutschen Reichs, den ihm von der Künstlergesellschaft „Allotria“ dargebrachten Willkommentrunk zu München am 31. Juli 1886.“

Ein Mitglied begrüßte den Fürsten mit folgendem Willkommenspruch:

„Unsers Vaterlandes Vater weilet heut in unsrer Mitte,
Soll Allotria ihn begrüßen Hymnen singend, wie's so Sitte?
Nein, sie schweige still und lausche jenem eisernen Gedichte,
Das der Heros eingemeißelt in die Tafeln der Geschichte.
Doch mit dankerfülltem Herzen naht Allotria sich dem Manne,
Dem sie wieder darf kredenzen ihr Juwel, die Bismarck-Kanne. Prosit!“

Diesen Worten folgte unbeschreiblicher Jubel. Fürst Bismarck erhob sich und meinte in seinen Dankesworten, man habe ihn über Verdienst gelobt. Auf die vor ihm stehende Bismarck-Kanne blickend, fuhr er fort:

„Ultra posse nemo obligatur. Ich möchte Ihnen gern daraus ordentlich Bescheid thun, aber ich habe nicht das Talent jenes Bürgermeisters von Rothenburg, der durch einen Trunk seine Vaterstadt rettete. Trotz der Güte des Bieres kann ich das nicht nachmachen."

Mit einem lauten Profit nahm der Fürst einen kräftigen Schluck aus der Kanne. Die ganze Gesellschaft brach in stürmische Hochrufe aus und hob die Bierkrügeln in die Höhe, um dem Fürsten zuzutrinken.

Hierauf wurde dem Fürsten und der Fürstin ein Halbeglas mit Franziskanerbräu vorgesetzt. Nach einem donnernden Hoch auf die hohen Gäste erhob sich der Fürst nochmals und sagte:

„Ich danke Ihnen allen herzlich für den freundlichen Empfang, den ich hier gefunden, und zugleich dafür, daß Sie einst meinen Sohn Herbert so freundlich in Ihrem Kreise aufgenommen haben. Es ist mir dies einer der eindruckreichsten Momente, den ich mit nach Hause nehme. Ich werde mich stets an den Pokal und die Gesellschaft erinnern. Wir haben im Norden auch ein Bier, es ist zwar das, aber nicht naß. Ich trinke auf das Wohl des Vereins, Sie müssen aber mit mir einstimmen, sonst ist mein Hoch zu dünn."

Lauter Jubel folgte diesen Worten. Unter erneuten Ovationen verließ der Fürst die Gesellschaft.

Juli 1892. Kissingen. Zur Mittagstafel war der Abgeordnete v. Benda[1]) geladen. Außer der Fürstin Bismarck waren nur Professor Dr. Schweninger und der Sekretär des Fürsten, Dr. Chrysander, anwesend.

Während der Mahlzeit drehte sich das Gespräch um die alten Erinnerungen des Potsdamer Zusammenlebens, um die späteren Geschicke des Vaterlandes seit 1862 und um den damals noch unerfüllten Herzenswunsch zahlreicher Patrioten in Deutschland, den Wunsch der Versöhnung des Kaisers mit Bismarck, wie er namentlich in Süddeutschland damals so oft und lebendig gehört wurde. Die Schwierigkeiten, welche der Erfüllung dieses Wunsches entgegenstanden, waren seit dem Sommer des Jahres 1891 nicht geringer geworden. Es geziemt sich, über die Thatsachen, welche der Zeit nach so kurz hinter uns liegen, Schweigen zu beobachten.

Nur die Worte, welche der Fürst zu Benda sagte, als er freundlich von ihm Abschied nahm, darf ich hinzufügen. Sie lauteten:

[1]) So oft Fürst Bismarck sich in späteren Jahren in Kissingen zur Kur aufhielt und zufällig auch der Abgeordnete v. Benda dort weilte, wurde letzterer jedesmal zur Fürstlichen Tafel gezogen. Zuletzt ist dies im Sommer 1892 geschehen.

„Ich versichere Sie, daß jede Erbitterung mir fern liegt, aber meinen alten Grundsätzen werde ich niemals untreu werden. Niemals werde ich auf die öffentliche Aussprache dessen verzichten, was ich für richtig halte, was für verfehlt, es betreffe die Sachen oder die Personen."

24. Juli 1892. Kissingen. Fürst Bismarck besucht nachmittags die sich um das Altenburger Haus, eine schrägüber von der Saline liegende Wirtschaft, auf der Wiese lagernden Süddeutschen (Bewohner von Baden, Hessen, Frankfurt, der Pfalz und Thüringen), die ihm (ca. 5000 an der Zahl), vorher eine große Huldigung dargebracht hatten. [1])

Der Fabrikant Thorbecke aus Mannheim trat mit einem Krug Bier auf den Fürsten zu; mit einem schalkhaften Blick auf den ihn begleitenden Professor Dr. Schweninger nahm der Fürst den Krug und trank ihn an mit folgenden Worten:

„Von meinem Fenster da drüben habe ich gesehen, wie hübsch Sie sich hier gelagert haben; das hat mich hergelockt, und außerdem hatte ich das Bedürfnis, den Besuch, welchen Sie mir dort oben so freundlich abgestattet haben, hier auf dem Platze sogleich zu erwidern und Ihnen nochmals zu sagen, wie sehr ich Ihnen für die glänzende und, ich kann wohl sagen, mich fast überwältigende Kundgebung danke. Ich trinke den Krug auf Ihrer aller Wohl."

Und nachdem er den Maßkrug abgesetzt, fügte er hinzu: „Die sieben üblichen Schluck, nicht mehr."

Das Gedränge derer, die mit ihm anstoßen wollten, ward sehr arg, und Professor Schweninger und die Gendarmen hatten Mühe, den Weg frei zu machen. Manche besondere Ovationen wurden dem Fürsten dargebracht; Darmstädter brachten ihm als ihrem Ehrenbürger ein Hoch, ebenso eine Schar Duisburger Herren als dem Ehrenbürger ihrer Stadt. Gruß aus Leipzig! Gruß aus Amsterdam! Gruß aus Charkow! erscholl es.

Ein Herr aus Rostock brachte Gruß aus Mecklenburg.

„Rostock," sagte der Fürst, „ist ja nicht weit von Friedrichsruh. Wi sprätt ok Platt."

„En bannigen Kerl," sagte der behäbige Mecklenburger, als der Fürst vorbei war.

Juli 1892. Kissingen. Ein süddeutscher Politiker, der bei einem der letzten Aufenthalte des Fürsten Bismarck in Kissingen die Ehre hatte, in der oberen Saline zur Fürstlichen Tafel gezogen zu werden, hat sich Aufzeichnungen über die damals geführten After-dinner-Gespräche gemacht und daraus der „Wiener Neuen Freien Presse" den nachfolgenden Passus überlassen, der

---

[1]) Vergl. meine „Ansprachen des Fürsten Bismarck", Bd. I. S. 217 f.

Aeußerungen des Fürsten Bismarck über den Antisemitismus wiedergiebt, welche diese Zeitung Anfang Januar 1898 veröffentlichte:

Das Gespräch kam auf die antisemitische Agitation und auf die Judenfrage überhaupt. Der Fürst beschränkte sich zunächst auf einige kurze Bemerkungen, die durchblicken ließen, daß ihm die Stöckerei unsympathisch und politisch unbequem gewesen sei, ging aber dann, als ein Herr der Tafelrunde ein hartes Urteil über die Juden und ihre Eigenschaften fällte und die Frage streifte, ob es doch nicht zweckmäßig gewesen wäre, wenn der damalige Reichskanzler den ihm in den achtziger Jahren überreichten antisemitischen Resolutionen irgendwie Folge gegeben hätte, eingehender auf das Thema ein und äußerte sich dabei nach meinen Notirungen, die, wenn auch nicht den Wortlaut, so doch den Sinn mit einiger Genauigkeit wiedergeben, folgendermaßen:

Er halte die Beimischung des jüdischen Elementes zu dem germanischen für nützlich. Es stecke in den Juden etwas drin, was wir nicht hätten. Sie gäben der Bevölkerung, namentlich der großen Städte, ein Mousseux, das sonst fehlen würde, Antriebe und Beweglichkeiten, die sonst kaum in dem Maße vorhanden wären. Und dann sehe er auch, abgesehen von allen Erwägungen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit, keinen Weg, auf dem die Ziele der Antisemiten zu verwirklichen wären. Wenn man sie nach der Ausführung ihrer Pläne in der Wirklichkeit fragt, so ginge es ihnen ähnlich wie den Sozialdemokraten: sie wüßten nichts praktisch Ausführbares vorzuschlagen; ihre Rezepte seien im heutigen Staatsorganismus nicht anwendbar. Was könne man überhaupt machen? Maßregeln wie die Bartholomäusnacht oder die sizilianische Vesper würden die Antisemiten kaum selbst in Vorschlag zu bringen wagen. Ausweisen könnten wir die Juden auch nicht, ohne unseren Nationalwohlstand schwer zu schädigen. Andere Maßregeln, wie etwa die Ausschließung der Juden von richterlichen und anderen Staatsstellen, würden das Uebel, das die Antisemiten beseitigen zu müssen glaubten, nur verschärfen; denn dann würde sich diejenige jüdische Intelligenz, welcher sich die staatliche Carrière verschlösse, auch noch auf diejenigen Gebiete werfen, auf denen das Uebergewicht der Juden von den Antisemiten schon jetzt als unerträglich bezeichnet werde, nämlich auf die geschäftlichen.

Der Fürst führte dann aus, daß seiner Ansicht nach die Judenbewegung in der Hauptsache weniger religiösen und auch nicht so sehr Rasseninstinkten entspränge, sondern doch mehr wirtschaftlichen Gründen. Er bezeichnete es als Thatsache, daß die Juden im Gelderwerb anderen Elementen der Bevölkerung vielfach überlegen seien. Die Ueberlegenheit beruhe auf Stammeseigenschaften, die, ob sie uns nun gefielen oder nicht, durch staatliche Mittel nicht zu beseitigen seien. Die Juden wären infolge natürlicher Veranlagung in Geldsachen meist klüger und geschickter als die Christen. Auch wären sie, wenigstens solange sie noch nicht zu Vermögen gelangt seien, wenn auch vielleicht nicht arbeitsamer,

so doch genügsamer und sparsamer als ihre christlichen Mitbewerber. Dazu komme, daß der Jude, um einen geschäftlichen Vorteil zu erlangen, leichter einmal etwas riskire und in der Anwendung seiner Mittel zum Zwecke mitunter auch wohl etwas weitherziger verfahre als sein christlicher Konkurrent. Das alles gäbe ihm geschäftlich einen Vorsprung, der sich gesetzlich nicht beseitigen lasse. Auch die Antisemiten hätten bisher nichts vorzuschlagen gewußt, was diesen Vorsprung und dessen Wirkung auf das wirtschaftliche Leben der Nation paralysire. Was sie bisher vorgeschlagen hätten, wäre unwirksam, und es würde sich keine Regierung finden, die das ausführen könnte. Es sei auch durchaus widerrätlich, dem jüdischen Triebe nach Erwerb und Vermögensbildung von staatlicher Seite Hindernisse in den Weg zu legen, denn dadurch würden die übrigen Bevölkerungselemente ebenso betroffen, und der Nationalwohlstand würde zurückgehen. Man brauche sich die Juden deshalb nicht über den Kopf wachsen zu lassen oder sich finanziell von ihnen in einem Maße abhängig zu machen, wie dies in manchen Staaten der Fall sei. Bei seinen eigenen Beziehungen zur Haute finance als Minister sei immer diese, niemals er der verpflichtete Teil gewesen.

Nach einer Abschweifung auf ein anderes, mit der Judenfrage im Zusammenhange stehendes Gebiet, das hier nicht interessirt, kam der Fürst wieder auf das ursprüngliche Thema zurück und resümirte sich gleichsam selbst in etwa folgender Weise: Er halte die Juden für nützliche Mitglieder des heutigen Staates und finde es unklug, sie zu beunruhigen. Namentlich der reiche Jude pflege ein sicherer Steuerzahler und guter Unterthan zu sein.

Schließlich sprach der Fürst über sein persönliches Verhältnis zu den Juden und äußerte dabei unter anderem: Eigentlich habe er Undank von ihnen geerntet. Kein Staatsmann habe mehr für ihre Emanzipation gethan als gerade er. Trotzdem hätten ihn gerade diejenigen fortschrittlichen und radikalen Blätter, die in jüdischen Händen seien, immer am heftigsten angegriffen. Aber er nehme das nicht so tragisch; das liege wohl mehr daran, daß die Eigentümer der Blätter es ihrem Liberalismus oder Radikalismus schuldig zu sein glaubten, der Erinnerung daran, was sie als Juden ihm zu verdanken hätten, keinen Einfluß auf die Haltung ihrer Organe ihm und seiner Politik gegenüber zu gestatten. Andererseits habe er auch manchen Zug jüdischer Dankbarkeit erlebt. So habe er, als er noch in Pommern sein Gut bewirtschaftet habe, wie alle dortigen Grundbesitzer seinen Hofjuden gehabt. Eines schönen Tages sei derselbe in Konkurs geraten und sei zu ihm gekommen, um ihn zu bitten, er möge eine Forderung, die er an ihn habe, nicht mit anmelden, dann käme er ohne Bestrafung davon. Er (der Fürst) habe es ihm versprochen und seine Forderung ausfallen lassen. Der alte Mann habe seine Dankbarkeit später so geäußert, daß er, nachdem er sich in seinen Verhältnissen erholt gehabt habe, ihm alljährlich Abzahlungen gemacht hätte, zu denen er kaum noch verpflichtet

gewesen sei, und dies so lange fortgesetzt habe, bis er (der Fürst) aus der Gegend weggezogen sei und ihm gesagt habe: „Nun ist es genug; streichen wir den Rest.“

Gegen Ende seines Kuraufenthaltes pflegte Bismarck regelmäßig die Honoratioren Kissingens zu Tisch zu laden, und man konnte dann daraus schließen, daß nach diesen Einladungen die Abreise des Fürsten nun bald erfolgen würde. Zu diesen Honoratioren zählte auch der nun längst verstorbene Postmeister, der sich bei Lebzeiten, was bei den Jüngern Stephans eigentlich nicht allzu häufig vorkommt, einer ziemlichen Wohlbeleibtheit erfreute. Dem Fürsten mag die außerordentliche Körperfülle des Postmeisters seit den letzten Jahren besonders aufgefallen sein, denn während der Tafel erkundigte sich der Fürst noch einmal nach dem Befinden des Postmeisters, der, nebenbei bemerkt, ein äußerst tüchtiger Beamter war und deshalb vom Fürsten sehr geschätzt wurde.

„Ich danke Eurer Durchlaucht,“ erwiderte der sich so geschmeichelt fühlende Postmeister.

„Ja, nach Ihrem Aussehen zu schließen, muß es Ihnen in den letzten Jahren auch besonders gut gegangen sein, aber Sie scheinen eigentlich nicht die richtige Kur hier zu gebrauchen,“ fügte mit feinem Lächeln der Fürst hinzu.

„Doch, Euer Durchlaucht,“ antwortete der Postmeister; „ich gebrauche nicht nur die Kur, sondern ich habe auch schon viele andere Mittel versucht, aber es hat bis jetzt nichts geholfen.“

„Nun, ich wüßte für Sie ein ebenso einfaches als sicheres Mittel, das gewiß seine Wirkung nicht versagen wird,“ entgegnete heiter gestimmt der Fürst.

„Darf ich Euer Durchlaucht vielleicht darum bitten? Ich würde sicher stets dafür dankbar sein,“ replizirte dieser. Die übrige Tischgesellschaft war unterdessen auf das Zwiegespräch aufmerksam geworden und hörte gespannt auf die weitere Entwicklung der Unterhaltung.

„Das Mittel ist nicht nur sehr einfach, sondern auch ganz kostenlos — Sie brauchen nur vier Wochen lang den Dienst Ihres Landbriefträgers zu versehen, dann sind Sie sicher von Ihrem Uebel erleichtert,“ sprach lächelnd der Fürst. Lautes Lachen erscholl an der ganzen Tafel, und auch unser Postmeister stimmte, obwohl etwas verblüfft, in das Lachen ein.

Nicht viel besser erging es einem Badearzt, der gleichfalls jede Saison einmal zur Tafel geladen wurde.

„Ich fühle mich heute nicht ganz wohl auf den Rakoczy, den ich heute früh getrunken habe,“ bemerkte der Fürst zu dem renommirten Badearzt.

„Euer Durchlaucht wollen deshalb morgen ein Glas weniger trinken; das wird sicher eine Besserung herbeiführen,“ ordinirte sofort der Medizinalrat.

„Ja, das wird wohl kaum möglich sein,“ bemerkte der Fürst.

„Aber warum wird das nicht möglich sein können, Euer Durchlaucht?“ entgegnete der Brunnenarzt.

„Aus dem einfachen Grunde, weil ich heute nur ein halbes Glas getrunken habe,“ sprach lachend der Fürst. —

Wie Bismarck in seiner lustigen Studentenzeit schon immer die richtige Antwort fand, so pflegte er auch im späteren Leben sich nie verblüffen zu lassen und mit ebensoviel Humor und Witz heimzuzahlen, wenn ihm manchmal eine Geschichte zu dick aufgetragen schien. So erzählte der Fürst einmal bei der Tafel:

Die Fürstin wurde einst in Varzin plötzlich nicht unbedenklich unwohl, und da gerade der Hausarzt nicht anwesend war, wurde von Schlawe ein Doktor B. zur Konsultation berufen. Dieser fand den Zustand der Patientin nicht gefährlich, blieb aber auf Wunsch des Fürsten den Tag über in Varzin und wurde selbstverständlich auch zur Tafel geladen. Der starke Wein mag den guten Doktor etwas aufgemuntert haben, denn er wurde immer gesprächiger und erzählte folgendes Geschichtchen: „Bei einer großen Schlägerei in einem benachbarten Dorfe wurde ein Bauernbursche derart verletzt, daß die Schädeldecke ganz zertrümmert und das Hirn vollständig bloß gelegt war. Ich war alsbald an Ort und Stelle und brauchte nicht weniger als 25 Nadeln, um den Kopf nur einigermaßen wieder zusammenzuflicken; aber dank meiner Kunst konnte der Bursche schon nach drei Tagen wieder seiner Arbeit nachgehen.“

Der Fürst, der dies ungefähr so erzählte, machte jetzt eine kleine Pause und sagte dann zu seinen Gästen: „Meine Herren, bevor ich weiter erzähle, muß ich Sie fragen, ob vielleicht einer der Herren Stadtrat ist; denn sonst kann ich meine Geschichte nicht beenden.“ Nachdem dies verneint wurde, fuhr der Fürst fort, weiter zu erzählen: „Natürlich stellte ich mich, als wenn ich an der Geschicklichkeit des Doktor B. gar keinen Zweifel hegte, und sagte nur: ‚Nun, lieber Herr Doktor, lassen Sie sich von mir auch eine kleine Geschichte erzählen, die ebenso wahr ist als die Ihrige. — Zu einem bekannten Doktor in Berlin kam einst ein Mann, der über fürchterliche Kopfschmerzen klagte, die er gar nicht los werden könne. O, da können wir leicht helfen, sagte der berühmte Operateur. Das kommt vom Hirn, an dem etwas zu fehlen scheint. Er löste hierauf die Schädeldecke, nahm das Hirn des Mannes heraus und sagte zu ihm: So, jetzt werden Sie keine Schmerzen mehr haben; kommen Sie in einigen Tagen wieder, dann können Sie Ihr Hirn frisch hergerichtet wieder eingesetzt bekommen. Ganz erleichtert und vergnügt ging der gute Mann nach Hause. Es währte einige Tage, der Mann kam nicht mehr. Da schickte der Arzt zu ihm und ließ ihm sagen, er möge doch sein Hirn holen, es fange schon an zu riechen. Der Mann aber ließ dem Arzt zurückmelden: Ich bin jetzt Stadtrat geworden, ich brauche kein Hirn mehr.‘ Unser Doktor B. lachte

zwar auch mit, aber er beeilte sich doch, so bald als möglich nach dem Diner heimzukommen, und hat in Zukunft kein Jägerlatein mehr bei mir gesprochen."

31. Juli 1892. Jena. Frühstück im Gasthof zum Bären. Nach dem ersten Gange brachte Professor Delbrück (Jena) ein Hoch aus auf den Fürsten Bismarck und dessen ganzes Haus; er erinnerte in seiner Rede an eine angebliche Aeußerung Bismarcks im Reichstage, „daß man ohne weibliches Gepäck leichter durch die Welt komme".

Daran knüpfte der Fürst sofort an, indem er erwiderte: „Ich bin dem Herrn Vorredner sehr dankbar für den Gesamtinhalt seines Toastes bis auf das Citat von dem weiblichen Gepäck. Ich glaube, das ist ein Mißverständnis. Wenn ich den vorerwähnten Ausspruch gethan habe, so konnte ich mit demselben immerhin doch nur die ‚Ueberfracht' gemeint haben, die man zu fürchten hat, wenn man mit Damen reist. (Heiterkeit.) Das ‚Freigepäck' wird stets sehr angenehm sein. Im übrigen bin ich keineswegs gesonnen, das Cölibat zu empfehlen, da ich ein zu großer Verehrer des weiblichen Geschlechts bin, schon aus staatlichen, militärischen und privatrechtlichen Gründen nicht.

„Um mich von solchem Verdachte um so mehr zu reinigen, bitte ich, mit mir anzustoßen auf das Wohl der anwesenden Damen, sowohl der verheirateten als der unverheirateten. Mögen diese dazu beitragen, die Erinnerung an den heutigen Tag in ihre Häuser, in ihr Heim zu verpflanzen und sie den Kindern einzuprägen. Die heutigen Beweise der Sympathie wären ohne die Beteiligung der Frauen unvollkommen gewesen. Die Thatsache, daß die mir von Dresden bis Jena gespendete Anerkennung Anklang bei den Frauen findet, giebt mir die Sicherheit für die Dauer des Deutschen Reiches (Beifall). Was unsere Frauen sich angeeignet haben, das werden unsere Kinder verteidigen, wenn sie Mädchen sind, durch das Familienband, wenn sie Männer sind, wenn es notthut, auf dem Schlachtfelde. In dem Sinne dieser Tradition trinke ich als Politiker und Verehrer des weiblichen Geschlechts auf das Wohl der Damen."

Mit großem Beifall stimmte die Versammlung ein, Damen und Herren drängten sich herzu, um mit dem Fürsten anzustoßen; den aus Leipzig gekommenen Herren, den Professoren Credner, Ribbeck, Sievers und den Verlagsbuchhändlern Dr. von Hase und Hans Meyer, erwiderte er auf ihre Bitte, auch der Stadt Leipzig, deren Ehrenbürger Fürst Bismarck war, die Ehre seines Besuches zu schenken, daß er nach den patriotischen Kundgebungen in Dresden gemäß seinem Grundsatze ne bis in idem seinen Besuch vorläufig aufschieben müsse, doch versprach er, bevor er sterbe, noch zu kommen.

28. August 1892. Varzin. An der Frühstückstafel nahm ein auf Einladung Bismarcks als Gast anwesender Oberförster aus den Reichslanden teil. Derselbe berichtet: Außer mir war kein Gast da; nur die Familie des

Grafen Rantzau [1]) und Dr. Chrysander nahmen an dem Frühstück teil. Das Gespräch begann damit, daß der Fürst sich nach der Lage meiner Oberförsterei (damals „Erstein") erkundigte; dann ging es auf die Jagd über und kam dabei auf das Geschlecht der „Zorn v. Bulach" (das in Osthausen, eine halbe Stunde von Erstein, sein Stammschloß hat). Die wieder erfolgte Erteilung von Jagdscheinen an Franzosen lenkte das Gespräch auf den Paßzwang, über den sich Fürst Bismarck in interessanter Weise äußerte. Weiterhin kamen wir auf die Elsaß-Lothringer zu sprechen.

Fürst Bismarck fragte: „Ergreifen denn Eingeborene jetzt mehr wie bisher die deutsche Beamtencarrière?"

Ich: „Jawohl, Durchlaucht. Wir haben zum Beispiel bereits etwa zehn elsässische Oberförster."

Dr. Chrysander: „Und wie viel Oberförster sind Sie?"

Ich: „Dreiundsechzig."

Fürst Bismarck: „Auch in anderen Berufsarten als in der Ihrigen?"

Ich: „Jawohl, Durchlaucht; zum Beispiel auch im Juristenstand."

„Das wäre," meinte Fürst Bismarck, „ein gutes Mittel zur Germanisirung, wenn der Uebertritt aus dem elsaß-lothringischen Dienst in den eines anderen Bundesstaates — also gleichsam ein Austausch — möglich wäre.

„So, wie ich es seinerzeit für das Kriegsdepartement vorgeschlagen hatte. Aber das scheiterte an dem eingefleischten Bureaukratismus. Man gab mir zur Antwort: ‚Ja, wir werden den Kuckuck thun und unseren Offizieren durch Uebernahme solcher aus anderen Ländern das Avancement verderben.' Ich hatte beabsichtigt, gute Offiziere aus anderen deutschen Ländern heranzuziehen, aber ich drang — wie gesagt — nicht durch. Die Elsässer würden bei längerem Aufenthalt bei uns im Lande eher manche Vorurteile über uns verlieren."

Graf Rantzau: „Im diplomatischen Dienst ist es ja so; das ist aber auch wohl der einzige?"

Fürst Bismarck: „Ja, weil das mein Zweig war; das habe ich als Reichskanzler durchgesetzt, und dann noch im Eisenbahnwesen als Handelsminister."

Ich gab im Anschluß daran der Ansicht Ausdruck, daß zur Zeit der Militärdienst der Elsaß-Lothringer irgendwo im Reiche viel dazu beitrüge, den jungen Leuten deutsche Gesinnungen einzuprägen, mithin ein gutes Mittel zur Beförderung des Deutschtums sei.

[1]) Bucher war es schon 1848 zum ersten Male aufgefallen, daß der damalige Abgeordnete von Bismarck häufig nur die Augen und nicht den Kopf seitwärts zu wenden pflegte, wenn jemand mit ihm sprach, der neben ihm stand. Diesen Blick des Großvaters fand Bucher auch bei dem kleinen Rantzau wieder, als ihm der Junge zum erstenmal präsentirt wurde. Er sagte darauf zur Wärterin: „Der Junge wird auch einmal Reichskanzler," und erhielt die Antwort: „Ach ja, Herr Geheimrat, rappelig genug ist er schon." Fürst Bismarck soll herzlich über dieses Intermezzo gelacht haben.

30. Oktober 1892. Varzin. Der zur Frühstücks- und Mittagstafel zugezogene Rektor der Nicolaischule in Leipzig, Professor Dr. Kaemmel, veröffentlichte in den „Grenzboten" unter der Ueberschrift „Herbsttage in Varzin" in Ergänzung des bereits früher Mitgeteilten [1]) folgende Schilderung des patriarchalischen Lebens im Bismarckschen Hause und der Eindrücke, die er dort empfangen hatte.

Der Fürst sprach mit verhältnismäßig hoher und nicht besonders starker Stimme ziemlich rasch, fließend und gleichmäßig; er stockte nur ein wenig, wenn ihm während des lebhaften Sprechens die Pfeife auszugehen drohte, dann hielt er an, setzte sie wieder in hellen Brand und hüllte sich in Rauchwolken, oder wenn sich ein besonders bezeichnender, kräftiger Ausdruck in ihm bildete, den er dann energisch hervorstieß. An solchen Wendungen war, wie immer, seine Rede besonders reich, und die Lebendigkeit seiner Darstellung erhöhte er noch dadurch, daß er Personen, mit denen er verkehrt hatte, bei der Schilderung einer solchen Unterhaltung stets redend einführte; es war dann, als ob man die ganze Szene vor sich hätte.

Fast noch merkwürdiger war mir der ruhig-behagliche Plauderton, mit dem er auch Dinge behandelte, die ihn offenbar aufs tiefste berührten. Selbst über seine Entlassung sprach er völlig ruhig und leidenschaftslos in so objektiver Weise, als ob er die Geschichte eines ganz anderen Menschen erzählte und nicht seine eigene; nur sehr selten zeigte er eine gewisse Erregung, nämlich da, wo er von Undank und Unwahrhaftigkeit berichten mußte. Dann hatte er etwas von einem grollenden Löwen. Wahrhaft hochherzig aber erschien mir die rückhaltlose Offenheit, mit der er zu mir sprach, wie zu einem Freunde, dem er ganz vertrauen könne. Aber er kann offenbar gar nicht anders; es wäre einfach wider seine ehrliche, grade, furchtlose Natur, zurückhaltend und wortkarg zu sein, und er müßte sich von allem Verkehr mit Fremden völlig abschließen, wenn er jeden Mißbrauch seiner Worte verhindern wollte, und das wäre ihm in seiner Landeinsamkeit und nach seinem Wesen doch auch unmöglich. Er darf aber doch wohl auch von seinen Gästen — und nur als sein Gast und Hausgenosse kann man in Varzin sein — erwarten, daß sie das Vertrauen ihres Wirtes zu schätzen wissen und es sich ebensowenig gestatten werden, Aeußerungen, die persönlich verletzen könnten, zu veröffentlichen, wie sie etwa solche aus dem vertraulichen Gespräche mit ein paar guten Freunden in die Presse bringen würden. Eine Aeußerung der Art, auch die schärfste, nimmt sich völlig anders aus, wenn sie der Fürst im engsten Kreise im leichten Gesprächstone giebt, als wenn sie schwarz auf weiß urbi et orbi verkündigt und nun von Hassern und Neidern bekrittelt und verdreht wird. Das leidige Sensationsbedürfnis hat diesem Manne gegenüber kein Recht.

---

[1]) Vergl. „Neue Tischgespräche" ꝛc., Bd. I. S. 225.

Während er sprach, mußte ich immer wieder mit heimlicher Bewunderung auf den stolzen, charaktervollen Kopf blicken. Dabei hatte er auch noch Zeit, auf die kleinen Bedürfnisse seines Gastes zu achten, und er erhob sich selber, um nach der Klingel zu gehen und dem Diener zu schellen. Denn gütiges Wohlwollen ist ein Grundzug seines Wesens.

Er besprach anfangs die soziale Frage, verurteilte jede Nachgiebigkeit gegenüber der Sozialdemokratie, die sich selbst außerhalb des Rechts gestellt habe und deshalb nach dem Satze, den er als Deichhauptmann oft gehört habe: „Wer nicht will mitdeichen, muß weichen," behandelt werden müsse. Dabei wies er warnend hin auf die nach seiner Kenntnis keineswegs erfolglosen Versuche der Sozialdemokratie, die Unteroffiziere zu gewinnen, und auf die auch in dieser Beziehung besonders bedenklichen Verhältnisse in Hamburg, über die er ganz genau unterrichtet sei, und bezeichnete endlich die gegenwärtige Behandlung der sozialdemokratischen Bewegung rund heraus als „leichtsinnig".

Dann ging er auf die Entstehung der Arbeitererlasse Kaiser Wilhelms II. ein, auf die Beratungen des Staatsrats und der internationalen Arbeiterschutzkonferenz im Februar 1890, die er beide herbeigeführt habe, weil er gehofft habe, damit mäßigend zu wirken, doch darin bekannte er sich getäuscht zu haben. Im Zusammenhange damit entwickelte er die Geschichte seiner Entlassung und gab dabei mit wenigen Strichen eine Reihe haarscharf gezeichneter Porträts. Trotz allem äußeren Gleichmut aber ging es doch fast wie ein Zug von Wehmut durch das Ganze, und erschütternd wirkte es, als er rasch und scheinbar leichthin bemerkte: „Ich sehe sehr trübe in die Zukunft." Daß ihn die reinste Vaterlandsliebe bei jedem Wort erfüllte, und daß sein Urteil nicht etwa von dem Groll über seinen Sturz beherrscht wurde, sondern von der Sorge um des Reiches Wohl und Wehe, das trat mit greifbarer Deutlichkeit hervor. Er erschien mir wie ein erfahrener Steuermann, der das Ruder seines Schiffes anderen Händen hat anvertrauen müssen und nun sorgenvoll seinem Laufe mit den Augen folgt, weil er die Klippen und Untiefen sieht, die in der Ferne lauern.

30. und 31. Oktober 1892. Varzin. Unter den Tischgästen auch die Abordnung aus Leipig, bestehend aus dem Abgeordneten Dr. Hans Blum, Kaufmann Georg Rödiger und Amtsrichter Dr. Kind. In Ergänzung der über diesen denkwürdigen Besuch bereits in Band I der „Tischgespräche" enthaltenen Schilderung lasse ich nachstehend noch einige Details folgen, die Dr. Hans Blum in einem Artikel der „Leipziger Neuesten Nachrichten" über seinen Besuch in Varzin mitteilte:

Unter anderem erzählte die Frau Fürstin eine hübsche Geschichte betreffs Lothar Buchers. Ein Gast fragte sie einst, auf Bucher deutend, der mit an

der Fürstlichen Tafel saß: „Was macht denn eigentlich dieser Herr hier?" — „Dasselbe wie mein Mann," erwiderte die Fürstin. — „Wieso?" — „Im Augenblick gar nichts." — „Aber sonst? Durchlaucht arbeiten doch sonst — aber dieser Herr?" — „Der arbeitet auch," versicherte die Fürstin ernsthaft. — „Was denn?" — „Er schreibt Novellen!" — „Novellen — davon habe ich ja aber noch gar nichts gehört! Wo erscheinen denn die?" — „Wohl in Zeitungen, aber auch jeder Buchhändler kennt sie. Fragen Sie nur nach den Novellen von Lothar Bucher." — „Das werde ich gleich thun." — Die Fürstin lachte noch lange über das Gesicht des dreisten Fragers, als dieser von seiner vergeblichen Forschungsreise nach den „Novellen von Lothar Bucher" zurückkehrte.

Nach Aufhebung der Tafel wurde aufgebrochen, um in einstündiger Entfernung vom Herrenhause die Fischbeute zu besehen, welche einer der Waldteiche ergeben würde, der heute abgelassen wurde. Die Damen, unter Dr. Chrysanders und des jungen Grafen Rantzau Führung, gingen zu Fuß, der Fürst und wir vier Sachsen fuhren in zwei Zweispännern nach der Stelle, wo wir fast gleichzeitig wieder mit den Damen und ihren Begleitern zusammentrafen. Das Schauspiel, welches sich nun an den Ufern dieses abgelassenen Teiches entfaltete, war überaus ergötzlich. Der Fürst war in fröhlichster Stimmung über die guten Erfolge, welche die Anlage einer Fisch- und Krebszucht seit drei Jahren hier ergeben hatte. Die besonders großen Hechte, Karauschen, Karpfen und Krebse, die einzeln oder mehrfach aus dem seichten Schlammwasser gezogen oder aus den bereits gefüllten Fischkübeln herausgehoben wurden, betrachtete er mit Wohlgefallen. Alle Krebse und alles halbwüchsige Fischvolk ließ er jedoch wieder frei. Um ihn drängten sich seine Enkel, die Damen, der Oberförster, die Fischleute. Laute Heiterkeit erscholl, so oft ein besonders kräftiger Fisch dem Fangnetz entschlüpfte und durch das Zuleitungswasser einem tiefer gelegenen, noch gefüllten Teich zustrebte. Im Hintergrunde schnaubten und stampften die Rosse. Der Fürst reichte dem Oberförster ein großes Silbergeldstück für die Leute und sagte: „Lassen Sie's die Leute aber lieber in die Stiefel gießen als hinter die Binde; es hält wärmer!" Der Oberförster dankte und sagte: „Zum Hinter-die-Binde-gießen bekommen die Leute beim Fischfang auch ohnehin schon genug." Als Herr Rödiger einige fast erstickende kleine Hechte aus seichten Wasserstreifen herauslangte und in tieferes Wasser setzte, sagte der Fürst zu ihm: „Sie haben ein gutes Herz — Sie müssen wiederkommen, ehe diese Hechte ausgewachsen sind."

Die Sonne neigte sich zum Sinken, als wir nach Varzin zu Wagen heimkehrten und die zurückgebliebene Fürstin wieder begrüßten. Die letzte Stunde unseres Varziner Aufenthaltes war angebrochen, denn nach sechs Uhr ging der Zug von Hammermühle ab. Aber diese letzte Stunde sollte für uns noch sehr genußreich werden. Wir saßen um den großen runden Tisch des

Damenzimmers, der Fürst neben einer Verwandten seiner Gemahlin, Frau von Puttkamer, auf dem Sofa, die Frau Fürstin unter uns Gästen. Der Fürst schenkte uns eigenhändig echtes Spatenbräu ein — das auch an den Mahlzeiten immer zuerst gereicht wird —, unmittelbar nachher Champagner, dann erst Rot- und Weißwein und Sherry und hob sein Glas auf unser Wohl. Nun entspann sich eine Fülle von ernsten und launigen Gesprächen.

Neben den ernsten Aeußerungen des Fürsten in dieser letzten Stunde dankten wir aber auch seiner guten Laune einige der reizendsten Blüten. „Die Zeitungen behaupten, wenn ich inkognito reisen wollte, so würde ich mich ‚Herzog von Lauenburg‘ nennen,“ sagte er unter anderem. Zufälligerweise erhielt die Frau Fürstin wenige Minuten später eine Geschäftsanzeige unter der Adresse: „An Ihre Durchlaucht die Frau Herzogin von Lauenburg“. Sie reichte dieselbe ihrem Gatten über den Tisch hinüber. Er las und rief dann, indem er die Rechte, militärisch grüßend, an die Stirn hielt, seiner Gemahlin feierlich zu: „Freut mich, Sie kennen zu lernen.“

Aus seinem Leben erzählte er vieles: „Als ich noch keine andere Auszeichnung besaß als die Lebensrettungsmedaille, deren Band genau so aussieht wie das Band des Roten Adler-Ordens vierter Klasse, und in Berlin rasch in der Richtung eines Bahnhofs dahinschritt, rief mir eine Junge zu: ‚Kann ick Ihnen nich eene Droschke besorjen, Herr Baurat!‘ — Als ich dann den Majorsrang erworben hatte und einmal in Uniform ausging, hielt mich ein Schutzmann für einen ernsthaften Major und ersuchte mich, dienstlich gegen eine Menschenansammlung einzuschreiten, die den Verkehr sperrte und mit der er allein nicht fertig wurde. Ich that das bereitwillig, erklärte ihm dann aber, als er noch andere derartige Wünsche zu haben schien, doch, daß es mir leid thue, nebenher noch preußischer Ministerpräsident zu sein und als solcher nicht weiter zur Verfügung des Herrn Schutzmannes stehen zu können. — Später habe ich es dann allerdings auch zum General gebracht und komme in Berlin an einem Schutzmann vorbei, der mich nicht grüßt. ‚Grüßen Sie denn nicht Offiziere?‘ fragte ich ihn. ‚O ja, Herr,‘ versetzte er treuherzig, ‚aber nur die höheren.‘ ‚Na, rechnen Sie einen General nicht zu den höheren Offizieren, guter Mann?‘ ‚Das wohl, aber Sie sind doch —‘ ‚Sie wissen wohl nicht, daß ich der Reichskanzler bin?‘ — ‚Nein, woher sollte ich das wissen?‘ rief er betroffen, ‚ich bin eben erst vom äußersten Osten nach Berlin versetzt worden.‘ Ich war so erfreut, daß mich einmal jemand in Berlin nicht erkannte, daß ich gegen den Mann durchaus keine Anzeige erstattete. —

„In Ferrières im Rothschildschen Schlosse kommt während des Krieges der Großherzog von Oldenburg ins Vorzimmer, um mich zu besuchen. ‚Was will denn der hier?‘ ruft mein schneidigster Diener dem anderen zu. ‚Ist denn der gemeldet?‘ — Besinnst du dich an unseren tüchtigen mecklenburgischen Diener, Johanna?“ fragte er die Fürstin. Sie nickte. „Nun, der

diente bei mir eine Zeitlang zugleich mit einem Westpreußen," fuhr der Fürst gegen uns gewendet fort. „Eines Tages hörte ich, daß die beiden im Vorzimmer in lebhaften Wortwechsel geraten und scharf ausfällig gegen einander werden. Schließlich spielt aber doch mein Westpreuße den höchsten Trumpf aus, indem er dem Mecklenburger verächtlich zuruft: ‚Was will denn der da — der hat ja nicht mal einen König!'

Hier mögen nun auch die hübschen Bemerkungen Platz finden, welche Bismarck am Abend zuvor über seine „Reichshunde" Sultan und Tyras machte. Sultan war, nach einem dazwischengeworfenen Wort der Fürstin, „der rührendste Hund, den ihr Gemahl besessen".

„Wenn ich verreiste," bestätigte Bismarck, so „suchte er mich überall mit großer Traurigkeit. Endlich ergriff er dann zu seinem Troste meine weiße Militärmütze und meine hirschledernen Handschuhe, trug diese in den Zähnen nach meinem Arbeitszimmer und blieb dort, mit der Nase an meinen Sachen, liegen, bis ich wiederkam. — Auch der alte Tyras war sehr intelligent und treu. Wenn ich nach dem Reichstage ging, so nahm ich den Weg durch den Garten hinter dem Reichskanzlerpalais, öffnete hier die Pforte nach der Königgrätzerstraße, drehte mich gegen Tyras um und sagte bloß ‚Reichstag!' Sofort ließ der Hund Kopf und Schwanz hängen und verzog sich niedergeschlagen. Einst hatte ich meinen Stock, den ich auf die Straße nicht mitnehmen konnte, da ich in Uniform ging, an die Innenmauer des Gartens gestellt, ehe ich durch die Pforte schritt. Nach vier Stunden kam ich aus dem Reichstag zurück. Tyras begrüßte mich nicht beim Eintritt ins Haus, wie sonst stets, und ich fragte daher den Schutzmann, wo der Hund sei: ‚Der steht seit vier Stunden hinten an der Gartenmauer und läßt niemand zu Eurer Durchlaucht Stock,' erwiderte der Wachtposten.

„Ein andermal ging ich hier in Varzin in Begleitung von Tyras spazieren und sehe auf einer Karre eine Fuhre Holz liegen, das ich für gestohlen hielt, weil es aus grünem Holze gehauen war. Ich gebot dem Hund, bei der Fuhre zu bleiben, und entfernte mich, um einen Mann zu holen, der die Sache aufklären könne. Als ich zurücksah, gewahrte ich aber, daß Tyras mir leise und geduckt nachschlich. Ich kehrte zurück und legte einen Handschuh auf die Karre. Da blieb mein Tyras dort stehen wie angewurzelt."

Ueber das Ende des tüchtigen Tieres erzählte der Fürst auf mein Befragen:

„Er war nicht krank, er ist an Altersschwäche eingegangen. Einen Tag vor seinem Tode war er schon so steif, daß ich ihn wie einen Hammel von oben in mein Arbeitszimmer tragen lassen mußte. Dann, als ich nach Hause kam, wedelte er noch. Das nächste Mal, an seinem Todestage, konnte er auch nicht mehr wedeln und gab nur durch seinen Ausdruck zu verstehen, daß er mich erkannt habe. Während ich dann am Tische schrieb, sah ich ihn plötzlich

lautlos in mein Schlafzimmer sich schleppen, und gleich darauf sagte mir der Diener, der ins Schlafzimmer getreten war: ‚Der Tyras liegt tot ausgestreckt im Schlafzimmer.‘ Von meinen jetzigen Hunden kann ich dagegen rühmen, daß sie wie wild aus ihren verschiedenen Winkeln auffahren und gegen die Thür stürmen, sobald der Diener meldet: ‚Das Essen ist aufgetragen.‘“

Nun war das letzte Glas ausgetrunken, die Bereitschaft der Wagen gemeldet, die uns nach Hammermühle von dannen fahren sollten. Wir mußten scheiden. Der Fürst reichte jedem von uns die Hand und begleitete uns barhäuptig bis an die Hoftreppe, hier die letzten Scheidegrüße uns nachwinkend. Die Rosse zogen an — zum letztenmal erblickten wir die hohe, edle Gestalt, vom Lichtschein des gastlichen Hauses umflossen. Ich schloß die Augen. Als ich sie wieder öffnete, lag nächtliches Dunkel um mich, und die Hufe flogen über die Dorfstraße von Varzin. Wie ein Traum lag der große Tag beim Fürsten hinter mir, aber wie ein schöner, unvergeßlicher Traum!

17. Mai 1893. Friedrichsruh. Bereits im Band I. Seite 232 ff. der „Neuen Tischgespräche“ 2c. ist über den Besuch geschrieben, den der Engländer G. W. Smalley dem Fürsten Bismarck gemacht hatte.

In Benutzung von ein paar anderen Quellen mag ergänzend über diesen Besuch und die bei dieser Gelegenheit geführten Gespräche noch folgendes erwähnt werden. Unter dem Titel „Studies of man“ schildert Smalley zunächst die äußere Erscheinung des Fürsten Bismarck, die einfache schwarze Kleidung, die den Riesenkörper wie eine Uniform umschloß, das seidene Tuch, mit dem er nach altväterlicher Art den Hals umschlang. „Das Alter hat die Züge des ehemaligen Reichskanzlers wenig verändert, die Halsmuskeln haben nichts an Elastizität verloren, er trägt den Kopf hoch, und in der ganzen Haltung ist etwas Stolzes und Herausforderndes, wie bei einem Manne, der Zeit seines Lebens im Kampfe gestanden. Die Augen sind tiefblau, groß und voll, schön in der Ruhe und fähig, ohne Hilfe anderer Züge alle Stimmungen auszudrücken.“

Smalley fand Bismarck in bester Laune. In humorvoller Weise beklagte sich dieser über die unruhige und beschwerliche Politik von Friedrichsruh. „Das beschäftigt mich genug,“ sagte Bismarck, „und diese Dinge sind ganz ebenso schwer zu behandeln wie diejenigen, mit denen ich mich sonst zu beschäftigen hatte, denn hier haben wir Schwäne und Enten und Ratten, die nicht friedlich mit einander leben würden, wenn sie sich allein überlassen blieben. Die Schwäne sind nicht mit den Enten auf gutem Fuß, möchten sie und ihre Jungen vielmehr fressen, und die Ratten sind die Feinde beider. Es ist außerordentlich schwer, eine Verfassung zu finden, unter welcher sie alle gedeihen können, oder ihnen begreiflich zu machen, was das beste für jeden ist, besonders den Ratten.“

Ein Citat Smalleys aus de Tocqueville, daß nämlich häufig die schwersten politischen Fehler ihren Ursprung in einem zu guten Gedächtnis haben, brachte Bismarck auf die Politik. „Ja," sagte er, „ledigliche Nachahmung genügt nicht. Es giebt niemals zwei ganz gleiche Lagen, und man sollte nicht einmal sich selbst kopiren. Wir führten von 1862 bis 1866 die Regierung ohne Budget und ohne Majorität. Ich möchte das nicht wieder thun; eine derartige Politik eignet sich nicht als Richtschnur."

Später brachte der Gast die Unterhaltung auf den Journalismus in den verschiedenen Ländern und auf die Art, gegen Verleumdungen in der Presse vorzugehen. Smalley erinnerte daran, daß Renan es sich zum Grundsatz gemacht hatte, niemals gegen eine Verleumdung zu protestiren; er widersprach nicht der Behauptung, daß er das „Leben Jesu" gegen eine Million aus den Kassen Rothschilds geschrieben habe, ja er legte nicht einmal Verwahrung ein, als unter seinem Namen gewisse, von ihm nicht herstammende Schriften veröffentlicht wurden. „Was ist dies anders als Verachtung der öffentlichen Meinung?" rief Bismarck. „Ein Schriftsteller wie Renan, ein Einsiedler, ein Mann, der sich von der Welt zurückhält, darf sich diesen Luxus gestatten, ein Staatsmann kann es nicht. Denn die öffentliche Meinung ist eine von den Kräften, mit denen er rechnet, und wenn sie korrumpirt wird, muß er sie da nicht reinigen?" [1])

9. Juli 1893. Friedrichsruh. Frühstückstafel, zu welcher die anwesenden Handels- und Gewerbekammersekretäre geladen waren.

Zur Vervollständigung des Referats in Band I. Seite 296 ff. lasse ich hier noch einiges bisher nicht Bekannte aus einer Niederschrift folgen, die sich der Handelskammersekretär Paul Schulze-Dresden unmittelbar nach dem Besuch gemacht hat. Derselbe schreibt: [2])

---

[1]) Dem in der „New York Daily Tribune" erschienenen rekapitulirenden Schlußartikel der Redaktion des Blattes über die Schilderungen seines Gewährsmannes entnehmen wir in der Uebersetzung nachstehende Ausführungen:

Mr. Smalley führt uns den „Mann von Eisen" in seiner friedlichen Zurückgezogenheit von Friedrichsruh vor. Die bekannte lange Pfeife, seine beiden Lieblingshunde, der tägliche Spaziergang in dem Sachsenwald, die Lektüre der Posteingänge, der Empfang von Besuchern, die Schnelligkeit seiner Arbeit und seine Erholung werden mit großer Treue beschrieben. Es ist schwer, zwischen den beiden charakteristischen Silhouetten zu wählen, welche dieser Brief von dem Fürsten entwirft. Die eine zeigt den großen Staatsmann im vertraulichen Gespräch, mit freundlichem Antlitz und mit Augen, die abwechselnd intensives Gefühl ausstrahlen und dann wieder wie kalter Stahl erglänzen; die andere führt uns den gütigen alten Kämpfer vor, wie er den Gesang einer Schar Schulkinder freundlich anhört und denselben für das Vergnügen dankt, das sie ihm bereitet haben.

[2]) In der „Dresdener Zeitung" Nr. 178 vom 4. August 1893.

Der Fürst betonte in seiner Erwiderung auf die Begrüßung, daß Handel, Industrie und Landwirtschaft zusammengehören. Eine reiche Industrie in der Nachbarschaft sei eine Wohlthat für die Landwirtschaft, wie er auf seinen Gütern in Pommern beobachten könne; der Industrielle und Kaufmann stehe sich aber auch am besten bei blühender Landwirtschaft. Als er dann auf die Fehler der Arbeitergesetzgebung zu sprechen kam, warf er ärgerlich den Schlapphut auf den Tisch. Beim Sprechen nahm er zuweilen den dicken Stock, steckte ihn zwischen den Armen hinter dem Rücken durch und bog den Oberkörper zurück. Während des Essens hatte sich leider Tyras so unter meinen Stuhl gelegt, daß ich die Füße nicht rühren durfte, um ihn nicht zu treten.

Bismarck sprach zunächst mit dem Kieler Kollegen über den Nord-Ostsee-Kanal. Er habe ihn schon 1864 gewollt; damals war aber Moltke dagegen, der meinte, es gehörten 60000 Mann zur Besetzung, und der überhaupt von der Marine noch nichts wissen wollte. „Die Sache schlief dann ein, bis später Moltke seine Anschauung änderte. Früher war es ein Hauptgrund zum Bruche mit dem Augustenburger gewesen, der den Kanal nicht wollte und mindestens nicht wollte, daß das Ende auf preußisches Gebiet komme.“ Bismarck hielt die handelspolitische Bedeutung für eine sehr große. Der Kanal nütze allen; er wisse nicht, wem er schaden könne.

Nach einer Pause sagte ich, daß ich aus Dresden komme und Grüße von dort zu bestellen habe. Er dankte und erinnerte sich gern des Empfanges dort. Dr. Stegemann bemerkte, es sei merkwürdig, daß Bismarck gerade in Sachsen so gefeiert werde; auch heute sei Sachsen verhältnismäßig stark vertreten. Bismarck sagte, das sei früher anders gewesen. Da war bis 1870 die sächsische Regierung sehr sperrig, sperriger als Bayern, und er habe einmal seinem Minister-Kollegen aus Sachsen im Scherz gesagt: wenn ihr länger so sperrig seid, so müssen wir einmal Strafbayern schicken. Auch 1866 waren es hauptsächlich die Beamten, die gegen Preußen waren. Ein Verwundeter, den er am Vorabend von Sadowa gesprochen und gefragt, warum er denn eigentlich Feind sei, habe gesagt: ja das wissen wir nicht, aber es sei so befohlen. Da habe er ja allerdings recht gehabt. Dr. Gensel warf ein, daß doch Leipzig ausgenommen werden müsse, das stets deutsch gewesen sei. Bismarck meinte: jawohl, dort habe er seine treuesten und ältesten Freunde.

Ernst Scherenberg aus Elberfeld feierte in Versen des Fürsten Verdienste. Das Gedicht rührte Bismarck und die anwesenden Damen sichtlich. Er entgegnete, es geschehe ihm zu viel Ehre, doch er wolle das Uebermaß von Liebe einstecken, da ihm auch oft ein Uebermaß von Haß geworden sei. Sein Verdienst sei nur, daß er den alten Kaiser seinen Plänen geneigt machte; alles andere kam dann durch die Macht der Bajonette. Der alte Kaiser war ein ganzer Mann, „besonnen und tapfer, ehrliebend und dankbar“. Wenn er

einmal schwankte, dann brauchte man ihn nur beim Portepee zu fassen, dann war er immer sicher.

Beim Kaffee erzählte der Fürst dann noch viele Erlebnisse. So, daß er in Paris früher für einen Engländer gehalten worden sei. Die waren damals sehr verhaßt. Ein französischer Staatsmann habe ihm einmal gesagt, wir könnten uns ganz gut vertragen, aber die Franzosen litten es nicht, daß ein andrer Hahn lauter krähe als sie. Er sprach alle diese Franzosenäußerungen in fließendem Französisch, übersetzte sie aber allemal gleich ins Deutsche. Bei einer Parade, als er 1867 mit dem König zur Ausstellung in Paris war, habe ihm ein General gesagt, er würde alles darum geben, wenn er einen solchen scharfen Blick habe wie Bismarck. Damit könne man in Frankreich ein ganzes Heer leiten.

Früher sei man auf Preußen und Berliner schlecht zu sprechen gewesen; er habe das immer gemerkt, wenn er reiste. Namentlich die Berliner mögen die Süddeutschen nicht; das sei unrecht, denn der Berliner habe auch sein Gutes, wenn er auch manchmal etwas vorlaut sei. (Großes Gelächter.)

Scherenberg sprach dann von seinem Gedichte „Niemals". Es seien ihm viele Zustimmungen zugegangen, auch eine von einer Dame aus...... anonym. Sie habe geschrieben, die Entlassung Bismarcks sei der größte Schmerz, den sie je gehabt. Es sei nur schade, daß es anonym war; es war wohl eine hohe Dame. Die Fürstin Bismarck nickte hierzu beifällig und sagte, sie glaube zu wissen, wer es gewesen sei. Er aber fiel ihr ins Wort und meinte: „Und wenn du es wüßtest, so dürftest du es nicht sagen."

Das Gespräch kam auch auf die Pariser Krawalle. Einer meinte, es sei doch eigentümlich, wie sie in Frankreich entstünden. Da habe einmal ein Student die Beine auf den Tisch gelegt, und als ihm dies verboten wurde, sei die ganze Studentenschaft für ihn eingetreten. Bismarck meinte, das würde bei uns für unanständig gelten, und die große Mehrheit der Studenten würde wohl in solchem Falle nicht für jenen Partei nehmen.

Dann ließ er sich die große lange Pfeife bringen und vom Oberförster zweimal anzünden. Sie ging aber nicht ordentlich. Der Oberförster hatte den Pfeifenstopfer vergessen, worauf ihn Bismarck in freundschaftlich-liebenswürdigster Weise aufmerksam machte. Beim Weggange küßten Verschiedene Bismarcks Hand, was er entschieden abwehrte, dagegen gab er Dr. Stegemann einen Kuß auf die rechte Wange mit den Worten: „Diesen Kuß der ganzen Welt."

19. Februar 1894. Friedrichsruh. Gegenbesuch des Kaisers in Friedrichsruh.

Der Kaiser saß bei dem Mittagessen am oberen Ende der Tafel und hatte zur Rechten die Fürstin und links den Fürsten Bismarck; neben der

Fürstin saß Herr v. Plessen, neben dem Fürsten Herr v. Senden-Bibran; dann folgten neben dem Contre-Admiral die beiden v. Arnims und Professor Schweninger, auf Freiherrn v. Senden die Herren Professor Leuthold, Freiherr v. Lyncker und Graf Moltke; am Ende der Tafel, dem Kaiser vis-à-vis, saß Dr. Chrysander. Die Unterhaltung bei Tische [1]) war lebhaft; der Kaiser trank dem Fürsten mehrfach zu, sprach besonders viel mit der Fürstin und war ersichtlich in bester Stimmung.

Der Kaiser hatte, um dem Generaloberst Fürst Bismarck eine Freude zu machen, zwei Mann vom Kaiser Alexander-Regiment mitgebracht, deren einer die alte, noch gebräuchliche feldmarschmäßige Ausrüstung, jedoch mit den jetzt eingeführten Schießschnüren, trug, während der andere die neue Adjustirung angelegt hatte. Der Kragen des Rockes ist vorn offen und klappt zu beiden Seiten ähnlich wie beim Zivilrock herunter, so daß dem Träger die Bewegung des Kopfes sehr erleichtert ist. Auf den Tornister ist ein grauer Feldmantel und auf diesen ein braunes, wasserdichtes Zelttuch sowie der Kochkessel aufgeschnallt. Die Sohlen der Stiefel sind mit Aluminiumnägeln beschlagen. Die beiden Soldaten wurden nach Beendigung des Diners in den Speisesaal befohlen und vom Fürsten einer eingehenden Besichtigung unterzogen.

27. März 1894. Friedrichsruh. Zur Frühstückstafel der Chef der Erfurter Gartenfirma J. C. Schmidt, Herr Ernst Müller.

Derselbe hatte die Absicht ausgesprochen, dem Fürsten Bismarck eine Reihe von Stämmen des neuen Bismarckapfels, der in den Obstgärten des Fürsten noch fehlte, zu schenken. Es war ihm die Antwort zu teil geworden, daß der Fürst es gern sehen würde, wenn der Spender selbst erscheinen und die Pflanzung vornehmen würde. Letzteres war nun an diesem Tage geschehen. Der Fürst war selbst mit in den Obstgarten gegangen und hatte dann seinen Gast zur Begleitung durch einen Teil des Parkes aufgefordert, wobei sich ein lebhaftes Gespräch über landwirtschaftliche und gärtnerische Angelegenheiten entwickelte. An dem Frühstück nahmen außer dem Erfurter Gast nur der Fürst und seine Gemahlin sowie Frau Gräfin Wilhelm Bismarck und Dr. Chrysander teil. Der Fürst war bei vorzüglicher Laune und scherzte viel. Beim Abschied trug derselbe die besten Grüße an seine Freunde in Erfurt auf.

30. März 1894. Friedrichsruh. Frühstückstafel, zu welcher die Mitglieder der Deputation zugezogen wurden, welche dem Fürsten die Glück-

---

[1]) Die Speisenfolge des eingenommenen Mahles war folgende: Austern. — Schildkrötensuppe. — Forellen. — Hirschrücken mit Gemüse. — Wildschweinskopf mit Cumberlandsauce. — Trüffeln. — Fasanenbraten, Kompott. — Straßburger Pastete. — Stangenspargel. — Zitroneneis. — Dessert.

wunschadresse [1]) der Frauen und Mädchen von Baden, Hessen und der Pfalz überbracht hatten. Die Deputation bestand aus folgenden Damen: Freifrau v. Heyl-Worms, Gräfin Oriola, Frau Wolfskehl-Darmstadt, Frau Professor Oncken-Gießen, Frau Präsident Lippold-Mainz, Frau Oberbürgermeister Küchler-Worms, Fräulein Kuby-Edenkoben, Frau Kommerzienrat Krieger-Kaiserslautern, Frau A. Abresch-Neustadt, Fräulein Böcking, Frau Präsident Hessert-Landau, Frau Präsident Eckhard-Mannheim, Frau Konsul Kölle-Karlsruhe, Frau Präsident Kiefer-Freiburg.

An dem Frühstück nahmen außer der Fürstin noch Gräfin Wilhelm Bismarck und Professor Schweninger teil.

Der Fürst hatte dem Fräulein Kuby — von welcher die Initiative zu dieser Ovation ausgegangen war — den Arm geboten und mit den Worten: „Bitte, ohne Rücksicht auf Rangordnung!“ seine Gäste zur Tafel geführt. Seine lebhafte und geistsprudelnde Unterhaltung bezeugte, daß er in sein neues Lebensjahr in seltenem Wohlsein überging.

20. April 1894. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher außer der Fürstin und der Gräfin Rantzau folgende zum Besuch des Fürsten Bismarck eingetroffene 28 nationalliberale Reichstagsabgeordnete [2]) teilnahmen: Adt, Bohtz, Walter, Blankenhorn, Münch-Ferber, Böhme, Pieschel, Osann,

---

[1]) Die aus mehreren Bänden mit mehr als hunderttausend Unterschriften bestehende Adresse war in einer ebenso kostbaren wie geschmackvoll entworfenen Truhe verwahrt. Nach Verlesung der von Frau Berthold in Speier in Reimen abgefaßten Adresse durch Fräulein A. Böcking, Tochter des Landgerichtspräsidenten Böcking in Frankenthal, wurde dem Fürsten ein Pokal edlen Rheinweins kredenzt; der Fürst that Bescheid und dankte in überaus warmen, herzlichen Worten für die dargebrachte Ovation. Eine solche Auszeichnung — so führte Fürst Bismarck aus — sei nach seinen historischen Kenntnissen noch keinem preußischen Minister zu teil geworden, und in tiefer Bewegung schloß er: „Es ist so etwas noch gar nicht dagewesen. Besten Dank!“ — Die Truhe, ein wirkliches Kunstwerk, sowohl was den Entwurf als auch die technische Ausführung betrifft, steht auf einem Sockel aus schwarzem Holz, dessen Flächen zum Teil mit dunkelsilbergrauem Sammet überzogen sind. Die vier silbernen Füße der Truhe selbst haben die Gestalt von die Laute schlagenden Nixen. Der reiche Beschlag ist ebenfalls von Silber, ebenso wie der gewölbte Deckel, der wundervolle Filigranarbeit zeigt. Die Vorderseite trägt ein 15 : 20 cm großes ovales Elfenbeinschild mit einem sehr sauber ausgeführten allegorischen Gemälde in zierlich geschnitztem und in leichter farbiger Tönung gehaltenem durchbrochenem Rahmen. Genien als Schildhalter für die drei Wappen Hessen, Rheinpfalz und Baden umschweben das Bild. Drei kleinere Elfenbeintafeln auf der Rückwand und den Schmalseiten der Truhe zeigen weibliche Typen der drei Landestrachten und sind umrahmt von je vier Miniaturansichten der schönsten Gegenden des Badener Landes, der Pfalz und aus Hessen. Als Handgriff dient die silberne, mit Vergoldung versehene Figur des „Vater Rhein“.

[2]) Die Herren, die zum Teil mit ihren Damen gekommen waren, trafen unter Führung des Abgeordneten Placke um 12¾ Uhr mittags auf dem Bahnhof in Friedrichsruh ein, wurden von Dr. Chrysander und Oberförster Lange empfangen und aufs Schloß geleitet.

Graf Oriola, Krämer, Dresler, Wamhoff, Placke, Feddersen, Jebsen, Jorns, Rothbart, Schulze-Henne, Hosang, Hasse, Hoffmann, Finck, Bantleon, Frank, Bassermann, Rimpau, Hische, Weber-Heidelberg.

Der Fürst brachte den Trinkspruch auf den Kaiser in folgenden Worten aus: „Wie auch immer unsere politischen Meinungen auseinandergehen mögen: der Mittelpunkt für uns alle bleibt der Kaiser."

In dem nächsten Trinkspruch feierte der Abgeordnete Dr. Osann-Darmstadt die Verdienste des Fürsten um die Fortentwicklung und die Kräftigung des Nationalbewußtseins auch in der Zeit seit der Entlassung aus seinen Aemtern. Es bilde einen Untergrund des nationalen Empfindens, daß der Fürst auch jetzt immer noch seine warnende und mahnende Stimme hören lasse. Er habe der Nation damit einen neuen Mittelpunkt gegeben.

In Erwiderung auf die Rede des Herrn Dr. Osann skizzirte der Fürst seine Beziehungen zur nationalliberalen Fraktion und trank auf deren Johannistrieb.

Bei lebhaftester Unterhaltung äußerte derselbe u. a., Meinungsverschiedenheiten mit dem Kaiser über die Sozialdemokratie seien zum Teil auch Grund seines Ausscheidens gewesen. Dann betonte er die beständigen guten Beziehungen zur nationalliberalen Partei und erklärte das bekannte Wort von dem „An-die-Wand-drücken" als Erfindung.

Als demnächst die Rede auf den verstorbenen Kaiser Friedrich kam, betonte der Fürst, daß seit dem Ende der vierziger Jahre, wo er demselben näher getreten sei, es nie ein Moment der Verstimmung zwischen ihm und dem Kaiser gegeben habe.

Länger verweilte derselbe bei der Erinnerung an die Zeit der 99tägigen Regierung des Kaisers und gab den Nächstsitzenden in einem Gespräch, an dem sich auch die Frau Fürstin mit Lebhaftigkeit und Wärme beteiligte, eine ergreifende Schilderung der Regierungszeit Kaiser Friedrichs, in der dieser mit aufopfernder Pflichttreue, trotz seines schwer leidenden Zustandes, mit seinem Kanzler anstrengend gearbeitet habe. Auch die Eindrücke über das neue Reichstagsgebäude bildeten den Gegenstand des Zwiegesprächs.

Zum Schluß gedachte der Abgeordnete Dr. Pieschel-Erfurt der Damen des Fürstlichen Hauses.

Um 3 Uhr fand der Aufbruch statt. Der Fürst begrüßte vor dem Hause die mitgekommenen Frauen einiger Abgeordneten. Das Aussehen und die Haltung desselben waren vortrefflich, seine Geistesfrische und sein Gedächtnis wie immer bewundernswert.

Sommer 1894. Friedrichsruh. Einem Gaste an der Fürstlichen Tafel erzählte die Fürstin Bismarck die Geschichte des Friedrichsruher Fremdenbuches. Fürst Bismarck erhielt zu seinem 70. Geburtstag unter vielen anderen Geschenken auch einen mit kostbaren Schnitzereien versehenen Schrank, der von

oben bis unten mit den feinsten und verschiedensten Papieren, Briefbogen, Kuverts u. s. w. gefüllt war. Es war dies ein Geschenk der Papierfabrikanten Deutschlands. Die Fürstin, welche bekanntlich eine ziemlich lebhafte Korrespondenz zu unterhalten pflegte, hatte darüber eine nicht geringe Freude. Beim Sichten und Durchstöbern des Schrankes fiel ihr das Buch in die Hand, und sofort kam ihr die Idee, es zu obengenanntem Zwecke zu verwenden. Gleich anderen Tages wurden die Gäste um Namenseinzeichnung gebeten, und seit dieser Zeit blieb das Buch in ständiger fleißiger Benutzung. Die Fürstin behütete es wie ein Schatzkästlein, und nur einmal wurde über der sehr lebhaften Unterhaltung während der Tafel die Einzeichnung der Gäste vergessen. Doch gleich anderen Tags erschien ein Diener des Fürstlichen Hauses bei diesen und erbat die nachträgliche Namenseintragung. Die Fürstin machte noch die Bemerkung, daß sie es unendlich bedaure, nicht schon früher ein ähnliches Buch geführt zu haben, denn es bilde ein wertvolles Andenken nicht nur für sie, sondern auch später einmal für ihre Nachkommen.

Bei gleicher Gelegenheit offenbarte sich auch die zarte Rücksichtnahme Bismarcks auf seine Gattin. Die letzte photographische Aufnahme der Fürstin, der unverkennbar schon der Stempel stark vorgeschrittenen Leidens aufgedrückt war, wurde bei Tafel besichtigt. „Lieber Otto, sehe ich wirklich so aus?“ fragte die Fürstin. Mit einem zärtlich besorgten Blick in die ängstlich fragenden Augen seiner Gemahlin antwortete der Fürst ruhig und bestimmt: „Nein, liebes Herz, so siehst du nicht aus.“ — Kurze Zeit darauf siedelte die Fürstliche Familie nach Varzin über, und einige Wochen nachher erlag die Fürstin ihrem schweren Leiden.

Januar 1895. Friedrichsruh. Frühstückstafel, zu welcher die Deputation aus Anhalt, welche den Aufstellungsplatz für eine dem Fürsten zu seinem Geburtstag darzubringende Tiergruppe im Park auswählen sollte, zugezogen wurde.

Ein Mitglied der Deputation berichtet darüber: Nach kurzem Verweilen, wenige Minuten nach 12 Uhr, meldete der Kammerdiener, daß das Frühstück bereit sei, und wir betraten nun, geführt vom Oberförster Lange, das auf der Rückseite des Hauses nach dem großen Teich gelegene Speisezimmer, wo uns der Fürst — umgeben von der Gräflichen Familie Rantzau — empfing. Der Oberförster stellte die Abordnung vor, worauf der Fürst mit elastischem Schritt und in kerzengerader Haltung auf uns zukam und jeden von uns mit freundlichem Handdruck begrüßte. Er meinte, wir würden wohl bei dem strömenden Regen nicht viel haben ausrichten können. Wir waren jedoch in der Lage, ihm bezüglich des Platzes für die Aufstellung der Ehrengabe ein günstiges Ergebnis mitteilen zu können, und vermochten auch aus der Erwiderung des Fürsten zu entnehmen, daß die Wahl einer jenseits der Bahn gelegenen Stelle

seinen Beifall finden würde. Nach erfolgter Begrüßung wurden die Tischplätze in nachstehender Weise eingenommen: zur Rechten des Fürsten Regierungs- und Oberbergrat Lehmer, Dr. Heyer, die Frau Gräfin Rantzau und Dr. Chrysander; zur Linken des Fürsten Geheimrat Gamp, Oberingenieur Bäntsch, Graf Rantzau, Oberförster Lange und die beiden jungen Grafen Rantzau. Gegen 1 Uhr erschien noch der Graf Limburg-Stirum und nahm zwischen der Frau Gräfin Rantzau und Dr. Chrysander Platz.

Während der ersten Viertelstunde war der Fürst durch Gesichtsschmerzen etwas in der Unterhaltung beeinträchtigt, wurde aber dann bald recht gesprächig. Bei Besprechung des in den vorhergegangenen Wochen eingetretenen starken Schneefalles meinte der Fürst, daß nach seinen Beobachtungen eine längere Zeit bleibende Schneedecke stets von günstigstem Einfluß auf die Pflanzenwelt gewesen sei. Während der Tafel reichte der Fürst seiner grauen Ulmer Dogge „Rebekka" verschiedenes, was das Tier schweifwedelnd annahm; nur gegen Wildschweinskopf zeigte es sich gänzlich abgeneigt, worauf der Fürst lachend bemerkte: „Es ist doch eigentümlich, daß auch die Hunde ihre, ich will nicht sagen religiösen, aber doch rituellen Bedenken in der Auswahl ihres Futters haben."

Im weiteren Verlauf der Unterhaltung war auch von den schönen Jagden in Anhalt die Rede, wobei der Fürst erzählte, daß er in jüngeren Jahren manchmal, hauptsächlich im Ballenstädter Revier, daran teilgenommen habe. Er erinnerte sich unter anderem auch noch eines alten anhaltischen Oberförsters Wöpke, der in großer Gunst bei seinem hohen Herrn stand und sich deshalb auch wohl manche oft recht weitgehende Aeußerung habe erlauben dürfen. In Mägdesprung habe er mehrfach Gelegenheit gehabt, die dortigen Kunsterzeugnisse zu besichtigen, und sei auch noch im Besitze einiger solcher Gegenstände.

Auf die Anfrage an den Fürsten, ob es sich seinerzeit für ihn ernstlich einmal um Uebertragung eines Ministerpostens in Bernburg gehandelt habe, gab der Fürst wohl die Möglichkeit zu, daß diese Frage erwogen worden sein könne; die Sache sei jedoch vermutlich dadurch gegenstandslos geworden, daß seine Ernennung zum preußischen Bundestagsgesandten in Frankfurt damals schon beschlossen gewesen sei.

Der Fürst gedachte auch der günstigen Finanzlage Anhalts infolge der reichen Erträge des Salzwerks Leopoldshall, wodurch sich die Steuern doch gewiß stets innerhalb mäßiger Grenzen haben halten können. Er fügte dabei den Wunsch hinzu, daß diese günstigen Verhältnisse dauernd bleiben möchten. Bei Besprechung der den Reichstag gegenwärtig beschäftigenden Angelegenheiten erwähnte der Fürst den vor acht Tagen empfangenen Besuch seines alten Freundes, des Fürsten zu Hohenlohe, der ihn gefreut habe.

Die neuesten Ereignisse in Frankreich boten dem Fürsten Veranlassung zu interessanten Vergleichen zwischen den beiderseitigen Regierungsformen, und nach

einigen Aeußerungen über den neuen Präsidenten bemerkte er treffend: „Der Mann muß doch eine gute Portion Raketensatz in sich haben.“

Als dem Fürsten ein Photogramm der Ehrengabe vorgelegt wurde, meinte er nach kurzem Betrachten desselben scherzhaft: „Na, hoffentlich habe ich als Reichskanzler nicht so hochmütig ausgesehen wie dieser Hirsch.“ Im übrigen zeigte er sich von der Schönheit der Gruppe sichtlich angenehm berührt. Ueber die am Originalentwurf Kureks auf Anraten verschiedener höherer Forstbeamten und Jagdliebhaber des Harzes vorgenommenen kleineren Aenderungen und Verbesserungen, insbesondere bezüglich der Haltung des Hirschkopfes, gab der anwesende Vertreter der Mägdesprunger Werke eingehende Auskunft.

Als der Kaffee gereicht wurde, erschien für den Fürsten die lange Pfeife, und Dr. Chrysander überbrachte die eingelaufenen Briefe, Drucksachen, Zeitungen ꝛc., alles eröffnet und wohlgeordnet. Das Durchblättern der Eingänge benutzte der Fürst zu vielen begleitenden, zuweilen recht humorvollen Aeußerungen. Mehrere Zusendungen aus Oesterreich befanden sich dabei, darunter auch mit Kornblumen geschmückte Huldigungspostkarten „mit Grüßen von den deutschen Ostmärkern“. Unter den Zuschriften befand sich ferner eine Beileidsadresse des Vorstandes der konservativen Fraktion des preußischen Landtags aus Anlaß des Ablebens der Fürstin. Der Fürst las das Schreiben vor und knüpfte daran innerlich tief bewegt die Worte: „Ich hätte nie geglaubt, daß meine Frau vor mir sterben würde; sie hätte wohl noch länger bei mir bleiben können.“

Mitte Februar 1895. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher der Reichstagsabgeordnete Dr. Diedrich Hahn teilnahm.

Während der Unterhaltung bei Tisch[1]) wies der Fürst unter anderem auf den Rückgang der Pachtpreise hin. 1871 wurde, wie er erzählte, in Schwarzenbeck für den magdeburgischen Morgen eine Pacht von 13 Mark gezahlt, dann 11, dann 8, jetzt nur noch 6 Mark. Auch der Import von schwedischem Holz stelle sich zur Zeit so billig, daß es vorteilhafter sei, in Friedrichsruh fertige schwedische Fensterrahmen zu verwenden als dazu das Holz des Sachsenwaldes zu nehmen.

Sodann bedauerte der Fürst lebhaft, daß von der Regierung die Meistbegünstigungsklausel in mechanischem Sinne ausgelegt sei. Wenn einem anderen Staat vertragsmäßig ein Zugeständnis gemacht würde, so bedeute das nicht, daß nun nach der Meistbegünstigungsklausel den meistbegünstigten Staaten ohne weiteres eben dieses selbe Zugeständnis gemacht werden müsse, sondern nur dann, wenn sie dieselbe Gegenleistung machten.

---

[1]) Ich folge hier einem Referate der „Münchner Neuesten Nachrichten“ (Nr. 87 vom 21. Februar 1895).

Auch über den Antrag des Grafen Kanitz äußerte sich der Altreichskanzler. Er sagte fast wörtlich: „Ich halte es nicht für unmöglich, daß, wenn die Regierung sich für den Antrag erklären sollte, auch schon im jetzigen Reichstag sich eine Majorität für denselben finden würde, zumal, wenn die Not der Landwirtschaft andauert und die Zahl der Bankerotte unter den Landwirten noch zunehmen sollte."

Der Fürst gab seiner Freude über die jetzt eingeleitete wirtschaftspolitische Bewegung Ausdruck, die gerade seine Idee der Betonung wirtschaftlicher Interessen vertritt und in immer weiteren Kreisen zum Durchbruch kommt.

Auf eine Versicherung des Abgeordneten Dr. Hahn, daß überall im Lande die Anhänger des Fürsten den sehnlichsten Wunsch hätten, nach Friedrichsruh zu kommen und ihm ihre Verehrung zu beweisen, erwiderte Fürst Bismarck: „Es thut mir leid; ich würde gern alle guten Freunde und Landsleute, deren Wohlwollens ich mich zu erfreuen habe, bei mir sehen, wenn nur der Raum reichte, ihnen allen vor meinem Hause Aufstellung zu verschaffen." Bei dieser Bemerkung machte Professor Schweninger ein bedenkliches Gesicht, denn wenn der Fürst auch alle seine Verehrer gern empfangen möchte, so sorgt doch Herr Professor Schweninger dafür, daß Fürst Bismarck nicht zu sehr angestrengt wird.

Zum Schluß gab Fürst Bismarck dem Abgeordneten Dr. Hahn ungefähr wörtlich folgenden Auftrag: „Bestellen Sie der Generalversammlung der Landwirte meine herzlichsten Grüße; grüßen Sie die Herren von ihrem Gewerbsgenossen, denn auch ich bin ein deutscher Bauer!"

24. Februar 1895. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher eine Abordnung des Leipziger „Vaterländischen Vereins", bestehend aus dem Vorsitzenden, Gymnasialoberlehrer Dr. Hans Voigt, den beiden Schriftführern, Rechtsanwalt Kretschmer und Oberlehrer Geyer, sowie dem Stellvertreter des Schatzmeisters, Steinmetzmeister Schmölling, welche die Erlaubnis zu einer Huldigungsfahrt Leipziger Bismarckverehrer zu dem Fürsten nachsuchte, und der Schriftsteller und Lehrer Hermann Jahnke, welcher das dreißigtausendste Exemplar seines Bismarckwerkes überreichte, teilnahmen.

Als bei der Tafel Oberlehrer Geyer den Fürsten als einen glücklichen Mann gefeiert hatte, erwiderte er: „Meine Herren, was nennen Sie glücklich? Ein glücklicher Mensch bin ich in meinem Leben nur selten gewesen. Wenn ich die spärlichen Minuten wahren Glückes zusammenzähle, so kommen wohl nicht mehr als vierundzwanzig Stunden im ganzen heraus." [1]) Es war

[1]) Auch der alte Goethe klagte, — so lesen wir in der Schrift „Bismarck und der Kaiser" — genau wie Bismarck, daß er aus seinem ganzen Leben nicht vier glückliche Wochen zusammenbringen könne. Aber wenn Bismarck in dem schweren Ernst seines Berufs auch

charakteristisch, zu vernehmen, was er als Augenblicke ungetrübten Glückes bezeichnete: Zum ersten Male habe er sich glücklich gefühlt, als er als Knabe den ersten Hasen geschossen habe, das seien aber nur wenige Sekunden gewesen; — dann, als er seine Liebeserklärung gemacht habe. Die innige Liebe, die ihn mit seiner heimgegangenen Gattin verbunden, kam hierbei zu ergreifendem Ausdruck. Als einer der Gäste anführte, daß sein eheliches Leben vorbildlich für das Volk gewesen sei, sagte er: „Dazu gehört aber die rechte Frau.“

---

die helle Heiterkeit der Lebensfreuden entbehren mußte, so hat er doch gewiß eine tiefe Befriedigung über das Gelingen seiner Unternehmungen genießen dürfen; aus jeder Rückerinnerung an die Tage, wo er mittags noch nicht wußte, ob er abends durch das Schwert gerechtfertigt sein werde, muß ihm noch heute eine belebende Kraft zuströmen, während seine Gegner, Beust, Benedek, Bazaine, Napoleon, ihr Leben wie morsches Holz in Gram und Unlust täglich mehr zerbröckeln sahen. Kein Mensch ist unglücklicher als der, der im Anblick seiner Vergangenheit zusammensinkt; denn gegen alle Leiden giebt es Mittel, nur nicht gegen geschehenen Mißerfolg. Glücklich der Mann, der in sein Leben zurückblickt wie in einen hellfließenden Brunnen; mit dem Becher der Erinnerung kann er sich Kühlung aus ihm und neue Kraft für zukünftige Kämpfe schöpfen. Und dies kühle Brunnenglück ruht in Bismarck; es hat ihn frisch erhalten, auch wenn er es nicht gemerkt hat, und wird es noch lebendiger thun, wenn er sich, anstatt träumerisch wie Goethe der Melancholie, frohbewußt dem ganzen Glückszauber seines Schicksals dahingiebt. Dichter sind Gemütsträumer, die allerlei Stimmungen in ihrer Seele erdulden müssen, wie der Himmel Wolken unter sich; aber über Bismarcks Innenleben sollten höhere Kräfte gebieten als die eigene Stimmung; je trauriger das Ende seiner politischen Gegner war, desto glücklicher soll sein innerer Seelenzustand sein; das verlangt die ausgleichende Gerechtigkeit der Geschichte, die von zwei Gegnern den einen um ebensoviel erniedrigt und unglücklich macht, wie sie einen anderen dafür erhöhen und innerlich begnaden will. Wird aber auch dieser seines Lebens nicht froh, so hat die Geschichte überhaupt nicht die Kraft, sittliche Freuden zu bereiten. Wie stolz wäre Napoleon in seinem Glück aufgegangen, wenn er den kriegsgefangenen Bismarck auf eine Festung hätte bringen können und Moltke und vielleicht den Kronprinzen und den greisen König dazu! Nun dies märchenhafte Geschick sich umgekehrt erfüllt hat, sollte sich auch Bismarck von diesem Glück trotz all seiner Bescheidenheit einen bewußt persönlichen Anteil nehmen, so viel wenigstens, als ihn das Gegenteil bis in die Wurzel seiner Persönlichkeit getroffen hätte. Wie in diesem Fall sein Leben wohl bald in Gram verwelkt wäre, sollte er es nun jeden Tag in das frische Wasser dieser glücklichen Erinnerung tauchen. Goethe hatte einen solchen Jungbrunnen nicht; als er, „Wahrheit und Dichtung“ diktirend, sein ganzes Leben an sich vorbeiziehen ließ, sah ihn sein Sekretär manchmal weinen; dichten heißt leiden, während bei Helden wie Bismarck das ganze Leben ein frohes Handeln ist! Wenn aber der greise Goethe trotz der tiefen Gemütsempfindlichkeit des Dichters aus seinem Leben doch immer noch vier glückliche Wochen herauszurechnen meinte, so können die „drei glücklichen Tage“ Bismarcks doch nicht so tragisch genommen werden. Verlor nicht Goethe seinen einzigen Sohn unter beschämenden Umständen? Und ist Bismarck nicht vor allem häuslichen Kummer bewahrt geblieben? Zwar klagte er neulich, daß „seine Frau ihn im Stich gelassen habe“, aber war sein Haus seitdem nicht wie von einem guten Geist umschwebt? Viele große Männer hat es getröstet und belebt, dem Geist Verstorbener lieber freundlich nachzusinnen als ihm nachzutrauern; sonst aber giebt es für Bismarck, der aus der Zeit des alten Kaisers alles um sich sterben sieht, wohl keinen anderen Trost als den Rat, nicht so sehr das zu beklagen, was man verlor, als dankbar zu sein für das, was man in dem Verlorenen besaß.

Von besonderem Interesse waren die Aeußerungen über seine politische Thätigkeit: „In der Politik giebt es für den, der sie treibt, wie ich sie habe treiben müssen, kein Glück. Der Staatsmann ist wie ein Börsenspieler. Wenn der heute eine Million gewonnen hat, und er denkt, sich darüber zu freuen, so kommt auch schon die Sorge, wie er die gewonnenen Millionen zu weiteren Spekulationen anlegen könne. So auch mit meinen Unternehmungen! Wenn mir die eine gelungen, so mußte ich sogleich wieder darauf sinnen, wie der Erfolg festzuhalten und auszunützen sei. Der Staatsmann wirtschaftet mit fremdem Vermögen; das fällt um so schwerer ins Gewicht, je mehr man Ehrgefühl im Leibe hat. — Meine politische Laufbahn war ein Hetzen und Jagen, bei dem man zum Genuß nie gekommen ist. Viel glücklicher als der Staatsmann ist beispielsweise der Landmann, der Forstmann, jener, wenn er seine Felder und Rieselwiesen, dieser, wenn er seine Forstkulturen und den Wildstand gedeihen sieht."

Ueber seine politische Entwicklung sagte der Fürst: Auch von seinen Anfängen gelte: „Rechberger war ein Junker keck." Wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter gesprungen, das sei auf ihn nicht anwendbar. In Frankfurt erst habe er kennen gelernt, wie eine amtliche Depesche aussehe, hier auch zuerst Blicke hinter die Kulissen gethan; als er jedoch von da geschieden, sei er politisch fertig gewesen. Wenn er heute auf sein Lebenswerk zurückblicke, könne er sich großer Sorge nicht erwehren. Auch früher — im Mittelalter — sei ja Deutschland groß gewesen. Aber wie lange habe dann — wohl sechs Jahrhunderte — der nationale Gedanke geschlummert!

„Nicht so ganz, Durchlaucht," wurde hier eingeworfen. „Friedrich der Große war in gewissem Sinne ein Nationalheld."

„Ja," sagte der Fürst, „der hatte Rückgrat, Geist, Nachdruck, obschon er sittlich nicht einwandfrei war. Wie rasch aber folgte dann wieder der Niedergang! Der Rausch der Befreiungskriege war bald vorüber; an seine Stelle trat die traurige Reaktion."

„Durchlaucht sollten zuversichtlicher sein; die Jugend ist für Deutschlands Größe, für Euer Durchlaucht begeistert und namentlich — auch die Frauen."

„Ja, das ist mein Trost," meinte der Fürst; „was bis zum Frauenherzen vorgedrungen ist, das haftet. Die Frauen sind konservativ. Sie wirken auf das heranwachsende Geschlecht und ziehen es in ihrem Geiste groß. Sie sind mir gute Bürgen für den Bestand meines Lebenswerkes.

„Uebrigens, meine Herren, ich habe vier Sachsen am Tische und höre keine Spur von Dialekt; das giebt doch auch zu denken. Mein Bruder, der nur ein Semester in Leipzig studirt hatte, sprach das schönste Sächsisch noch ein halbes Jahr weiter. Wie sagt doch Goethe: ‚Mein Leipzig lob' ich mir; es ist ein klein Paris und bildet seine Leute.' Nur wie das ‚seine' zu beziehen ist, war mir nie ganz klar.

„Ich freue mich, daß sich Ihre Stadt im Wahlkampf immer so wacker gehalten hat — schenken Sie doch Sekt ein, ich muß mit den Herren doch auf ihre gute Stadt Leipzig anstoßen."

Nun sprach der Fürst über die Sozialdemokratie. „Daß die Leute ihre Lage verbessern wollen, ist ganz natürlich. Indessen weiß ich unter den Millionären, die ich kenne, auch keinen glücklichen Menschen. Der Staat hat die Pflicht, zu helfen, wo er kann. Allein paktiren kann man mit den Führern nicht. Die streben nach der Macht. Wenn man sich mit ihnen auf Unterhandlungen einläßt, so kommt mir das vor, als ob man anmarschirenden französischen Regimentern einen Notar entgegenschicken wollte, der sie von der Unrechtmäßigkeit ihres Vorgehens überzeugen soll. Nein, so kommt man hier nicht zum Ziele. Ich habe seinerzeit den Fürsten gesagt, wenn sie mit den Sozialdemokraten an einander gerieten, so sei das eine akute Krankheit; versagten sie aber dem Mittelstande ihre Fürsorge, so beschwüren sie eine chronische Krankheit herauf, die sich schwer heilen lasse." —

Anläßlich des Fürsten Jugenderinnerungen kam das Gespräch auch auf den großen Theologen Schleiermacher, bei dem Bismarck Konfirmandenunterricht genossen hat. Der Fürst rühmte dessen Fähigkeiten und hohen Geist, schilderte die kleine, verwachsene Gestalt mit dem bedeutenden Haupte und meinte, was bei Schleiermacher Mutter Natur am Rückenmarke gespart habe, sei dem Gehirn zu gute gekommen. Hier wurde darauf hingewiesen, daß Schleiermacher in einer seiner Schriften von einem Fürsten, der große Wirkungen erzielen wolle, „phlegmatisches Temperament" verlange. Nach einer Pause, in der der Fürst sinnend vor sich hinblickte, sagte er aufatmend: Ja, das passe ganz auf seinen seligen Herrn, den Kaiser Wilhelm. Der sei in gewisser Hinsicht Phlegmatiker gewesen. Ihn zu einer Ueberzeugung, zu einem Entschlusse zu bringen, sei oft nicht leicht gewesen. Aber dann habe man Häuser auf ihn bauen können. „Er hatte ein kindliches Gemüt, das seiner Mutter, der Königin Luise, rein wie Gold, das er sich bis ins höchste Alter bewahrte. Klarheit und Ruhe erhielten Geist und Gemüt des Kaisers im schönsten, harmonischen Gleichgewicht; die Wahrheit ging ihm über alles. Ich habe mich in meiner diplomatischen Thätigkeit auch stets der Wahrheit befleißigt, aber manchmal geboten es uns beiden die Verhältnisse doch, öffentlich ein wenig von der Wahrheit abzuweichen; wie schwer wurde das stets dem alten Kaiser; er wurde stets rot dabei, und ich — konnte ihn nicht ansehen, wandte mich schnell ab. Glück hat der alte Herr viel empfunden — das Gegenteil aber auch. Was hat er nicht alles in den bösen Konfliktjahren gelitten!"

„Aber Euer Durchlaucht doch nicht minder?" wurde eingeworfen.

„Ich" — versetzte der Fürst —, „ich war ja dazu da. Doch mein guter Herr — er hat es schwer empfunden!"

Demnächst streifte das Gespräch kurz die trüben, schmerzvollen Tage der Entlassung des Fürsten. Man sei im Volke sehr verwundert gewesen, daß niemand im Reichstage dem Fürsten einen Nachruf gewidmet. „Ja," sagte der Fürst, „jede Partei erwartete damals den ‚blauen Brief'."

Daraufhin erhob sich der Fürst und mit ihm die ganze Tischgesellschaft; er sprach: „Meine Herren! Ich trinke auf das Wohl Ihres Königs, auf Ihre gute Stadt und Ihren Bürgermeister." Wenige Minuten später antwortete Oberlehrer Geyer mit folgendem Trinkspruche:

„Darum ist einer nicht tüchtig, daß er sich selbst lobt, sondern daß ihn der Herr lobt. Dies heilige Bibelwort, es mag unseren Gefühlen in diesem Augenblick zum Ausdruck dienen. Unter den Lebenden wüßte ich niemand, auf den es besser paßte als auf Se. Durchlaucht den Fürsten Bismarck. ‚Der Herr hat ihn gelobt.' An erster Stelle der höchste Herr, der droben über den Sternen wohnt. Wie Euer Durchlaucht hier vor uns stehen, im gesegneten Alter von achtzig Jahren, rüstig an Körper und Geist, umgeben von Ihren Lieben in Glück und Leid, nach einem Leben voll weltbewegender Thaten: so sind Euer Durchlaucht ein lebendiges Zeugnis der Huld des höchsten Herrn. Und der zweite, Eurer Durchlaucht irdischer Herr, der unvergeßliche, hochselige Kaiser Wilhelm, wie der Euer Durchlaucht gelobt hat, das weiß die ganze Welt. Der dritte Herr aber — mag es verstattet sein, so zu sprechen — der dritte Herr ist das deutsche Volk. Mit Ausnahme weniger Verblendeter rühmt und preist es seinen teuren Bismarck. In allen Gauen verkündet es sein Lob. In hellen Haufen strömt es herbei, ihm Dankbarkeit und Liebe zu bezeigen. Und geböte nur Euer Durchlaucht hohes Alter und kostbare Gesundheit nicht Einhalt und Mäßigung: noch ganz anders würde es kommen und Euer Durchlaucht loben. So lassen Sie denn, verehrte Herren, auch uns in dieses Lob einstimmen, indem wir mit einander rufen: Lang und hoch lebe unser hoher Wirt, unser unvergleichlicher Fürst Bismarck!"

Der Fürst dankte mit leisem Nicken. „Wie wohl thut mir nach so viel Haß doch die Liebe des Volkes!" meinte er. — „Aber zuweilen begegnen mir doch Ehrenbezeigungen, bei denen ich mich ganz unwürdig fühle. So will mich sogar die Akademie der bildenden Künste zum Ehrenmitglied ernennen."

„Aber Durchlaucht haben doch das herrliche Gebäude des Deutschen Reiches gebaut? Euer Durchlaucht sind alles, zum Beispiel auch ein großer Musiker."

„Gewiß, ich liebe die Musik, höre gern zu, aber drei Stunden im Konzert oder im Theater, nein, das halte ich nicht aus."

„Durchlaucht übten die Musik auch praktisch aus. Was sind Durchlaucht nur zum Beispiel für ein ausgezeichneter Notenschreiber!" Es wurde an

das Seidlsche Gedicht „Das Glöcklein des Glücks“ erinnert, das dieselbe Anschauung vom Genuß des Glücks, wie sie der Fürst habe, zur Geltung bringe:

Nach Eimern zählt das Unglück,
Nach Tropfen zählt das Glück.

Der König, von dem das Gedicht erzählt, habe das Glück erst auf seinem Sterbebett erfahren, als sein Volk ihm in begeisterter Hingebung seine Liebe bewiesen. Der Fürst aber empfände dieses Glück, von einem großen Volk in heißer Liebe verehrt zu werden, nun schon seit so vielen Jahren. „Ja“ — meinte der Fürst schließlich — „in dem Sinne bin ich auch ein Glücklicher. Haß ist ansteckend, ich hab's erfahren, aber auch die Liebe. Nach allem, was ich erfahre, werden große Vorbereitungen getroffen, mir Liebe und Wohlwollen an meinem nächsten Geburtstage zu erweisen; darüber vergißt man alles, was man je an Haß erfahren hat.“

Als der Fürst das Wort „Bismarckfresser“ gebrauchte, erzählte Jahnke ein Erlebnis aus Sachsen, wo ein biederer Schandauer im Jahre 1892 nach der Durchreise des Fürsten seine begeisterte Wahrnehmung in den Worten kundgegeben: „Nä, härn Se, der Färscht Bismarck is Sie doch ä zu lieber, einziger Herre, glei fräßen könnt' mern vor Liebe!“ Der Fürst brach in schallendes Gelächter aus und sagte: „Der Mann hat ja kannibalische Gelüste.“

Der Fürst erinnerte sich mit lebhafter Freude jener Reise, und er erzählte ergötzliche Einzelereignisse von derselben:

„So in Herzberg, auf der Tour von Berlin nach Dresden! Da kamen die Behörden des Ortes und brachten mir einen Ehrentrunk. Als mir der ziemlich große, zweihenklige Humpen durch das Wagenfenster gereicht wurde und ich auf die Ansprache des Bürgermeisters einige Dankesworte erwidert hatte und den Humpen an die Lippen setzte, fuhr plötzlich der Zug weiter und ich mit dem Trinkgefäß in den Händen davon, während mir die verblüfften Herzberger nachschauten. Ich mußte den Humpen von der nächsten Station zurückschicken.“

Als Dr. Chrysander dem Fürsten einen Stoß Zeitungen auf seinen Platz legte, sagte dieser: „Ach, lassen Sie nur; die Zeitungen habe ich noch den ganzen Tag, aber nicht lebendige Menschen.“

Bald darauf wurde die Tafel aufgehoben.

28. Februar 1895. Friedrichsruh. Bei der Frühstückstafel unterhielt sich der Fürst mit einem Gaste aus Schlesien unter anderem auch über die Kapitulation von Paris und erzählte, daß ihn Jules Favre, nachdem mit demselben die Kapitulationsbedingungen vereinbart gewesen seien (nach welchen unter anderem das Feuer beiderseits um zwölf Uhr nachts vom 26. zum

27. Januar 1871 eingestellt werden sollte), gebeten habe, zu genehmigen, daß von Paris aus der letzte Schuß falle. Dies habe der Fürst gern zugestanden. „Nun," fuhr der Fürst in seiner Erzählung fort, „glaubte ich, daß alles vollständig erledigt sei, als Favre von rançon zu sprechen anfing. An Lösegeld hatte ich gar nicht gedacht, ging aber natürlich sofort darauf ein und erwiderte, daß ich von einer so bedeutenden Stadt wie Paris weniger als eine Milliarde Francs nicht verlangen könne. Favre war über diese Forderung ganz außer sich und fuhr hoch in die Höhe — na, schließlich haben wir uns auf zweihundert Millionen geeinigt."

25. März 1895. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher die Vorstände des preußischen Herrenhauses und des Abgeordnetenhauses, der bisherige Präsident des Reichstags, v. Levetzow, die Abgeordneten v. Bennigsen, Graf Limburg-Stirum und v. Kardorff, diese drei Herren auf besonderen Wunsch des Fürsten,[1]) der kommandirende General des 9. Armeecorps, Graf Waldersee, der Präsident der Eisenbahndirektion Altona, Geheimrat Jungnickel und andere, im ganzen 27 Herren, und die Gräfin Rantzau teilnahmen.[2])

Fürst zu Stolberg brachte einen kurzen Trinkspruch auf den Fürsten Bismarck aus.

Bei Tisch entwickelte sich eine sehr lebhafte Unterhaltung. Fürst Bismarck war froh bewegt und gut gelaunt und von einer aufgeräumten Lebhaftigkeit. Gute Einfälle, Bonmots und schlagende Aperçus wurden, wie in seinen früheren

---

[1]) 248 Mitglieder des Abgeordnetenhauses und 170 Mitglieder des Reichstags und des Herrenhauses, zusammen 418 Parlamentarier, hatten sich in drei Eisenbahnzügen nach Friedrichsruh begeben, um dem Fürsten Bismarck ihre Glückwünsche auszusprechen. Der Fürst sagte, daß wohl Raum in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar sei, bedauerte aber, daß in seinem Hause nicht Platz für 400 Herren vorhanden sei.

[2]) Folgende Tischordnung war beobachtet: Es war eine Längstafel eingerichtet, in deren Mitte auf der linken Seite Fürst Bismarck, auf der rechten Seite Herr v. Levetzow Platz genommen hatten. Zur rechten und linken Seite des Fürsten Bismarck saßen die Präsidenten des Herrenhauses und Abgeordnetenhauses Fürst zu Stolberg-Wernigerode und v. Köller, neben Herrn v. Levetzow die Vizepräsidenten des Herrenhauses und Abgeordnetenhauses Freiherr v. Manteuffel und Dr. Graf (Elberfeld). Die obere Schmalseite der Tafel nahmen ein die Professoren Schweninger und vom Rath, die untere Schmalseite v. Colmar und v. Tiedemann-Bomst. An der nördlichen Seite der Längstafel saßen links vom Fürsten Bismarck und dem Präsidenten v. Köller Graf Herbert Bismarck, Graf Redern, Herzog von Ratibor, Graf Borcke, rechts vom Fürsten Bismarck und vom Fürsten Stolberg die Herren v. Tiedemann-Bromberg, v. Pfuel, v. Bennigsen und Graf Roon. Von den Herren v. Levetzow und Dr. Graf aufwärts nach der oberen Schmalseite hin hatten Platz genommen Graf Mirbach, v. Kardorff, Graf Limburg, v. Buch, Graf Rantzau, abwärts nach der unteren Schmalseite der zweite Vizepräsident des Herrenhauses Oberbürgermeister Becker (Cöln), v. Busse, Dr. v. Frege.

Zeiten, in jedes Gespräch, das er erörterte, jedes Thema, das er anschlug, eingestreut.

Mit großer Frische beherrschte er alle Stoffe, die zur Sprache kamen, belebte er jede Unterhaltung, so daß er mitunter allein das Wort zu führen schien. Beiläufig erinnerte er daran, daß er in diesem Jahre auch sein 50jähriges Jubiläum als Parlamentarier begehe. In der Anfangszeit seiner parlamentarischen Wirksamkeit (1845) habe er das Referat erstatten müssen über die Verteilung von Torfstreu in der Korrigendenanstalt zu Ueckermünde.

Im Laufe der Unterhaltung streifte der Fürst die mannigfachsten politischen Themata. Als ihm mitgeteilt worden war, daß der Abgeordnete Rickert den Wunsch gehegt hätte, die Festfahrt mitzumachen, meinte Fürst Bismarck, er habe die Hoffnung nicht aufgegeben, ihn zu seinen Freunden zu zählen.

Zu einem anderen Gegenstand übergehend bemerkte der Fürst: Auf dem Vereinigten Landtag 1847 wäre es viel gemütlicher zugegangen als in den jetzigen Parlamenten; damals seien die Sitzungen besser besucht gewesen als heute, es hätte keine Auszählung stattfinden müssen, um die Beschlußfähigkeit festzustellen; um sich zu verpflegen, hätte man nur einige Stufen steigen müssen.

Ueber die Amtsniederlegung des Herrn v. Levetzow äußerte er sich dahin, daß er diesen Akt sehr begreiflich finde und nur billigen könne. Herr v. Levetzow habe ja schon jahrelang adverso Marte gekämpft. Herr v. Tiedemann-Bomst fragte beim Empfang den Fürsten Bismarck, wie ihm die Flasche „Lacrimae Petri“ bekommen sei, die er ihm im Herbst vorigen Jahres aus Bomst mitgebracht habe, worauf der Fürst unter allgemeiner Heiterkeit antwortete: „Vorzüglich, ganz vorzüglich; ich habe sie nämlich noch gar nicht aufgekorkt!“ Ein anderes Scherzwort Bismarcks, das viel Heiterkeit erweckte, lautete: „So viel Cylinderhüte haben wir lange nicht in Friedrichsruh gehabt.“

Die Zeit war abgelaufen, die Sonderzüge standen zur Abfahrt bereit, die Tafel mußte aufgehoben werden. Die Tischgäste umringten den Fürsten Bismarck und verabschiedeten sich. Fürst Bismarck richtete an jeden freundliche Worte in bewegter Stimmung. Einige Zeit währte der Abschied von Herrn v. Levetzow.

Während der Tafel waren die Räume des Schlosses auch anderen Teilnehmern der Huldigungsfahrt geöffnet worden, die sich in den vor dem großen Saal gelegenen Zimmern versammelten. Allen diesen Verehrern des Altreichskanzlers wurde durch Diener Sekt gereicht. Nach Aufhebung der Tafel, bei welcher Fürst Bismarck die lange Tabakspfeife bei sich gehabt hatte, begleitete er seine Gäste aus dem Saal heraus und würdigte mehrere der anderen Anwesenden der Unterhaltung. Auch ein Vertreter der Berliner Presse war vom Fürsten in die Unterhaltung gezogen worden. Der Fürst erinnerte sich seiner vom vorigen Jahre in Varzin her und sprach die Hoffnung aus, daß es der Presse in Friedrichsruh nicht zu langweilig werden möge.

Dem Fürsten war der bedeutsame parlamentarische Besuch, welcher nicht geringe Anstrengungen für den Achtzigjährigen brachte, körperlich aufs beste bekommen; er war den ganzen Tag über von einer köstlichen Laune, so daß die Gäste seiner Tafel die außerordentliche Regsamkeit bewunderten. Herr v. Levetzow bemerkte: „Er ist noch ganz der alte, lebendig und frisch wie vor Jahren!"

26. März 1895. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher der Kaiser, der Kronprinz, der kommandirende General Graf Waldersee, der Kriegsminister General der Infanterie Bronsart v. Schellendorff, die drei Kabinetschefs General v. Hahnke, Wirklicher Geheimer Rat v. Lucanus und Contre-Admiral Freiherr v. Senden-Bibran, General v. Plessen, Oberst v. Kessel, Oberst v. Scholl, Oberst Graf Klinckowström, Oberstlieutenant Graf Moltke, Oberstlieutenant v. Kalckstein, Major v. Jacobi, Kapitän zur See v. Arnim, Oberhofmarschall Graf zu Eulenburg, Generalarzt Dr. Leuthold, welche sich zur Beglückwünschung des Fürsten Bismarck nach Friedrichsruh begeben hatten, im ganzen 28 Personen, teilnahmen.

Bei der Tafel konzertirte die Kapelle der Halberstädter Kürassiere. Die Tafel schmückte das prachtvolle, aus Lafrance-Rosen bestehende Blumenarrangement, das der Kronprinz namens der Kaiserin überreicht hatte. [1])

Der Kaiser brachte folgenden Trinkspruch aus:

„Der achtzigste Geburtstag Eurer Durchlaucht fällt in das 25. Jahr des Bestehens unseres Reiches. Die Glückwünsche Meines Heeres, geweiht durch die Erinnerung an die gewaltigen Kämpfe, konnte ich Ihnen soeben im Angesicht der Truppen aussprechen. Nicht an den großen Staatsmann, sondern an den Offizier richten sich heute Meine heißen Wünsche. Und da sind es drei Sprüche, die für den heutigen Tag von besonderer Bedeutung Mir erscheinen. Zum ersten Eurer Durchlaucht Konfirmationsspruch: ‚Was ihr thut, thut ihr dem Herrn und nicht den Menschen' weist hin auf das unerschütterliche Gottvertrauen, mit dem Euer Durchlaucht Ihre gewaltige Arbeit ausgeführt, und welches auch unser Heer niemals verleugnet hat. Der zweite Spruch: ‚Dennoch!' war der Ausspruch jenes tapferen Grafen Mansfeld, als er sich kühn, das Schwert in stahlbewehrter Faust, dem übermächtigen Feind gegenüberstellte. Euer Durchlaucht haben denselben des öfteren wahr gemacht,

---

[1]) An der einen Längsseite der Tafel saß der Kaiser, links neben ihm Fürst Bismarck, rechts die Gräfin Rantzau, dem Kaiser gegenüber der Kronprinz, rechts von diesem Graf Waldersee, links General v. Hahnke. Links neben dem Fürsten Bismarck hatte der Kriegsminister seinen Platz. An den Kopfenden des Tisches saßen Graf Rantzau und Graf Wilhelm Bismarck. Das Mahl bestand aus folgenden Gängen: Austern, Bouillon in Tassen, Steinbutte in holländischer Sauce, Wildschweinrücken garnirt, Trüffeln, Poularde mit Salat und Kompott, Pudding à la Nesselrode, Butter und Käse, Früchte, Kaffee.

zumal in jener Zeit schwerwiegender Entschlüsse für Meinen Hochseligen Herrn Großvater, als Sie ihn mit stolzem Hinweis auf Sein Offiziercorps an Sein Portepee erinnerten. Den dritten Spruch ‚Spectemur agendo!‘ schrieb Mein englisches Dragonerregiment in stolzem Selbstbewußsein auf seine Standarte, nachdem es, des Feindes Viereck niederreitend, seine Feldzeichen erobert hatte. Dieses kann als Antwort gelten auf alles, was Eurer Durchlaucht Feinde und Neider sagen oder thun können. Wir aber, die wir mit Freude Euer Durchlaucht als Kameraden und Standesgenossen bewundernd feiern, in bewegtem Dank gegen Gott, der Sie unter unserem glorreichen alten Kaiser so Herrliches vollbringen ließ, stimmen ein in den Ruf, den alle Deutschen von der schneebedeckten Alp bis zu den Schären des Belt, wo die Brandung donnernd tost, aus glühendem Herzen ausrufen: Seine Durchlaucht der Fürst von Bismarck, Herzog von Lauenburg, lebe hoch! Hurra!“

Der Trinkspruch des Kaisers wurde von der auf der Parkkoppel aufgestellten Artillerie mit 21 Kanonenschüssen begleitet.

Fürst Bismarck erwiderte darauf:

„Erlauben Euer Majestät, daß ich meinen Dank in wenigen Worten zu Füßen lege. Euer Majestät haben appellirt an die Eigenschaft des preußischen Offiziers, und ich kann in Anknüpfung daran nur bestätigen, was ich schon vor zehn Jahren bei der Begrüßung der Generale in Berlin aussprach: Das Beste in mir und in meiner Lebensbethätigung ist immer der preußische Offizier gewesen. Wäre ich der nicht gewesen, ich weiß nicht, ob ich ganz in dieselben richtigen Bahnen verfallen wäre. Aber der Landwehroffizier des 9. Regiments ist für mich der Wegweiser gewesen, der mich Anno 1848 von Haus aus in die richtigen Bahnen geworfen hat, das heißt in die Bahnen der Anhänglichkeit an unser regierendes Haus, im Hinblick auf andere Länder, die diesen Vorteil eines regierenden Hauses überhaupt nicht besaßen; kurz und gut, ich bin über 1848 hinweggekommen mit einer intensiveren Anhänglichkeit an das Königshaus, als ich vielleicht in meiner agrarischen Unwissenheit vor 1848 auch nur gedacht hätte: begeistert und hingebend.

Ich bin in der Richtung geblieben, solange meine Thätigkeit beansprucht wurde, und darin wurde ich überzeugt, daß außerhalb der dynastischen Anhänglichkeit in Deutschland überhaupt kein Heil sei. Wir brauchen bloß auf Frankreich zu sehen; seitdem die Dynastie weg ist, wo soll der Sammelpunkt herkommen, wenn zum Ralliement geblasen wird? Das ist immer streitig. Halten wir fest, was wir haben. Wir haben in Deutschland nicht ein einheitliches Kaisertum, aber unsere Fürsten und regierenden Herren, die uns angestammt sind, und an denen schon die römischen Schriftsteller die Anhänglichkeit der Germanen in einer Weise gerühmt haben, die wir heute kaum mehr verstehen.

Ich brauche darauf für die belesenen Herren nicht näher einzugehen, aber in diesem Sinne darf ich Sie bitten, im Sinne der germanischen Anhänglich-

keit an die Stammesfürsten, mit mir auf das Wohl unseres gnädigen Herrn anzustoßen. Seine Majestät der Kaiser und König lebe hoch!" [1])

1. April 1895. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher die Bürgermeister Dr. Versmann aus Hamburg und Senator Dr. Pauly aus Bremen, der Oberhofmarschall des Königs von Sachsen, Graf Vitzthum von Eckstädt, der Flügeladjutant des Königs von Württemberg, Oberst v. Walther, der Abgesandte des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, Oberst Freiherr v. Maltzahn, der türkische Botschafter in Berlin, Tewfik Effendi, Graf Guido Henckel v. Donnersmarck, Professor v. Lenbach, die Rektoren und Professorendeputationen der verschiedenen Hochschulen [2]) teilnahmen.

Während der Tafel brachte Professor Pfleiderer einen Trinkspruch auf den Fürsten aus, der in dem Wunsch gipfelte, es möge dem Fürsten vergönnt sein, auch den 90. Geburtstag in ebenso schöner Weise zu erleben wie jetzt den 80. Fürst Bismarck sprach seinen herzlichsten Dank aus und trank auf die fernere Erhaltung der deutschen Wissenschaft in der ihr nötigen Freiheit und Unabhängigkeit.

Beim Empfang einer Deputation aus Halle, die auch zur Feier des 80. Geburtstags des Altreichskanzlers eingetroffen war, gab Fürst Bismarck einige charakteristische Bemerkungen bezüglich des Historikers v. Sybel, der Generale Vogel v. Falckenstein, v. Manteuffel und v. Goeben zum besten. „v. Sybel," meinte Fürst Bismarck, „war ein liebenswürdiger Mann. Zu seinem großen Werke konnte er alle Archive einsehen. Mein alter Herr (Kaiser Wilhelm I.) hatte ein gutes Gewissen, der konnte ihn alles wissen lassen." Das Gespräch wandte sich alsdann den Generalen Vogel v. Falckenstein und v. Goeben

---

[1]) Der Kaiser teilte dem Dr. Schweninger persönlich die Ernennung zum Geheimen Medizinalrat mit; Dr. Chrysander erhielt den Kronen-Orden 4. Klasse, der beim Fürsten seit 20 Jahren in Dienst stehende Kammerdiener und Leibkutscher das Allgemeine Ehrenzeichen. Dem Fürsten Bismarck überreichte Se. Majestät ein Petschaft vom Schreibtische Kaiser Wilhelms I.

[2]) Bestehend aus dem Prof. Otto Pfleiderer-Berlin, Prof. Nitzen-Bonn, Prof. Oskar Emil Meyer-Breslau, Prof. Dr. Zahn-Erlangen, Prof. Dr. Roler Wiedersheim-Freiburg, Konsistorialrat Prof. Dr. Schultz-Göttingen, Prof. Dr. Gaffky-Gießen, Prof. Eduard Koschwitz-Greifswald, Prof. v. Liszt-Halle, Prof. Dr. Rohde-Heidelberg, Prof. Dr. Winkelmann-Jena, Prof. Schürer-Kiel, Prof. Fleischmann-Königsberg, Prof. Dr. Paul Flechsig-Leipzig, Prof. Theobald Fischer-Marburg, Prof. Dr. Joseph Berchthold-München, Prof. Bernhard Richnes-Münster, Prof. B. Matthias-Rostock, Prof. Dr. Windelband-Straßburg, Prof. L. v. Meyer-Tübingen, Prof. Karl Frhr. v. Stengel-Würzburg, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Slaby-Charlottenburg, Prof. Martin Krause-Dresden, Prof. Heinzerling-Aachen, Prof. K. v. Haushofer-München, Prof. Dr. Kohlrausch-Hannover, Prof. Dr. Lemcke-Stuttgart, Prof. Dr. Lepsius-Darmstadt, Prof. Math. Haid-Karlsruhe, Geh. Hofrat Prof. Karl Körner-Braunschweig.

zu.[1]) „Besser als bei Moltke konnte man nicht fahren. Wäre aber Moltke abgeschossen worden, so hätte ich Goeben dem König Wilhelm als Nachfolger empfohlen. Er war mein prädestinirter Generalstabschef. Manteuffel war ein Mann von Verdiensten, indes ein Stück Poseur. Er hatte stets Schillers ‚Wallenstein' im Kopf. Als er 1866 in Frankfurt einzog, hatte er sich den Bart à la Tilly stutzen lassen. Zu seiner Pose gehörte die (milde) Behandlung der Elsässer und (im Kriege) der Franzosen. Der Soldat muß zu essen haben und braucht nicht zu frieren. Manteuffel hätte aber gewünscht, daß der vor Kälte Erstarrte mit dem letzten Atemzuge hingehaucht hätte: ‚Franzose, da hast du deine unverbrannten Mahagonis wieder!'"

1. April 1895. Friedrichsruh. Diner zur Feier des 80. Geburtstages des Fürsten Bismarck.[2]) An demselben nahmen 28 Personen teil, von nicht zur Familie gehörenden nur wenige Freunde, wie Professor v. Lenbach und Graf Guido Henckel v. Donnersmarck. Bei Tisch brachte Professor Lenbach den Trinkspruch auf den Fürsten aus in glänzender, von feuriger Begeisterung getragener, an graziösen ursprünglichen Einfällen reicher Form. Die schlichte Herzlichkeit, in der die Ansprache schließlich ausklang, machte auf alle Anwesenden den angenehmsten Eindruck. Mit Bezug auf den vorausgegangenen Aufzug der Studenten sagte Bismarck: „Nachdem ich diese jungen Eichen gesehen, glaube ich für die Zukunft der deutschen Sache nicht besorgt sein zu müssen."

Wie sehr der Fürst an dem Andenken seiner heimgegangenen Gattin hing, zeigte ein kleiner Vorgang an diesem Tage. Unter den vielen Geschenken, die unablässig einliefen, befand sich auch ein vorzügliches Bild der Fürstin, mit einem Lorbeerkranz geschmückt; der Fürst wandte sich nach langem Betrachten des Bildes mit Thränen in den Augen wieder ab und verließ dann rasch den Saal. Man kann ermessen, welch wehmütige Gedanken den Fürsten in diesen Minuten bewegt haben mögen.

2. April 1895. Friedrichsruh. Frühstückstafel, zu welcher die Deputation zur Ueberreichung einer Adresse und des Ehrenbürgerbriefes der Stadt München, bestehend aus dem Bürgermeister Dr. Borscht, dem Kommerzienrat Haenle und Rat Imhof, zugezogen wurde.

---

[1]) Nach einem Schreiben an den General Vogel v. Falckenstein d. d. 6. Oktober 1896 bemerkte Bismarck zu den in der „Frankfurter Oder-Zeitung" veröffentlichten angeblichen Aeußerungen über diesen General: „Ich habe keine Erinnerung von den Gesprächen, die an meinem 80. Geburtstag von mir und anderen geführt worden sind. In der Gestalt, wie die ‚Frankfurter Oder-Zeitung' sie giebt, haben sie sicher nicht stattgefunden."

[2]) Eine Berichtigung über die Tischgespräche am 1. April 1895 findet sich in den „Hamburger Nachrichten" vom 8. April 1895.

Der Fürst erhob sich bei der Tafel, sprach nochmals seinen wärmsten Dank aus und forderte in sehr herzlicher Weise die Anwesenden auf, ein Hoch auszubringen auf den Prinzregenten von Bayern und auf Bayerns Hauptstadt, in der er so schöne Stunden verlebt habe, und der als Ehrenbürger anzugehören ihn mit besonderer Freude und Dank erfülle.

Kommerzienrat Haenle dankte dem Fürsten in bewegten Worten als Vorstand des Gemeindekollegiums für die hohe Auszeichnung dieser Stadt, welche mit Stolz auf den Fürsten als Ehrenbürger blicke, der seine Sympathien für sie neuerdings bekundet habe, sowie für die liebenswürdige Aufnahme, welche die Deputation in seinem gastlichen Hause gefunden habe. Wie der Fürst bei seinem letzten Aufenthalt in München mit Jubel empfangen wurde, so werde auch das Hoch, das der allverehrte Ehrenbürger auf die Stadt ausgebracht hat, mit allgemeiner Freude aufgenommen werden. Er fühle sich als Träger dieser Sympathien, denen er Ausdruck verleihe durch ein Hoch auf den Fürsten Bismarck.

Rat Imhof erhob sich gleichfalls zu einem Toast; er sagte: „Euer Durchlaucht erlauben mir als drittem Mitglied von Münchens Abgesandten, auch einige Worte sprechen zu dürfen. Als ich mich an einem letzten Abend vor meiner Abreise von München im Kreise meiner politischen Freunde befand, wurde mir zu der großen Ehre gratulirt, an der Deputation nach Friedrichsruh teilnehmen zu dürfen. Es wurde mir aber auch zugleich der Auftrag, Euer Durchlaucht die ehrfurchtsvollsten Grüße zu überbringen. Aber auch noch einen anderen Auftrag habe ich erhalten, der zwar im gegenwärtigen Augenblick als kühn und verwegen erscheint, aber ich wage ihn doch auszusprechen, weil ich meinem Auftrag nachkommen muß. Ich bin veranlaßt worden, Euer Durchlaucht namens meiner politischen Freunde die Hand zu drücken. (Der Fürst schüttelte die dargebotene Hand des Sprechers herzlich und kräftig.) Wenn ich nun diese wenigen Worte mit einem Toast schließen darf, so gilt es dem Wohl der ganzen Familie Eurer Durchlaucht als Mitanteilnehmer am Ruhme und an der Größe des deutschen Vaterlandes. Die Familie Sr. Durchlaucht lebe hoch!“ Die schlichten Worte erzielten tiefen Eindruck. Die ganze Familie des Fürsten nahm diese Huldigung in herzlichster Weise auf und dankte vielmals dem Sprecher.

Der Fürst kam auch längere Zeit auf die Politik zu sprechen, er griff zurück auf die große Zeit von 1870, erörterte die Eventualitäten des Nichtanschlusses Bayerns, lobte das patriotische Zusammenwirken und kam darauf zurück, wie tapfer die Bayern sich bei jedem Anlaß geschlagen. Als Bürgermeister Vorscht sagte, daß er als Rheinpfälzer stets die deutschen Siege zu würdigen verstand, kam der Fürst darauf zurück, daß im Fall der Niederlage das linke Rheinufer verloren gegangen wäre und die kleinen Staaten wieder eine Art Rheinbund geschlossen hätten..

Auch auf das bayerische Bier kam der Fürst in launiger Unterhaltung zu sprechen. Man habe in Preußen oft speziell für ihn Versuche gemacht, Bier zu brauen, das an Güte ans bayerische heranreiche; das sei jedoch nicht gelungen. Er verbreitete sich über die Ursachen dieser Erscheinung, glaubte aber schließlich, daß wichtiger als alles, was das Gesetz nach dieser Richtung in Bayern vorschreibt, die Kritik der Münchener selbst sei, die sie an ihrem Bier zu üben gewohnt seien.

Als Fürst Bismarck gefragt wurde, ob ihm, wenn er nachts bisweilen schlaflos daliege, die großen Thaten der Weltgeschichte durch den Kopf gingen, erwiderte er: „Gott bewahre; da denke ich mir aus, wie schön dieser oder jener Platz im Walde sein wird, sobald das junge Laub kommt.“

Während der Tafel brachte Graf Herbert dem Fürsten immer neu einlaufende Telegramme. U. a. kamen Telegramme aus Kanton, Bombay und aus dem Kaukasus. Der Fürst teilte mit, daß das Telegramm aus Kanton von dortigen Deutschen am 1. April 4 Uhr 35 Minuten früh aufgegeben wurde und um 3 Uhr 45 Minuten heute nachmittag eintraf; „man sieht daraus, daß man dort auch an mich denkt.“ Auch eine hübsche Ordensgeschichte erzählte Fürst Bismarck. Er mußte, als der türkische Botschafter kam, erst seinen Orden vom Reichsbankdepot Berlin holen lassen; er sagte: „Dort habe ich meine Sachen aufbewahrt, seit mir in Berlin die Wohnung gekündigt worden ist.“

3. April 1895. Friedrichsruh. Mittagstafel, an welcher der bulgarische Ministerpräsident Stoilow,[1] der Sekretär desselben, Professor v. Lenbach sowie der Forschungsreisende Hugo Zöller, der als Berichterstatter der „Cöln. Ztg.“ in diesen Tagen in Friedrichsruh geweilt hatte, teilnahmen.

Der letztere berichtet über diesen Besuch: Damit sich Gelegenheit fände, daß der Fürst nicht bloß wie bisher unter der Ueberlastung mit Gastgeberpflichten kurz und knapp, sondern auch einmal länger mit mir plaudern könne, hatte Professor v. Lenbach mich aufgefordert, ihn wie zufällig zu jenen Erdgeschoßräumen in Friedrichsruh zu begleiten, wo damals ganze Gebirge von Briefschaften und Geschenken aufgehäuft wurden. Der Fürst pflegte um Mittag kurz vor dem Frühstück die neueste Flut der angekommenen und eben eröffneten Poststücke zu besichtigen. Den unbeschreiblichen Eindruck der weithin leuchtenden Augen Bismarcks hatte ich oft empfunden, aber nie so lebhaft wie diesmal, als der Fürst mit schwarzem Gehrock, ebensolchen Beinkleidern, weißer Halsbinde und einer Brille, begleitet von seinen beiden Doggen, in den Raum trat. Von Professor v. Lenbach wie zufällig auf mich aufmerksam gemacht,

[1] Derselbe hatte dem Fürsten Bismarck ein Handschreiben des Fürsten Ferdinand von Bulgarien überbracht.

drückte der Fürst mir die Hand, begann aber alsbald die Besichtigung der Geschenke, unter denen sich diesmal auch viele Gemälde befanden. „Taugt das was?" hieß es zum Professor gewandt mit fragendem Ausdruck. Der Fürst hat in seinem arbeitreichen Leben den Künsten im allgemeinen nicht viel Zeit zuwenden können, mehr aber noch der Musik als der Malerei. Die Darstellung einer Berglandschaft auf einem der geschenkten Bilder regte den Fürsten dazu an, mich über das Innere Neuguineas und meine Ersteigung des Finisterregebirges zu befragen. „Mit meinen Beinen," meinte er, „würde ich jetzt leider kaum über ein derartiges Hochgebirge hinüberkommen. — Wie hoch ist denn wohl," hieß es nach einiger Zeit weiter, „der Ottoberg?"

„Soweit man, ohne sie bestiegen zu haben, Berghöhen messen kann, dürfte er etwa 17000 Fuß haben."

„Also höher als der Montblanc?"

„Ja, Durchlaucht, wahrscheinlich um etwa 2000 Fuß höher. In der Höhe des Montblanc würde auch unter diesem Breitegrad kein Schnee liegen, wie ich ihn am Bismarck-Gebirge gesehen habe."

Jedes Geschenk, das der Fürst ansah oder in die Hand nahm, wurde irgend einer meist sehr charakteristischen und immer anerkennenden Bemerkung gewürdigt. Fast eine halbe Stunde mochte die Besichtigung gedauert haben, als Bismarck sich mit den Worten verabschiedete: „Mir geht es mit dieser Ueberschwemmung von Liebe und Anerkennung fast wie jenem englischen Prinzen, der sich wenigstens den Tod durch Ertränken in Malvasier auswählen durfte."

Wenige Minuten später überbrachte mir Graf Rantzau des Fürsten Einladung zur Tafel. Meine Sorge betreffs Toilette, da ich ja an eine derartige Ehre nicht gedacht hatte, wurde im Zimmer des Professors Schweninger durch die Bemerkung beruhigt, daß der Fürst alles rein äußerlichen Formenkrams Feind sei. Als ich in den an den Speisesaal angrenzenden Salon kam, trat mir mit ausgestreckter Hand und durch die Art seines Wesens jede Befangenheit verscheuchend der Fürst entgegen. Die Gruppirung an dem sehr langen, aber schmalen Tische des Speisesaales erfolgte in ganz zwangloser Weise wie in irgend einer bürgerlichen oder ländlichen Edelmannsfamilie. Der Fürst hat seinen festen Platz in der Mitte mit dem Rücken nach den zum Teich und Park hinausführenden Fenstern. Gäste sitzen meist dem Fürsten gegenüber, damit er sich am leichtesten mit ihnen unterhalten kann. Die übrigen nehmen Platz, wie und wo es sich grade macht, zu unterst die drei Rantzauschen Knaben. Da ich diesmal der einzige Gast war, denn die im Hause wohnenden Professoren v. Lenbach und Schweninger wurden fast in gleichem Grade wie das Gräflich Hoyossche Ehepaar zur Familie gerechnet, so fiel mir zwischen den Grafen Herbert Bismarck und Rantzau der Ehrenplatz grade gegenüber dem Fürsten zu.

Daß Gäste mit der ehrwürdig imponirenden Gestalt des gewaltigen Kanzlers vor sich und angesichts der überwältigenden Macht seines Auges besonders viel

ans Essen denken werden, ist mir wenig wahrscheinlich. Es gehört zu den Eigenarten des Bismarckschen Hauses, daß die Speisenfolge sich zum häufigen Leidwesen des ärztlichen Mentors keineswegs an feste Gesetze bindet,[1]) sondern wie alles andere in diesem Hause ziemlich frei ist.

Es war viel von den zunächst aufgetischten und mir bis dahin als Nahrungsmittel unbekannt gebliebenen Kräheneiern die Rede, die der Fürst beinahe ebenso gern genießt als Kiebitzeier. Dabei zeigte sich wieder in mancherlei Bemerkungen über das Nisten der Krähen und die „rookeries“ auf englischen Landgütern die feine Naturbeobachtung des Fürsten. „Ich bin bange,“ äußerte er bedauernd, „daß mir der Fackelzug der guten Hamburger alle meine Stare verscheucht hat.“ —

Bismarcks mächtiges Haupt könnte, wenn er so am Tische dasitzt, eine besondere Art von Studium darbieten. Während Moltke einen kleinen Kopf hatte, ist bei Bismarck, wie man schon aus der Größe seiner Hüte entnehmen kann, die Schädelkapazität ganz enorm, entspricht aber in harmonischer Weise den sonstigen Maßverhältnissen des Körpers. Eigenartiger als die Größe ist die selbst bei oberflächlicher Beobachtung auffallende Mannigfaltigkeit der Schädelgestaltung. Hier eine Ausbuchtung und dort eine andere, alles wuchtig und knorrig, als ob an den Theorien der alten Phrenologen denn doch etwas Wahres wäre. Auch im häuslichen Familienkreise spricht Bismarck in der bekannten, zuweilen etwas stockenden Art, die aber durchaus nicht davon herrührt, daß er, wie wohl manche glauben, nach dem Worte suche. Uebrigens ist diese Eigenart Bismarckscher Sprechweise früher viel stärker hervorgetreten als heute, wo der Fürst, wie manche behaupten, fließender spricht als jemals im Reichstag. Naturgemäß lauscht alles den Worten des Fürsten, ohne daß jedoch dadurch irgendwie die Freiheit des Gesprächs beeinträchtigt würde. Jeder kann, wenn er will, zu Worte kommen, aber jeder wird doch am liebsten immer den Fürsten sprechen hören.

Eben hatte Bismarck begonnen, mich über Kamerun und Togo zu befragen, als der bulgarische Ministerpräsident Stoilow und sein Sekretär angemeldet wurden. Auf meine leise Anfrage, ob ich mich nicht zurückziehen solle, erwiderte Graf Herbert, sein Vater habe, als er mich zur Tafel lud, bereits von Stoilows Kommen gewußt. Während Bismarck, zu uns gewandt, einige Bemerkungen über die nicht geringe Herrscherklugheit des coburgischen Fürsten von Bulgarien

---

[1]) Von Interesse dürfte die Thatsache sein, daß Fürst Bismarck ein großer Freund und Liebhaber der Znaimer Tafelgurken war. Schweninger war immer ganz verzweifelt, wenn er das Gericht zur Tafel bringen sah, und Graf Herbert Bismarck richtete an seinen Vater gern die Mahnung, nicht zu viel davon zu sich zu nehmen. Auch bei der Festtafel anläßlich des 80. Geburtstages des Altreichskanzlers durfte dessen Lieblingsgericht nicht fehlen, das ihm an diesem Tage trotz Schweninger besonders zu munden schien, so daß letzterer in seiner Angst um das Wohl des Fürsten schließlich den Befehl gab, die Gurken wegzutragen.

machte, waren die beiden Abgesandten eingetreten. Ihnen entgegengehend erwiderte Bismarck auf den dargebrachten Glückwunsch: „Ich hoffe, daß alle Wünsche und Pläne Ihres Fürsten gelingen mögen. Aber da ich nicht mehr im Amt bin, kann ich ihm dabei nicht helfen. Ich kann bloß meine besten Wünsche und meinen Dank aussprechen, daß der Fürst meiner gedacht hat."

Während des Essens, dessen erste Gänge (meistens kalte Speisen) abermals hereingebracht wurden, sprach Bismarck mit dem zu seiner Rechten platznehmenden Stoilow, der in Heidelberg studirt hat, deutsch, mit dem Sekretär dagegen französisch. Lange wurde über die Aehnlichkeit zwischen Bulgarisch und Russisch diskutirt, mit welch letzterem Bismarck bekanntlich vertraut ist. Dann kamen praktische Fragen, wie z. B.: „Ist das Leben teuer in Bulgarien?" „Die Lebensmittel nicht," war Stoilows Antwort, „wohl aber alle Luxusgegenstände." Eingehend sprach Bismarck über die Zusammensetzung der Bevölkerung. Von den Türken meinte er: „In ihrer Art ein braves Volk, obwohl die Russen mit ihrer Beurteilung doch auch nicht ganz unrecht haben. Aber die bulgarischen Türken sind ja wohl bloß der Religion nach solche, nämlich Mohammedaner, aber in Bezug auf Abstammung bei der Eroberung mohammedanisirte Bulgaren."

Beim Dessert und Kaffee kam wieder meine Persönlichkeit mehr an die Reihe.

„Wovon haben Sie denn in Neuguinea gelebt?" fragte der Fürst. „Wohl vorwiegend von Konserven?"

„Soweit die geschossenen Kakadus und Papageien nicht ausreichten, lebten auf meiner Expedition wir Weiße von Konserven und die Schwarzen von Reis."

„Gab es keine wilden Schweine?"

„O ja, Durchlaucht, aber wegen des Lärms, den die große Menge meiner Soldaten und Träger verursachte, kam man nie darauf zum Schuß. Ebenso ging es mit den Känguruhs."

„Giebt es denn keine Hunde?"

„Bloß zahme bei den Eingeborenen."

„Aber Tauben hatten Sie doch auch?"

„Jawohl, Durchlaucht, besonders die prächtigen Königstauben von der Größe eines Truthuhns."

„Die müssen hübsch sein. Ich entsinne mich, in Ihrem Werke darüber gelesen zu haben. Und wie wurden Sie mit der Sprache fertig?"

„Im Innern kamen wir gar nicht in die Lage, uns verständlich zu machen, da die Eingeborenen, soweit es deren gab, bloß Lanzen und Pfeile zu uns entsandten."

Nach einer Pause äußerte der Fürst sinnend und halb zu mir, halb zu sich selbst sprechend: „Ich habe mir das immer so gedacht, daß man, nachdem die Binnenlandsgrenzen unserer Kolonien durch Verträge festgelegt sind, das Innere einstweilen sich selbst überlassen, die Küste dagegen durch ausgiebige

Kultivirung mit Plantagen fest für uns sichern sollte, wie ja auch die Holländer auf Java es gemacht haben. Aber da sind bei uns die vielen kleinen Cortez und Pizarros, die immer gern Lorbeeren einheimsen möchten."

Nun ging es wieder ans Fragen. „Sind eigentlich in unseren Kolonien Versuche mit Kamelen oder Elefanten gemacht worden?"

„In unseren tropischen Kolonien gar nicht oder in ganz ungenügendem Maße."

„Haben denn die Holländer auf ihren Inseln Elefanten in Benutzung?"

„Jedenfalls nicht auf Java und Sumatra, und ich glaube, auch nicht auf dem mir unbekannten Borneo."

Während Bismarck, die Pfeife anzündend, auf seinem bequemen Stuhle sitzen blieb, erhoben sich, Gruppen bildend, die übrigen, und ich folgte ihrem Beispiel.

„Aber Sie müssen sich noch in mein Buch hier einzeichnen," rief mir der Fürst zu, „und auch außerdem glauben Sie nicht, eilen zu müssen. Wir bleiben hier gewöhnlich lange zu Tische."

In das Buch, auf dessen Vollständigkeit der Fürst einigen Wert legt, und das in seltsamer Eintracht die Namen von Monarchen und bescheidenen Schriftstellern enthält, hatte sich soeben Stoilow mit türkischen Schriftzügen eingetragen. Aus den bei Tisch geführten Gesprächen habe ich bloß das Ernstere dem Wortlaute nach anführen zu dürfen geglaubt, leider aber ohne besondere Erlaubnis nicht die packenden Scherzworte, welche, unbekümmert um die Anwesenheit eines Journalisten in die Unterhaltung eingestreut, die rücksichtslos-liebenswürdige Genialität dieses Feuergeistes viel deutlicher als das von mir Mitgeteilte widerspiegeln würden.

Als ich zum Abschied an den Stuhl des Fürsten herantrat, wäre ohne meine ausdrückliche Bitte Bismarck, der trotz seiner Jahre auch dem Niedrigstehenden gegenüber niemals die Formen der Höflichkeit außer acht läßt, auch seinerseits aufgestanden. „Ich danke Ihnen für Ihren Besuch," so lauteten die mir unvergeßlichen Abschiedsworte, „und ich danke Ihnen für das, was Ihnen durch Ihre Expeditionen in so jungen Jahren für das Vaterland zu thun vergönnt gewesen ist."

„Der Fürst," so äußerte zu mir beim Weggehen scherzend ein jüngeres Mitglied der Bismarckschen Familie, „pflegt sich die Afrikaner und Kolonialmenschen, ehe er sie zu Tisch ladet, erst vorher anzusehen. Denn von einem sei er (also Fürst Bismarck!), wie er lachend erzählte, einmal sehr herablassend und von oben herab behandelt worden."

Dem in Friedrichsruh anwesenden Vertreter der „Neuen Freien Presse" wurde von einem Freunde des Hauses über den Fürsten noch erzählt: Ab und zu verirrt sich ein melancholischer Zug in seine Aperçus, wie gestern, wo er von den Feierlichkeiten sprach und achselzuckend meinte: „Das ist Begraben-

werden unter Blumenguirlanden.“ Mit solchen Pointen, gerade wenn sie am wenigsten erwartet werden, zu überraschen, ist bekanntlich Bismarcks Art. Vor einigen Tagen sprach ihn ein Straßburger im Park an: „Ich bringe Eurer Durchlaucht Gruß aus dem Elsaß, wo Ihnen Tausende Herzen entgegenschlagen.“ „Aber auch Tausende nicht,“ erwiderte der Fürst seinem überraschten Verehrer.

8. April 1895. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher die Deputation der Huldigungsfahrt der höheren Lehrerschaft Preußens teilnahm.[1])

Ein Teilnehmer an der Huldigungsfahrt berichtet darüber: Die schönen Worte, die der Held unseres Jahrhunderts an die begeistert lauschenden Lehrer der höheren Schulen Preußens und Hamburgs gerichtet hatte, waren verklungen; ein brausendes Hoch und das Lied vom deutschen Vaterland bestätigten in einem elementaren Erguß der Empfindung — bei gar manchem mit feuchtem Auge — die Worte, welche die Abordnung der Lehrer an den Fürsten Bismarck gerichtet hatte. Dann war der große Augenblick vorüber, und mit verzeihlichem Neide blickten die vielen Hunderte ihren glücklichen Abgeordneten nach, die nun die Ehre hatten, an des Fürsten Tafel zu sitzen. Man stand in Gruppen um das Haus, besichtigte den Park, sah durch die Fenster in das Geschenkzimmer und mochte sich nicht trennen von dieser denkwürdigen Umgebung. Da sollte manchem ein unerwartetes Glück erblühen. Die Thür, die nach dem Geschenkzimmer führt, öffnete sich, und Graf Rantzau erschien und lud die Nächststehenden freundlichst ein, einzutreten, soviel eben noch Platz sei. Etwa sechs Herren konnten noch zugelassen werden und wurden zunächst in das Geschenkzimmer und bald darauf an die Frühstückstafel geführt, wo der Fürst mit den Abgeordneten und einer Anzahl besonders Geladener bereits Platz genommen hatte. Die Damen des Fürstlichen Hauses, die Frau Gräfinnen Rantzau und

---

[1]) Zur Rechten des Fürsten hatte Geheimrat Schauenburg aus Crefeld, Vorsitzender des Allgemeinen deutschen Realschulmännervereins, links Professor Dr. Darpe, Vorsitzender des Westfälischen Philologenvereins aus Bochum seinen Platz. Gegenüber saßen Gymnasialdirektor Dr. Jäger aus Cöln, Gymnasialdirektor Professor Dr. Evers aus Barmen, Professor Dr. Lortzing, Vorsitzender des Berliner Gymnasiallehrervereins aus Berlin, Professor Dr. Mohrmann aus Hannover. Nach beiden Seiten der langen Tafel schlossen sich folgende Herren an: Professor Dr. Graßmann, Dr. Grünbaum und Dr. Lehfeld aus Brandenburg a. H., Professor Dr. Goerz und Dr. Köppen, beide vom Grauen Kloster in Berlin, Professor Dr. v. Schütz aus Essen, Professor Dr. Möller aus Altona, Professor Dr. Larraß aus Kiel, Professor Dr. Wittich aus Cassel, Professor Dr. Bötticher, Professor Dr. Krüger, Professor Dr. Ulrich, Dr. Nerrlich, Dr. Wilda, Dr. Lübke, Dr. Stiller, Dr. Schürmeyer, Dr. Zelle, Oberlehrer Dr. Frank, sämtlich aus Berlin, Gymnasialdirektor Professor Dr. Waßner und Dr. Hahm aus Ratzeburg, Professor Dr. Braun aus Düsseldorf, Dr. Kanngießer aus Magdeburg, Oberlehrer Dr. Detlessen aus Kiel, Dr. Wangrin aus Crefeld, Oberlehrer Dr. Drees und Dr. Hoffmann, beide aus Wernigerode, Oberlehrer Dr. Krämer aus Steglitz und wissenschaftlicher Hilfslehrer Hager aus Altona.

Bismarck, speisten im Nebenzimmer. Unterdessen gab draußen Graf Herbert in liebenswürdigster Weise Auskunft auf alle Fragen, mit denen er bestürmt wurde. Nachdem er zu seinem Bedauern wiederholtem Ansuchen, das Geschenkzimmer besichtigen zu dürfen, nicht hatte stattgeben können, sagte er endlich lächelnd zu den Nächststehenden: „Bitte, meine Herren, überzeugen Sie sich selbst, daß nur wenige in dem Zimmer sich unter den Massen von Gaben bewegen können.“ Damit führte er die vier bis fünf Herren, die gerade bei ihm standen, in das Geschenkzimmer, wo es in der That sogleich klar wurde, daß man vor der Fülle von Gegenständen, die auf dem Tische, rings um ihn herum und an allen vier Wänden aufgespeichert waren, im vollen Sinne des Wortes „kaum treten“ konnte. In der Mitte des Tisches prangte der große Baumkuchen. Graf Herbert forderte auf, einige Zacken davon „für die Kinder“ mitzunehmen, was natürlich freudigst begrüßt wurde. Er war mit künstlichen Vergißmeinnicht geschmückt, und die Frau Gräfin teilte mit eigener Hand einige davon zum Andenken aus. Dann machte sie in ungezwungener, herzgewinnender Weise auf dies und jenes Besondere aufmerksam, unter anderem auf den großen Stollwerckschen Kunstbau aus Schokolade und Marzipan und auf ein großes, prächtiges Etui aus rotem Sammet, in welchem die feinsten Havannaerzeugnisse in den mannigfaltigsten Formen, als Zigarren, groß und klein, als Pfeifen, ganz aus Tabak, als Figuren und dergleichen, wie Juwelen eingelegt waren. Und als die Besichtigung zu Ende war, lud Graf Herbert auch diese Glücklichen, unter denen sich Schreiber dieses befand, zu „einem Glase Bier“ ein. Die Damen hatten ihren Tisch geräumt, und dieses „Glas Bier“ bedeutete Teilnahme an der Frühstückstafel, wie den Ueberraschten nun erst klar wurde.

Speisen und Getränke, Bier und Schaumwein, waren herrlich, doppelt herrlich, weil sie in diesen Räumen genossen wurden, aber das herrlichste war doch die unmittelbare Nähe des großen Fürsten. Dieser saß in der Mitte der langen Haupttafel und führte mit großer Lebhaftigkeit die Unterhaltung. Nächster Gegenstand war natürlich des Fürsten eigenes Schulleben. Er schilderte den wenig erfreulichen Aufenthalt im Plamannschen Institut, wo den Zöglingen so gut wie gar keine freie Zeit gelassen wurde. Heute würde man entrüstet sein über eine Lehranstalt, die ihre Schüler früh von 6—7½, von 8—1 und wieder von 2—7 Uhr arbeiten ließe. Das habe auch, meinte der Fürst, keine gute Wirkung bei ihm gehabt. Bei größerer Freiheit auf dem Grauen Kloster und besonders nachher auf der Universität habe er denn auch „gebummelt“. Er hätte entschieden mehr leisten können, wenn er sich mehr Mühe gegeben hätte.

Eine Frage, ob nicht auch aus musikalischen Kreisen Huldigungen dargebracht seien, wandte das Gespräch auf das Singen.[1]) Ob Durchlaucht auch

---

[1]) Ueber dieses Thema schreibt ein Mitarbeiter der im Verlage von Karl Grüninger in Stuttgart erscheinenden „Neuen Musikzeitung“: „Bismarck hat einmal geäußert: ‚Die bezahlte Musik zieht mich wenig an, aber nichts Lieberes weiß ich mir, als die

gut habe singen können, lag einem seiner Gäste am Herzen zu wissen. „Gewiß," äußerte er unter allgemeiner Heiterkeit, „ich habe in Göttingen im Corps immer den Ton angeben müssen." Was denn damals gesungen sei, wurde weiter gefragt. „Nun, zum Beispiel: ‚In einem kühlen Grunde'." (Heiterkeit.)

Musik im Hause.' Er konnte nicht müde werden, sich von seiner Frau, einer ausgezeichneten Klavierspielerin, Beethoven vorspielen zu lassen und aus dieser erhabenen Tonsprache Erquickung und Erhebung zu schöpfen. Besonders in den letzten Jahren, seitdem Bismarck in Friedrichsruh lebt, hat er in Ansprachen an diejenigen, die sich huldigend ihm genaht, mehrfach sehr bemerkenswerte Aeußerungen über sein persönliches Verhältnis zur Tonkunst gethan. So bemerkte er einer Abordnung gegenüber: ‚Bei der Ueberbürdung mit Unterricht in meiner Jugend ist die Musik zu kurz gekommen. Trotzdem fühle ich nicht weniger Liebe zu ihr. Dankbar bin ich der Musik, daß sie mich in meinen politischen Bestrebungen wirkungsvoll unterstützt hat. Des deutschen Liedes Klang hat die Herzen gewonnen. Ich zähle es zu den Imponderabilien, die den Erfolg unserer Einheitsbestrebungen vorbereitet und erleichtert haben. Wenige von Ihnen dürften alt genug sein, um sich der Wirkung zu erinnern, die 1841 das Beckersche Rheinlied erzielte. Damals war dies Lied mächtig, und bei der Schnelligkeit, mit der es von der Bevölkerung aufgegriffen wurde, hatte es die Wirkung, als ob wir ein paar Armeecorps mehr am Rhein stehen hätten. Näher liegt uns der Erfolg der „Wacht am Rhein". Wie manchem Soldaten hat das Anstimmen des Liedes auf dem winterlichen Kriegsfelde und bei materiellem Mangel eine wahre Herzstärkung gewährt, und das Herz und dessen Stimmung ist ja alles im Gefecht. Die Kopfzahl machte es nicht, wohl aber die Begeisterung machte es, daß wir die Schlachten gewonnen haben. Und so möchte ich das Lied als Kriegsverbündeten auch für die Zukunft nicht unterschätzt wissen. Unsere Beziehungen zum verbündeten Oesterreich beruhen doch wesentlich auf Unterlagen im kulturellen Gebiet und nicht am wenigsten auf den musikalischen Beziehungen. Wir wären kaum in gleich enger Verbindung mit Wien geblieben, wenn nicht Haydn, Mozart, Beethoven dort gelebt und ein gemeinsames Band der Kunst zwischen uns geschaffen hätten. Ja selbst die Verbindungen zu unserem dritten Bundesgenossen, Italien, waren früher mehr musikalischer Natur als politischer. Die ersten Eroberungen, die Italien bei uns gemacht hat, sind musikalische gewesen. Ich bin kein Gegner der italienischen Musik, trotz meiner Vorliebe für die deutsche: im Gegenteil, ich bin ein großer Freund derselben.' Zu Hamburger Gymnasiasten, die ihn mit einem Liede begrüßt hatten, sagte Bismarck: ‚Sie haben eben ein sehr schönes Stück gesungen; ich habe früher auch Musik getrieben, doch bin ich nur ein mittelmäßiger Klavierspieler gewesen und war froh, als ich den lästigen Zwang abschütteln konnte. Das hat mir später außerordentlich leid gethan, denn die Musik ist eine treue Gefährtin im Leben. Sie hat mir oft gefehlt, und wer von Ihnen Talent dazu hat, dem empfehle ich ganz besonders, die Musik zu pflegen, und ich erinnere Sie an mein Beispiel, um Sie abzuschrecken von dem Fehler, den ich mir vorzuwerfen habe.' Bismarck verhimmelt nicht die Triller einer Primadonna, er stürzt sich nicht in den Kampf der Wagnerianer mit ihren Gegnern — er betrachtet die Kunst, die Musik insbesondere, in ihrer Gesamtheit als ein großes, von zeitlichen Strömungen nicht abhängiges Gemeingut des Volks in allen seinen Schichten. Die Musik ist ihm nicht nur ein Gemüts- und Herzensbedürfnis, ein edler Schmuck des Familienlebens von erhebender und bildender Kraft, sie ist ihm auch ein wichtiger politischer Faktor, ein wertvoller Verbündeter, ein Band zwischen den Nationen, eine moralische Stütze und Kräftigung für den Krieger; ein Lied ist ihm unter Umständen einige Armeecorps wert. Dringend empfiehlt er der Jugend die Pflege der Musik als einer treuen Gefährtin im Leben und bereut selbst, sie vernachlässigt zu haben."

Ein anderer fragte darauf, ob Durchlaucht die schöne Aenderung des Liedes in usum delphini kenne: „Mein Onkel ist verschwunden, der dort gewohnet hat". „Ach so," entgegnete er heiter, wahrscheinlich auf ein plattdeutsches Lied anspielend, „min Onkel is gestorwen, de Düwel hat em holt."

Inzwischen war der Kaffee gebracht worden, und der Fürst ließ von seinen Enkeln Zigarren herumreichen, während ihm selbst die Pfeife gebracht wurde. Als die duftigen Havannawölkchen das Zimmer füllten, mahnte der Fürst: „Meine Herren, verbieten Sie Ihren Schülern das Rauchen nicht — im Staatsinteresse."

Man kam nochmals auf die Studentenzeit zu sprechen; die Herkunft mancher studentischen Ausdrücke und Gebräuche wurde erörtert, zum Beispiel des „Landesvaters" und des „Salamanders", und wurden von vielwissenden Herren mit einer bei der thatsächlichen völligen Ungewißheit auf diesem Gebiete ganz verblüffenden Sicherheit beantwortet. Aehnlich wie schon in der Rede vom Altane sprach auch hier der Fürst noch einmal von dem schönen und wichtigen Berufe des Lehrers und von seinem vielseitigen Studium im Verhältnis zu anderen Berufsarten. Der Fürst hat ein warmes Herz für den höheren Lehrerstand und findet augenscheinlich das, was zur Hebung seiner äußeren Lage gethan ist, bei weitem nicht ausreichend.

Die Huldigungsfahrt war nur von den Lehrern Preußens und Hamburgs unternommen worden. Viele Kollegen aus den süddeutschen Staaten hatten teilnehmen wollen, aber die Beschränkung auf Preußen war aus vielen Gründen geboten. Als dem Fürsten dies mitgeteilt wurde, sagte er: „Dies ist mir schmerzlich."

Einer der Herren forderte zum Abschied auf, und nun durfte jeder dem Fürsten die Hand schütteln. So einen Augenblick Hand in Hand und Auge in Auge mit ihm gestanden zu haben, wer könnte es je vergessen! Man küßte ihm die Hand, aber das wehrte er ab mit den Worten: „Nein, das gilt nicht." Und doch mußte er es leiden!

Im Traum fast unter all den Eindrücken, gelangten wir hinaus in den Park, von den vielen, die dort noch standen, bald umringt und mit Fragen bestürmt, und nur unter allmählicher innerer Klärung über das Erlebte führte uns der Zug nach Hamburg, wo am Abend bei der Festkneipe noch einmal die Begeisterung in urkräftigen „Salamandern" Ausdruck suchte.

Der Novellist Hans Hoffmann, der während des festlichen Tages mehrfach Gelegenheit gefunden hatte, sich den verschiedensten Deputationen anzuschließen, hat darüber einen humorvollen Aufsatz geschrieben,[1]) aus dem ich bezüglich der Frühstückstafel folgendes wiedergebe, obgleich sich einige Wiederholungen mit dem vorhergehenden Referat darin finden:

---

[1]) „Memoiren-Korrespondenz" Nr. 5 v. 20. März 1897.

Der Fürst zog sich nun ins Speisezimmer zurück, unsere wenigen Chargirten mit sich dorthin entführend; die Masse der siebenhundert strömte langsam aus dem Parkthor wieder ab, da sie denn freilich einsehen und der bedauernden Versicherung des Grafen Herbert es glauben mußten, daß für so viele Ehrenhäupter in dem bescheidenen Herrenhause kein Platz zu beschaffen sein konnte.

Ich aber folgte seinen Schmeicheltönen nicht, sondern beschloß, meinen Platz in der Nähe bis zum Aeußersten zu behaupten. Kannte ich doch die liebenswürdigen Gebräuche dieses Hauses schon gut genug, um, wenn sich der Schwarm verlaufen haben würde, für die Zähen und Klugen noch etwas Weiteres zu ahnen. Ja, so sehr fühlte ich mich schon vertraut, fast heimisch auf diesem Boden, daß ich etwas wie eine stille Verpflichtung empfand, hier in Vertretung der Wirte vorläufig schon ein wenig die Honneurs des Hauses zu machen. Ich lockte meine Freunde, deren ich verschiedene angetroffen hatte, durch bedeutende Gebärden und verständige Worte und empfahl ihnen, mit mir in unbefangener Haltung die Hausthür im Auge zu behalten, wie die Katze das Mausloch.

Ihr Vertrauen zu meiner Weisheit und Lokalkenntnis ward noch glänzender belohnt, als ich selber erwartet hatte; nach sehr kurzem Harren erschien Graf Rantzau in der umlauerten Thür und verkündigte in verbindlichster Art, für einige Gäste — nur nicht zu viele — sei noch Raum vorhanden; er bitte, nur einzutreten.

So sammelte Bismarck gleich dem Könige im Evangelium seine Gäste sich hinter den Zäunen und auf den Gassen. Und wenn es dort heißt: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt, so konnten wir uns ohne innere Schwierigkeit als die Auserwählten betrachten, hatten wir doch gleich dem klugen Haushalter mit bedachtsamer Voraussicht für uns selber gesorgt.

Doch wurden meine Hoffnungen noch hold übertroffen, als uns nicht wie sonst bloß ein Einblick ins Frühstückszimmer, sondern ein Platz an der Tafel selbst angeboten ward. Da hieß es denn einfach:

„Thu auf das Maul zu rechter Zeit,
Sonst hat man Schimpf und kommt nicht weit."

Wir wußten selbst nicht, wie wir zum Sitzen kamen. Aber wir saßen und freuten uns, ohne uns wesentlich durch die Erwägung stören zu lassen, daß draußen unterdessen so manches viel würdigere pädagogische Haupt magenknurrend im Regen spazieren ging. Beati possidentes! Mit diesem klassischen Moralspruch rechtfertigten wir im Geiste unsere Blut- und Eisen- und Annexionspolitik. Die Demokratisirung unserer Gesellschaft aber und die Umsturzbewegung gegen alle Rangunterschiede ging so weit, daß nach glaubwürdigem Bericht sogar ein wissenschaftlicher Hilfslehrer mit an der Fürstlichen Tafel saß. Auch ein Zeichen der Zeit.

Ueber die verabreichten Speisen kann ich wenig Auskunft geben, ich hatte kaum so viel Andacht dafür wie ein sehr Verliebter bei seiner Verlobungsfeier; ich stopfte allerhand Eßbares irgendwohin, ich vermute, in meinen Mund. Nur entsinne ich mich, daß mir flüchtig der Gedanke aufstieg, ein Stück Hamburger Rauchfleisch in eine Tüte zu thun und meiner Frau mitzubringen; doch verhinderte mich ein Schamgefühl, und ich besaß auch keine Tüte. Der einzige Raub, den ich wirklich vollbrachte, war die Entführung mehrerer der aufgestellten überlebensgroßen Streichhölzer, eine Schuld, an der ich leicht trug, weil fast alle Frühstückskollegen sie mit mir teilten.

An Getränken gab es während des Essens nur Bier und Champagner; nachher bahnte ein alter Korn den Uebergang zum Kaffee. Alle diese Feuchtigkeit war von vollendeter Güte.

Das Hauptgericht blieb der Anblick und das Anhören des Hausherrn, und dieses war ebenfalls von vollendeter Güte. Ich hatte meinen Platz mit geistesgegenwärtiger Strategie so gewählt, daß ich ihm etwas abseits schräg gegenüber saß, ihm nahe genug, um keine Miene und Gebärde und selten ein Wort zu verlieren, und doch gerade entfernt genug, nicht zum Mitreden gezwungen zu sein. Denn mir lag nicht das geringste daran, meinen Witz vor ihm leuchten zu lassen (hierin wirklich weiser als einer und der andere der Herren Kollegen), sondern einzig, Augen und Ohren offen zu halten. „Wenn ich dich liebe, was geht es dich an?“ war meine und meiner Freunde Empfindung.

Wir hatten es aber so gut wie nur möglich getroffen, der alte Herr war heute besonders frisch und in der goldensten Laune; er beherrschte das Gespräch nach allen Seiten hin mit spielender Grazie; sein behaglicher, urwüchsiger und liebenswürdiger Humor kam in einem Reichtum zu Tage, wie er nur einer ganz ungebeugten Geistesfrische entsprudeln kann. Und immer dazwischen achtete er sorgsam darauf, daß für das leibliche Wohl seiner Gäste das Nötige gethan werde.

So breitete sich denn im Handumdrehen ein unbefangenes Behagen über die Tafelrunde, wie es sonst im Verkehr mit Vorgesetzten und Höhergestellten keineswegs Sitte ist; ich glaube, am Tische eines lebendigen Schulrats würde ich noch heutigentags mich nicht ganz wohlig zu fühlen vermögen, obgleich mir ein solcher doch längst nichts mehr zu leide thun kann: bei Bismarcks scheint so etwas wie Schüchternheit und verlegenes Wesen gar nicht aufkommen zu können, jeder redete alsbald schlecht und recht darauf los, wie ihm der Schnabel gewachsen ist; eine so befreiende Wirkung übt das Beispiel einer reinen, naturvollen, unverfälschten Persönlichkeit. Goethe hat einmal gesagt: „Schiller war groß, auch wenn er sich nur die Fingernägel schnitt.“ Dieser Ausspruch schien mir bisher immer ein bißchen aus Goethes Art zu fallen, weil ans phrasenhaft Uebertreibende streifend; hier am Frühstückstische Bismarcks habe ich seine Wahr-

heit begriffen, obgleich ich nicht einmal die Ehre genoß, Seine Durchlaucht sich die Fingernägel schneiden zu sehen, denn das thut man in Friedrichsruh nicht während des Essens.

Naturgemäß und liebenswürdigerweise rührte die Unterhaltung vielfach an pädagogische Gegenstände oder ging von ihnen aus. Von seiner eigenen Schulzeit sprach er aus nicht allzu froher Erinnerung. Er nannte die strenge Erziehung in der damals berühmten Plamannschen Anstalt in Berlin, in die er schon als sechsjähriger Knabe gegeben war, eine Treibhauskultur. Und er schilderte das Leben dort allerdings in recht greulichen Farben. „Um halb sechs Uhr mußten wir aufstehen; von sechs bis sieben wurde schon gekritzelt. Von acht bis ein Uhr währte der Unterricht, dann folgte eine einstündige Mittagspause. Nach diesem Essen sehne ich mich aber nicht zurück. Nachher war wieder bis sieben oder acht Uhr Unterricht und Arbeitsstunde; Turnen gab einige Abwechslung. Die Erziehung war sehr streng; wir wurden schlimmer als die Rekruten vom Unteroffizier behandelt. Beim Stoßfechten gab es oft einen Hieb über den Arm, daß die Striemen acht Tage lang zu sehen waren."

Im Anschluß an diese angenehme Schilderung bemerkte er lustig: „Es wechseln in den Familien gewöhnlich zwei Generationen mit einander ab, eine geprügelte und eine ungeprügelte; in meiner Familie wenigstens war es so. Ich gehörte zu der geprügelten Generation; meinen Söhnen habe ich sehr große Freiheit gelassen. Es ist das ganz natürlich: der selbst einst streng gehaltene Vater sagt sich: Mein Sohn soll es besser haben. Und der andere umgekehrt: Mein Sohn soll eine bessere Erziehung genießen als ich."

Aus seinem späteren Schülerleben berichtete er folgendes: „Als ich vom Friedrich Wilhelms-Gymnasium wegkam, hoffte ich, in die Prima des Grauen Klosters aufgenommen zu werden, doch der Ordinarius meinte, daß ich zu jung sei. So mußte ich noch ein Semester in der Obersekunda zubringen und das Pensum, das ich schon zur Genüge innehatte, noch einmal durchmachen. Da wurde ich faul; ich fiel um.

Trotzdem kam ich noch zu jung auf die Universität: ich war kaum siebzehn Jahre alt. Dort entschädigte ich mich ungeschickt für den lange erduldeten Zwang. Ich empfinde das noch jetzt — nein, das ist doch zu viel gesagt —, aber die ersten zwanzig Jahre nach der Universitätszeit habe ich oft bedauert, daß ich nicht fleißiger gewesen."

„Durchlaucht haben aber die Studentenzeit darum doch nicht verloren," warf jemand ein.

„Verloren? — Verbummelt!" antwortete er trocken.

Ein anwesender Musikprofessor sprach seine Verwunderung aus, daß von musikalischer Seite anscheinend nicht viel zur Verherrlichung des achtzigsten Geburtstages geschehen sei.

„Nur etwas über fünfhundert Kompositionen sind eingelaufen," bemerkte Graf Rantzau, der heiter zuhörend neben der Tafel stand. Hieran knüpfte der Fürst einige Aussagen über sein eigenes Verhältnis zur Musik.

„Ich bin von Hause aus nicht unmusikalisch," äußerte er; „ich habe als Corpsstudent sogar meinen zwanzig Bundesbrüdern als Vorsänger gedient; häufig genug habe ich ihnen das ‚In einem kühlen Grunde' und anderes anstimmen müssen."

„Sang man in den Corps damals solche Lieder, Durchlaucht?"

„Jawohl, sentimentale Lieder liebten wir ganz besonders, sangen sie mit tiefster Inbrunst und Hingebung."

„Kennen Durchlaucht die pädagogische Version dieses Liedes zum Schulgebrauch?

Mein Onkel ist verschwunden,
Der dort gewohnet hat —"

„Ganz recht," lachte der Fürst, „ich kenne auch noch eine weitere Lesart:

De Düwel hett em halt."

Er fuhr dann fort zu erzählen: „Später, auf dem Lande, in Kniephof, wollte ich Klavierunterricht nehmen, aber die leidige Vergnügungssucht ließ es nicht dazu kommen."

Als er erfuhr, daß ein Großneffe des alten Lortzing, seines Gesanglehrers auf dem Gymnasium, eines äußerst geduldigen Herrn, mit am Tische sei, machte er eine irrtümliche Anspielung. „Da haben Sie ja nahe Beziehungen zum ‚Fliegenden Holländer'," verbesserte sich aber bald und ließ merken, daß er an die in Holland spielende Oper „Zar und Zimmermann" gedacht habe.

Ein anderer Herr stellte sich vor als der Ordinarius eines der jungen Rantzaus.

„Na, ob Sie mit ihm zufrieden sind, wage ich nicht zu fragen," lachte der Großvater. Ueber diesen oder den anderen Enkel that er den Ausspruch: „Er ist ein Bücherwurm, er schmökert sehr viel, aber er will nicht recht in den Wind."

Einen meiner Freunde, Professor in Brandenburg, redete er auf sein Eisernes Kreuz an, wo er sich das geholt habe? „Im Loirefeldzug." — „Das war eine böse Zeit! Hatten Sie denn heile Stiefel?" Er führte darauf aus, daß auch das gute Ertragen der Strapazen, das sich gerade bei den zu Hause an gutes Leben gewöhnten jungen Leuten gezeigt habe, auf die Erziehung unserer höheren Schulen zurückzuführen sei. Die Offiziere haben oft anerkannt, ein wie wichtiges Element für den Geist unserer Armee die gebildeten Freiwilligen gewesen seien.

Als er erfuhr, daß Brandenburg mit zwei Gymnasien und einer Realschule gesegnet sei, meinte er: „Da habe ich die Hauptstadt meines alten Landes doch unterschätzt."

Noch einmal kam er gesprächsweise darauf zurück, daß die Lehrer den Juristen doch zum mindesten gleichgestellt sein müßten. „Die Richter gehören den Verbrechern, die Lehrer den Kindern der Gebildeten."

Er erzählte: „Ich bekomme jetzt häufig von Schulen Glückwünsche. Selbst Sextaner machen sich dran, mir zu gratuliren. Am meisten aber freue ich mich, wenn eine Mädchenklasse mir einen Gruß schickt. Denn bei den Frauen dringt der nationale Gedanke in eine tiefere Schicht der Seele und haftet fester als bei Männern, wo der Kampf und die Widerwärtigkeiten des Lebens ihn leichter überwuchern."

Jemand bemerkte: „Ich kenne eine junge Dame, der Durchlaucht in Kissingen zwei Küsse gegeben haben. Die scheinen ihr ausnehmend gut geschmeckt zu haben."

„Mir jedenfalls auch," sagte Bismarck schmunzelnd.

Ich weiß nicht mehr, wer auf die Ostpreußen zu sprechen kam und sie als nette, liebenswürdige Leute zu rühmen wußte. „Das kommt auf den Geschmack an," sagte Bismarck gelassen.

Als dem Fürsten die lange Pfeife gebracht wurde, that er erst einen Umblick und sagte:

„Ja, wenn die Herren sich aber ihre Zigarren nicht anstecken, kann ich auch nicht rauchen."

Wer durfte da zögern? Ich am wenigsten, der ich die Qualität der Zigarren schon kannte, die heute in besonders anmutiger Weise von den kleinen Rantzaus präsentirt wurden.

„Noch eine Bitte, meine Herren: verpönen Sie den Schülern das Rauchen nicht so streng! Aus Staatsrücksichten, meine ich. Ich denke noch immer an das Tabaksmonopol. — Und das Bier muß auch heran! Die Bierpaläste beweisen, daß da etwas zu holen ist."

So saßen wir und plauderten, richtiger, ließen uns vorplaudern, rauchten aus Staatsrücksichten unsere Zigarren, tranken dazu Champagner oder Kaffee, die ja auch verzollt werden, und hatten solcherart ein reines Gewissen und auch sonst viel Behagen.

Mir aber stieg um diese gute Zeit, da ich den Champagner nicht maßlos gespart hatte, ein wunderliches Gesicht auf. Es kam mir so verloren der Gedanke: wenn jetzt an meinem Platze der doch erst vor so kurzem verstorbene Herr Geheimrat v. Goethe hier säße, was der wohl sagen würde zu dem so überaus menschlichen Gebaren eines ganz Großen dieser Welt, eines Menschen, der sich schon mit Primanerweisheit sättigte, als der zweite Teil des „Faust" dem achtzigjährigen Hirn seines Dichters entstieg. Ich denke mir, Johann Wolfgang würde mit einem starken Ruck sich freudig emporgehoben und gesprochen haben: „Gott sei Dank, hier bin ich einmal bei einem Manne, bei dem ich getrost all das etwas versteifte und verzopfte Wesen, das mir meine schnörkelige Zeit allmählich

angehängt, flott von mir abthun und mich wieder ganz als das geben kann, was ich in meiner Jugend war: der frischeste, offenste, natürlichste, zwangloseste aller Menschen! Ich sehe, man kann sich so erhalten bis ins höchste Alter, auch wenn man nicht bloß Excellenz ist wie ich, sondern sogar Durchlaucht und ein veritabler Herzog wie nur mein hoher Herr Karl August. Ich habe einmal gesagt:

Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens:
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

Nun, daß ich den ersten Teil dieser Behauptung zurücknehmen muß, ist klar wie die liebe Sonne; ich merke aber auch, daß das andere daneben vorzüglich bestehen kann. Denn dieser da vor mir ist ohne jeden Zweifel ein ganzer, ausgerundeter und freier Mensch, wie er in dieser Schlichtheit, Bescheidenheit, Ruhe, Klarheit und Sicherheit, in dieser ganz besonderen Gestalt nur aus dem national fühlenden deutschen Volke unter preußischer Zucht emporwachsen konnte, freilich das auch nur, indem er diese Zucht überwand und über sie hinaus sich zu eigener Freiheit entwickelte. Voilà un homme! sagte Napoleon von mir. Dies ist ein deutscher Mann! will ich von Bismarck sagen."

Das seltsame Phantom verschwand! Wir waren wieder fröhlich mit unserem liebenswerten Wirte. Leider nicht mehr lange, dann ging es ans Scheiden. Noch ein dankender Händedruck, noch ein freundliches Abschiedswort fast jedem einzelnen, und der gastfreie Tischgenoß war für uns wieder der zurückgezogene Einsiedler, der einsame Alte vom Sachsenwalde.

9. April 1895. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher die Lehrer des Gymnasiums zu Jever: Kossenhaschen, Dr. Schmidt, Dr. Schauenburg, Dr. Knigge, Dr. Ries und Künnemann,[1]) mit ihren Damen: Frau und Fräulein Kossenhaschen, Frau Dr. Schauenburg und Frau Gräpel, teilnahmen.

An der Tafel herrschte ein durchaus ungezwungener Ton.

„Ich will Ihnen einen ganz besonderen Wein kredenzen," nahm der Fürst das Wort; „alle Jahre bekomme ich von meinem Freunde Crispi in Rom um Weihnachten ein Faß Wein — die Damen trinken nun den süßen Crispi und die Herren den herben." Als er hörte, daß die Bewohner der Stadt Jever auch zum friesischen Volksstamm gehören, toaste er auf die Friesen und besonders auf die friesischen Frauen. Da erbat sich Herr Kossenhaschen vom Fürsten die Erlaubnis, einen Trinkspruch in friesischer Mundart ausbringen zu dürfen; derselbe lautete:

---

[1]) Diese sechs Lehrer waren mit sechsunddreißig Schülern zur Begrüßung des Fürsten Bismarck nach Friedrichsruh gekommen.

Wi könt di doch fin Dag nich seggen,
Wo deep und trö wi di verehrt,
Uns' Leev to di recht uttodrücken
Hett unse Sprake uns nich lehrt.
So lang in uns dat Hart noch sleit,
Son Leev un Trö ok nich vergeiht.
Durchlaucht schall leven!

Als der Sprecher sich gesetzt hatte, drückte der Fürst ihm die Hand und sagte mit bewegtem Tone: „Ja, so lang dat Hart noch sleit!" —

Als der Führer der Jeveraner nach der Uhr sah und Miene machte, aufzubrechen, da sagte der Fürst: „Wann wollen Sie denn Friedrichsruh verlassen?"

„Um 2 Uhr 13 Minuten."

„Herr Dr. Chrysander, jetzt ist es 1 Uhr 50 Minuten; bitte, geben Sie mir 2 Uhr 8 Minuten ein Zeichen — dann kommen meine Gäste noch früh genug zum Bahnhofe!"

Und nun wurden Zigarren gereicht, aber da fand der Fürst bei den Jeveranern wenig Abnehmer; der eine erklärte, er rauche erst nach dem Abendessen, ein anderer, er habe das Rauchen noch nicht gelernt. Einem Diener einen Wink gebend sagte er dann: „Wenn ick rooken schall, denn mot ick ne Piepe hebben!" Bald war die Pfeife einem regen Betriebe übergeben; damit stellten die beiden gewaltigen Hunde sich bei ihrem Herrn ein — vielleicht war die dampfende Pfeife ihnen das Erlaubniszeichen zum Eintritt. Die wenigen Minuten flogen schnell dahin, Dr. Chrysanders Zeichen mahnte zum Aufbruch. Bei der Verabschiedung sagte Herr Kossenhaschen zum Fürsten: „Vierzig glückliche Menschen kehren in ihre Heimat zurück und werden Eurer Durchlaucht bis an ihr Lebensende die innigste Dankbarkeit bewahren für diese schöne Stunde."

„Reisen Sie mit Gott! Habe ich Ihnen eine Freude bereitet, so freut es mich; die Tage des Glücks sind so selten."

10. April 1895. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher eine Deputation der Deutschen Odessas,[1]) bestehend aus den Herren Dr. Krabbes, Premierlieutenant a. D. A. Cornelius und B. Liebmann, sowie die Direktoren des Norddeutschen Lloyd[2]) in Bremen, die Herren Marquardt und

[1]) Dieselben hatten dem Fürsten eine Adresse der Deutschen Odessas, in welcher die Gründung einer Bismarck-Stiftung mit bisher dreitausend Rubeln zur Erziehung hilfloser Waisen von deutschen Reichsangehörigen mitgeteilt wurde, überbracht. Fürst Bismarck hielt mit den Herren verschiedene Gespräche über die Herkunft, Heimat, Beschäftigung, Kriegsbeteiligung u. s. w.

[2]) Dieselben hatten das Modell des Schnelldampfers „Prinzregent Luitpold" überreicht; dasselbe ist $^1/_{100}$ der natürlichen Größe und wurde von acht Unteroffizieren unter Leitung

Wiegand, der stellvertretende Vorsitzende des Aufsichtsrats, Konsul Achelis und der zweite Offizier Renter teilnahmen.

Bei der Tafel toastete Konsul Achelis auf den Fürsten mit folgenden Worten: „Am 1. April 1885 habe ich die Ehre gehabt, Eurer Durchlaucht 70. Geburtstag mitfeiern zu dürfen. Mögen die Zeiten sich seitdem viel geändert haben; was einzig unverändert geblieben ist, das ist die Liebe und Verehrung zu Eurer Durchlaucht. Diese unsere tiefste Liebe und Verehrung zum Ausdruck zu bringen, fordere ich Sie, meine Herren auf, die Gläser zu erheben und auf das Wohl Seiner Durchlaucht des Fürsten Bismarck zu leeren!"

Der Fürst dankte und bemerkte, er könne nur wiederholen, was er in seiner Rede vorhin erwähnt habe: daß die Hanseaten ihm nie ein Hindernis in seiner deutschen Politik in den Weg gelegt hätten.

Herrn Cornelius' Bitte um ein Bild des Fürsten mit dessen eigenhändiger Unterschrift für den deutschen Kriegerverein in Odessa wurde vom Fürsten willfahrt mit dem Auftrage, Gruß und Dank an die Landsleute dort zu überbringen.

15. April 1895. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher die Führer der aus Steiermark eingetroffenen Deutschen [1]) und Frau Elly Stärk aus Graz, welche dem Fürsten Bismarck namens der deutschen Frauen von Steiermark einen prächtigen Strauß aus Heidekraut und Edelweiß überreicht hatte, teilnahmen.

Rechts vom Fürsten saß Frau Elly Stärk, links Dr. Richard v. Planner; gegenüber hatten Bürgermeister Fürst aus Kindberg und Gemeinderat Heinrich Wastian aus Graz Platz genommen; außerdem nahmen an der Tafel teil: Karl Löffelmann, landschaftlicher Beamter, Professor Aurelius Polzer, Dr. Georg Waltner, Rechtsanwalt, cand. med. Karl Lederer, Dr. G. Kummer, Rechtsanwalt, Dr. Arthur Panholzer, Rechtsanwalt und Gemeinderat, Hermann Kienzl, Redakteur des „Grazer Tageblattes", Joseph Aderl, Stadtbaudirektor, Architekt Stärk, Stadtbaumeister, Dr. phil. R. v. Fleischhacker, Raimund Postl, Apotheker und Gemeinderat, sämtlich aus Graz, cand. med. Joseph Schön aus Wien, und Joseph Schober aus Mahrenberg. Das Frühstück ver-

des zweiten Offiziers Renter morgens nach Friedrichsruh gebracht. Als der Fürst an dem Modell den Namen des Schiffes sah, bemerkte er lebhaft: „Luitpold! O, das freut mich, daß der Bayer auch zur See geht; das macht den Bayern auch Freude!" Der Fürst ließ sich dann mit den Unteroffizieren, denen der Transport des Modells anvertraut war, in ein Gespräch ein, fragte sie nach ihrer Heimat, und in welchen Meeren sie schon Fahrten gemacht hätten. Denselben wurde in den Wirtschaftsräumen des Schlosses ein Imbiß gereicht.

[1]) Dieselben waren, durch Abordnungen von Studenten aus Graz und Wien verstärkt, in einer Anzahl von etwa siebzig Personen eingetroffen.

lief sehr animirt. Der Fürst unterhielt sich außer mit seiner Nachbarin viel mit den ihm gegenübersitzenden Herren und mit Herrn Dr. v. Planner vorwiegend über politische Fragen.

Die Steiermärker hatten dem Fürsten einen Pokal von einundsechzig Centimeter Höhe verehrt, aus welchem er bei der Tafel auf das Wohl der grünen Steiermarck und des österreichischen Landes trank. Als er den Pokal niedersetzte, sagte er in niederdeutschem Platt: „De Wien is good."

Während des eine Stunde dauernden Frühstücks wurden im Park patriotische Lieder gesungen.

17. April 1895. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher Oberbürgermeister Morneweg, Beigeordneter Köhler und die Stadtverordneten Tiefenbach, Kählert und Wolfskehl, welche dem Fürsten Bismarck eine Adresse der Stadt Darmstadt [1]) überreicht hatten, sowie die Künstler Professor v. Stieler, Maler Albert Baur und Bildhauer Wadern, [2]) Graf Wilhelm Bismarck, Graf Rantzau, Dr. Hartmeyer, Dr. Hofmann und einige andere Herren teilnahmen.

Der Fürst erzählte, angeregt durch die Darmstädter Erinnerungen, weidmännische Erlebnisse aus seinem Leben, kam dann auf die neuliche Studentenovation zu sprechen und betonte, daß er die Hoffnungen, die er für die Gestaltung der künftigen Schicksale Deutschlands habe, neben der studirenden Jugend auf die deutschen Frauen und Mütter setze. „Mit den Bayern verbindet uns die Kunst und das Bier. Ich wüßte gar nicht, wie ich ohne das bayerische Bier auskommen sollte. Mit dem Bier haben uns die Bayern erobert. Dies liegt mit darin, daß die Bayern schlechtes Bier überhaupt nicht aufkommen lassen; sie weisen es zurück, sie trinken es nicht, sie haben die rechte Bierzunge, aber auch den rechten Bierzorn; das geht uns ab."

Bei der Erwähnung der zahlreichen Beweise der Liebe und Dankbarkeit, die ihm zu teil wurden, bemerkte der Fürst: „Ja, das Lieben wirkt ansteckend, aber auch das Hassen; man muß beides können. Ich muß vorsichtig sein bei dem, was ich sage, denn die Zeitungsschreiber schreiben alles, was ich sage, sofort auf; ich bin in meinem eigenen Hause nicht sicher und kann selbst hier nicht immer so sprechen, wie ich es eigentlich wollte."

In Rücksicht auf die Innungen bemerkte der Fürst, er halte diesen Zusammenschluß des Handwerks für sehr gut, nur dürfe man nicht das Handwerk in Zwangsinnungen einschließen; jeder Zwang sei hier von Uebel. Er

[1]) Da der Fürst noch die Deputation der deutschen Künstlerschaft aus München zu empfangen hatte, lud er die Darmstädter Deputation zur Frühstückstafel mit den Worten: „Meine Herren, darf ich Sie bitten, einen kleinen Imbiß zu nehmen? Marie, meine Tochter, muß ich bitten, mich so lange zu vertreten."

[2]) Dieselben hatten das Geschenk der deutschen Künstlerschaft überreicht. Dasselbe bestand in einer Pallas Athene, die der Bildhauer Wadern modellirt hat.

halte es nicht für richtig, daß man dem Handwerker vorschreiben wolle, wann er zu arbeiten und wann er zu ruhen habe, in der Weise, wie jetzt das, was man unter Sonntagsruhe begreife, zu regeln versucht worden sei. Diese seine Ansicht sei auch mit ein Grund seines Abgangs gewesen.

Als gegen Ende des Mahles der Fürst die Klänge der Musikkapelle hörte die den Aufmarsch der Innungen begleitete, äußerte er, dies erinnere ihn an den Aufmarsch der Cimbern und Teutonen vor dem römischen Heere, und richtete dann die plattdeutsche Frage an den Grafen zu Rantzau: „Mutt ick ruut?“ und als ihm der Ueberzieher und Hut gebracht wurden, sagte er: „Ich muß erst noch einen ‚Korn‘ trinken.“

Es erfolgte dann noch die Bewirtung einer größeren Anzahl von Herren von den Innungsvorständen; der Fürst nahm unter ihnen Platz, unterhielt sich lebhaft und blieb nach Verabschiedung der Herren noch mit den Familienmitgliedern und einigen Gästen plaudernd und rauchend am Tische sitzen, bevor er sich zurückzog.

19. April 1895. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher Oberbürgermeister Rümelin und Bürgerausschuß-Obmann, Kommerzienrat Ernst Kuhn, welche eine Glückwunschadresse der Stadt Stuttgart überreicht hatten, und Professor Dr. Buschkiel aus Chemnitz, welcher eine Huldigungsadresse des sächsischen Gymnasiallehrervereins überreicht hatte, teilnahmen.

Während der Tafel brachte der Fürst ein dreimaliges Hoch auf den König von Württemberg aus, das durch einen herzlichen Toast auf den Fürsten von der Tischgesellschaft erwidert wurde.

20. April 1895. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher außer dem Fürsten noch Graf und Gräfin Rantzau, der Oberpräsident von Schleswig-Holstein v. Steinmann, der Regierungspräsident von Schleswig Zimmermann, Geheimrat Professor Schweninger und die Vorstände des Verbandes der deutschen Baugewerks-Berufsgenossenschaften und des Innungsverbandes deutscher Bauwerksmeister [1]) teilnahmen.

[1]) Bestehend aus folgenden neun Herren: Baumeister Felisch, Berlin, Vorsitzender beider Verbände, Steinmetzmeister Schlick, Hamburg, Vorsitzender der hamburgischen Baugewerks-Berufsgenossenschaft, Ratszimmermeister v. Aspe, Breslau, Vorsitzender der schlesisch-posenschen Baugewerks-Berufsgenossenschaft, Baumeister Stortz, Dresden, Vorsitzender der sächsischen Baugewerks-Berufsgenossenschaft, Maurer- und Zimmermeister Büsscher, Eberswalde, Ratszimmermeister Schwager, Ratszimmermeister Otto, Hofsteinmetzmeister Metzing, Maurermeister Böhme in Berlin. Dieselben überreichten eine Adresse und ein Ehrengeschenk. Letzteres bestand in einem etwa ein Meter hohen, vom Architekten C. Zetzsche-Berlin entworfenen gotischen, aus Eichenholz in reicher Schnitzarbeit hergestellten Turm, welcher das Bismarcksche Wappen nebst denen der wiedergewonnenen Provinzen Schleswig-Holstein und Elsaß-Lothringen trägt. Im Innern befindet sich eine silberne Kapsel, welche die reich gemalte Adresse auf Pergament enthält.

Der Fürst wies dem Verbandsvorsitzenden den Platz rechts neben sich an. Die Unterhaltung war bald in lebhaftem Gange, welche sich hauptsächlich um die sozialpolitische Gesetzgebung drehte, doch unterhielt der Fürst seine Gäste auch mit Erinnerungen aus seinem Leben und sprach viel vom alten Kaiser Wilhelm, den er stets den „alten hohen Herrn" nannte.

Nach zehn Minuten erhob sich Fürst Bismarck zu einem Hoch auf seine Gäste, welches mit einem Hoch auf das deutsche Baugewerbe schloß, worauf der Verbandsvorsitzende, Baumeister Felisch das Hoch auf den Altreichskanzler ausbrachte, dessen Name nicht in Aeonen untergehen würde.

21. April 1895. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher Professor der Geographie, zur Zeit Rektor der Universität Marburg Dr. Theobald Fischer, Medizinalrat Dr. Aub-München, Professor Dr. Braumüller-Berlin, Pastor Thun, Divisionspfarrer in Nienstedten a. E., Geheimer Medizinalrat Dr. Birch-Hirschfeld, Leipzig, Dr. med. Riedel-Berlin, Professor Dr. Wichmann, Oberlehrer am Lyceum zu Metz, Gymnasialoberlehrer Professor Steinwender-Danzig, welche dem Fürsten die Glückwunsch-Adresse der alten Herren der deutschen Burschenschaften überbracht hatten, sowie Oberbergrat Lehmer-Dessau, Oberbürgermeister Funk-Dessau, Kreisdirektor Huhn-Dessau, Stadtrat Kölling-Zerbst, Geheimer Regierungsrat Rümelin, Freiherr von der Busche-Lohe aus Köthen, Bürgermeister Schulz-Köthen, Dr. Heyer-Dessau, Oberbürgermeister Hühnefeld-Zerbst, Kreisdirektor Witting-Zerbst, Kreisdirektor Ulbricht-Ballenstedt, Oberbürgermeister Geheimer Regierungsrat Pietscher-Bernburg, Kommerzienrat Wessel-Bernburg, Kreisdirektor v. Krosigk-Bernburg, Direktor Bardenwerger-Dessau, welche dem Fürsten den Ehrenbürgerbrief der Stadt Dessau und eine von Verehrern des Herzogtums Anhalt gestiftete bronzene Hirschgruppe überreicht hatten, teilnahmen.

Geheimer Regierungs- und Oberschulrat, Stadtverordnetenvorsteher Rümelin-Dessau trank auf das Wohl des Fürsten und der Fürstlichen Familie mit folgender herzlichen Ansprache:

„Als wir aus unserem schönen Dessau fortfuhren, sind wir in den beginnenden Frühling hineingefahren, in den Frühling der Natur; denn die Nachtigallen sangen uns zu: Glückliche Fahrt! als wüßten sie, wohin wir reisten. Das junge Grün der Birken lud uns ein: Kommt heraus in Busch und Wald, aber auch in den Frühling unseres Vaterlandes. Denn nicht umsonst ist der Geburtstag unseres großen Kanzlers ebenso wie der seines herrlichen Kaisers an der Schwelle der Zeit, da neues Leben aus der Erde sprießt. Fürst Bismarck trägt die Kraft des vaterländischen Frühlings in seiner Seele und hat sie hinausströmen lassen in das Leben unseres Volkes, Tod und Erstarrung in Leben und Wärme, Zersplitterung und Schwäche in Einheit und Kraft verwandelt! Sieghaft leuchtet seine Frühlingskraft auch jetzt, wo er

achtzigjährig ist, noch hinein in jeden Gau, in jedes Haus, und zurück in dieses Haus im Sachsenwald strömt die Liebe des deutschen Volkes und faßt sich zusammen in dem einen Wunsche, daß unser großer Kanzler selbst und sein ganzes Haus mit Kindern und Enkeln fort und fort blühen und gedeihen mögen als Hort des deutschen Wesens! Hoch! hoch! hoch!"

Fürst Bismarck erwiderte den Trinkspruch mit einem Hoch auf den Herzog von Anhalt.

24. April 1895. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher die Mitglieder der Deputation der Stadt Cöln a. Rh., bestehend aus dem Oberbürgermeister Becker, den Stadtverordneten Henser und Kommerzienrat vom Rat sowie dem Geheimen Sanitätsrat Dr. Lent, welche eine Glückwunschadresse und einen silbervergoldeten Prunkbecher überreicht hatten, die Herren Neurath, Rippe, Wurm, Lippoldis und Junge aus Braunschweig, welche als Vertreter des Plattdeutschen Vereins daselbst eine Miniaturnachbildung[1]) des von Heinrich dem Löwen im Jahre 1166 errichteten Denkmals, das vor der Burg Dankwarderode in Braunschweig steht, überbracht hatten, und die Mitglieder der Deputation Lauenburg und Mölln, die Herren Bürgermeister Menge (Lauenburg) und Buschmann (Mölln) sowie die Stadtverordneten Dahm und Brandt aus Lauenburg, welche den gemeinsamen Ehrenbürgerbrief der beiden Städte in die Hände Bismarcks gelegt hatten, teilnahmen.

Bei der Tafel brachte der Fürst folgenden Trinkspruch aus:

„Ich trinke auf das Wohl von Cöln aus diesem Becher und mit Cölner Wein und mit dem Worte, welches Friedrich Wilhelm IV. gebrauchte, als er 1842 dorthin kam: ‚Alaf Cöln!' auf das dauernde Gedeihen unserer uralten rheinischen Hauptstadt! Und in das Hoch nehmen wir wohl unsere plattdeutschen Nachbarn aus Mölln, Lauenburg und Braunschweig mit auf, denn die Cölner gehören doch auch mit zu dem plattdeutschen Gebiete; die Grenze geht zwischen dort und Bonn, aber als der hervorragendsten Stadt des ganzen Bezirkes trinke ich auf Cölns Wohl mit dem Ausdruck meiner herzlichen Dankbarkeit für Ihre Begrüßung."

27. April 1895. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher die Mitglieder der Deputation des Gesamtausschusses des Verbandes alter Corpsstudenten,[2]) die gekommen waren, um dem Fürsten Bismarck die Modelle jenes

[1]) Der Sockel ist aus dem Holz der alten Heinrichslinde angefertigt, welche von Heinrich dem Löwen gepflanzt sein soll und im Jahre 1894 umgeweht ist. Die Figur, einen Löwen darstellend, ist aus Bronze, das Straßenpflaster, die Pfeiler und Ketten sind aus Silber hergestellt.

[2]) Es waren dies die Herren Dr. Hans v. Hopfen, Schriftsteller („Frankonia"-München), Vorsitzender, Ober-Regierungsrat v. d. Marwitz („Lusatia"-Breslau), stellvertretender Vor-

Denkmals vorzuführen, das dem Einiger des Reichs von den alten Herren der Corps aller deutschen Universitäten auf der Rudelsburg gesetzt werden sollte, sowie der Führer der Huldigungsfahrt der Oldenburger, Landwirt Lübben aus Sielwärden, teilnahmen.

Zur Rechten des Fürsten saß der Vorsitzende des Ausschusses alter Herren, Dr. Hans v. Hopfen, zur Linken Herr Lübben.

Das Denkmal stellt in der Hauptfigur den 18jährigen stud. jur. Otto v. Bismarck nach einer v. Kesselschen Zeichnung aus dem Jahre 1832 dar. Der Sockel des Denkmals trägt das Relief des 80jährigen Fürsten. Dieses letztere entstand unter den Augen Bismarcks in Friedrichsruh. Der mit der Ausführung des Werkes betraute Künstler, Bildhauer Pfretzschner, weilte daselbst zu diesem Zweck fünf Tage. Als Atelier diente der Fürstliche Speisesaal, die Arbeitszeit fiel mit der Frühstückszeit zusammen, und als Staffelei diente der Frühstückstisch. Der Fürst bewegte sich, wie er es gewohnt war; er rauchte, las, erzählte, lachte, besah sich ab und zu die Arbeit, machte seine kritischen Bemerkungen und richtete dabei sein Hauptaugenmerk auf die Unterlippe: „Mich haben die Künstler," so meinte der Fürst, „immer ohne Unterlippe dargestellt, das ist falsch; sie ist bei mir sehr ausgesprochen vorhanden — nicht zu sehr, denn das würde Eigensinn bedeuten: der war mir immer fremd, wenn ich bessere Ansichten fand als die meine. Aber in einer wohlausgebildeten Unterlippe liegt Beharrlichkeit." So entstand eigentlich Zug um Zug das Reliefporträt unter direkter Mit- und Einwirkung Bismarcks selbst. Der Fürst war von der Arbeit des Künstlers so befriedigt, daß er, als Pfretzschner seine Arbeit beendet hatte, das Modellirholz ergriff und mit eigener Hand sein bekanntes v. B. links unter das Bildnis in den Thon eingrub und damit dem Werk eine Signatur gab, wie noch keines eine ähnliche erhalten hat.

---

sitzender, Dr. John Koch, Oberlehrer, Schriftwart („Baltia"-Königsberg), Arthur Parcus, Bankdirektor, Kassenwart („Rhenania"-Heidelberg, „Suevia"-Tübingen), Baumeister Dröge („Normannia"-Berlin), Geheimer Oberbergrat und vortragender Rat Fürst („Markomannia"-Breslau, „Guestphalia"-Heidelberg), Generaldirektor der norddeutschen Hagelversicherungsgesellschaft Gruner („Guestphalia"-Heidelberg, „Neuborussia"-Berlin, „Saxonia"-Göttingen), Geh. Ober-Regierungsrat und vortragender Rat Hauß („Thuringia"-Jena, „Suevia"-München), Verlagsbuchhändler Dr. Janke („Hannovera"-Göttingen, „Teutonia"-Marburg), Landgerichtsrat Kersten („Bremensia"-Göttingen), Reichsbankdirektor v. Klitzing („Suevia"-Tübingen), Geheimer Regierungsrat und vortragender Rat Köhler („Vandalia"-Heidelberg), Regierungsrat Lehne („Rhenania"-Heidelberg, „Hasso-Borussia"-Freiburg), Regierungsrat Robolski („Guestphalia"-Halle), Wirklicher Legationsrat und vortragender Rat v. Schuckmann („Saxo-Borussia"-Heidelberg), Geheimer Medizinalrat Dr. Siefart („Rhenania"-Bonn), ferner der Künstler, der das Modell geschaffen hat: Hauptmann a. D. Pfretzschner („Thuringia"-Leipzig, „Suevia"-Freiburg. Dr. v. Hopfen und Hauptmann Pfretzschner wurden eingeladen, noch einen Tag in Friedrichsruh zu verbringen.

8. Mai 1895. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher etwa 40 Vertreter sächsischer Städte,[1]) welche dem Fürsten Bismarck einen gemeinsamen Ehrenbürgerbrief überbracht hatten, und außerdem noch Graf Rantzau mit Gemahlin teilnahmen.

Bei der Tafel toastete der Bürgermeister Dr. Beck-Freiberg auf den Fürsten; letzterer nahm das Wort und sagte:

„Meinen herzlichsten Dank! Es macht mir große Freude, daß alle Sachsen und gerade Sie von den sächsischen Städten hierher gekommen sind; es ist das eine Friedenspfeife, die wir hier rauchen, nicht bloß zwischen den Sachsen und den Preußen, sondern zwischen dem Bürger und dem Junker, zwischen dem Alten und dem Neuen, indem wir alle alten Kämpfe begraben, und zwischen dem Minister und dem Verwalteten. Eins möchte ich Ihnen empfehlen: beurteilen Sie die Minister mit mehr Nachsicht, wie es bisher in Deutschland üblich war; sie können nicht immer alles, was sie wohl möchten; der Wille ist selten schlecht, im Gegenteil, wohl in der Regel sicher gut, aber sie sind eben auch Menschen und sehen nicht rundum gleichzeitig. Ich bringe Ihnen noch dankbar ein Glas auf das Wohl der sächsischen Städte!"

12. Mai 1895. Friedrichsruh. An der Frühstückstafel nimmt der Ausstellungstechniker Karl Eckhoff aus Berlin teil.

Derselbe hatte im Sommer 1895 eine Ausstellung der dem Fürsten Bismarck zu seinem achtzigsten Geburtstag dargebrachten Ehrengeschenke im Konzerthaus in Berlin veranstaltet und sich zur Auswahl, Verpackung und Versendung der Ausstellungsgegenstände einige Zeit in Friedrichsruh aufgehalten. Am 12. Mai sollte die Ueberführung der Geschenke nach Berlin stattfinden. Ueber seine Teilnahme an dem Frühstück erzählt er:

„Als ich an der Abschiedstafel saß, äußerte die Frau Gräfin Rantzau zu mir: ‚Sie haben das beste Ausstellungsobjekt vergessen!' In meinem Sammeleifer fragend, wo sich dasselbe befinde, deutete die Gräfin auf den Fürsten und sagte in launiger Weise: ‚Den müßten Sie mitnehmen, doch er geht nicht mehr nach Berlin!" Ausnahmsweise gab es an diesem Tag noch eine Spezialität

---

[1]) Es waren 116 Vertreter von 72 Städten, zumeist Bürgermeister und Stadtverordnetenvorsteher, unter Führung des Oberbürgermeisters Dr. Dittrich-Plauen i. V. erschienen. Dieselben vertraten die Städte: Plauen, Zwickau, Freiberg, Zittau, Glauchau, Meerane, Reichenbach, Bautzen, Crimmitschau, Meißen, Werdau, Wurzen, Annaberg, Pirna, Döbeln, Oschatz, Frankenberg, Limbach, Großenhain, Oelsnitz, Mittweida, Riesa, Waldheim, Grimma, Radeberg, Sebnitz, Hainichen, Leisnig, Schneeberg, Buchholz, Kamenz, Kirchberg, Roßwein, Hohenstein, Löbau, Borna, Auerbach, Zschopau, Falkenstein, Eibenstock, Stollberg, Burgstädt, Markneukirchen, Penig, Marienberg, Treuen, Rochlitz, Aue, Lichtenstein, Lößnitz, Oederan, Groitzsch, Lengenfeld, Pegau, Markranstädt, Geyer, Ehrenfriedersdorf, Colditz, Thum, Adorf, Königstein, Rossen, Neustädtel, Neustadt, Schwarzenberg, Pulsnitz, Dippoldiswalde, Schandau, Waldenburg, Sayda, Lommatzsch und Bernstadt.

der Fürstlichen Tafel: Kiebitzeier, wovon ich mir eins zum Andenken erbat. Meine Bitte motivirte ich dadurch, daß ich diese seltene Gelegenheit beim Schopf ergreifen müßte. Der Fürst antwortete: ‚Der Kiebitz hat ja glücklicherweise einen Schopf, aber nehmen Sie wie Schweppermann gleich zwei Eier.‘

Während der Tafel wurden dem Fürsten öfters eilige Postsachen unterbreitet. Bei einem solchen Anlaß gab er seinen Unmut über unleserliche Unterschriften zu erkennen, die ihm während seiner Amtsthätigkeit manches Aergernis bereitet hätten. ‚Zunächst,‘ so sprach der Fürst, ‚bediente ich mich des Vergrößerungsglases, um eine schlechte Unterschrift zu entziffern, und wenn es damit nicht gelang, so schnitt ich sie heraus, klebte sie auf das Antwortkuvert und überließ es unserer findigen Post, den Adressaten zu ermitteln.‘“

Ueber seine Thätigkeit und seinen Aufenthalt in Friedrichsruh schreibt Eckhoff in den „Hamburger Nachrichten“ (Nr. 183 vom 7. August 1898):

„Nachdem ich die Mitteilung erhalten hatte, daß der Fürst geneigt sei, die Ausstellung der Ehrengeschenke zu genehmigen, machte ich mich ungesäumt an die Arbeit, sichtete und registrirte und hatte, obwohl alles Minderwertige ausgeschieden wurde, noch gegen 1109 Nummern nach dem Konzerthaus in der Leipzigerstraße zu dirigiren. Bei diesen Arbeiten überraschte mich der Fürst des öfteren, anfangs seltener, später täglich vor dem Frühstück und nach der Spazierfahrt vor dem Diner. Ich ließ jedesmal eine Anzahl interessanter Gegenstände aufstellen, die ich dann dem Fürsten vorführte. Bei diesen Gelegenheiten mußte ich immer wieder den übersprudelnden Humor und die geistige Frische des Achtzigjährigen bewundern. An jeden Gegenstand knüpfte er eine interessante Belehrung oder Lebenserinnerung. Bei einem Gespräch über unsere Stellung zu den Franzosen führte der Fürst in schlagender Weise aus, ‚daß die Rassenfeindschaft unter den Menschen ihre natürliche Begründung hat und aus diesem Grunde eine endliche Verbrüderung aller Menschen unmöglich sei‘.

In Friedrichsruh wurde, wie alle Gäste des Fürsten rühmen, eine ganz vorzügliche Küche geführt, die der besonderen Leitung der Fürstlichen Tochter, der Frau Gräfin Rantzau, unterstellt war. Viele Speisen lieferten die eigenen Wälder, Gärten und Teiche, ja der Fürst erklärte mir, daß er in Varzin fast ausschließlich von seinem Grund und Boden lebe. In Friedrichsruh freilich waren fast täglich Hamburger und Berliner Firmen durch Delikatessen vertreten. Auch an Getränken herrschte kein Mangel. Neben diversen Weinen zierten Cognac und hundertjähriger Korn den Tisch. Geheimrat Schweninger, welcher gewöhnlich zur Linken des Fürsten saß, zögerte nicht, dem Fürsten einen Schnaps zu kredenzen, denn nach seiner Aussage erforderten starker Appetit und das Friedrichsruher feuchte Klima solche Konservirungsmittel. Bei einer solchen Gelegenheit hatte der Fürst die Güte, mir eigenhändig ein Gläschen Korn anzubieten. Nun bin ich leider kein Freund von diesem Getränk und wies, im sicheren Vertrauen auf die Vorurteilslosigkeit des Fürsten, selbst das von ihm

dargebotene Gläschen zurück. Von anderer Seite wurde mir ein leiser Vorwurf gemacht, wie ich dem Altreichskanzler einen Korb geben konnte, aber da erklärte der Fürst, ‚ihm sei die Verstellungskunst und die zur Schau getragene Untergebenheit der konventionellen Menschen zuwider; auf derartige Kreaturen könne man nie rechnen‘.

Noch oft bin ich während des Sommers nach Friedrichsruh gefahren, denn täglich trafen Geschenke ein, die noch zur Ausstellung gelangen sollten. Besonders herzlich war die Art des Fürsten, seine Gäste zu Tisch zu bitten. Als ich zu Pfingsten mit meiner Frau in Friedrichsruh weilte, sagte der Fürst zu dieser: ‚Sie werden doch mit uns essen; die Speisekammer meiner Tochter wird wohl genügend Vorrat haben.‘ An diesem Tag machte ihm Professor Dr. v. Sybel seinen letzten Besuch. Der Fürst, gefolgt von seinem Tyras, gab dem scheidenden Gast das Geleite zum Wagen. Hierauf eröffnete er mit meiner Frau die Abendtafel, bei welcher er besonders mit lieben Worten seiner entschlafenen Gemahlin gedachte. Auf seine Enkel, die beiden Grafen Rantzau, blickend, betonte er, ‚daß das beste, was er seinen Enkeln sagen könne, die Mahnung sei, sich stets gerade zu halten, die übrige Erziehung müsse er seinen Kindern überlassen‘."

23. Mai 1895. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher die Mitglieder des Komites der Huldigungsfahrt der Leipziger nach Friedrichsruh teilnahmen.[1])

Ein ausführlicheres Referat finden wir in der Schrift: „Fürst Otto v. Bismarck. Ein Lebensbild" von Otto Geyer, Leipzig 1895, in deren zweitem Teil die Leipziger Bismarckfahrt auf mehr als 100 Seiten geschildert ist.[2]) Ueber das Frühstück schreibt Geyer:

---

[1]) Es waren dies die Herren Gymnasialoberlehrer Dr. Voigt, Bankdirektor Lindner (I. Vorsitzender des Kaufmännischen Vereins), Rechtsanwalt Dr. Barth, Kaufmann Gerhardt, Verbandssekretär Bernhard, Stadtrat Nagel, Baumeister Rost, Kaufmann Reichert, Professor Dr. Schreiber, Museumsdirektor, Oberlehrer Geyer, Geh. Hofrat Prof. Dr. Wislicenus (Prorektor der Universität), Reichstagsabgeordneter Prof. Dr. Hasse, Frau Dr. Becher, Frau Dr. Voigt, Frau Dr. Sarling, Frau Prof. Schreiber, Fräulein Wislicenus, Frau Oberlehrer Geyer, Frau Rechtsanwalt Dr. Barth, Prof. Dr. Jungmann, Rektor, Dr. v. Hase (in Firma Breitkopf & Härtel), Buchbindermeister Thömsgen, Fleischerobermeister Rietzschmann, Fabrikant Lehmann (Fachsch. für Drechsler und Bildschnitzer), Architekt Thieme, Bankier Hoffmann, Tischlermeister Reifert, Schuldirektor Thomas, Dr. Küchling (Chefredakteur des „Leipz. Tagebl."), Dr. Liman (Chefredakteur der „Leipz. Neuest. Nachr."), Professor Flinzer, Musikdirigent Kirmse, Privatmann Reichardt, Standesbeamter Trinckler, Prof. Küchenmeister, Bildhauer Lehnert, Stadtrat Meißner, Pfarrer Schultze, Kaufmann Ulbricht, Magazinverwalter Möbius, Dr. med. Schmiedt, Oberlehrer Dr. Sturmhöfel, Stadtrat Dr. Fischer, Buchhändler Joh. Fr. Dürr, Turnlehrer Louis Brehme; ferner die Damen Fräulein Liddy Dörr und Fräulein Jacob.

[2]) Vgl. auch eine Schilderung des gleichfalls unter den Gästen befindlichen Dr. Paul Liman in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" vom 24. Mai 1895.

Der Fürst, der den silbernen Kornbecher des Juweliers Winter mit den Worten: „Den wollen wir doch gleich einweihen," vor sich hinstellt, nimmt in der Mitte der Haupttafel Platz, zu seiner Linken Frau Dr. Voigt, zu seiner Rechten Fräulein Dörr. Ihm gegenüber sitzt der Sprecher, Geh. Hofrat Dr. Wislicenus. Die Tafel ist reich mit kalten Schüsseln besetzt. An Getränken werden Bier, Schaumwein, Kaffee und alter Korn gereicht. Graf und Gräfin Rantzau, Baron v. Merck, Geh. Medizinalrat Schweninger laden zum Zulangen ein. Die Bedienung besorgt hauptsächlich der alte Pinnow.

Ist anfangs der Fürst ab und zu von Schmerzen geplagt, so verliert sich das doch bald beim Sitzen und lebhaften Sprechen, und die wunderbaren Augen leuchten nun in einem Glanze, der Zeugnis davon giebt, daß der Verlauf der Huldigung einen erquickenden Eindruck auf den hohen Herrn gemacht hat. Auf Schweningers Frage, was Durchlaucht befehle, antwortet er: „Bier, denn den Wein habe ich abgethan." „Wie, Durchlaucht trinken gar keinen Wein mehr?" fragte seine Frau Nachbarin. Bismarck erwidert lachend: „Das will ich nicht behaupten. Ich meine, für heute habe ich den Wein abgethan, denn ich habe bereits mein Quantum. Nein, nein! Ich trinke einige Gläser Wein noch immer sehr gern; es kommt freilich dabei auf die Sorte an."

Der Fürst bedauert hierauf, daß der Speisesaal und das benachbarte Zimmer nicht mehr Gäste fassen; er habe, als er den Saal und die Terrasse erbauen ließ, nicht daran denken können, daß er einst so viel Besuch empfangen, ja nicht einmal daran, daß er hier seinen dauernden Wohnsitz aufschlagen würde, denn als solchen habe er früher immer Berlin angesehen. Den Strauß von Marschall Niel-Rosen aufnehmend, äußert er, es sei doch merkwürdig, was gärtnerische Züchtung leiste. Vor einem Vierteljahrhundert habe es diese Rose noch gar nicht gegeben, und jetzt gehöre sie zu den beständigsten und dankbarsten; freilich der Geruch, so fein er sei, könne kaum mehr ein Rosengeruch genannt werden, dafür sei er viel dauernder als dieser. Während eine Centifolie beim Welken am Stiel den Geruch fast verliere, entwickele er sich bei der Marschall Niel dann erst zu ganz besonderer Feinheit und Stärke. Professor Wislicenus erzählt im Anschluß hieran, daß seit einigen Jahren Leipzig auf weiten Feldbreiten bulgarische Rosen züchte, die von der Firma Schimmel & Co. „auf Rosenöl" verarbeitet werden, das höher im Werte stehe als das echte sogenannte türkische. Das veranlaßt den Fürsten zu der Bemerkung, daß Leipzig in manchen Richtungen der Industrie, obschon sie ihm an sich fernliegen, fast ein Monopol besitze, zum Beispiel im Pelzgeschäfte. Wer Pelzwerk brauche, wende sich immer am besten nach Leipzig. Seine Frau habe das stets gethan und immer bei Witzleben gekauft. Wie natürlich springt nun das Gespräch auf das Bismarckhaus dieses Herrn, was Dr. Barth veranlaßt, einen Leipziger Lokalwitz zum besten zu geben. Dann erzählt der Fürst von einer wunder-

baren, aus sehr seltenem Pelzwerk zusammengesetzten Decke, die ihm die Deutschen in Chile verehrt hätten. Sie sei etwa 10 Meter lang, sehr breit und so symmetrisch gearbeitet, daß sie sich nicht teilen lasse. Bei der ungeheuern Größe wisse er gar nicht, wie er sie benutzen solle. „Sie ist doch wohl als Zimmerteppich gedacht,“ wird hier eingeworfen. Dazu wäre sie viel zu kostbar und zu fein, meint der Fürst. Heute habe er sie eigentlich einmal verwenden wollen; sie sollte anstatt der kleineren Teppiche über die Balustrade der Terrasse gehängt werden.

„Woran scheiterte das?“

„Ich habe keine Energie mehr.“

„Wir glauben Ihnen alles, Durchlaucht, aber das nicht,“ wird entgegnet.

„Ja, wenn ich gereizt werde, mag es noch gehen, aber Sie hätten mich heute morgen im Bette sehen sollen, da hatte ich keine Spur davon.“

Unser Reichstagsabgeordneter Professor Hasse grüßt den Fürsten von dem Grafen Herbert.

„Danke,“ sagt der Fürst. „Wie geht es ihm denn, und hat er gut gestimmt?“

„Es geht ihm gut. Wir haben erst gestern zusammen mit ‚Ja‘ gestimmt.

„Na,“ erwidert der Fürst, „'s ist auch eine Beschäftigung. — Eigentlich müßte man,“ setzte er lachend hinzu, „das Alter für die Wählbarkeit bis aufs siebzigste Jahr hinaufschrauben; dann hat der Mensch wenigstens weiter nichts zu thun.“

Jetzt kommt die Rede auf die politische Haltung der Stadt Leipzig. Diese sei bei aller Anhänglichkeit an das Fürstenhaus stets kerndeutsch gewesen. Immer wohl nicht, wird hier dazwischengerufen. Der Fürst wirft das Wort „Süßmilch“ in das Gespräch, den Namen des Offiziers, der 1845 auf die vor dem „Hotel de Prusse“ versammelte Menschenmenge hatte schießen lassen.[1]) Seit jener Zeit hat sich freilich vieles geändert. Wislicenus erzählt, wie ein früher fanatischer sächsischer Partikularist, ein Rittergutsbesitzer, sich plötzlich als guter deutscher Patriot entpuppt und auf die Frage, wie sich diese Wandlung in ihm vollzogen, geantwortet habe: „Ja, sehen Sie, das hat unser König Albert gemacht.“

Jetzt spricht der Fürst von diesem. Er rühmt die Zuverlässigkeit, Gerechtigkeit, Objektivität und allgemeine Tüchtigkeit des Königs und erzählt aus dem Jahre 1866, daß man nach Beendigung des Krieges geschwankt habe, ob Sachsen oder Hannover zu annektiren sei. Er habe für Hannover gestimmt, schon wegen dessen Bedeutung als Verbindungsstück und Küstenstaat. Auch habe damals in Sachsen neben dem schärfsten Partikularismus eine Art Liberalismus geherrscht, die man in Preußen nicht brauchen konnte, und überdies sei Sachsen, sobald einmal König Johann und Kronprinz Albert ihr Wort gegeben,

---

[1]) Es handelte sich damals mehr um eine konfessionelle Frage.

ihrer Zuverlässigkeit wegen für die Einigungsbestrebungen sicher gewesen. „Die hannoverschen Welfen sind ja auch ehrliche Leute, aber sie sind zu phantastisch." Eine wirklich nationale Politik habe man ihrer ganzen Vergangenheit nach und namentlich auch ihrer bedenklichen Hinneigung zu England halber von ihnen nicht erwarten können. An mächtigen Fürsprechern fehlte es freilich Hannover nicht, „namentlich bei unseren Damen". Die Folgezeit aber hat uns recht gegeben.[1])

Jetzt kommt die Rede auf den großen Feldherrn, der in erstaunlich kurzer Zeit damals die herrlichsten Siege gewann, auf Moltke. „Das war ein ganz seltener Mensch, ein Mann der systematischen Pflichterfüllung," läßt Bismarck im Tone wärmster Anerkennung sich vernehmen; „eine eigenartige Natur, immer fertig und unbedingt zuverlässig, dabei kühl bis ans Herz hinan. Er würde sich schon im Anzuge die kleinste Ordnungswidrigkeit nicht verziehen haben," sei immer „à quatre épingles" gewesen, und es habe von ihm das Wort von des Dienstes ewig gleichgestellter Uhr gegolten, bei Tage wie des Nachts. Er, Bismarck, habe, was das Aeußere anlange, ihm weit nachgestanden. „Es kam öfters vor, daß ich Moltke wecken und mit ihm zum König gehen mußte, wenn besonders wichtige Nachrichten angekommen waren. In solchem Falle hatte ich das Recht, den alten Herrn zu jeder Nachtstunde zu sprechen. Wenn ich dann durch alle Wachen und sonstige Hindernisse bis zu Moltke vorgedrungen war, so brauchte ich nur fünf bis höchstens zehn Minuten zu warten; dann war er fertig: gewaschen, tadellos vorschriftsmäßig angezogen und sogar in frischgewichsten Stiefeln. Einmal ereignete es sich, daß der König, als wir zu ihm kamen, zu mir sagte: ‚So früh schon in der weißen Halsbinde?' ‚Zu Befehl, Majestät,' erwiderte ich, ‚es ist aber noch von gestern.' — Um jene Zeit habe ich auch den einzigen Witz aus Moltkes Mund gehört. Es war eigentlich eine recht ernsthafte Zeit: die letzten Tage vor dem Einmarsch in Oesterreich und Sachsen. Ich hatte Nachrichten bekommen, die einen beschleunigten Beginn des Kampfes äußerst wünschenswert

[1]) Nach einem anderen Referat bemerkte Bismarck: „Die Erhaltung der Selbständigkeit Sachsens verdankt das Land der absoluten persönlichen Zuverlässigkeit des damaligen Königs von Sachsen und des damaligen Kronprinzen. Wir hatten eigentlich die Wahl zwischen der Annexion von Hannover und der von Sachsen. Bei der Entscheidung fiel allerdings die Lage Hannovers zwischen preußischen Landesteilen ins Gewicht, aber mindestens ebenso schwer wogen die persönlichen Eigenschaften der Monarchen beider Länder und der Thronfolger. König Georg von Hannover und sein Erbe boten nicht die Gewähr für ein dauerndes freundliches und sicheres Verhältnis. Ganz anders König Johann von Sachsen und sein Nachfolger. König Johann hat uns ja allerdings im Anfang manche Schwierigkeiten bereitet und scharfe Einwendungen gemacht. Auch weiblichen Einfluß hatten wir zu bekämpfen. Aber der König war die Zuverlässigkeit selbst; was er zugestand, stand sicher durch ihn und seinen Erben. Ihr jetziger König ist durch und durch national gesinnt und dabei von so großer Liebenswürdigkeit, daß es leicht fällt, sich mit ihm zu verständigen. Durch seine Festigkeit und Liebenswürdigkeit ist es ihm auch gelungen, den konservativen sächsischen Partikularismus zu überwinden."

machten. Ich ließ Moltke bitten, zu mir zu kommen, und fragte ihn, ob er 24 Stunden früher als festgesetzt losschlagen könne. Er ließ sich Papier und Bleistift geben und ging in ein Nebenzimmer. Nach etwa einer Viertelstunde kam er wieder herein und sagte: ‚Ja, es geht!‘ Das ermöglichen zu können, machte auf ihn eine Wirkung wie auf unsereinen ein Glas Champagner, das heißt der blutdürstige Mensch wurde so fröhlich, daß er vor lauter Vergnügen den einzigen Witz — ich glaube, seines Lebens — machte. Er hatte die Thürklinke schon in der Hand, um zu gehen, wandte sich aber noch einmal zu mir um und sagte: ‚Wissen Sie, daß die Sachsen die Elbbrücke in Dresden gesprengt haben?‘ — ‚O, das ist recht betrübend,‘ sagte ich. ‚Mit Wasser,‘ setzte Moltke hinzu, und damit war er hinaus. Ja, ja, er war eine ganz andere Natur als ich. Ein Durchgänger ist er nie gewesen.“

Das Gespräch verharrt jetzt eine Weile bei den übrigen Helfern des Fürsten und hebt das merkwürdige Zusammentreffen glücklicher Umstände und der geeignetsten Persönlichkeiten hervor. Und so wird auch des Königlichen Herrn gedacht, „der sie alle verband“, wie Professor Wislicenus treffend bemerkt. „Ja,“ sagt Bismarck, indem ihm die Augen naß werden, „der alte Herr! Solch ein Mann wird nicht alle hundert Jahre einmal geboren und noch dazu auf dem Throne.“ Jetzt erhebt sich Dr. Voigt und bringt folgenden Trinkspruch aus:

„Eure Durchlaucht gestatten mir als dem Führer der Leipziger Bismarckfahrer, dem Danke Ausdruck zu geben, der unser aller Herzen bewegt.

Es ist nun vier Monate her, da richtete ich an der Spitze einer kleinen Abordnung an Eure Durchlaucht die Frage, ob auch wir Leipziger dem Baumeister des Deutschen Reichs unsere Huldigung darbringen dürften. Eure Durchlaucht erklärten sich bereit, sie anzunehmen, und heute ist mir das Herz von stolzer Freude erhoben. Gegen 1400 Frauen und Männer Leipzigs haben Eurer Durchlaucht ins Auge blicken und zujubeln dürfen. Keine Stadt, abgesehen von dem Friedrichsruh benachbarten Hamburg, hat bisher eine so stattliche Zahl von Bismarckfahrern gestellt.

Der Bedeutung Eurer Durchlaucht als Staatsmann und Begründer des Reichs ist vorhin von berufenerem Munde ihr Recht geworden. Ich möchte im Namen derer, die unter diesem gastlichen Dache weilen, den Dank für die gewährte Gastfreundschaft aussprechen und Eure Durchlaucht feiern als unseren liebenswürdigen Wirt.

Vor vier Monaten hatte ich bereits die hohe Ehre, an dieser gastlichen Tafel zu sitzen, und die Erinnerung an jene Stunden hat sich mir unauslöschlich eingeprägt. Zu dem Bilde aber gehört als ein wesentlicher Bestandteil der Kreis der Angehörigen, der Eure Durchlaucht als das verehrte und geliebte Familienhaupt umgiebt. Darum, meine Damen und Herren, erheben Sie Ihre Gläser und stimmen Sie ein in den Ruf:

Seine Durchlaucht, Fürst Bismarck, unser liebenswürdiger Wirt, seine Kinder, Schwiegerkinder und Enkel, sie leben hoch!"

Lebhaft stimmt die Tafelrunde in das Hoch ein. Als abgegessen ist, fragt Schweninger den Fürsten, was er jetzt wünsche. „Eine Pfeife und viel Kaffee," ist die Antwort. Die Pfeife wird ihm gestopft gereicht, und die Tischnachbarin zur Linken hat die Ehre, sie mit einem der langen und breiten, spanartigen Zündhölzer in Brand zu setzen. „Ich habe nie darin Uebung gehabt; ist es recht so, Durchlaucht?" fragte sie. „Hm, hm!" rühmt passend der Fürst, „danke sehr!" Die Dame sagt hierauf, daß sie den Rest des Zündholzes als wertvolles Stück für das Familienarchiv mitnehmen wolle. „Dann haben Sie ein Abbild von mir: ich bin auch so ein abgebranntes Stück Holz." Als sich lebhafter Widerspruch erhebt, fügt er ergänzend hinzu: „Zünden wenigstens kann ich nicht mehr!" Im Gegensatze hierzu betont Professor Wislicenus, daß die Reden, die Durchlaucht in den letzten Monaten gehalten, einen gewaltigen Eindruck auf das deutsche Volk gemacht hätten. Bis in die Reihen der Freisinnigen Richterscher Färbung hinein sei ihr Einfluß bemerkbar.

Auf einen Wink des Grafen Rantzau — Gräfin Rantzau hatte darum gebeten, weil der „Vater" sich seinen Gästen gegenüber nie dazu entschließen könne — heben wir die Tafel auf, um Abschied zu nehmen. Jeder hat natürlich den Wunsch, dem Fürsten dankbar die Hand zu drücken, doch rufen Graf Rantzau und Professor Schweninger dazwischen: „Bitte, meine Herren, nicht alle einzeln Abschied nehmen." Mit dem einen und dem anderen spricht der Fürst noch ein freundliches Wort. Er küßt Fräulein Wislicenus die rechte Wange und erinnert an ihren Großvater. Der letzte Leipziger, der an diesem Tage einen Händedruck empfängt, ist Otto Geyer. Er hat Grüße zu bestellen von den Stammesgenossen aus Steiermark, die vor wenig Wochen des Fürsten Gäste waren. „Leider ist, wie ich Durchlaucht mitzuteilen die Ehre habe, der Wein nicht rechtzeitig eingetroffen, den ich übergeben sollte. Der Herr Oberförster will, sobald der Wein kommt, die Güte haben, ihn Eurer Durchlaucht zu bringen." „Das freut mich," versetzt der Fürst, „daß die guten Leute so an mich denken. Freilich vor ihrem Wein hat man mich gewarnt; er soll gesundheitsschädlich sein. Doch wird es wohl so schlimm nicht werden. Getrunken wird er." „Behalten Durchlaucht uns Leipziger in gutem Andenken! Nochmals ehrerbietigsten Dank!"

9. Juni 1895. **Friedrichsruh.** Frühstückstafel, zu welcher die Vorstandsmitglieder und einige Mitglieder des Ausschusses des Bundes der Landwirte[1]) mit ihren Damen geladen waren.

---

[1]) Im ganzen hatten etwa 150 Herren und Damen vom Bund der Landwirte dem Fürsten einen nahezu 1 Meter hohen Silberschild in erhaben getriebener Arbeit sowie eine

Frau Dr. Rösicke und Freifrau v. Wangenheim nahmen neben dem Fürsten Platz. Der Fürst setzte sich, indem er im scherzenden Plauderton sagte: „Ja, das Stehen will nicht mehr recht gehen.“

Sodann kam er auf die Beschwerden des Alters zu sprechen und meinte: „Ein Bekannter von mir pflegte im 75. Jahre zu sagen, man müsse überhaupt froh sein, wenn einem im Alter von 70 Jahren noch etwas weh thue. So weit habe ich es allerdings noch nicht gebracht,“ fuhr er fort, „daß ich meiner neuralgischen Gesichtsschmerzen froh geworden bin. Daran habe ich viel auszustehen. Am schwersten vermisse ich, daß ich nicht mehr reiten kann; aber ich bringe die Beine nicht mehr an den Sattel heran.“ Darauf erwähnte er, daß Kaiser Wilhelm I. bis gegen das Ende der achtziger Jahre habe reiten können. Es sei diesem sehr schwer geworden, das Reiten aufzugeben, denn eine Parade vom Wagen aus abzunehmen, wie eine Dame, das habe ihm gar nicht in den Sinn gewollt. Der Kaiser habe indes ein sehr schmerzhaftes Steinleiden gehabt, und diesem Steinleiden sei er eigentlich auch erlegen. Er würde sonst vielleicht 5—6 Jahre länger gelebt haben.

Man erwähnte darauf, daß Graf Wrangel noch in einem sehr hohen Alter das Pferd bestiegen habe. Darauf sagte der Fürst mit einem Anflug

---

Adresse als Geburtstags- und Huldigungsgabe überbracht und ihm die Summe von 10000 M., welche durch Sammlung in ganz kleinen Beträgen durch die Mitglieder des Bundes aufgebracht war, mit der Bitte übergeben, dieselbe einem nationalen Zweck zu überweisen. Vom Vorstand nahmen an dem Frühstück teil: der erste Vorsitzende, Hauptmann v. Ploetz, mit Tochter, der zweite Vorsitzende Dr. Rösicke mit Gemahlin, der Direktor des Bundes Dr. H. Suchsland, von der Gröben-Arenstein als Vertreter Ost- und Westpreußens, Ruprecht-Ransern mit Gemahlin für Schlesien und Posen. Freiherr v. Wangenheim mit Gemahlin für Brandenburg und Pommern, Dühring-Grevenhagen mit Tochter für Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Lübeck, Haarstrich-Evern für Hannover, Oldenburg und Braunschweig, Busse-Wistinghausen mit Tochter für Rheinprovinz, Westfalen und Lippe, Amtmann König-Weißenfels für Hessen-Nassau, Waldeck und Provinz Sachsen, Fritzsche-Lichtenfels für Bayern, Landmann-Renkersdorf für das Königreich Sachsen und die Thüringischen Staaten, Oberamtmann Dr. Krauß-Ammerhof mit Gemahlin für Württemberg und Lucke-Patershausen mit Gemahlin für Großherzogtum Hessen, Baden, Rheinpfalz und Elsaß-Lothringen. Sonst waren noch vom Ausschusse anwesend: Dr. Albert-Münchenhof mit Gemahlin, Herr Bamberg-Stradem, v. Born-Fallois, Herr Brand-Netzbach, v. Brockhausen-Mellen, Conradi-Helmscheid mit Gemahlin, Graf Douglas-Gondelsheim, Major Endell-Kiekrz mit Gemahlin, Falkenthal-Slupowo, Gruner-Oelzschau, Freiherr v. Herzenberg-Heuckewalde mit Gemahlin, Hirt-Cammerau mit Gemahlin, v. Herder-Nieder-Forchheim, v. Neumann-Großenborau, Oberamtmann Oldenburg-Wilhelmshof mit Gemahlin, Ruehland-Königslutter, Schade-Gestewitz mit Gemahlin, Oekonomierat Schacht-Sadewitz mit Gemahlin, Schirmer-Neuhaus mit Gemahlin, v. Simpson-Georgenburg, Steiger-Leutewitz, Graf Bassewitz-Perlin, Weber-Dunkelsdorf, Wießner-Dammhof, v. Bloedau-Ehrenberg mit Gemahlin, v. Buchwaldt-Rögen mit Gemahlin, Müller-Nutzhorn mit Gemahlin, Oberamtmann Säuberlich-Gröbzig mit Gemahlin, Schmid-Christophshof mit Gemahlin, Woldering-Haus Hörsten mit Gemahlin, Sümmermann-Scheda mit Gemahlin, Westermann-Lütgendortmund mit Gemahlin, Freiherr v. Stietencron mit Gemahlin.

von Ironie: „Nun ja, aber reiten ist das wohl nicht mehr. Wrangel hatte ein Wiegenpferd, das ihn mit wohlwollender Sicherheit im Schritt dahin trug, wohin er es wünschte."

Der Fürst bedauerte dann mehrmals, daß es ihm nicht möglich sei, alle Personen zu setzen. Seine Räume seien aber zu eng. In England könne jeder Lord hundert Gäste bei sich haben. Er habe allerdings nicht geglaubt, daß er in Friedrichsruh dauernd Wohnung nehmen werde, sondern habe sich den Aufenthalt dort nur als Sommerfrische gedacht. Im 80. Jahre aber nun nochmals zu bauen, dazu könne er sich nicht entschließen, er müsse dann zu viel Kalkstaub schlucken. Herr v. Ploetz entgegnete ihm: nun, wenn er auch gebaut hätte, die Räume würden doch nicht hinreichen, die Personen alle zu fassen, die ihn jetzt besuchten.

Als man die Reise des Grafen Herbert nach Warschau erwähnte, sprach er mit besonderer Herzlichkeit von seinem Freund Schuwalow und vergaß nicht, darauf hinzuweisen, daß man die Beziehungen mit Rußland nicht erkalten lassen solle. Herr v. Ploetz erwähnte die jetzige Mißstimmung der Industrie und der Börse darüber, daß Deutschland wieder in China den kürzeren gezogen habe und Rußland das Fett abzuschöpfen im Begriff sei. Leise lächelnd sagte der Fürst, er sehe keinen Grund ein, auf Rußland erzürnt zu sein, das ja nur in der berechtigten Vertretung seiner Interessen gehandelt habe, wohl aber scheine genug Veranlassung dazu gegenüber dem Auswärtigen Amt. Dann hielt er eine Zeitlang inne und fügte dann plötzlich hinzu: „Doch ich will schweigen."

Diesen Moment benutzend, ergriff der zweite Vorsitzende Dr. Rösicke das Wort, um in begeisterter Rede einen Trinkspruch auf den Fürsten auszubringen. Er feierte den Fürsten als den großen Kanzler, unter welchem die Landwirte noch keine Politik zu treiben gezwungen gewesen seien. Nachdem er aus dem Amt geschieden, habe sich die Notwendigkeit dafür herausgestellt, und der Bund der Landwirte sei das Ergebnis der Mahnungen des Fürsten, sich zusammenzuschließen und die Interessen des Standes wahrzunehmen. Seine Worte entfachten die begeisterte Zustimmung aller Anwesenden, und brausend ertönte das Hoch auf den edelsten, ersten deutschen Bauer, den Fürsten Bismarck.

Die Rede lautete wörtlich wie folgt:

„Da Euer Durchlaucht schweigen, so bitte ich, mir zu gestatten, den weiteren Auftrag zu erfüllen, den wir von unseren Berufsgenossen hierher mitbekommen haben. Herr v. Ploetz hat hervorgehoben, wie wir hier erscheinen, um Eurer Durchlaucht die Liebe und Verehrung zum Ausdruck zu bringen, die wir für Euer Durchlaucht als Deutsche empfinden, für den Einiger des Deutschen Reichs, welcher zu einer Zeit, da das deutsche Volk hilflos und verlassen kaum mehr die Erfüllung seiner schönsten Träume zu hoffen wagte, die Einigung Deutschlands brachte.

Wir verehren in Eurer Durchlaucht aber vor allem auch unseren Berufsgenossen. — Euer Durchlaucht haben es vorhin ausgesprochen, daß Sie sich als solchen fühlen, und hier sehe ich auch als Zeichen dessen das Standbild eines Sämanns, der das Korn ausstreut, das in der Erde aufgehen soll. — Euer Durchlaucht haben sich wiederholt bekannt als deutschen Bauern. Die deutschen Bauern haben in Eurer Durchlaucht stets ihren festesten Hort, ihren treuesten Schützer verehrt. Den deutschen Bauern, verlassen und hilflos, haben Euer Durchlaucht, solange Sie die Geschicke Deutschlands leiteten, die hilfreiche Hand hingereicht. — In dieser Zeit kümmerte sich der Bauer nicht um die Politik. Vertrauend auf Euer Durchlaucht klaren, festen Blick, sagte er stets, wenn politische Fragen an ihn herantraten: Unser Bismarck wird das schon machen. Heute sind wir gezwungen, Politik zu treiben und die Lehre zu verwirklichen, die Euer Durchlaucht den deutschen Landwirten gegeben haben, sich zusammenzuschließen, um ihre Rechte zu vertreten. Der Bund der Landwirte ist das Ergebnis dieses Handelns.

So haben wir denn den weiteren Auftrag, Euer Durchlaucht zu begrüßen als unseren Berufsgenossen. Aus den Herzen der deutschen Bauern kommt dieser Gruß, und Sie, meine Berufsgenossen, die wir hier versammelt sind, ich fordere Sie auf, diesem Gruß Ausdruck zu geben, indem wir jubelnd rufen, unser Bismarck, der erste, edelste deutsche Bauer, er lebe hoch, hoch, hoch!"

Warm wie die Worte und wie das jubelnde Hoch der Teilnehmer aus dem Herzen kamen, schienen sie auch dem Fürsten zu Herzen zu gehen. Zustimmend wenigstens hatte er während der Rede hie und da den Kopf geneigt, und ein leiser Zug von Rührung schien über seine Züge zu gehen. In der Absicht, dem Hoch mit deutschem Trunke Bescheid zu thun, griff er nach seinem Glase, aber — scheinbar den ärztlichen Bestimmungen entsprechend — er fand es leer. Launig wies er darauf hin, daß er in seinem eigenen Hause nichts zu trinken bekäme, und nahm, liebenswürdig dankend, das ihm von seiner Nachbarin, Frau Dr. Rösicke, dargereichte Glas. Dann erwiderte er folgendes:

„Ich danke Ihnen sehr für die beredten Worte, die Sie mir gewidmet haben. Ich kann in Wahrheit sagen, daß ich ein deutscher Bauer bin. Vor 50 oder 60 Jahren erwarb ich in Schönhausen einen Bauernhof und mußte daher auch im juristischen Sinne als Bauer betrachtet werden. Politisch und wirtschaftlich habe ich stets auf dem Standpunkt gestanden, daß der deutsche Bauernstand geschützt werden müsse, und habe somit stets als Bauer empfunden. Ich danke Ihnen."

Dann führte er das Thema, im Gespräch weiter spinnend, weiter aus: eines seiner ersten Geschäfte, die er im Leben abgeschlossen habe, sei der Kauf eines bäuerlichen Hofes gewesen. Der „Bauer" sei die urwüchsige Form, in welcher unsere Ahnen, die Germanen, in Deutschland Jahrtausende gehaust hätten. Er sei überzengt, daß Hermann, der Befreier Deutschlands vom römischen

Joche, auch ein Fürstlicher Bauer gewesen sei, und daß die Leute, die im Teutoburger Walde die Römer totgeschlagen hätten, Bauern gewesen seien.

Auf historischen Bildern sähe man allerdings wohl die Deutschen der damaligen Zeit dargestellt mit Tierfellen und sonstigem phantastischem Schmuck. Er glaube aber hieran nicht recht, sondern sei der Ansicht, daß schon damals eine gewisse Teilung der Arbeit und Kultur vorhanden gewesen sei. Die Leute hätten damals gewiß schon Lederarbeiter, Schuster und dergl. gehabt, denn sie hätten in ihrer Bekleidung Besuche in Rom abgestattet, und man müsse annehmen, daß sie in gewissem Maße zivilisirt dahin gegangen seien. Der Bauer sei eben die Urform, in der das Leben sich bei unseren Altvorderen eingerichtet habe. Noch heute seien die Pole des staatlichen Lebens auf der einen Seite der seßhafte Bauer, auf der anderen die herumirrende, verunglückte Existenz. Zwischen diesen beiden läge noch die ganze Mannigfaltigkeit von Existenzen, die man als „nicht bäuerliche" bezeichnen könne.

Herr v. Ploetz meinte, der Fürst habe vorher die Fraktionen sehr treffend geschildert, und es wolle ihm, dem Herrn v. Ploetz, scheinen, als ob ein baldiger Wandel darin dringend nötig wäre.

Der Fürst wiederholte hierauf seinen Ausdruck, daß der „unlautere Wettbewerb" der Fraktionen in vieler Hinsicht das Hemmnis sei und bestimmend geworden für die Entwicklung unserer unbefriedigenden innerpolitischen Verhältnisse. Es sei namentlich die Fraktionsbureaukratie, die die Herrschaft ausübe. Dieselbe werde ja möglich durch die Arbeitsscheu vieler Abgeordneten, welche sich erst vom Fraktionsführer sagen ließen, wie sie stimmen sollten, in dem Augenblick, wo sie aus der Reichs-Frühstücksstube in den Sitzungssaal kämen. Damit entschuldige man sich dann auch, wenn man zu Hause in seinem Wahlkreise zur Rede gestellt werde, daß man nicht anders habe stimmen können, weil es in der Fraktion so beschlossen worden sei.

Mit gemütlichem Lächeln gab dann der Fürst von selbst zu, daß er früher auch nicht immer ein fleißiger Parlamentarier gewesen sei, daß er aber nur bei den Dingen geschwänzt habe, die für ihn kein Interesse gehabt hätten.

Der Fürst führte dann noch aus, wie er ein Beispiel für das Daniederliegen der Landwirtschaft in seiner nächsten Umgebung habe. Er besitze einen Hof bei Schwarzenbek, der verpachtet sei. Dort habe er zuerst, als er nach Friedrichsruh gekommen sei, für den Morgen circa 13 Mark bekommen. Jetzt sei der Hof viermal in eine andere Hand übergegangen und der Pachtpreis bis auf 6 Mark heruntergesunken.

Herr v. Ploetz bemerkte, der Staat werde es schon bald empfinden am Ausfall seiner Domänenpachtungen, wie schlecht die Lage der Landwirtschaft sei. Der Fürst erwiderte: „Nun, der Staat verträgt schon etwas. Miquel hat durch sein Steuergesetz eine neue Form gefunden, das Vermögen den Staats-

zwecken dienstbar zu machen, und so wird der Ausfall aus der Landwirtschaft durch Besteuerung anderer Vermögensarten sich decken lassen."

Den Gedanken, den er schon in seiner Ansprache berührte, daß es recht gut sein würde, wenn die Minister statt eines festen Gehalts den Ertrag eines Landguts oder einer Fabrik als Einnahmequelle haben sollten, führte er weiter aus und verweilte auch länger bei der Betrachtung, daß es doch eigentlich vornehmer und fürstlicher gewesen wäre, wenn die Fürsten ihre Krongüter selbst behalten hätten, statt sich zu dem Bezuge einer Zivilliste zu verstehen.

Es war selbstverständlich, daß die Aufmerksamkeit der Gäste sich weit mehr den Ausführungen des Fürsten als den Darbietungen seiner Tafel zuwandte, obgleich diese letztere die hingebende Aufmerksamkeit durch ihre Trefflichkeit wohl verdient hätte.

Als beim Herumreichen der Zigarren die Herren v. Ploetz und v. Wangenheim dankten, sagte der Fürst: „Wie, Nichtraucher? Es thut mir immer leid, wenn ich einen Nichtraucher kennen lerne!"

Als ihm die historische lange Pfeife gereicht wurde und Frau Dr. Rösicke es sich nicht nehmen ließ, ihm Feuer zu reichen, küßte er der Geberin die Hand und sagte: „Das Tabakmonopol ist doch immer noch meine letzte Hoffnung; wenn wir das Tabakmonopol hätten, dann würde ich noch mal so viel rauchen."

Nachdem Herr v. Ploetz mit den Worten: „Gott schütze und segne Euer Durchlaucht!" noch einmal das Wohl des Fürsten ausgebracht und im Hinblick auf den nicht wartenden Sonderzug das Zeichen zum Aufbruch gegeben hatte, wurde die Tafel aufgehoben.

Der Fürst wiederholte nochmals, er bedaure sehr, daß der Ausschuß seinen Aufenthalt auf so wenige Stunden beschränkt habe; die beiden württembergischen Vertreter küßte er mit den Worten: „Grüßen Sie zu Hause, wer für einen Gruß von mir Sinn hat."

12. Juni 1895. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher die zur Ueberreichung eines gemeinsamen Ehrenbürgerbriefes eingetroffenen neun Oberbürgermeister der badischen Städte Karlsruhe, Konstanz, Mannheim, Freiburg, Baden-Baden, Heidelberg, Pforzheim, Bruchsal und Lahr, sowie der aus gleichem Anlaß anwesende Oberbürgermeister Wagner und Stadtverordnetenvorsteher Teichmann aus Ulm teilnahmen.

Der Fürst war bei bestem Humor, gedachte früherer Ausflüge, die er von Frankfurt aus nach Heidelberg unternommen, und meinte, als sein gutes Aussehen betont wurde, er sei in dieser Beziehung ein Blender; sein Befinden lasse doch manches zu wünschen übrig, namentlich seien seine Gesichtsschmerzen gegenwärtig wieder besonders stark. Das Reisen sei ihm lästig, vielleicht würde er sich dazu noch eher entschließen, wenn er die Garantie hätte, aus-

wärts als Partikulier behandelt zu werden, worauf er aber zu wenig rechnen könne.

Er habe in der letzten Zeit so viel Wein geschenkt bekommen, daß er befürchten müsse, ihn in diesem Leben nicht mehr trinken zu können; er gönne seinen Erben alles, nur nicht seinen Weinkeller. Wenn er die badischen Oberbürgermeister auffordere, ihm denselben leeren zu helfen, so könne er übrigens nicht umhin, sich darüber zu wundern, daß sie bei ihrem Amte durchschnittlich noch so jung seien. Sie seien noch nicht von der schweren Krankheit befallen, an der er leide, nämlich vom Alter.

An den Oberbürgermeister Gönner von Baden-Baden, welcher auf dem letzten badischen Landtag die Stelle eines Präsidenten der zweiten Kammer bekleidete, richtete er scherzend die Anfrage, auf welche Zahl sich bei ihm der Bedarf an Ordnungsrufen während einer Session beziffere, und meinte im übrigen, mit den Landtagen sei doch noch leichter zu arbeiten als mit dem Reichstag.

Gegen Schluß des Frühstücks erhob sich Oberbürgermeister Beck von Mannheim mit einem Trinkspruch auf den Fürsten, in welchem er etwa ausführte:

Tief im Herzen bewegt, zugleich freudigen Stolzes hätten die Anwesenden die bedeutenden Worte des Fürsten über das engere Heimatland vernommen. Zauberähnlich habe in den letzten Monaten das Wort „Unseres Bismarcks Geburtstag" Millionen von Deutschen inmitten der Zerrissenheit des Parteilebens zur Feier in ernsten Versammlungen und fröhlichen Festen zusammengeschart. Auch in der süddeutschen Ecke, wo der geliebte Landesherr durch seine Wanderung nach dem Sachsenwalde zum Geburtsfeste seinem Volk aus dem Herzen gesprochen habe, hätten sich die Verehrer Bismarcks, allen voran das Bürgertum der badischen Städte, gedrungen gefühlt, dem großen Kanzler eine würdige Huldigung darzubringen. Die Erschienenen seien sich der Bedeutung des Augenblicks wohl bewußt, eine kurze Spanne Zeit verleben zu dürfen mit dem reckenhaften Altreichskanzler, dessen Verdienste um die Einigung und das Ansehen des deutschen Vaterlandes, die Erhaltung des Völkerfriedens Redner dann näher ausführte. Die deutschen Patrioten pilgerten zu ihm — dem Einsiedler im Sachsenwalde — um so zahlreicher in dem Jubeljahre jener großen Zeit, in der fast jeder Tag sich gestalte zum weihevollen Gedenktage für des Reiches Baumeister, dem Redner sein Hoch widmet.

Fürst Bismarck dankte sofort und sagte, er allein hätte das nicht vollbringen können, was auf dem Gebiete der Einigung des Vaterlandes erreicht worden sei. Als der einzige Ueberlebende, der für das damals Geschaffene verantwortlich sei, müsse er vor allem des Kaisers Wilhelm I. gedenken, der nie wankend gewesen sei, auch nicht unter den schwierigsten Verhältnissen. In seiner Jugend habe derselbe noch Zopf und Puder getragen, er habe eine ge-

waltige innere Ausbildung durchmachen müssen, bis aus ihm der Fürst geworden sei, dessen Andenken wir alle segnen. Eine seiner Haupteigenschaften sei die Treue gewesen, die er stets auch seinen Dienern bewahrt habe. Er forderte dann mit sichtlicher Rührung die Anwesenden auf, ein stilles Glas zum Gedächtnis an den verewigten Kaiser zu trinken.

24. Juni 1895. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher der Reichstagsabgeordnete und Magistratsrat Bayerlein aus Bayreuth, der Reichstagsabgeordnete Münch-Ferber aus Hof, welche die Ehrenbürgerbriefe der Städte Hof und Bayreuth überreicht hatten, Graf Herbert Bismarck nebst Gemahlin, Gräfin Rantzau und deren Kinder, Baronin Merck, Dr. Schweninger, Dr. Chrysander u. s. w. teilnahmen.

Bei der Tafel wurde Münchener Bier getrunken und Bocksbeutel vom Jahre 1789. Dabei erhob sich der Fürst und sagte: „Wollen wir mit diesen Gaben des schönen Bayernlandes auf das Wohl Ihres vielgeliebten Prinzregenten anstoßen, dem ich meine höchste Verehrung zolle." In hohes Erstaunen setzte der Fürst seine Gäste durch die außerordentlich große Gedächtnisschärfe, mit der er bis in sein sechstes Lebensjahr zurückreichende Züge aus seinem an Erfahrungen und Eindrücken so überreichen Leben in frischer Darstellung zum besten gab. Die Tafel währte über zwei Stunden. Bei der Verabschiedung sagte der Fürst zu Bayerlein: „Grüßen Sie Ihre Stadt vielmals und alle Bayreuther, meine neuen Mitbürger, besonders aber das ehrwürdige Oberhaupt der Stadt."

17. Juli 1895. Friedrichsruh. Der Assistent des städtischen Museums in Leipzig Dr. Vogel in Friedrichsruh, um im Auftrage des damit betrauten Leipziger Komitees die von Professor Siemering angefertigte Verkleinerung der Reiterstatue des Fürsten Bismarck, die das Siegesdenkmal in Leipzig schmückt, als nachträgliches Geburtstagsgeschenk zu übergeben.[1])

Die Aufstellung erfolgte im Schloßpark, unmittelbar hinter der Treppe, die von der Veranda des Herrenhauses hinab in den Park führt. Nachdem der Fürst das Denkmal besichtigt hatte, wurde Dr. Vogel nachmittags $1\frac{1}{2}$ Uhr zu ihm geführt, und es entspann sich nun in Anwesenheit des Grafen Rantzau bei Wein und Zigarren eine länger als halbstündige Unterhaltung, in deren Verlaufe der Fürst den Dr. Vogel beauftragte, den Leipziger Herren seinen

[1]) Das Komitee hatte gehofft, die Spende dem Fürsten persönlich überreichen zu können; es mußte jedoch vorläufig davon abgesehen werden, da die vielen und anstrengenden Empfänge der letzten Zeit dem Fürsten Schonung seiner Gesundheit auferlegten. Es wurde Dr. Vogel mit der Ablieferung betraut, damit derselbe als Sachverständiger zugleich für einen passenden Ort der Aufstellung Sorge trage.

wärmsten Dank für die kostbare Gabe auszusprechen; gleichzeitig trank er auf das Wohl Leipzigs. Der Fürst betonte ausdrücklich, daß das Leipziger Denkmal ihm von allen Siegesdenkmälern am meisten gefalle, und daß dieses auch, wie er wisse, den Vorstellungen am meisten entspreche, die der hochselige Kaiser Wilhelm I. von einem derartigen Denkmal gehabt habe, weil Kaiser Wilhelm I. die Männer, die ihm erfolgreich zu dienen in der Lage gewesen waren, sehr gern auf einem Monument mit sich vereinigt sah.

Juli 1895. Friedrichsruh. Der hervorragende englische Schriftsteller Sidney Whitman zum wiederholten Male bei Bismarck zu Gast. [1])

Das erste Mal traf Whitman dort an einem schönen Frühlingstage zum Besuch ein, und wie er von dem Altreichskanzler empfangen wurde, spricht er in seinen „Teuton Studies“ in folgenden Worten aus: Das freundliche Lächeln jener wunderbaren Augen ist ein sonniger Strahl des Willkomms für den Besucher, auf den die verbindliche und natürliche Art der Begrüßung einen bestrickenden Einfluß ausübt. Ein kurzer Spaziergang führte uns an eine Wiese, die von einem Bach durchschnitten wird, auf welchem ein Schwan die Bewegungen eines in der Nähe grasenden Füllens beobachtete. Der Fürst lenkte meine Aufmerksamkeit darauf, indem er lächelnd bemerkte, der Schwan wäre augenscheinlich eifersüchtig. „Sehen Sie doch,“ sagte er, „wie der Vogel sich emporrichtet! Er weiß, daß wir ihn beobachten, und möchte sich uns von seiner vorteilhaften Seite zeigen; es ist sicherlich ein Weibchen. Tiere haben ihre eigene Sprache, und nur die Selbstüberhebung des Menschen läßt ihn das Monopol der Sprache für sich in Anspruch nehmen.“

Der Fürst war in der heitersten Laune, und es schien ihm Freude zu bereiten, mir seine Anpflanzungen zu zeigen, die voll sind von allen Arten von Tannen aus allen Teilen der Welt. Die Levante, Japan, Nord- und Südamerika haben ihm ihre Exemplare liefern müssen, im ganzen über dreißig von einander verschiedene, die er mir nach ihrer Linnéschen Bezeichnung namhaft machte. Es war unverkennbar, wie sich seine Züge unter seinen Bäumen erhellten; wie eine Offenbarung kam es über mich, in einem Manne, dessen ganzes Leben den heißesten menschlichen Kämpfen gewidmet gewesen war, die seltene Fähigkeit tiefer Empfindung für die langsamen und friedlichen Erzeugnisse der Natur zu beobachten. Und ich empfand es als ein Glück, meine frühe Jugend in nordländischer Waldumgebung verbracht zu haben, so daß ich im stande war, mit einem gewissen Verständnis in die Vorliebe des Fürsten Bismarck für Bäume einzudringen. Aus seiner Unterhaltung wurde es mir klar, daß für ihn Bäume mehr als das gewöhnliche Interesse lebloser Dinge haben. Er liebt es, ihr Wachstum zu verfolgen, und wenn sie fallen müssen.

[1]) Vergl. mein Werk „Neue Tischgespräche &c.“, Band I. Seite 187 u. 216.

giebt er nur mit Widerstreben seine Einwilligung dazu. — Er zeigte mir auch eine Bank im schattigen Winkel einer Wiese, umkränzt von Tannen, und sagte: „Das ist einer meiner Lieblingssitze, aber ein dummer Gärtner hat diese jungen Bäume davorgepflanzt, die später die ganze Aussicht verderben werden. Ich will ihnen anderswo einen Platz anweisen."

Wir schritten dann an einem See entlang, auf dessen entgegengesetzter Seite eine Schießscheibe sichtbar war. „Dies ist der einzige Ort," ließ sich nun der Fürst vernehmen, „wo ich meine Uebungen im Pistolenschießen fortsetzen kann, ohne ein Unglück befürchten zu brauchen."

Ich bemerkte dazu, daß die Strecke mir für eine Pistole ziemlich lang zu sein schiene, sie muß mehr als hundert Ellen betragen haben.

„O," erwiderte er, „für meinen Revolver ist die Entfernung nicht zu groß, und wenn ich auch nicht ganz so jung mehr bin wie früher, so hab' ich doch noch eine ziemlich sichere Hand. Hin und wieder gelingt's mir auch noch, ein Eichhörnchen vom Baum herunterzuschießen."

Nach dem „Lunch" fuhr der Fürst allein mit seinem Gast durch den Sachsenwald und zwar tief in denselben auf einsamen Wegen hinein, um ihm so viel Wild wie möglich zeigen zu können. Als der Kutscher sich dabei verirrt hatte und absteigen mußte, um den Hauptweg wieder aufzusuchen, wandte Bismarck sich plötzlich an Whitman, indem er auf zwei stattliche Fichten zeigte, mit den Worten: „Dort in der Luft zwischen jenen Bäumen möchte ich meine letzte Ruhestätte finden, wo die frische Luft und das Sonnenlicht noch zu mir dringen können. Der Gedanke, dort unten in einem Kasten erstickt zu liegen, hat doch seine Schrecken."

Als wir wieder aus dem Walde herausfuhren, befanden wir uns in der Nähe großer Bauernhöfe, worauf mir der Fürst sein System des Ackerbaues auseinandersetzte. Er sprach dabei englisch und zeigte sich zu meiner Ueberraschung vollkommen vertraut mit vielen unserer einschlägigen technischen Ausdrücke. Er zeigte mir auch eins der typischen alten sächsischen Bauernhäuser. Wir stiegen vom Wagen und traten ein. Der Bauer und seine Frau kamen zum Vorschein, begrüßten uns und küßten die Hand des Fürsten, worauf wir uns in dem kleinen, überaus sauberen Wohnzimmer niedersetzten. Farbige Bilder vom Kaiser, von Moltke und dem Fürsten selbst hingen an den Wänden. Er ist augenscheinlich ein sehr gütiger Gutsherr, wenn ich nach der hellen Freude und Zuneigung urteilen darf, mit welcher das alte Paar ihn begrüßte. Er fragte nach ihrem Alter, während die Frau gleichsam instinktartig seinen Rock festhielt; sie erwiderte: „O, lieber Fürst, ich bin achtzig geworden, und mein Mann ist zweiundachtzig." — „Nun, das ist ja noch nicht so schlimm, da sind wir nicht weit auseinander. Wir haben ja noch ein Stück Leben vor uns."

30. August 1895. Friedrichsruh. Frühstückstafel, zu welcher die vier Vorstandsmitglieder von den zu den Jubiläumsfeiern des Krieges von 1870/71 nach Deutschland gekommenen deutschen Kriegsveteranen aus Nordamerika zugezogen wurden. Außerdem nahmen noch an dem Frühstück teil: Graf und Gräfin Rantzau sowie die in Friedrichsruh zum Besuch weilende Nichte des Fürsten, Frau von Kotze.

Es saßen Präsident Schlenker und Herr Kalbitz dem Fürsten gegenüber, zur Rechten Herr Forche und zur Linken des Fürsten Herr Jakob Schneider.

Präsident Schlenker, ein gemütlicher Schwabe, der die Ehre hatte, die Gräfin Rantzau zu Tisch zu führen, erzählte über den Verlauf des Frühstücks: Bei Tisch plauderte der Fürst sehr leutselig mit uns, frug uns, wo wir zu Hause seien, welches Geschäft wir hätten, wo wir gedient hatten und wie es uns in Amerika gefalle.

Wir hatten uns den Fürsten als Greis vorgestellt, das ist er aber nicht. Er steht noch kerzengerade da und sieht kerngesund aus.

Der Fürst hatte mich für einen Bayern gehalten, als er aber erfuhr, ich sei ein Württemberger, sagte er: „Im Felde habe ich immer die Württemberger um ihr schönes blaues Manteltuch beneidet."

Als der Fisch servirt wurde, meinte Bismarck, es sei schade, daß die Deutschen es nicht so gut wie die Holländer verständen, Häringe einzupökeln!

Im Verlaufe der Tafel erhob sich Bismarck zu folgendem Trinkspruch: „Wir können die gemeinsamen Gefühle, die uns beseelen, nicht besser zum Ausdruck bringen, als indem wir dem Andenken unseres alten Königs Wilhelm ein stilles Glas weihen. Wir haben alle unter ihm gedient."

Anfang September 1895. Friedrichsruh. Zu dem englischen Schriftsteller Dr. Jon Stefanson, welcher dem Fürsten Bismarck einen Besuch abgestattet hatte, bemerkte derselbe: „Ich habe mein Interesse an der Politik verloren, was für mich noch von Belang, ist das Wetter und die Ernte. Ich verwende jetzt meine Zeit auf die Landwirtschaft. Das ist eine weit dankbarere Beschäftigung als Politik. In dieser ist Undank die Regel, bei der Landwirtschaft die Ausnahme."

Als der Besucher dem Fürsten entgegenhielt, seine mächtige Gestalt wirke noch immer als Führer der Deutschen in politischen Fragen, sagte er: „O, Sie vergessen, ich werde alt!" Dr. Stefanson erzählte auch jene Episode aus dem Kissinger Badeleben des Fürsten, als ein hübsches Mädchen aus Colorado, nur um den berühmten Staatsmann zu sehen, auf der Kontinentreise den bayerischen Kurort berührte. Die Amerikanerin ging dreist auf den Kanzler zu und sagte: „Durchlaucht, ich muß heute nach Colorado zurückreisen, darf ich Ihnen vorher noch die Hand schütteln?" Dabei nahm sie seine Rechte und versuchte, sie zu küssen; aber der Fürst wehrte lächelnd ab:

„In Kissingen küßt man nicht die Hand“ — dabei küßte er das vor freudiger Erregung tief errötende Mädchen herzlich auf den rosigen Mund.

26. September 1895. Friedrichsruh. Frühstückstafel, zu welcher das Mitglied des amerikanischen Kongresses Richard Bartholdt (einer der Vertreter des Staates Missouri) eine Einladung erhalten hatte.

Auf einer Europareise begriffen, richtete Bartholdt von Thüringen aus einen Brief an den Fürsten und ersuchte ihn als in Deutschland geborenes Mitglied des amerikanischen Kongresses um eine Audienz. Umgehend wurde ihm von Dr. Chrysander mitgeteilt, daß der Fürst sich freuen werde, ihn am 26. September um 12 Uhr zum Frühstück zu empfangen.

Bartholdt trat die Reise nach dem Sachsenwald an und wurde bei seiner Ankunft in Friedrichsruh von dem Grafen Rantzau empfangen. Wenige Minuten später kehrte der Fürst von einem Spaziergang zurück. Seine Erscheinung schildert der Deutschamerikaner als überraschend frisch, seine Gesichtsfarbe gesund, das Auge klar. Nach kurzer, herzlicher Begrüßung schritt man zur Frühstückstafel. Der Fürst bat den Besucher aus der Ferne, an seiner Rechten Platz zu nehmen, zur Linken des Fürsten ließ sich Dr. Chrysander nieder, neben diesem Graf Rantzau, zur Rechten Bartholdts die Gräfin Rantzau und am unteren Ende der Tafel die beiden Söhne des Rantzauschen Ehepaares. Es entwickelte sich rasch eine zwanglose Unterhaltung. In ihrem Verlauf mußte Bartholdt, der darauf gerechnet hatte, die Rolle eines bescheidenen Zuhörers spielen zu dürfen, sich darein finden, über alles mögliche ausgefragt zu werden, über das Deutschtum in Amerika, über die Politik der Vereinigten Staaten, und Graf Rantzau wollte wissen, ob es in den Vereinigten Staaten auch eine Judenhetze gebe, was von Bartholdt verneint wurde.[1]) Dieses Thema veranlaßte den Fürsten, sich in ausführlichen Bemerkungen über priesterliche Politiker, politische Priester und Geistliche zu ergehen, und er machte aus seiner Abneigung gegen diese Persönlichkeiten kein Hehl. Mit besonderer Schärfe wandte er sich gegen strebende Kanzelpolitiker, deren es leider auch unter den Protestanten gebe, und als Beispiel erwähnte er Stöckers.

---

[1]) Hierzu bemerkte die „Kreuzzeitung“ (Nr. 551 vom 25. November 1895): Das trifft nicht zu. In jenen Städten, wo die jüdische Einwanderung stark zugenommen hat, ist der Antisemitismus so stark wie in der Alten Welt. Giebt es doch bereits in verschiedenen Bädern Gasthöfe, welche Juden grundsätzlich nicht aufnehmen.

Und die „Staatsbürger-Zeitung“, die es ja, da sie nicht dabei war, besser wissen muß, (Nr. 547 vom 22. November 1895) schrieb: Diesem Bericht ist der Stempel tendenziöser Entstellung und Erfindung auf die Stirn geprägt. Was den Grafen Rantzau betrifft, so hat er sich durch eine verlogene Presse sein Urteil über den nationalen und wirtschaftlichen Kern der antisemitischen Bewegung niemals trüben lassen. Ihm ist keine sogenannte „Judenhetze“, wohl aber eine widerwärtige Hetze der Juden und ihrer Parteigänger gegen alle, die sich nicht zum Schleppträger des Judentums hergeben, sehr wohl bekannt. Eine Frage, ob es in Amerika auch eine „Judenhetze“ gebe, ist bei dem Grafen Rantzau einfach ausgeschlossen.

Als der letzte Gang gereicht war und ein Diener dem Fürsten den Ständer mit den langen Pfeifen gereicht hatte, ließ Graf Rantzau ein Witzwort über Jung-Amerika fallen, das Bartholdt veranlaßte, eine Geschichte von Tom Ochiltree zu erzählen, demselben Tom Ochiltree, der als Kongreßmitglied von Texas beim Tode Laskers im amerikanischen Kongreß einen dem Deutschen Reichstag zu übermittelnden Beileidsbeschluß beantragt hatte, der vom Kongreß angenommen, dessen Bestellung aber von dem Reichskanzler zurückgewiesen wurde. Mit viel Vergnügen hörte der Fürst, daß Ochiltree bei seiner Rückkehr von einer längeren Reise seine Firma, die „Tom Ochiltree und Sohn" lautete, von seinem gleichnamigen Sprößling auf dem Schild in „Tom Ochiltree und Vater" verändert fand.

Diese Charakteristik des Selbstbewußtseins von Jung-Amerika hatte zunächst bei dem Fürsten einen Heiterkeitserfolg, dann kam er aber auf die Ochiltreesche Angelegenheit in ihrem Zusammenhang mit Lasker zu sprechen und sagte: „Jawohl, ich erinnere mich der Sache. Lasker war ja ein ganz tüchtiger kleiner Mann, wenn er auch oft querköpfig und durch sein Auftreten der logischen Entwicklung hinderlich war. Aber jene Resolution sollte ich dem Reichstag überreichen, und zu diesem Botendienst wollte ich mich einfach nicht hergeben. Das war der ganze Streit." [1])

---

[1]) Die „Staatsbürger-Zeitung" schrieb hierzu: „Die dem Fürsten Bismarck in den Mund gelegte Aeußerung über Lasker kann unmöglich wahr sein. Lasker war am 5. Januar 1884 in den Straßen New Yorks einem Schlaganfalle erlegen, nachdem sich in der Heimat schon lange vorher die Spuren geistigen Verfalls an ihm immer deutlicher bemerkbar gemacht hatten. Das Haus der amerikanischen Repräsentanten wollte für den Juden Lasker eine besondere Ehrung und nahm unterm 9. Januar eine Resolution an, in der es hieß: ‚Das Haus der Repräsentanten hat mit tiefem Bedauern von dem Tode des hervorragenden deutschen Staatsmannes Eduard Lasker vernommen, dessen feste und beharrliche Darlegung freier und liberaler Ideen und hingebender Eifer für dieselben die soziale, politische und wirtschaftliche Lage seines Volkes wesentlich gefördert hat.' Der Abgeordnete Ochiltree, zu deutsch Eichelbaum (!!), begnügte sich nicht mit der Annahme der Resolution, sondern erwirkte noch den Beschluß, sie an den Gesandten der Union in Berlin, Herrn Sargent, zu senden mit dem Auftrage, sie zur amtlichen Mitteilung an den Deutschen Reichstag dem Reichskanzler Fürsten Bismarck zu übergeben. Fürst Bismarck hat dieses Ansinnen rundweg abgelehnt, aber nicht, wie es im obigen Bericht heißt, weil er sich nicht zu Botendiensten hergeben wollte, sondern aus wesentlich andern Gründen. Als Herr Rickert die Ablehnung des Fürsten Bismarck am 13. März desselben Jahres im Reichstage anschnitt, um auf diese Weise doch noch eine kleine Lasker-Ehrung durchzusetzen, antwortete der Fürst, daß er die Uebermittelung der Resolution ablehnen müsse, weil sie ein Urteil über die Richtung und die Wirksamkeit des Abgeordneten Lasker enthalte, das mit seiner Ueberzeugung in Widerspruch stehe: ‚Ich kann mich,' so fuhr der Fürst fort, ‚nicht entschließen, bei Seiner Majestät dem Kaiser die nötige Ermächtigung zu dieser Mitteilung an den Reichstag zu beantragen, weil ich dazu ein Urteil mir amtlich aneignen und bei Seiner Majestät vertreten müßte, welches ich als zutreffend nicht erkennen vermag.' Aus diesen Erinnerungen dürfte zur Genüge hervorgehen, daß Herr Bartholdt bei seinen Mitteilungen über das Frühstücksgespräch in Friedrichsruh stark geflunkert hat."

Bezugnehmend auf die mißlichen Verhältnisse in den katholisch regierten romanischen Ländern erklärte der Fürst, daß „wir lange vor 1870 ein von Wien regiertes einiges Deutschland hätten haben können", und das allmähliche Schwinden des deutschen Partikularismus schrieb er nicht in letzter Reihe der Heereseinrichtung und der durch sie verursachten beständig vor sich gehenden Versetzung der Truppen und der Einreihung der einzelnen außerhalb der engern Heimat zu.

Auf die Bemerkung, man mache den Deutschen in Amerika von nativistischer Seite den Vorwurf, daß sie ihre Sprache und Sitten aufrecht erhielten, während doch in ihrem eigenen Vaterlande gegen die fremdsprachigen Elemente und deren Schulen Front gemacht würde, blickte der Altreichskanzler Bartholdt ruhig an und entgegnete dann, mit dem Essen einhaltend, gemessenen Tones: „Da besteht aber doch ein großer Unterschied. Mehrsprachige Volkselemente lassen sich schon unter einem Hute regieren. Es ist nicht die Sprache, sondern die Gesinnung, welche da den Ausschlag giebt. Die Deutschen in den Vereinigten Staaten sind gute, loyale amerikanische Bürger, während die fremdsprachigen Elemente im Deutschen Reich vielfach nichtdeutsche Politik treiben." Diese Beobachtung erläuterte der Altreichskanzler dann noch weiter, und man ersieht daraus, wie trefflich er über die Gesinnungen der Deutsch-Amerikaner unterrichtet ist.

21. November 1895. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher Graf Herbert Bismarck, Graf und Gräfin Rantzau, Professor Schweninger, Frau Gräfin Eichstädt, das Mitglied des Bundes der Landwirte, Gutsbesitzer Wichert und der Pächter des städtischen Viehhofes in Berlin, Gastwirt Fritz Heidepriem teilnahmen.

Der Anlaß zur Anwesenheit der letzteren beiden Herren in Friedrichsruh war folgender: Vor Beginn seiner parlamentarischen Thätigkeit kandidierte der damalige Herr v. Bismarck-Schönhausen gegen den Rittergutsbesitzer Heidepriem (den Vater des oben Genannten) im Kreise Schollehne bei der Abgeordnetenwahl für die zweite Kammer, bei welcher Gelegenheit Herr v. Bismarck vor einer großen Wählerversammlung seine Kandidatenrede hielt. Diese Rede war stenographirt und im Rathenower Kreisblatt abgedruckt worden, wodurch sie in den Besitz des Herrn Heidepriem gekommen war; bei der Erbschaftsregulirung war diese Rede mit einer großen Photographie, die ein Gruppenbild der Wähler darstellte, Herrn Heidepriem jun. zugefallen. Einige Zeit später teilte Herr Heidepriem jun. dem Fürsten Bismarck mit, daß er im Besitz jenes Rathenower Kreisblattes sei, in welchem die erste Kandidatenrede des Fürsten stände, und daß er gern bereit sei, diese Zeitung dem Fürsten und ein Bild des damaligen Gutsbesitzers Otto v. Bismarck als Geschenk zu übergeben. Schon wenige Tage nachher erhielt Heidepriem eine Einladung zum Fürsten Bismarck nach Friedrichsruh. In Begleitung des Gutsbesitzers Wichert

aus dem Rathenower Kreise reiste Heidepriem nach Friedrichsruh ab, wo beide am Bahnhofe von der Equipage des Fürsten abgeholt und nach dem Schlosse gebracht wurden. Fürst Bismarck führte die Herren sofort nach seinem Empfangszimmer, wo die Ueberreichung der Geschenke stattfand. Mit großem Interesse las der Fürst die Rede durch, und ein Lächeln überzog sein Gesicht. Er versicherte, daß ihn wenige Geschenke und Aufmerksamkeiten so erfreut hätten wie dieses einfache Blatt mit seiner ersten Rede. Er betonte noch, daß er damals ganz bei der Sache gewesen und wohl kaum geahnt, wie viele Reden dieser ersten noch folgen würden. Der Fürst lud nunmehr seine Gäste zur Frühstückstafel ein.

Während der Tafel erzählte der Fürst viel aus seinem Leben, besonders aus der Zeit, wo er noch der Gutsbesitzer v. Bismarck war und ihm der Titel Deichhauptmann als die höchste Errungenschaft galt. Es war, so versicherte er, die glücklichste Zeit seines Lebens. „Was ist nun alles aus mir noch geworden? Außer den vielen Ehrungen, die mir in meinem Leben zu teil geworden, bin ich ja nun auch noch Ehrenmitglied der Berliner Schlächter-Innung, und darauf bin ich stolz.“ Beim Abschiede reichte er seinen beiden Gästen seine Photographie mit Namensunterschrift. Außerdem erhielt Wichert noch eine Eiche aus dem Sachsenwalde zugesagt. Der Fürst erwähnte noch, daß etwa 800 Eichen aus dem Sachsenwalde an Gemeinden u. s. w. bereits versandt worden seien.

16. Dezember 1895. Friedrichsruh. Mittagstafel, an welcher der Kaiser, Geheimer Kabinetsrat Wirklicher Geheimer Rat Dr. v. Lucanus, Generallieutenant Generaladjutant v. Plessen, Kontreadmiral Freiherr v. Senden-Bibran, Hausmarschall Freiherr v. Lyncker, Flügeladjutant Oberst v. Kalckstein, Flügeladjutant Oberst v. Moltke, Leibarzt Generalarzt Dr. Leuthold, Graf und Gräfin Rantzau sowie Geheimrat Professor Dr. Schweninger teilnahmen.

Der Kaiser war mit Gefolge nachmittags 5 Uhr auf der Fahrt von Altona nach Berlin in Friedrichsruh eingetroffen, um dem Fürsten Bismarck einen Besuch abzustatten. Für das große Publikum aber war das bevorstehende Ereignis Geheimnis geblieben.[1]) Der Fürst, der Kürassier-Uniform mit Helm

[1]) Die Instruktionen an die einzelnen Stationsbeamten lauteten „Geheim“. Nur der Friedrichsruher Bahnhofsvorsteher Winkelmann (dem offiziell nur von einem „Passiren“ des Kaiserzuges etwas bekannt war) mochte besser unterrichtet sein. Nachdem er nachmittags die Flagge auf dem Bahnhof hatte hissen lassen, kam Graf Rantzau zufällig auf den Perron. Verwundert fragte der Graf: „Nanu, geflaggt?!“ Als der Beamte erwiderte: „Nun, Majestät werden ja doch wohl halten lassen!“ antwortete Graf Rantzau, indes nur halbernst: „Davon ist im Schlosse nichts bekannt.“ In Wirklichkeit sollten thatsächlich die Bahnbeamten außer den Leitern des Kaiserlichen Extrazuges, und auch diese erst im Augenblick der Abfahrt von

und Mantel angelegt hatte und rüstig einherschritt, erwartete mit dem Grafen Rantzau und Geheimrat Schweninger die Ankunft des Kaisers am Portal des Schlosses, wo der Extrazug zum Halten gebracht wurde. Nachdem er den Kaiser begrüßt und für den gnädigen Besuch gedankt hatte, fand die Vorstellung des Gefolges statt. Nunmehr geleitete der Fürst seinen hohen Gast zum Schloß, wo bald darauf das Diner begann.

Fürst Bismarck war bei der Tafel aufgeräumt; zum Schluß ließ er den bekannten Wein kommen, den er, wie er sagte, „von seinem Freunde Crispi" erhalten hatte.

Die Tischgespräche streiften — im Anschluß an den nahe bevorstehenden Jahrestag der Versailler Kaiserproklamation — den Krieg mit Frankreich; dabei fielen von seiten Bismarcks die Worte: „Wenn Napoleon unverheiratet gewesen wäre, so hätten wir den Krieg nicht gehabt." Ein deutlicher Beweis, daß Bismarck, entgegen der Sybelschen Auffassung, die Schuld an dem Kriege doch zum Teil der Kaiserin Eugenie[1]) beimaß. In einem andern Zusammenhang fiel die Bemerkung Bismarcks: „Ich habe es Eurer Majestät Herrn Großvater stets gesagt, er brauche sich vor niemand zu fürchten, solange er seine 56000 Mann Garden habe."

Hamburg, nichts von dem Abstecher des Kaisers wissen. Selbst Oberförster Lange war während der Dauer des Kaiserlichen Besuches nicht in Friedrichsruh, sondern in Hamburg. Als der Fürst etwa zehn Minuten vor dem Eintreffen des Kaiserzuges aus dem Schloßpark auf die Landstraße hinaustrat und dort den Stellvertreter des Oberförsters antraf, war er sehr erstaunt und fragte, was derselbe dort wolle. Auf die Entgegnung, daß er soeben gehört habe, daß der Kaiser ankäme, erwiderte der Fürst: „Zum Kuckuck, das sollte doch niemand vorher erfahren!"

[1]) Sybel hat in seinem letzten Lebenswerke die Kaiserin Eugenie sehr in Schutz genommen; er schilderte sie als eine lebenslustige, gutherzige Dame, die sich um die Politik erst kümmerte, als sie um die Zukunft der Dynastie mit Rücksicht auf ihren Sohn in Sorgen kam; da habe sie sich denn in den Krieg treiben lassen, weil man ihr glaubhaft machte, daß der Thron ihres Sohnes nur durch einen Sieg über Preußen gesichert werden könne. Kenner der Geschichte haben über diese Darstellung sofort die Köpfe geschüttelt. In der Schrift: „Kaiserin Eugenie und Bismarck", von H. v. R., Berlin 1895, E. Pelschus und Cie., ist nunmehr der aktenmäßige Nachweis geliefert, daß Sybel sich geirrt hat und daß wichtige Vorgänge von ihm gänzlich unberücksichtigt geblieben sind. Die Kaiserin hat sich thatsächlich sehr frühe um die Politik gekümmert, und namentlich lag ihr am Herzen die päpstliche Politik, die in der Unfehlbarkeitserklärung ihren höchsten Trumpf ausspielte und der das Emporkommen Preußens, dieser protestantischen Macht, im höchsten Grade zuwider war, zum Siege zu bringen. Man versteht in der That den Ursprung des großen Krieges nicht, wenn man den Umstand, daß bei zunehmender Schwächlichkeit des Kaisers die bigotte Kaiserin den entscheidenden Einfluß an sich riß, unterschätzt oder gar völlig außer acht läßt. In welcher Weise der klerikale Fanatismus der Kaiserin in Frankreich selbst die lebhaftesten Befürchtungen der protestantischen Bevölkerung erregte, dafür hat der Verfasser mehrfache interessante Belege beigebracht. Vielfach wird das Zeugnis Bismarcks angerufen; er ist indes nicht der einzige, der dem Verfasser die Beweise für seine Ausführungen geliefert hat.

Nach dem Diner verabschiedete sich der Kaiser, um nach Berlin weiterzufahren. Der Fürst begleitete Seine Majestät an den Zug, Graf und Gräfin Rantzau sowie Geheimrat Schweninger folgten. Der Weg vom Schloß bis zum Kaiserlichen Zuge war von Friedrichsruher Feuerwehrleuten besetzt, die Spalier bildend die Nacht mit Magnesiumfackeln erleuchteten. Nur wenig Publikum hatte sich eingefunden, das beim Anblick des Kaisers und des Fürsten in Hochrufe ausbrach. Vor dem Salonwagen angekommen, verabschiedete sich der Kaiser vom Fürsten und seiner Begleitung, bestieg den Zug und unterhielt sich aus dem Fenster heraus noch kurze Zeit mit der Gräfin Rantzau. Als sich der Zug unter den Hochrufen der Umstehenden in Bewegung setzte, winkte der Kaiser wiederholt grüßend zurück, der Fürst salutirte militärisch und begab sich dann langsam wieder ins Schloß.

10. Januar 1896. Friedrichsruh. Der zur Frühstückstafel geladene Dr. phil. H. Lichtenfelt schreibt darüber:

Den eigentümlichen Verhältnissen an der Tafel entsprechend, wurde die Unterhaltung teils in englischer, teils in deutscher Sprache geführt. Dies war die Veranlassung, daß das Gespräch die Verschiedenheit der Völker berührte. Die Betrachtungen zusammenfassend, meinte der Fürst:

„Ich finde, daß Völker in ihrem Leben so weit nur von Erfolg gekrönt werden, als sie teutonisches Blut in ihren Adern haben, und so lange, als sie die Eigentümlichkeiten dieser Rasse bewahren. Die Irländer sind ein weibliches Volk, viel Gefühl, wenig mit dem Verstande operirend. Alle Völker und Rassen sind mir zum Schluß verständlich, nur gegen Neger vermag ich eine Abneigung nicht zu überwinden. Sie erscheinen mir ein Zerrbild der Weißen. Umsomehr haben mich die Vereinigten Staaten gefesselt, in deren Leben diese Rasse wesentliche Bedeutung hat. Wenn in diesem Lande die Sozialdemokratie keine hervortretende Rolle spielt, eigentlich nur in den großen Städten aufgetreten ist und dort mit Energie zurückgedrängt werden konnte, so liegt dies wohl auch an der geringen Dichtigkeit der Bevölkerung. Nur da, wo die Menschen eng gehäuft wohnen, gedeiht diese Treibhauspflanze unserer Kultur. Als Ideal eines amerikanischen Geschäftsträgers erschien mir immer Bancroft. Er stach mit seiner wissenschaftlichen Ruhe um so vorteilhafter ab, als einer seiner Vorgänger durch seine Frau mir manchen Aerger bereitet hatte. Diese Dame hielt sich zu jeder Rücksichtslosigkeit berechtigt. Bei den Empfängen des diplomatischen Corps stellte sie sich immer in den freien Raum, der für den Durchgang der höchsten Herrschaften bestimmt war. Wie ein General stand sie vor der diplomatischen Schlachtreihe. Ein Kammerherr nach dem andern erschien, um sie in die Front an ihren Platz zu führen. Einzelangriffen aber hielt sie stand. Zum Schluß rückte dann eine Armee von Kammerherren an, die, in Schlachtordnung gegen sie vorgehend, sie zum Weichen veranlaßte."

Die angewandten militärischen Gleichnisse brachten das Gespräch auf die Stellung des Fürsten in der Armee und auf den ihm vom Kaiser geschenkten Küraß. Dieser wurde zur Ansicht herumgereicht. Der Fürst erzählte, er habe fast nie einen Küraß getragen, würde daher auch diesen nur tragen, wenn er damit einer durch die Verhältnisse verlangten Notwendigkeit sich fügen müsse. Es sei ihm ein unbequemes Kleidungsstück. „Als ich das letzte Mal im Königlichen Schlosse in Berlin aß, waren sechs oder sieben Offiziere meines Regiments anwesend, die im Küraß zu dem zwei bis drei Stunden lang dauernden Diner befohlen waren. Ich bedauerte sie von meinem Standpunkte umsomehr, als ich mir sagte, ich sei die Veranlassung zu dem, was mir als eine Qual erschien." Es wurde erwähnt, daß der Kaiser ebenfalls im Küraß in Friedrichsruh ein Diner eingenommen habe. Hierauf erwiderte der Fürst: „Kaiser müssen und dürfen manches thun, was wir nicht müssen und nicht dürfen."

Bei dem englisch Sprechen des Fürsten zeigte sich, mehr noch wie beim Gebrauch des Deutschen, ein schwerfälliges Losringen der Worte. Die Bemerkung ist insofern alt, als diese Eigentümlichkeit in Bezug auf seine öffentlichen Reden bekannt ist. Möglich, daß die jahrelange Gewohnheit des Abwägens der Worte auch auf das Privatleben sich übertragen hat. Immerhin war es auffällig, wie gut der Fürst, verhältnismäßig wenigstens, die englische Sprache beherrschte. Sein Aufenthalt in England habe für ihn in dieser Beziehung die hohe Schule gebildet. Der Fahrt dahin verdanke er sein erstes Krankheitsgefühl. Die Seefahrt sei stürmisch gewesen, und er habe sich sehr elend gefühlt. Ein quälender Gedanke sei es für ihn gewesen, daß er im Wasser zwischen den verschiedenen Strömungen hin und her geworfen, scheinbar zermahlen werden könne und, so in die Tiefe gelangend, alle die Opfer des Kanals vermehren würde. In seiner Phantasie hätten sich ihm alle die Leichen, die Schiffsreste gezeigt, die den Grund bedeckten. Uebrigens habe er schon in seiner Jugend englisch gesprochen. Während seiner Dienstzeit als Einjähriger sei ihm in Bezug hierauf noch folgendes Erlebnis gegenwärtig: „Bestaubt und beschmutzt mußte ich vom Dienst einst direkt in das Hotel gehen, in dem ich meine Mahlzeiten einnahm. Dort kam ich neben eine an jenem Tage angekommene englische Familie zu sitzen. Mein nicht salonmäßiges Aeußere veranlaßte die Glieder derselben zu Betrachtungen darüber, was ich sei. Unmöglich, meinte eine der Damen, sei ich Offizier. Meine Hand jedoch sei nicht die eines Gemeinen. Stillschweigend hörte ich die Diskussion mit an. Plötzlich griff die Dame nach einer Mostrichdose. Da sie dieselbe nicht ganz erreichen konnte, übergab ich sie ihr und sagte dabei in meinem besten Englisch: „Sie ist leer, wenn Sie eine andre wünschen, so werde ich den Kellner beauftragen, Ihnen eine gefüllte zu holen." Tableau! Die Erwähnung seiner Hand lenkte die Aufmerksamkeit auf diese. Trotz des Alters war sie auch heute noch geeignet, Aufmerksamkeit zu erregen. Schlank, weiß, mit breiten Nägeln, erschien

es bedauerlich, daß der Fürst nie erlaubt hat, daß von ihr ein Abguß genommen worden ist. Ebensowenig, wie er einem Maler oder Bildhauer wirklich gesessen; er hatte auch hiergegen immer die Einwendung: „Ich bin kein Poseur."

Da der Fürst sich einmal deutsch an mich wendete, so antwortete ich ihm ebenso. An meinem Tonfall glaubte er den Berliner zu erkennen. „Dieses Deutsch, von Gebildeten gesprochen," fuhr er fort, „halte ich für das Beste, es zeigt am wenigsten Dialekt. Unter diesem Gesichtspunkt ist mir immer das Russische sehr interessant gewesen. Fürst wie Bauer sprechen dieselbe Sprache im ganzen Reiche, ebenso gleichmäßig sind auch die Schriftzüge, ob der Schreiber in Astrachan oder Moskau zu Hause ist." Auf die Bemerkung, daß der reine Berliner Dialekt für Fremde etwas Aggressives enthalte, sagte der Fürst: „Mir hat er wenigstens eine Mensur eingetragen. In Göttingen gebrauchte ich einst in einer Gesellschaft von Hannoveranern die Wendung: ‚Ick ooch.' Es wurde mir bedeutet, daß ‚ooch' keine Berechtigung habe. Es hieße hochdeutsch ‚auch', oder plattdeutsch: ‚ock'. Ein Wort gab das andere, bis diese linguistische Frage nur durch Anwendung der Schläger entschieden werden konnte."

Die Unterhaltung wendete sich dann den kriegerischen Neigungen in Amerika und England zu, wie der Krieg zwischen China und Japan dieses allgemeine Waffengerassel eingeleitet habe. Hierzu meinte der Fürst: „Die Energie der Japaner gegenüber der Lethargie der Chinesen hat mich ganz mit Staunen erfüllt. Es giebt wohl bei uns Stimmen, die auch in den Chinesen eine Gefahr für Europa sehen. Gegenüber dem von diesem Volke durch Jahrhunderte bewiesenen Beharrungsvermögen scheinen mir derartige Vermutungen unbegründet. Vielmehr jedoch ist eine merkantile Schädigung durch Japan und die Möglichkeit des Eintretens dieses Landes als politischen Faktors zu gewärtigen."

Wir sprachen dann über die vorliegenden Reichstagsarbeiten. Zur Zeit war gerade das Margarinegesetz vorgelegt. Zu dieser Frage äußerte der Fürst: „Ich habe bei meinen Leuten Margarine gekostet. Der Fettgeschmack derselben ist auf der Zunge nicht nachhaltig, daher kann sie wohl auch beim Kochen nicht so ausgebend sein. Die Leute ziehen sie aber vor, da sie pro Pfund zwanzig Pfennige billiger ist wie Butter. Immer bleibt sie doch nur, auch dem Geschmack nach, ein Ersatz für Butter. Unsre Zeit kann ja vieles, alles kann sie auch nicht. Wenn ich so auf mein Leben zurückdenke, so ist der Fortschritt ungeheuer. Ungeheuer ist aber auch der Wechsel in der Auffassung, auch in meiner Auffassung. In meiner Jugend schien mir zum Beispiel der Siebenjährige Krieg und der Befreiungskrieg zeitlich gar nicht so getrennt. Doch waren es zweiundfünfzig Jahre. Alles schob sich in dieser Beziehung zusammen. Welche lange Zeit habe ich durchlebt. Ich hätte ja noch Napoleon den Ersten sehen können. Glücklicherweise hat uns das Geschick zu verschiedenen Epochen wirken lassen."

15. Januar 1896. Friedrichsruh. Mittagstafel, zu welcher der Verleger der „Leipziger Neuesten Nachrichten“, Edgar Herfurth, sowie der Berliner politische Vertreter dieser Zeitung, Dr. P. Liman, zugezogen wurden.

Bei Tisch richtete Dr. Liman an den Fürsten Bismarck die Bitte, ihm seine Ansicht über die im Königreich Sachsen geplante Wahlrechtsänderung zu sagen und gestatten zu wollen, daß er von seinen Worten in der Oeffentlichkeit Gebrauch mache.[1] Insbesondere lag dem Dr. Liman daran, zu erfahren, ob der Fürst noch heute an seinem im Jahre 1867 über das preußische Wahlsystem gefällten Urteil festhalte.[2] Fürst Bismarck erwiderte darauf, daß er zwar nicht mehr so scharf gegen das preußische System auftreten würde, daß er aber nach wie vor an seiner Verurteilung des preußischen Systems festhalte. Der Fürst meinte ferner, indem er besonders auf die ländlichen Verhältnisse einging und die Ungerechtigkeit der „willkürlichen“ Einteilung nach dem Steuerertrag in lebhafter Darstellung schilderte, daß er ja allerdings gegen die Form des jetzigen Reichstagswahlrechts gewisse Bedenken hege, daß er jedoch meine, dieselben ließen sich beseitigen, wenn an die Stelle jedes geheimen Wahlrechts eine öffentliche Stimmenabgabe eingeführt würde. „Ich halte dies auch für sittlich wertvoll; ein Mann, der wählt, soll auch den Mut haben, seine Meinung offen zu sagen.“

Ueber diesen Besuch schreibt Dr. Liman noch des weiteren in den „Leipziger Neuesten Nachrichten“:

Klar ist das Auge, strahlend der Blick, aufrecht der Gang, das Haupt ist nicht gebeugt; die Aeste der Buchen mögen sich biegen unter dem Schnee des Waldes, die eisernen Glieder des Eisernen Kanzlers beugen sich nicht unter dem

---

[1]) Der Anlaß zu diesem Gespräch war folgender: Am 10. Dezember 1895 hatte die sächsische zweite Kammer das Verlangen der sozialdemokratischen Mitglieder derselben nach Erweiterung des Landtagswahlrechts mit dem Ersuchen an die Regierung um Vorlegung eines Gesetzentwurfs beantwortet, der das Wahlrecht zu dieser Kammer auf dem Prinzip der direkten Staatssteuerleistungen aufbauen sollte, ohne das Wahlrecht denjenigen zu entziehen, die es bereits besitzen. Infolgedessen hatte die sächsische Regierung einen Entwurf aufgestellt, worüber man Näheres findet in dem Artikel: Die sächsische Wahlreform, „Nat.-Ztg.“ v. 6. 2. 1896 Abendblatt.

[2]) Das allgemeine Wahlrecht war auch in den Entwurf einer Verfassung für den Norddeutschen Bund übergegangen. Im konstituirenden Reichstag verteidigte Bismarck am 28. März 1867 die Einführung dieses allgemeinen Wahlrechts und nannte dabei das preußische Dreiklassenwahlsystem „beispiellos widersinnig und elend, da es alles Zusammengehörige auseinanderreißt und Leute zusammenwürfelt, die nichts mit einander zu thun haben, und in jeder Gemeinde mit anderem Maße mißt. Eine ähnliche Willkür und zugleich eine Härte liegt aber in jedem Census, eine Härte, die da am fühlbarsten wird, wo dieser Census abreißt, wo die Ausschließung anfängt. Wir können dem Ausgeschlossenen gegenüber doch schwer begründen, daß er deshalb, weil er nicht dieselbe Steuerquote wie sein Nachbar zahlt, gerade Helot und politisch tot in diesem Staatswesen sein soll.“

Schnee des Alters. Solch ungebrochene Kraft könnte dem Vaterlande noch ungeheure Dienste leisten.

„Ich habe drei Stunden mit dem Bleistift gesessen, um die Formulare gewissenhaft auszufüllen, die Miquel zu Steuerzwecken versendet“ — ob einst die Geschichte gegen die Generation, die, gestützt auf das, was andere schufen, durch Adolf Hermann v. Marschall und Chlodwig Hohenlohe Staatsverträge schließen läßt, nicht Anklage erheben wird, daß die Hand, die die Kaiserproklamation von Versailles und den Frankfurter Friedensvertrag unterzeichnet hat, unthätig ruht — auch wenn am Gedenktage Tausende von Toasten erklangen und zu den Ehrenbezeigungen noch neue sich gesellten?

Draußen am Fenster wirbeln die Flocken und die Bäume ächzen im Wintersturm. „Ich möchte wohl noch einmal die Blätter grünen sehen.“

Wir haben uns zur Abendtafel gesetzt. An der rechten Seite des Fürsten hat eine Frau von bestrickendem Liebreiz Platz genommen, aus deren tiefblauen Augen hingebende Verehrung für den greisen Helden spricht. Ich selbst als Gast sitze zur andern Seite des Fürsten, zu meiner Linken Gräfin Rantzau, die kluge Tochter des Hausherrn, die in den Tagen der Arbeit so oft an den Sorgen des Vaters teilnahm, die jetzt allem Ehrgeiz für den Gatten entsagte, um mit weicher Frauenhand ihm den Lebensabend zu verschönen. Am andern Ende der Tafel die beiden Enkel — der dritte ist auf der Schule zu Brandenburg — bildhübsche, feurige Jungen, Bismarckfche Art. Zuweilen fliegt ein lächelnder oder freundlich mahnender Blick des Großvaters zu ihnen hinüber, und am Schluß teilt er ihnen selbst einen Apfel, einen im Süden gereiften Kalvill.

Es werden nicht allzuviel Gänge servirt. Eine Suppe, Fisch, zweierlei Braten, Gemüse, eine süße Speise und Obst. Alles bewegt sich in ungezwungen einfachen Formen. Der Fürst selbst genießt nur von einzelnen leichten Speisen, Dr. Schweninger wacht sogleich darüber, daß nicht ein Diätfehler für den nächsten Tag Beschwerden hervorruft. Auch den Getränken spricht der Hausherr nur in mäßiger Weise zu; etwas Bier und ein Glas perlenden Sekts, das ist alles. Und doch wird in die Gläser auch ein herrlicher Wein gefüllt aus jenem Riesenfaß, das pfälzische Damen dem Achtzigjährigen verehrten.

Fürst Bismarck ist über alle Fragen, welche die Oeffentlichkeit bewegen, auf das genaueste unterrichtet, ob nun der Kämpfe der Buren gedacht, oder ob die Erfindung des Professors Röntgen besprochen wird. Jetzt sucht er in scherzhaftem Meinungsstreit mit Dr. Schweninger die Bedeutung des neuen photographischen Verfahrens für die Medizin zu erläutern, jetzt bespricht er die schweren Mängel des preußischen Wahlrechtes, jetzt erzählt er davon, wie er den Bundesrat und sein Wirken sich ganz anders gedacht hat — willig giebt er jeder Anregung des Gespräches nach, um mit weiser Mäßigung sein Urteil zu formuliren. Nur einmal klingt leise Bitterkeit aus seinen Worten: als

ich der formlosen Art gedachte, in der sein Nachfolger von seinen Räumen Platz ergriff.

Den Ernst der Unterhaltung durchbricht immer wieder ein schalkhafter Exkurs. So, als der Hausherr seiner Schwiegermutter gedenkt, die, wie alle „Damen", jeden Besuch, so unerwünscht er auch war, doch stets mit den Worten begrüßte: „Ach, wie freue ich mich, Sie zu sehen!" oder als er von dem bekannten Abenteuer in Meißen spricht, wo ihn der Bahnzug während der Begrüßungsrede entführte, mit ihm zugleich aber den champagnergefüllten Ehrenpokal der guten Stadt. Als ich ihn ein anderes Mal fragte, ob Seine Durchlaucht nicht auch, wie Graf Moltke, das Whistspiel liebe, da meinte er scherzend: „Schon seit langem nicht. Ich spiele überhaupt nicht. Ich würde nur sehr hoch spielen, denn niedrig ist mir zu langweilig und hoch darf ich als guter Familienvater nicht."

Aber immer wieder strich durch den Humor ein Zug der Melancholie. „Seit ich nicht mehr im Amt bin, seit ich nicht mehr meine Hauptbeschäftigung habe, interessiren mich auch die Nebenbeschäftigungen nicht mehr, an denen ich früher viel Freude hatte. Es ist kein Oel mehr auf der Lampe." Mit wehmütigem Lächeln hört er es, wie der wackere Leibarzt ihm verheißt, das Oel wieder aufzufrischen — ein resignirtes Schütteln des Hauptes ist die Antwort.

Auch der Gründe, die den greisen Helden fern halten von der Teilnahme an der Berliner Feier, wird gedacht und des wiederholt angeregten Gedankens, in Fragen von internationaler Bedeutung den Rat oder das Schiedswort des Kanzlers einzuholen: „Ich würde nie einen Rat erteilen, wenn ich nicht die Mittel hätte, ihn auszuführen. Sonst bin ich immer derjenige, welcher . . ."

Mit Vergnügen hörte der Fürst zu, als ich ihm folgende Geschichte aus dem Leben Hammersteins berichtete: Einst fuhr der streitbare Freiherr mit Flora Gaß im Grunewald spazieren. In einem Wagen kamen ihnen die Herren v. Caprivi und Miquel entgegen. Flora Gaß aber hat freudig zu Protokoll gegeben, wie die beiden Minister sie, ehrfurchtsvoll sich neigend, begrüßten.

Die Erwähnung des Dr. Peters, der durch mich dem Fürsten den Ausdruck seiner tiefsten Verehrung hatte übermitteln lassen, veranlaßte den Fürsten zu einigen schlagenden Bemerkungen über den Gang unserer Kolonialpolitik, vornehmlich über den Verlust von Zanzibar, das er als einen sicheren Gewinn Deutschlands betrachtet hatte, „sobald England einmal etwas von uns brauchte". Für Peters selbst fehlt es dem Fürsten Bismarck nicht an innerlichen Sympathien: „Er ist ein energischer, kleiner Kerl, aber ein Durchgänger, und er wollte für sich eine Kolonialmacht sein."

Lebhaft wurde auch der Wiener Ehrenfahrt gedacht; vor allem die Dresdener Feier hat einen tiefen Eindruck hinterlassen. „Sie konnte nicht mehr übertroffen werden." Auch einzelner Episoden entsann sich der Fürst mit wunderbarem Gedächtnis, so des kleinen Ortes in der Nähe von Rosenheim, wo sich in

später Nachtzeit, in Sturm und Regen, doch noch einige Bauern einfanden, um ihn zu grüßen, und wo er aufstand, um ihre Treue mit herzlichem Danke zu belohnen.

Leipzigs Bewohner dürfen stolz sein auf die Prädikate der „Thatkraft und Intelligenz", die ihnen der greise Staatsmann erteilte. Fürst Bismarck ist über unsere heimischen Verhältnisse auch im einzelnen orientirt, über das, was wir haben, und über das, was uns fehlt.

Aber trotz aller Exkurse — so knüpfte sich an den zufälligen Gebrauch des Imperfekts „buken" für „backten" eine köstliche Auseinandersetzung, in der der Fürst für die alten, kräftigen Formen plädirte — trotz aller Exkurse kehrte das Gespräch immer wieder zu politischen Fragen zurück. Und immer war das Urteil des Fürsten klar, bestimmt, treffend; oft erhellte eine kurze, prägnante Wendung eine ganze, zweifelhafte Situation wie mit einem Scheinwerfer.

10. Februar 1896. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher der Staatssekretär der Südafrikanischen Republik Dr. Leyds mit seinem Begleiter, Legationssekretär Baron Quarles, teilnahmen. Fürst Bismarck gab seiner Befriedigung darüber Ausdruck, daß das deutsche Volk in so kräftiger und so einmütiger Weise seine Sympathien für Transvaal kundgethan habe. Die Depesche des Kaisers an den Präsidenten Krüger erfreute sich anscheinend der Billigung des Fürsten.

20. Februar 1896. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher die Ober-Bergräte Schreiber und Weißleder, Direktor Moof, Generaldirektor Besserer und Bergrat Neubauer[1]) teilnahmen.

Fürst Bismarck ließ sich während der Tafel eingehende Schilderungen über den Kalibergbau machen. Er fragte nach dem Entstehen der einzelnen Benennungen der Salze, sprach wiederholt lebhaft seine Befriedigung aus über das dargebrachte Geschenk, wünschte dem Kalibergbau besten Fortgang und widmete demselben ein Glückauf!

22. Februar 1896. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher die aus sieben Mitgliedern bestehende Deputation der Allgemeinen Ordnungsparteien

[1]) Seitens der Leiter der deutschen Kaliwerke war beschlossen, dem Fürsten Bismarck aus ihrem Bergesschatze eine Gabe zu weihen, um ihrem Danke für die dieser Industrie geleisteten großen Dienste, auch besonders zu ihrer Entwicklung nach dem Auslande, Ausdruck zu geben. Zur Ueberreichung der Gabe waren die obenerwähnten Herren auserwählt.

Der Fürst empfing die Abordnung in leutseligster Weise, nahm die durch Ober-Bergrat Schreiber vorgetragene Adresse entgegen, besichtigte die Stufen eingehend und erwiderte, für die Gabe dankend, daß Erzeugnisse der Kali-Industrie ihn in seiner Eigenschaft als Landwirt außerordentlich interessirten; am besten von ihm gekannt sei Kainit, nach seiner Ansicht dasjenige Düngungsmittel von überzeugendstem Erfolge.

des Saalkreises, die Herren Landrat v. Werder, Geheimer Ober-Bergrat Professor Dr. Arndt, Kommerzienrat Lehmann, Rentier F. W. Fritsche, Hoflieferant W. Neue, Amtsrat Meyer und Geheimer Justizrat Professor Dr. v. Liszt,[1]) teilnahmen.

Der Fürst befand sich in der vergnügtesten Stimmung und trug fast ausschließlich die Kosten der Unterhaltung, ohne irgendwie Spuren der Ermüdung erkennen zu lassen. Bezüglich seiner Gesundheit äußerte er, daß ihm sein altes Leiden, die neuralgischen Schmerzen, viel zu schaffen machten, sobald er sich nicht sehr in acht nehme; bei dem jetzt herrschenden rauhen Wetter dürfe er die Zimmer nicht verlassen. Sodann besprach er seine Erlebnisse in der Konfliktszeit und bei seinem Ausscheiden aus dem Reichsdienste, er gedachte auch des Empfanges, welcher ihm im Jahre 1893 auf dem Bahnhofe zu Halle bei der Rückkehr von Jena zu Teil wurde. Heiterkeit erregte es, als der Fürst erwähnte, daß er während der Konfliktszeit von der Opposition regreßpflichtig gemacht werden sollte. „Wenn ich damals regreßpflichtig gemacht worden wäre," so äußerte der Fürst, „hätte man mich zu einigen Hunderten von Millionen verurteilt, das wäre mir aber Wurst gewesen, ultra posse nemo obligatur".

Im Verlauf des Gesprächs bemerkte Professor Dr. v. Liszt, daß die heutige Wissenschaft, abgesehen von der Geldbewilligung, die Heeresorganisation vollständig legal ansähe; der Fürst lächelte und bemerkte, die Thatsachen hätten ihm recht gegeben, und das sei die Hauptsache. Wenn ihm aber das Wort: „Gewalt geht vor Recht" zugeschrieben werde, so habe er diesen Ausdruck in solcher Nacktheit nie gebraucht, vielmehr könne er nur gesagt haben, daß, wenn im Staatsleben Streit darüber entstände, was Macht sei, der Gewalthaber die Macht nach dem Grundsatze „beati possidentes" benutzen müsse.

Unter Bezugnahme auf die Vorwürfe, welche von französischer Seite gegen Deutschland erhoben wurden, und daß man sich nicht scheute, den deutschen Soldaten gemeinen Diebstahl nachzusagen, bemerkte der Fürst: „Was wollen Sie, meine Herren, Krieg ist Krieg. Wenn der Soldat friert, muß er sich wärmen, und wenn er sonst nichts weiter findet, muß er zu Mahagonimöbeln greifen. Man kann doch nicht verlangen, daß ein Soldat im Felde bei lebendigem Leibe erfriert, um den Franzosen sterbend sagen zu können: Hier sind Ihre Mahagonimöbel! Was aber die Uhren anbelangt, nun ja, in manchen Quartieren waren überhaupt keine da, in anderen aber, da waren drei oder vier vorhanden. Militärische Pünktlichkeit muß immer zu jeder Zeit da sein, und in reiner Bethätigung dieser Pünktlichkeit mag es vielleicht ge-

[1]) Die Deputation war beauftragt, dem Fürsten Bismarck eine Adresse der Allgemeinen Ordnungspartei der Stadt Halle und des Saalkreises zu überreichen. Der Fürst nahm am Kopfende der Tafel Platz, ihm zur Rechten der Reihe nach die Herren Arndt, Meyer, Neue, Frau Gräfin Eickstedt-Peterswalde, Graf und Gräfin Rantzau und Dr. Chrysander, auf der Linken Landrat v. Werder, Professor Dr. v. Liszt, Lehmann, Fritsche und Frau Baronin Merck.

kommen sein, daß eine Uhr in ein anderes Quartier getragen worden ist. Aber Uhren stehlen? Der preußische Infanterist, der schon genügend bepackt ist, wird sich hüten, seinen Affen mit einer schweren Bronzeuhr, die doch nur einen Wert von höchstens hundert Mark hat, zu beschweren und sich mit dieser unnützen Last herumzuschleppen."

Demnächst unterzog der Fürst in höchst offenherziger Weise die Ereignisse von Langensalza einer Kritik und gab im weiteren sein Urteil ab über die Feldherren, die 1866 sowohl wie 1870 das Heer geleitet hatten. Dem General v. Göben ließ der Fürst warme Anerkennung zu teil werden. Ihn hätte er unbedingt, falls wir Moltke verloren hätten, an der Spitze der Armee haben mögen, denn für Göben ging der Soldat durchs Feuer.

Bei Erwähnung der Universität Halle fragte er den Geheime Rat Dr. v. Liszt, ob in Halle auch Lehrer und Schüler fest auf dem Boden der bestehenden Ordnung ständen, und war hocherfreut, als ihm diese Frage bejaht wurde.

Als der Fürst auf die Adresse zu sprechen kam, da zeigte sich, daß man infolge des unvermuteten Erscheinens Bismarcks dieselbe im Nebenzimmer hatte liegen lassen. Sie wurde nun geholt und dem Fürsten unterbreitet. — Derselbe setzte erst eine seiner mächtigen Pfeifen in Brand und begann sich in die Durchsicht der Namen zu vertiefen. Als er dabei zufällig auch den Namen eines Droschkenkutschers las, gab er erneut seiner Befriedigung Ausdruck über die Einmütigkeit, mit der die Vertreter der verschiedensten Berufszweige in Halle ihm ihre Anhänglichkeit erwiesen. So etwas thue ganz besonders wohl; er ermahnte die Anwesenden mit den Worten: „Ja, ja, in dieser Harmonie arbeitet weiter, dann kann's unserem Volk nicht fehlen!" Der Fürst lobte die Idee der Adresse, einer solchen, wie sie noch von keiner Seite ihm dargebracht sei, als originell und glücklich; er werde es sich nicht nehmen lassen, in Muße jedes einzelne Blatt zu betrachten und Namen und Stand seiner Verehrer sich genau anzusehen. Einzelne Bilder weckten in ihrer Eigenart des Fürsten eigene Erinnerungen an Halle. So entsann er sich bei der Ansicht des Fiebiger-Denkmals noch ganz genau dieses Mannes, mit dem er oft im Abgeordnetenhause zusammengetroffen, der außerdem gleich ihm am 1. April 1815 geboren sei.

Beim Mahle toastete Geheimer Ober-Bergrat Dr. Arndt auf den Fürsten und Landrat v. Werder auf die Fürstliche Familie, daß sie blühen und wachsen möge. Er betonte in seiner Rede unwandelbare große Dankbarkeit dafür, daß der Fürst stets mit Wort und That für das Gedeihen der deutschen Landbevölkerung eingetreten sei, damit der erfrischende Hauch vom Lande, der gegenüber der Körper und Geist bedrückenden Atmosphäre der Großstadt für das Leben der einzelnen wie der Nation unentbehrlich ist, nicht erlösche. Wenn auch das gesamte geeinte deutsche Vaterland des Altreichskanzlers gewaltige Arbeit verspüre, die Bewohner des Saalkreises fühlten sich um so inniger mit dem Fürsten verbunden, als ja der Kreis nicht nur zu der Provinz Sachsen,

sondern auch zu dem alten Herzogtum Magdeburg gehört, aus welcher die Familie v. Bismarck entstammt. Der Redner brachte ein Hoch auf die Familie des Fürsten Bismarck aus, welches begeisterten Wiederhall in der Runde fand.

Der Fürst sprach sich in seiner Erwiderung, in der er dem Vorredner für die ihm und seinem Hause gewidmeten Wünsche seinen herzlichsten Dank abstattete, befriedigt darüber aus, daß in der Allgemeinen Ordnungspartei für Halle und den Saalkreis die Partei-Interessen dem allgemeinen Gefühle der Notwendigkeit von dem Zusammenhange aller das Reich fördernden Elemente nachgestellt seien. Im Anschluß daran äußerte er noch einmal seine Freude, die ihm durch die Ueberreichung der originellen Adresse bereitet worden. Sein Toast galt der wahren Ordnungspartei, die alle Männer der verschiedensten Parteischattirungen, wofern sie nur dem Deutschen Reich ihre Kraft frisch und freudig zu leihen bereit wären, zum Heile des Vaterlandes umfassen möge.

Ueber die Ansichten Bismarcks in Bezug auf unser kolonisatorisches Vorgehen in Afrika lasse ich nachstehend noch Mitteilungen eines andern Tischgastes folgen:

Nach wie vor sei er (Bismarck) der Ansicht, daß in fernen Erdteilen der Kaufmann voran und der Staat mit seinem Schutze ihm nachfolgen müsse. Es sei immer das Richtige, einen Küstenstrich von zwei oder drei Tagemärschen Breite in Besitz zu nehmen und mit den dahinterliegenden Negern freundschaftliche Abkommen zu treffen; würden diese verletzt oder kämen sonstige Gewaltthätigkeiten vor, so müsse man unverzüglich militärische Expeditionen in das Hinterland zur energischen und abschreckenden Züchtigung der Eingeborenen vornehmen. Von der Verpflanzung des preußischen Regierungsassessors und seines bureaukratischen Systems nach Afrika dürfe man sich keinen Erfolg versprechen; das sei Arbeit vom grünen Tisch aus, die dorthin erst recht nicht passe. Er sei auch kein unbedingter Anhänger der Aufhebung der Sklaverei, die in jenen Ländern schon seit Tausenden von Jahren bestanden habe und in den dortigen Verhältnissen begründet sei. Dagegen sei die brutale und falsche Behandlung der Schwarzen zu mißbilligen, wie sie leider auch von deutscher Seite in den bekannten Fällen vorgekommen sei. Er glaube zwar nicht an die Gleichheit der Rassen, sondern im Gegenteil, daß den Negervölkern von der göttlichen Vorsehung eine andere Bestimmung zuteil geworden sei als den Weißen; aber es sei verkehrt gehandelt, wenn die Weißen von ihrer Ueberlegenheit einen Gebrauch machten, welcher der Menschlichkeit so sehr zuwiderliefe wie dem praktischen Nutzen. Es stecke zwar in den Negervölkern etwas von der Pferde- und Hundenatur, aber selbst in Bezug auf diese beiden Tiere sei das System der Dressur mittelst Schlägen veraltet. Ein alter Reitlehrer habe oft in der Bahn, wenn ein Schüler seinem Tiere die Gerte gab oder es sonst hart behandelte, demselben zugerufen: „Aber so schlagen Sie das Tier doch

nicht, das ist ja gar nicht schuld, daß Sie nicht reiten können; der Fehler liegt darin, daß Sie es falsch behandeln." Es sei doch auch ein treffendes Beispiel für die gute Natur des Negers, daß fünf Weiße, wie es so häufig geschehe, mit fünfhundert Schwarzen unter den allerschwierigsten Verhältnissen gefahrvolle Züge in das Innere des Landes unternehmen, ohne daß die Weißen eine andere Sicherheit hätten, als die in „Treu und Glauben" der Neger wurzelnde. Wenn etwas von der Hundenatur im Schwarzen vorhanden sei, so wäre das für ihn nicht schimpflich, und die Weißen, die davon Nutzen hätten, sollten es lieber vermeiden, die Neger wegen eben dieser Hundenatur schimpflich zu behandeln. Ohne Zweifel sei der Neger faul und müsse angetrieben werden, aber doch nicht mit unmenschlichen Mitteln. Auch habe der schwarze Soldat doch schon oft genug bewiesen, daß es ihm nicht an Mut und Opferwilligkeit fehle. Er bedaure es deshalb jedesmal, wenn er in den Zeitungen Berichte über Vorfälle lese, aus denen hervorgehe, daß die Schwarzen unmenschlich und falsch behandelt würden. Wißmann habe die richtige Art und Weise gehabt, mit den Negerstämmen fertig zu werden.

Bezüglich der Thätigkeit der Ansiedelungskommission in den polnischen Gebietsteilen bemerkte der Fürst, er fühle sich durch den bisherigen Verlauf der Dinge in seiner alten Auffassung bestärkt, daß die Umwandlung des aus polnischen Händen erworbenen Besitzes in Rentengüter keine ganz glückliche Maßregel gewesen sei. Es wäre richtiger gewesen, diese Ländereien zunächst als Domänen in Königliches Eigentum überzuführen und sich die Pächter dieser Domänen nach politischem Bedürfnis auszusuchen. Die Hauptsache sei doch gewesen, daß die betreffenden Besitzungen aus den polnischen Händen in preußischen Staatsbesitz gelangten, alles Weitere sei cura posterior gewesen, und es habe kein Grund zur Ueberstürzung vorgelegen. Es sei seinerzeit von ihm auch nicht beabsichtigt gewesen, daß bei der Thätigkeit der Ansiedelungskommission vorzugsweise auf die Neusiedelung kleiner Leute deutscher Zunge Bedacht genommen werde. Die politische Tendenz sei nicht sowohl auf die Ersetzung polnischer Bauern durch deutsche Bauern gerichtet gewesen, sondern auf die möglichste Beschränkung des polnischen Großgrundbesitzes in seiner durch die Geistlichkeit geförderten Deutschfeindlichkeit und nationalpolnischen Aspiration. Es sei darauf angekommen, diesen Grundbesitz in Domänen unter Pächtern zu verwandeln, auf die der preußische Staat habe fortdauernd zählen können. Man sei auch in dieser Sache zu eilig vorgegangen, habe schon morgen ernten wollen, was erst gestern gesät sei. Die Ungeduld, die sich auch hier offenbare, sei eine der übelsten Eigenschaften, die es in der Politik gebe. Man hätte sich Zeit lassen sollen, allmählich eine deutschtreue Bevölkerung auf dem Wege der Einzelsiedelung in ihrer naturgemäßen Entwicklung herzustellen. „Es stand gar nichts im Wege, den Besitz des polnischen Adels anzukaufen, ihn in Händen zu behalten und ihn dann nach Zeit und Umständen zu verwerten."

März 1896. Friedrichsruh. Der siebenbürgisch-sächsische Bildhauer Harro Magnussen aus Berlin, welcher von dem Ausschuß für das Bismarck-Denkmal in Kiel mit der Herstellung eines Entwurfs für dasselbe in größerem Umfange beauftragt war, als Gast des Fürsten in Friedrichsruh anwesend, um Studien zu machen. Ueber das Frühstück, welches der Sitzung folgte, teilte der Künstler folgendes mit: „Der Fürst war lebendig in der Unterhaltung bei Tisch, und mancher liebenswürdige, oft auch beißende Witz erregte die laute Freude der Anwesenden. Derselbe gestattete mir mit großer Liebenswürdigkeit, siebzehn Körper- und Kopfmaaße zu nehmen, und stand mir Modell zu einer Büste, wenn auch nur kurze Zeit, so doch genügend, um sehr viel verbessern zu können. Wie der Fürst mir einmal ein Glas eigenhändig einschenkte, trank ich es auf sein Wohl, auf noch viele gesunde Jahre. ‚Nee, he hat noog, he mag nich mehr,' erwiderte der Fürst, worauf Graf Rantzau rief: ‚Aber wi hebbt noch nicht noog, wie willt di noch lang hebben!' Der Fürst ist den ganzen Winter nur einmal ausgefahren, sonst nicht hinausgekommen, und doch hat er eine blühende Gesichtsfarbe. Er arbeitet viel an einem Zimmertretapparat, um Arm- und Beinmuskeln zu bewegen, und fühlt sich wohl dabei. Gegen Gesichtsschmerzen hilft ihm das Trinken eines rohen Ei's." [1])

26. April 1896. Friedrichsruh. Frühstückstafel, zu welcher die Mitglieder der Deputation des Komitees für die Errichtung eines Bismarck-Denkmals in Wiesbaden zugezogen wurden. Es waren dies die Herren Stadtrat Bartling (erster Vorsitzender), Rittmeister d. R. Albert Ostermann (zweiter Vorsitzender), Regierungsrat Kantel (Geschäftsführer), Regierungspräsident v. Tepper-Laski als erster Beamter des Regierungsbezirks und Oberbürgermeister Dr. v. Ibell als erster Beamter der Stadt Wiesbaden, in welcher das Denkmal errichtet werden sollte. [2]) Die Unterhaltung bei Tisch führte hauptsächlich Fürst Bismarck, der in feiner und interessanter Weise die Zuhörer durch Erzählungen

---

[1]) An den Stadtpfarrer Obert in Kronstadt hat Herr Magnussen folgende Depesche gesendet: „Als Gast beim Fürsten bin ich autorisirt, den Sachsen von Kronstadt des Fürsten landsmännischen Gruß auszusprechen, dem ich mich anschließe. Magnussen."

[2]) Fürst Bismarck führte Frau v. Bonin, Regierungspräsident v. Tepper-Laski die Gräfin Rantzau, welche ihrem Vater gegenüber Platz nahm. Oberbürgermeister Dr. v. Ibell führte Frau v. d. Heydt, die zur linken Seite des Fürsten saß. Rittmeister Ostermann wurde ersucht, auf der rechten Seite der Gräfin Rantzau Platz zu nehmen. Fräulein Olga v. Bonin wurde vom Regierungsrat Kantel und deren Schwester vom Landtagsabgeordneten vom Rath aus Frankfurt a. M., Schwager des Landrats Dr. Meister in Homburg, zu Tisch geführt. vom Rath ist durch die Familie Meister zu Frankfurt a. M. mit der Familie des Fürsten Bismarck befreundet geworden und war zum Besuch in Friedrichsruh. Graf Rantzau saß zwischen Frau v. Bonin und Dr. Chrysander. Ihm gegenüber saßen Bartling und v. d. Heydt; Acker hatte neben Schweninger seinen Platz. Die beiden jungen Grafen Rantzau befanden sich neben Dr. Chrysander.

aus seinem Leben zu fesseln wußte, und durch öfteres herzliches Lachen seine gute Stimmung bekundete. Nachdem die Gäste sich zu Tisch gesetzt hatten, wurde ihnen zunächst ein Glas bayerischen Bieres vom Faß vorgesetzt. Der Fürst sah zu, wie die Tischgenossen sich an dem köstlichen Tropfen labten, hatte aber selbst aus Versehen kein Bier erhalten. Da rief er seinem Diener zu: „Pinnow, alle haben schon Bier, nur ich habe nichts." Dem ihm sogleich überreichten Glase sprach er wacker zu. Den ersten Gang ließ der Fürst mit dem Bemerken vorübergehen, daß er mit seinem Magen auf Kriegsfuß stände.

Nach dem Bier wurde Champagner gereicht. Alsdann ließ Geheimrat Schweninger je drei Glas des von Karl Acker überreichten Weins in nachstehender Reihenfolge anbieten: Geisenheimer Rothenberg, Beerenauslese aus dem Jahre 1886, Rüdesheimer Beerenauslese aus demselben Jahre, beide aus den Weinbergen des Herrn Ed. v. Lade zu Geisenheim-Monrepos, und 1868er Gräfenberger aus der Königlichen Domäne, Kabinetabzug, welche zwar durch die Temperatur auf der Reise ungünstig beeinflußt waren, aber trotzdem ihre vornehme Herkunft erkennen ließen und Beifall fanden. Fürst Bismarck ließ sich in jedes Glas ein Stück Eis legen, indem er bemerkte, daß er den Wein nicht anders als kalt trinken könne. Als der Fürst nach dem ersten Glase erfuhr, daß dieser Wein von Herrn v. Lade stamme, gab der Fürst darüber seiner Freude Ausdruck, indem er seine Gäste aufforderte, mit ihm auf das Wohl des Herrn v. Lade zu trinken. Er bat dabei um Entschuldigung, daß er sitzen bleibe, das Aufstehen falle ihm schon etwas schwer. Lade erweise ihm bei jeder Gelegenheit eine Aufmerksamkeit. Derselbe habe sich um die Obstzucht in Deutschland Verdienste erworben und ihm öfter so schönes Obst gesandt, wie er es in Deutschland nirgends gefunden habe. Lade sei besonders mit seiner Frau, der Fürstin Bismarck, befreundet gewesen. Er sei schon oft von ihm eingeladen worden, würde auch sehr gerne den Besuch ausgeführt haben, habe aber niemals Zeit dazu gehabt. Jetzt, in seinem Alter, sei das Reisen für ihn sehr schwierig und mit großen Anstrengungen verbunden. Ueberall solle er empfangen und womöglich noch politische Reden halten. Mit 81 Jahren aber mache man keine Politik mehr. Er sei in der Politik mort.

Als Regierungspräsident v. Tepper-Laski das Gespräch auf die Polenfrage lenkte, äußerte der Fürst in Wiederholung an anderer Stelle gemachter Ausführungen,[1]) daß er sich die Ausführung und Wirkungen des Ansiedelungs-

---

[1]) Cf. oben S. 284. Treffend finde ich folgende Bemerkung eines Teilnehmers der Deputation: „Wenn von einigen Seiten versucht wird, das huldvolle und menschenfreundliche Entgegenkommen des Fürsten von Bismarck gegenüber den ihm huldigenden Vereinen und Deputationen mit seinem früheren Verhalten in Widerspruch zu setzen, so halte ich ein solches Unternehmen für verfehlt. Denn Fürst von Bismarck hatte früher, als seinen besten und edelsten Plänen zur Wiedervereinigung aller deutschen Stämme seitens der Volksvertretung in unglaublicher Verblendung der hartnäckigste Widerstand entgegengesetzt war, und dieser

gesetzes ganz anders gedacht habe. Der Staat hätte seine Domänen vergrößern und die angekauften Güter in der Hand behalten müssen. Er hätte die Güter im ganzen oder auch parzellirt zunächst an zuverlässige Leute verpachten sollen. Er sei zwar auch für Parzellirung von großen Gütern, aber nur zur gelegenen Zeit. Erst nachdem sich die Pächter als zuverlässige Leute bewährt hätten, und nur da, wo die lokalen Verhältnisse es verlangten, könne mit Parzellirungen und Eigentumsübertragungen vorgegangen werden. Dieselben müßten sich aus den gegebenen natürlichen Verhältnissen entwickeln, nicht aber in der Weise, daß vorher schon am grünen Tisch Güter zerlegt und unbekannten Personen übergeben und von vornherein schon die Lasten und Abgaben auf die einzelnen Grundstücke verteilt würden. Es herrsche dabei viel zu sehr die Bureaukratie vor.

Im Auftrage des Prinzen Albrecht teilte Regierungspräsident v. Tepper-Laski mit, daß Seine Königliche Hoheit wünsche, zum Fürsten Bismarck seine Söhne zu entsenden. Der Fürst erklärte sich zum Empfang derselben bereit.

Derselbe sprach auch über seinen dreitägigen Besuch beim Fürsten Metternich auf dem Schlosse Johannisberg. Dort sei er in die berühmten Weinkeller gekommen und vom Kellermeister geführt worden, der in gebrochenem Deutsch gesprochen habe und wahrscheinlich aus Ungarn gewesen sei. Er habe sich dessen Herz bald erobert, und das sei so gekommen: Der Kellermeister habe ihm eine Menge Weinproben gegeben und ihn schließlich gefragt, welcher Wein ihm am besten gemundet hätte. „Der erste,“ habe er erwidert, worauf der Kellermeister freudig ausgerufen habe, daß das auch der beste sei. Er habe dort Weine in Bechern getrunken, die ihm nachher an der Fürstlichen Tafel allerdings in kleineren Quantitäten vorgesetzt worden seien. Fürst Metternich habe sehr viel von der großen napoleonischen Zeit gesprochen bis zu den Jahren 1812 und 1813. Was nachher geschehen sei, habe für den Fürsten Metternich kein Interesse gehabt. Als er von Johannisberg zurückgekehrt sei, habe ihn Graf Thun gefragt, wie er das gemacht hätte; Fürst Metternich sei von ihm (Bismarck) sehr entzückt und habe gesagt, er hätte in ihn wie in einen goldenen Boden geschaut. Er (Bismarck) habe geantwortet: „Ja, ich habe immer geschwiegen, aber mit großer Intelligenz zugehört.“ Demnächst gedachte er des schönen Lorsbachthals und der von Epheu umrankten Schloßruine von Eppstein, wo er

Widerstand auch weiter künstlich genährt wurde, allen Grund, dem Volke, das ihn nicht verstand, mit Mißtrauen und mit Bitterkeit entgegenzutreten. Nachdem er aber gesehen, in welcher Verehrung und Dankbarkeit ihm deutsche Herzen entgegenschlagen, welche Anerkennung seine unsterblichen Werke im deutschen Volke finden, und wie dasselbe ihn als seinen größten Nationalhelden ehrt und in noch nie dagewesener Weise feiert, da hat auch er, ein echter Sohn seines Volkes, sich seinen Stammesbrüdern genähert und ist in rührender Weise dankbar für alle ihm dargebrachten Huldigungen. Das ist echt menschlich und ein Zeugnis der wahren Größe dieses Mannes. Ein Mann wie Fürst von Bismarck wird nur alle tausend Jahre geboren. Gott erhalte ihn uns noch lange.“

ehemals Wanderungen gemacht habe. Da während des Essens keine Reden gehalten werden durften, so trat im gegebenen Augenblicke Oberbürgermeister Dr. v. Ibell an den Stuhl des Fürsten Bismarck heran und sprach demselben namens der Stadt Wiesbaden seinen besonderen Dank für den huldvollen Empfang der Deputation aus. Der Fürst stieß hierauf auf das Wohl der Stadt Wiesbaden mit dem Oberbürgermeister und den übrigen Gästen an.

Unter nochmaliger Erwähnung der mitgebrachten Skizzen, Pläne und Photographien bat Regierungspräsident v. Tepper-Laski den Fürsten um eine Bestimmung bezüglich des Denkmalplatzes. Fürst Bismarck antwortete, daß ihm das alte Wiesbaden zwar genau so wie sein Park vor Augen stehe, dasselbe werde sich aber inzwischen sehr verändert haben. „Wiesbaden ist so reich an schönen Plätzen, daß auf jedem mein Denkmal stehen kann. Es kommt mir nicht darauf an, wo, sondern daß mir ein Denkmal errichtet wird."

Weiter äußerte er sich über die Denkmalsangelegenheit nicht, ließ sich auch die Pläne und so weiter nicht zeigen. Damit wollte Bismarck accentuiren, daß er dem Komitee für die Errichtung seines Denkmals in Wiesbaden vollständig freie Hand lasse.

Als das Frühstück beendigt war, bat Fürst Bismarck die Damen um die Erlaubnis, rauchen zu dürfen. Den Gästen wurden von einem jungen Grafen Rantzau Zigarren gereicht, die diesmal auch die Nichtraucher dankbar annahmen, um sie als Erinnerungszeichen an den unvergeßlichen Ehrentag aufzubewahren.

Rittmeister Ostermann und Herr Acker erhielten die Erlaubnis, je eine der bei der Frühstückstafel geleerten Weinflaschen, nachdem dieselben auf Bitten dieser Herren vom Fürsten und von der Gräfin Rantzau mit entsprechenden Aufschriften versehen waren, als Andenken mitzunehmen. Fürst Bismarck bediente sich bei dem Schreiben eines seiner langen historischen Bleistifte. Als Geheimrat Schweninger ihm zu diesem Zwecke eine Flasche hingereicht hatte, las Fürst Bismarck laut die Etikette. Auf die Bemerkung Schweningers: „Gräfenberger" erwiderte der Fürst: „Entschuldigen Sie, ich lese immer von oben." Als dem Fürsten mitgeteilt wurde, daß Herr v. Lade eine schwere Lungenentzündung zu überwinden gehabt habe, sagte er in scherzhaftem Tone: „Nun, die kann ich ja auch noch durchmachen." Schweninger aber rief dem Fürsten zu: „Das Experiment wollen wir doch lieber bleiben lassen."

Zum Kaffee wurde ein guter, reiner Kornschnaps aus Witten, also deutsches Getränk gereicht, von dem auch der Fürst trank. Als gutem Kenner feiner Weine waren dem Fürsten Bismarck die schönen Proben des Herrn Acker sehr willkommen. Nachdem drei Flaschen davon geleert waren, sagte er lächelnd zu seiner Tochter: „Die übrigen Flaschen trinken wir alleine, das machen wir unter vier Augen ab." Daran anknüpfend, erzählte er, daß auf den großen Hoffesten sehr wenige wären, die gute Weine zu würdigen verständen. Für

einen Weinkenner sei es schrecklich, anzusehen, wie dort oft schöner Rheinwein in Punsch gegossen würde. Bei einem Festmahl habe er zwischen zwei Kaiserinnen gesessen, dann sei wieder ein Sterblicher gekommen. Die hohen Herrschaften kennen einander so gut, daß es ihnen interessant ist, auch einmal neben einem anderen Menschen zu sitzen.

Ein Teilnehmer an dem Frühstück, Regierungsrat H. Kanzel, sagt in einer von ihm herausgegebenen Schrift: „Die Fahrt von Mitgliedern des Komites für die Errichtung eines Bismarck-Denkmals in Wiesbaden“:

Das Gespräch kam auch auf die Einverleibung Nassaus. Der Fürst versicherte, daß er nur die angenehmsten Erinnerungen an Nassau und die frühere Regierung des Herzogtums habe; schon als 21jähriger Student habe er dort Eindrücke der freundlichsten Art erhalten, die ihm jetzt noch geblieben seien; nur der Gedanke an die Spielbank in Wiesbaden, der er damals und noch später — als Gesandter beim Bundestage nahm er häufig an den Hofjagden teil — seinen Tribut entrichten mußte, mache davon eine Ausnahme. Der Herzog von Nassau sei gegen ihn stets außerordentlich freundlich und zuvorkommend gewesen, er habe ihn in Biebrich wiederholt besucht und sich jedesmal der ausgezeichnetsten Gastfreundschaft erfreut. Und dann fuhr der Fürst fort: „Ich habe für den Herzog bei der Regelung unserer gegenseitigen Beziehungen im Jahre 1866 mein möglichstes gethan und habe ihm auch persönliche Dienste erwiesen. Aber dieses wurde mir in doppelter Hinsicht erschwert. Bei meinem alten Herrn bestand ein großer Widerwille gegen das Herzogliche Haus, der von seinen Erinnerungen an den Rheinbund sich datirt, und überdies hatte er diesen Widerwillen auch von seinem Vater geerbt. Das zweite Hindernis war die ungünstige Stimmung der Bevölkerung gegen den Herzog, der sie durch sein Jagdgesetz von sich entfremdet hatte.[1]) Die Bauern hatten sich sogar an den König gewandt und ihn gebeten, er möge nicht gestatten, daß sie wieder unter die Regierung ihres Herzogs kämen. Ich konnte also zu Gunsten seiner nicht so viel thun, wie ich mit Rücksicht auf das Wohlwollen, das er mir stets bewiesen, gern gethan haben würde. Dazu kam aber noch ein anderer Grund, der die Vernichtung der Selbständigkeit Nassaus wünschenswert erscheinen ließ. Nach 1866 konnten wir nicht wissen, ob wir nicht zum zweiten Male mit Oesterreich in einen Krieg verwickelt werden könnten. Bei der großen Vorliebe, die der Herzog für alles hatte, was österreichisch hieß, wurde es für bedenklich gehalten, so dicht unter den Kanonen von Coblenz einen mit Oesterreich befreundeten Staat zu haben. Mir hat es persönlich leid gethan, daß Nassau einverleibt wurde. Ich hielt es für ein Ideal, über ein kleines Fürstentum mit Bädern, guten Weinen, guten Jagdgründen und herrlichen Ufern zu regieren. Es hätte ebenso gut bestehen bleiben können wie Braunschweig und andere kleine

[1]) In der That hatte im Herzogtum Nassau der Hirsch mehr Recht als der Bauer.

Staaten, aber ich habe schließlich der besseren Einsicht meines Meisters nachgegeben." [1])

Gegen 2 Uhr erhob man sich vom Tische. Hatte Fürst Bismarck bei der Begrüßung den Handkuß verweigert, so ließ er ihn jetzt bei der Verabschiedung zu und küßte jeden der Wiesbadener auf die Wange.

2. Mai 1896. Friedrichsruh. Frühstückstafel, zu welcher die Gründer und Vorstandsmitglieder des Wohlthätigkeitsklubs „Glocke" [2]) in Bremerhaven, 13 an der Zahl, zugezogen wurden.

Beim Frühstück brachte Fürst Bismarck folgenden Trinkspruch aus: „Meine Herren, ich bitte Sie, mit mir ein Hoch auszubringen auf Ihre Heimat, aus der ich heute durch Sie eine so freundliche Begrüßung erfahre. Ihre Bürger haben ihr Wohlergehen sich durch ihre Betriebsamkeit, durch ihren Mangel an Zufriedenheit, wie ich vorhin sagte, was man auch Strebsamkeit nennen könnte, erhalten. Die Seestädte sind draußen lange Zeit die einzigen Vertreter gewesen, die wir hatten, und haben dabei große Kraft entwickelt, wie uns Lübeck zeigt, das allein lange Zeit in der Ostsee stärker war als Schweden, Dänemark und Rußland zusammen. Dies zeigt uns, was der deutsche Bürgersinn vermocht hat, und was in ihm auf der Basis der deutschen Hansa für eine Dampfkraft steckt, wenn sie richtig angespannt wird. Nun, in unserem neuen Vaterlande und in Bremen und in Hamburg ist die Anspannung wenigstens keine falsche gewesen, nicht immer mit vollem Dampfe, aber es ging doch vorwärts, langsam, wie alles auf der Welt immer gehen kann. Was sich überstürzt, überlebt sich nicht, und in diesem Sinne und in Anerkennung der ausdauernden, langsamen und nach Bedürfnis bescheidenen und bestrebsamen Arbeit der Hansestädte bitte ich Sie, mit mir anzustoßen auf das Wohl derselben und in specie Ihrer

[1]) Wie lose die Beziehungen des Herzogs zu seinem Lande waren, bemerkte hierzu die „Staatsbürger-Ztg.", geht unter anderm auch daraus hervor, daß, während der Herzog auf die Seite Oesterreichs trat, am 4. Mai 1866 die Mobilmachung verfügte und am 14. Juni für den gegen Preußen gerichteten Bundesratsbeschluß stimmte, die Kammern die Mittel zur Kriegführung wiederholt verweigerten. Das Verhängnis trat für den Herzog dann sehr schnell ein. Am 15. Juli floh er, am 18. Juli besetzten die preußischen Truppen Wiesbaden, am 19. Biebrich, ein preußischer Landrat übernahm als Zivilkommissar die vorläufige Verwaltung, und durch Königliches Patent vom 8. Oktober wurde das nassauische Land alsdann dem Königreich Preußen einverleibt.

[2]) Dieselben hatten ein Ehrengeschenk des Klubs, dessen Ehrenmitglied Fürst Bismarck ist, überbracht. Dasselbe besteht aus einem Ebenholzkästchen, auf dem eine Glocke und eine Germania mit einem Banner stehen. Dieses trägt die Inschrift: „Viele Wenig machen ein Viel." Glocke wie Germania sind in Silber getrieben. An dem Kästchen, das eine naturgetreue Nachahmung der Vereinskasse ist, befindet sich die Widmung: „Ihrem Ehrenmitgliede Seiner Durchlaucht dem Fürsten Otto von Bismarck in Ehrfurcht gewidmet von den Mitgliedern des Klubs ‚Glocke' zu Bremerhaven, den 9. Mai 1896." Aktuar Trumpf führte die Gräfin Rantzau, der Fürst die Gräfin Herbert, Herr Lange die Baronin Merck.

Hansestadt Bremen und dessen Senat ‚et qui illam regit‘. Die Hansestadt Bremen und ihr Senat leben hoch! Ich hoffe, Bremerhaven ist nicht eifersüchtig auf seine Mutterstadt, es ist ja allezeit mitgerechnet.“

Herr Pajeken forderte kurz danach die Gäste auf, auf die fernere Gesundheit des Fürsten ein Glas zu leeren. Um zwei Uhr wurde die Tafel aufgehoben.

6. Mai 1896. Friedrichsruh. Der Weltreisende Eugen Wolf zum Besuch anwesend. Bei der Unterhaltung nach Tisch äußerte der Fürst über den besten Platz für sein Denkmal in Berlin: „Von der Politik und der Geschichte als meinem eigenen Werk will ich nicht reden, da waren manch andere Einflüsse noch im Spiel. Aber eines kann ich für mich in Anspruch nehmen, daß ich den Berlinern Luft verschafft habe, und wenn mir Berlin einst ein Denkmal zu setzen beabsichtigt, so wünsche ich es nur nach dem Kurfürstendamm, dem Grunewald zugewandt; denn den Kurfürstendamm und die Villenkolonie Grunewald, die damit zusammenhängt, habe ich ganz allein durchgekämpft. Ich habe bei dem hochseligen König eine Kabinetsordre erwirkt, den Kurfürstendamm als Zufahrt nach dem Grunewald durchzuführen, trotzdem ich das Polizeipräsidium gegen mich hatte und mir unzählige Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, mehr, als es durch sämtliche Diplomatien Europas je in einer Sache geschehen ist. Aber ich hatte das Vertrauen meines hochseligen Herrn, und als ich ihm meinen Vortrag gehalten hatte, sagte er: ‚Machen wir.‘ Und so wurde es gemacht.“

Bescheidener konnte, wie das „Berliner Tageblatt“ bemerkte, Fürst Bismarck die Summe seines kolossalen Wirkens nicht ziehen. Der Wunsch, den er bezüglich seines Denkmals geäußert hat, war indessen, als Fürst Bismarck sich dem Afrikareisenden Eugen Wolf gegenüber in der gedachten Weise aussprach, schon seiner Erfüllung entgegenführt. Die Villenkolonie Grunewald zusammen mit der Kurfürstendamm-Gesellschaft hatten die Errichtung eines Bismarck-Denkmals auf dem Joachimsplatz in Grunewald beschlossen und die dazu nötige Summe aufgebracht. Bildhauer Max Klein wurde mit der Ausführung betraut. Bismarck steht jetzt dort im bürgerlichen Rock, den Schlapphut in der Hand, auf einen Stock sich stützend. Auch Tyras, der Reichshund, fehlt nicht. Dem Fürsten Bismarck war von diesem Vorgang in einer Adresse zu seinem Geburtstag am 1. April 1896 Mitteilung gemacht worden.

16. Mai 1896. Friedrichsruh. Frühstückstafel, zu welcher die Deputation, welche die dem Fürsten Bismarck von seinen Anhängern im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin zum Geburtstage gewidmete Ehrengabe überreicht hatte, zugezogen wurde.[1])

[1]) Die Ehrengabe bestand in einer bronzenen Nachbildung des Denkmals des Großherzogs Friedrich Franz in Schwerin. Die Deputation bestand aus den Herren Drost

Bei der Tafel brachte Fürst Bismarck mit folgenden Worten einen Toast auf den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin aus:

„Meine Herren, ich kann nicht mit Ihnen am Tische sitzen, ohne mit Ihnen auf das Wohl Ihres hohen, gnädigen Landesherrn ein Glas zu trinken. Seine Königliche Hoheit der Großherzog lebe hoch!“

Drost Balck brachte darnach ein Hoch auf den Fürsten und seine ganze Familie aus.

Ende Mai 1896. Friedrichsruh. Bei der Mittagstafel der Hüttendirektor Kollmann aus Bismarckhütte bei Schwientochlowitz anwesend. Als die Rede auf den in Königsberg eingetroffenen Enkel kam, bemerkte der Fürst, daß er selbst aus Anlaß dieses freudigen Ereignisses so viele Depeschen und briefliche Glückwünsche erhalten habe, als wenn er persönlich in Wochen gekommen wäre.

7. Juni 1896. Friedrichsruh. Zum Mittagessen die Reichstagsabgeordneten Graf Mirbach und v. Kardorff.

Ueber die Beratung des Bürgerlichen Gesetzbuchs sagte der Fürst, er würde es bedauern, wenn der Reichstag einem durchaus unberechtigten Drucke nachgäbe, der dahin geht, den Entwurf desselben noch in der gegenwärtigen Session zu erledigen. Ein solches Verfahren erinnere an das Durchpeitschen des österreichischen Handelsvertrages im Jahre 1891. — Eine Vorlage von der Bedeutung des Bürgerlichen Gesetzbuches müsse in ihren Einzelbestimmungen zunächst zur Kenntnis aller davon betroffenen Kreise gelangen. Dann erst könne das Plenum des Reichstags — nicht eine kleine Gruppe des Reichstags im Hochsommer — in eine Beratung eintreten. Es sei des Reichstags unwürdig, dem Zentrum und bestimmten Stellen zu liebe auf eine genaue Prüfung des Gesetzbuches zu verzichten. Aus der in dieser Frage befolgten Taktik könnten übrigens der Regierung einmal nicht zu unterschätzende Gefahren erwachsen. [1])

Balck-Güstrow, Ober-Landesgerichtsrat Dr. v. Buchka-Rostock, Mitglied des Deutschen Reichstags, Hofzimmermeister Eilmann-Güstrow, Major a. D. v. Grävenitz auf Zuhr bei Wittenburg, Landbaumeister Hamann-Hagenow, Gutspächter Oekonomierat Heucke-Cammin, Ober-Landesgerichtsrat Heydemann-Rostock, Domänenrat Hillmann auf Lubzin bei Sternberg, Rechtsanwalt Dr. Hillmann-Güstrow, Rentner Klakmann-Güstrow, Landrat Freiherr v. Maltzahn zu Molzow, Mitglied des Deutschen Reichstags, Hofbuchhändler Opitz-Güstrow, Kaufmann Pelzer-Grevesmühlen, Geheimer Kommerzienrat Podeus-Wismar, Geheimer Hofrat Schlaaff-Waren, Bürgermeister Süsserott-Güstrow und der Schöpfer des Schweriner Friedrich Franz-Denkmals, Professor Brunow-Berlin.

[1]) In einer Polemik gegen die „Kölnische Zeitung“, welche für das baldige Zustandekommen des Bürgerlichen Gesetzbuches eintrat, bemerkte die Zeitung „Das Volk“: Wir erfahren aus erster Quelle, daß Fürst Bismarck mit Bezug auf das Bürgerliche Gesetzbuch erst vor wenigen Tagen gesagt hat:

15. Juni 1896. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher der Hofbuchhändler Kiepert[1]) aus Hannover teilnahm.

Nachdem Bismarck Platz genommen, reichte er dem Dr. Schweninger, der seinen Geburtstag feierte, einen goldenen Trinkbecher mit silbernen Medaillons, Bildnissen römischer Kaiser, in gediegener Arbeit.

„Der Himmel ist heute nicht agrarisch gesinnt, wir brauchen Regen," so leitete der Fürst eine Unterhaltung über den Stand der Feldfrüchte ein. Dann sprach er von seinem Aufenthalt in Petersburg, fragte, ob sein Gast mit dem Kartographen Kiepert verwandt sei, und brachte die Rede auf dessen verstorbenen Bruder, Kiepert-Marienfelde, der lange Jahre dem preußischen Landtage, kürzere Zeit dem Reichstage als Mitglied der nationalliberalen Partei angehört hatte. Bismarck rühmte ihn als einen hervorragenden Landwirt. Das politische Gebiet wurde von dem Fürsten einigemal nur leicht, aber mit viel Humor gestreift, dagegen erkundigte er sich eingehend über die Lage der Landwirtschaft in der Provinz Hannover.

Kiepert hob die segensvolle Wirksamkeit der landwirtschaftlichen Vereine in der Provinz und die Tüchtigkeit der hannoverschen Bauern hervor, Faktoren, denen es vornehmlich zu danken sei, daß die landwirtschaftlichen Verhältnisse in der Provinz Hannover günstiger lägen als wohl sonst in Deutschland. „Von Schleswig-Holstein gilt das gleiche!" entgegnete der Fürst.

Kiepert gab seiner Freude Ausdruck über den herrlichen Sachsenwald, dessen Belaubung besonders in diesem Jahre wundervoll sei; dabei kam das Gespräch auch auf die Eilenriede bei Hannover, die der Fürst als einen köstlichen Schmuck, wie ihn kaum eine zweite große Stadt besitze, bezeichnete.

„Der Reichstag wird sich doch nicht den Inhalt dieser Pandorabüchse, von der er noch gar nicht recht weiß, was darin ist, so über den Kopf schütten lassen!" Dazu bemerkten die „Berliner Neuesten Nachrichten": Nach unseren Informationen über die Auffassung des Fürsten Bismarck bezüglich der übereiligen Annahme des Bürgerlichen Gesetzbuches könnte die Aeußerung thatsächlich in diesem Sinne gefallen sein. Die „Hamburger Nachrichten" v. 8. 6. 1896 (A.-A.) hielten das ebenfalls für möglich.

[1]) Herr Kiepert hatte sich nach Friedrichsruh begeben, um alle Einzelheiten über die für den 5. Juli geplante Huldigungsfahrt der Hannoveraner zum Fürsten Bismarck zu besprechen. Nach einer sehr eingehenden Beratung mit Geheimrat Schweninger und Graf Rantzau bat ersterer dringend, die Huldigungsfahrt auf später zu verschieben, bis die Gesundheit des Fürsten sich noch mehr gefestigt habe. Graf Rantzau versprach dagegen, daß die Hannoveraner die ersten sein sollten, die der Fürst empfange, und daß er Kiepert sofort benachrichtigen werde, wenn der Zeitpunkt gekommen sei, der den Besuch gestatte. Kiepert wurde der Platz zwischen dem Fürsten und dem Grafen Rantzau angewiesen. Zur Rechten Bismarcks saß Geheimrat Prof. Dr. Schweninger, neben diesem die Gräfin Rantzau. Deren drei Söhne sowie zwei Herren aus der Umgebung des Fürsten nahmen ebenfalls an dem Frühstück teil. Münchener Salvator und Weine in verschiedenen Sorten standen zur Verfügung. Der Fürst entschied sich für Bier.

Als der Kaffee gereicht wurde, erhob sich Kiepert zu folgendem Trinkspruch:

„Dem Manne, den uns Gott gesandt,
Der kühn geeint das Deutsche Land,
Ihm noch manch segensvolles Jahr,
Des Volkes Liebe immerdar!“

Hell klangen die Gläser zusammen. In liebenswürdiger Weise kam der Fürst der Bitte Kieperts um eine Namensunterschrift Bismarcks unter dessen Bild nach; das glatte Papier, bemerkte der Fürst, nötige ihn zur Stahlfeder, sonst sei er gewohnt, mit Kielfedern zu schreiben.

Nun wurden Zigarren gereicht; als Kiepert dankte, da er „Nichtraucher“ sei, meinte Bismarck: „Da sind Sie wohl auch gegen das Tabaksmonopol?“

„Da mir damit keine Steuer auferlegt würde, könnte ich unbedenklich dafür stimmen,“ erwiderte Kiepert scherzend.

„Der Staat würde darum auch nichts von Ihnen verdienen,“ entgegnete der Fürst. Vor diesen stellte ein Diener drei Pfeifen und brachte dann eine Mappe mit den eingegangenen Korrespondenzen und Zeitungen. Bismarck las die aus allen Himmelsgegenden eingegangenen Briefe und Karten; unter einige Schriftstücke setzte er mit einem langen Bleistift sein „B.“. Eine Karte reichte der Fürst seinem Gast, sie enthielt Pfingstgrüße von vier Deutschen aus dem „Sachsenwald“ bei Johannesburg (Transvaal). Dann winkte der Fürst einem Diener, Champagner zu bringen. Bismarck erhob sein Glas mit den Worten: „Ich trinke auf das Wohl meines bewährten Freundes Dr. Schweninger, der heute seinen Geburtstag feiert.“

25. Juni 1896. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher der zum Besuch des Fürsten eingetroffene Vizekönig von China Li-Hung-Chang[1])

---

[1]) Zum Empfang des Vizekönigs hatten sich kurz vor Einlaufen des Zuges Graf Herbert Bismarck und Graf Rantzau eingefunden. Zuerst entstiegen dem Salonwagen einige deutsche Offiziere, dann mehrere Chinesen. Ehe der Vizekönig an der Wagenthür erschien, vergingen einige Minuten, und dann entstieg er, von beiden Seiten durch einen seiner Landsleute kräftig unterstützt, ziemlich mühsam dem Wagen, an den zur Bequemlichkeit des vornehmen Passagiers eine kleine Treppe von der Fürstlich Bismarckschen Dienerschaft gestellt worden war. Die beiden Führer des Vizekönigs blieben auch zur Stütze ihres Herrn beständig an dessen Seite, sonst wäre Li-Hung-Chang auch wohl zu Fall gekommen, denn als er über das Bahngeleise mußte, blieb er mit seiner starksohligen Fußbekleidung an der einen Schiene hängen und stolperte. Die außerordentliche Sorgsamkeit aber, mit der ihn seine Umgebung hütet, deren Fürsorge er sich auch willig gefallen läßt, verhindert jeden Unfall. Li-Hung-Chang trug die weithin leuchtende gelbe Jacke, und zwar zu Ehren des Tages, wie wir hören, das Original derselben, sowie die große Pfauenfeder, und hatte den Stern des Roten Adler-Ordens angelegt.

Die beiden Grafen führten die Gäste des Fürsten ins Schloß, woselbst Fürst Bismarck den Eintretenden entgegenschritt. Er trug die Interimsuniform seiner Halberstädter Kürassiere

und aus seinem Gefolge sein Sohn Li-Ching-Chu, der erste Botschaftssekretär Lo-Feng-Luh, der Direktor der Kriegsschulen in Tientsin Vicomte Lien-Fang, der Botschaftssekretär, Zolldirektor Detring, der frühere preußische Hauptmann, jetzige chinesische General Hannecken, der Leibarzt Dr. Irwin, der preußische Oberst Liebert, Herr Maudt aus Tientsin, der deutsche Konsul Freiherr von Seckendorff, Kapitänlieutenant Ingenohl, Hauptmann Morgen sowie Maler Lukas von Cranach, der Kruppsche Beamte Herr Mandl, Professor Dr. Schweninger, Dr. Chrysander und Kandidat Lindow teilnahmen.

Fürst Bismarck hatte zwischen dem Vizekönig und dem Botschaftssekretär Lo-Feng-Luh Platz genommen; ihm gegenüber saß seine Tochter, die Frau Gräfin Rantzau, zwischen dem Botschaftssekretär Detring und dem Direktor der Kriegsschulen Lien-Fang. An beiden Enden schloß sich dann das Gefolge an, sowie aus der Umgebung des Fürsten die Grafen Herbert Bismarck und Rantzau sowie der Geheime Medizinalrat Professor Dr. Schweninger.

Dank der geschickten Verdolmetschung ging die Unterhaltung sehr fließend und machte einen ungezwungenen, natürlichen Eindruck.

Der Vizekönig erklärte dem Fürsten, schon seit dreißig Jahren, wo er nach dem österreichischen Kriege zuerst von ihm gehört habe, sei es sein Wunsch gewesen, den Fürsten zu sehen; der heutige Tag endlich habe die Erfüllung dieses Wunsches gebracht. Er habe schon viele Bilder des Fürsten gesehen und habe große Erwartungen gehegt; aber kein Bild erreiche die Wirklichkeit.

---

mit dem Großkreuz des Roten Adler-Ordens mit Krone, Szepter und Schwert, welches bekanntlich ein Unikum ist. Kaiser Wilhelm I. hatte es sich und seinem Kanzler allein verliehen, und letzterer trug es immer bei besonders feierlichen Gelegenheiten. Außerdem war die Uniform nur mit dem Stern des Schwarzen Adlers und mit dem Eisernen Kreuz geschmückt.

Zunächst verweilten Fürst Bismarck und der Vizekönig längere Zeit mit dem Dolmetscher im Empfangsraum. Des Vizekönigs Blicke hingen mit offen zur Schau getragener Bewunderung an dem Fürsten, und er äußerte nach einiger Zeit: „Seitdem ich das Auge Eurer Durchlaucht gesehen habe, kommt mir Ihre Größe voll zum Bewußtsein, obwohl mir bekannt war, daß ich heute den größten Mann, der die größten Erfolge errungen hat, sehen würde." Fürst Bismarck erwiderte, er freue sich, im Vizekönig einen Zeitgenossen zu begrüßen, der ebenfalls große Erfolge zu verzeichnen hätte. „Aber bei weitem nicht so bedeutende, wie Eure Durchlaucht," fiel Li-Hung-Chang ein. „Nun, jeder thut seine Schuldigkeit," meinte der Fürst. „Im Lande wohl," entgegnete der Vizekönig; „aber die Erfolge, die Eure Durchlaucht errungen haben, sind nicht nur dem eigenen Lande, sie sind für die ganze Welt errungen." Bald darauf wurde zum Frühstück eingeladen. Es machte dem Fürsten Bismarck einige Schwierigkeit, sich von dem niedrigen Fauteuil, auf dem er gesessen hatte, zu erheben, so daß er laut bemerkte: „Man merkt, daß man alt wird," aber ein Ruck, und der Fürst stand wieder aufrecht da. Die chinesischen Diener näherten sich, um in gewohnter Weise ihren Herrn zu führen; aber Fürst Bismarck trat dazwischen und bot seinem Gaste den Arm, um ihn selbst in den Speisesaal zu führen.

Fürst Bismarck versuchte den Ausdruck der ihm gezollten Bewunderung abzulehnen, indem er meinte: „Ich bin nicht mehr wie früher; ich werde alt.“

Der Vizekönig fragte darauf, womit sich der Fürst beschäftige.

„Mit nichts,“ antwortete dieser lächelnd. „Ich kümmere mich um nichts mehr, um mich nicht zu ärgern. Ich habe keine Verpflichtung mehr, zu arbeiten, und freue mich über den Wald und die Felder jetzt im Sommer. Ich bin von Haus aus Landwirt und wollte gar kein Politiker werden.“

Der Vizekönig erkundigte sich darauf nach dem Grafen Herbert Bismarck, über dessen vieljährige Führung der Geschäfte als Staatssekretär des Auswärtigen Amts er Worte hoher Anerkennung aussprach.

„Der will immer Politik treiben,“ erklärte der Fürst, „und hat im Gegensatz zu mir nur wenig Passion für die Landwirtschaft.“ [1])

Der Vizekönig erwiderte: „Bei uns in China muß der Sohn immer das Erbe der Väter übernehmen.“

„Das ist im allgemeinen auch hier bei uns der Fall,“ antwortete der Fürst, „aber man kann doch nicht gegen die Natur.“

Nun wandte sich das Gespräch ernsten politischen Fragen der jüngsten Vergangenheit zu, im Verlaufe dessen Li-Hung-Chang erklärte:

„Auf meinen Besuch habe ich mich auch deswegen so gefreut, weil ich hoffte, Eure Durchlaucht würden mir einen Rat geben.“

„Und welcher Rat ist das?“ fragte der Fürst.

„Wie sollen wir es machen, um China zu reformiren?“

„Das kann ich von hier aus nicht beurteilen,“ lautete die Erwiderung des Fürsten Bismarck.

Li-Hung-Chang: „Wie kann ich erfolgreich sein, wenn alles bei mir zu Hause, Regierung und Land, dagegen Schwierigkeiten machen und es immer wieder verhindern.“

„Gegen den Hof angehen,“ erwiderte Fürst Bismarck, „kann man nicht. Die Hauptsache ist: Wenn in der obersten Leitung Raketensatz ist, dann geht vieles; wenn der fehlt, geht nichts. Gegen den Willen der Herrscher kann sich kein Minister auflehnen; er führt nur aus oder erteilt seinen Rat.“

---

[1]) Hiezu schrieben die „Hamburger Nachrichten“ (Nr. 151 vom 30. Juni 1896): „Unter den Staatsmännern des alten Kurses ist keiner, der so abgeneigt ist, jetzt Politik zu treiben, wie Graf Herbert Bismarck, und insoweit er sich an der Politik des Reichstags aktiv beteiligt hat, hat es sich dabei fast ausschließlich um landwirtschaftliche Fragen gehandelt. Der Auslassung des Fürsten lag der Gedanke zu Grunde, daß der Mensch sein Geschick nicht frei bestimmt; der Fürst, den Neigung und Erziehung an die Landwirtschaft fesselten, fiel der Politik anheim, und Graf Herbert Bismarck, der in politischen und amtlichen Verhältnissen und in der Stadt aufgewachsen war, gehört nunmehr der Landwirtschaft an.“

Li-Hung-Chang: „Aber wenn der Monarch nun allen anderen Einflüssen zugänglich ist und diese immer wieder obsiegen? Die täglichen kleinen Schwierigkeiten bei Hofe sind es, welche die Kraft der Minister lähmen."

Fürst Bismarck: „Tout comme chez nous. Ich habe in meinem Dienste früher so etwas ja vielfach erlebt, auch von weiblicher Seite . . ."

Der Vizekönig sagte mit einem Lächeln: „Aber Sie haben doch auch ein durchdringendes Temperament, wird es da immer friedlich abgegangen sein?"

Fürst: „Nun, gegenüber Damen doch stets."

„Wie aber soll man es anfangen, den Willen des Herrschers auszuführen?" fragte der Vizekönig weiter.

„Nur auf der Basis einer Armee," erklärte der Fürst, „sie kann klein, ganz klein sein, vielleicht nur 50000 Mann umfassen; aber sie muß gut sein."

„Die Leute haben wir," entgegnete Li-Hung-Chang, „aber die Ausbildung fehlt. Seit der Tai-Ping-Rebellion, die die jetzige Dynastie wieder befestigt hat, das heißt seit dreißig Jahren, ist für die Ausbildung nichts mehr geschehen. Ich habe gegen den Stillstand gekämpft, aber vergebens. Ich habe jetzt die vorzüglichste Armee der Welt gesehen, die deutsche. Wenn ich auch selbst in Zukunft nicht mehr eigene Mittel verwenden kann, die mir als Vizekönig zur Verfügung standen, so will ich doch dahin wirken, daß geschieht, was Eure Durchlaucht mir rät. Wir müssen reorganisiren und zwar mit preußischen Offizieren und nach preußischem Muster."

„Es kommt nicht darauf an," fuhr dann der Fürst fort, „daß die Armeen in allen Teilen des Landes verteilt sind. Es ist nur nötig, daß man das Heer jeden Augenblick zur Hand hat, und daß Verbindungen geschaffen werden, damit man die Armee schnell und leicht von einem Punkt zum andern werfen kann."

Das Gespräch wandte sich nun wieder deutschen Fragen zu; es wurden Ereignisse der äußeren und inneren Politik des Reiches erörtert, wobei Fürst Bismarck mit Anerkennung von Seiner Durchlaucht dem Fürsten zu Hohenlohe sprach, mit dem ihn schon seit dreißig Jahren Bande der Freundschaft verbunden hätten. „Wir sind alte Freunde!" sagte der Fürst. „Caprivi war noch mehr einer derjenigen, die sagen: Es ist befohlen, also wird es gemacht. Hohenlohe hat demgegenüber eine selbständige Meinung, die er mit Vorsicht und Geschick vertritt."

Der Fürst bemerkte im Laufe dieser Erörterungen auch, er habe sich jederzeit für China interessirt und sei bestrebt gewesen, engere Beziehungen mit jenem Lande anzuknüpfen. Im Jahre 1884 habe er darüber bereits in Kissingen mit dem Marquis Tsing verhandelt.

Fürst Bismarck wandte sich darauf an den ihm gegenübersitzenden Botschaftssekretär Detring und fragte ihn, wie lange er in China gewesen sei und was er von der Zukunft Deutschlands in China halte. Herr Detring

konstatirte, daß die deutschen Beziehungen in China schon jetzt sehr bedeutende Fortschritte gemacht hätten, was zu einem recht erheblichen Teil auch den Bemühungen des Kaiserlichen Konsuls Freiherrn v. Seckendorff zu danken sei. Der Fürst zog darauf auch diesen Herrn mit in das Gespräch.

Der Vizekönig zeigte sich sehr teilnahmsvoll in Betreff des Gesundheitszustandes des Fürsten und fragte ihn, ob er gut schlafe.

Fürst Bismarck erwiderte: „Häufig nicht, es fehlt mir doch oft die nötige Nachtruhe."

Herr Detring meinte, auch der Vizekönig leide sehr unter Gesichtsschmerzen, worauf der Fürst bemerkte:

„Es sind bei mir nicht so sehr die Schmerzen, unter denen ich leide, als das Fehlen der Nachtruhe. Je länger ich des Morgens schlafen kann, desto besser ist für mich der ganze Tag. Aber die Schmerzen kommen häufig."

Li-Hung-Chang: „Weiß denn aber Herr Schweninger gar kein Mittel dagegen?"

„O ja, aber die sind schlimmer als das Leiden selbst" — sagte der Fürst mit einem scherzhaften Seitenblick auf seinen getreuen Leibarzt.

Dann sprach der Fürst mit Herrn Detring über dessen Vater. „Ich erinnere mich seiner wohl; er war Primaner, als ich Sekundaner war," sagte er.

Inzwischen war das Frühstück beendet, und die Unterhaltung nahm, nachdem sich der Fürst die Pfeife hatte reichen lassen, ungezwungenere Formen an. In liebenswürdiger und eingehender Weise unterhielt sich der Fürst mit dem General Hanneken, der bei Tisch das schwierige Amt des Dolmetschers versah und durch sein großes Wissen die Unterhaltung immer fließend erhalten konnte, so daß Frage und Antwort sich fast unmittelbar folgten. Als im Laufe des Gesprächs die Rede auf die „Kowsching"-Explosion kam, meinte Fürst Bismarck scherzend: „Wenn ich mich recht erinnere, haben Sie damals eine längere Schwimmpartie gemacht." Der anwesende Maler von Cranach benutzte eifrig die Zeit zum Skizziren, sowie um mit seinem Apparat photographische Aufnahmen zu machen. Der Fürst hatte sich bei der Begrüßung auch mit ihm unterhalten, wobei er ihn daran erinnerte, daß große Namen auch große Verpflichtungen auferlegten. Am Rocke des Hauptmanns Morgen bemerkte der Fürst ein schwarz-weißes Band.

„Das können Sie doch nicht in Frankreich errungen haben, Herr Hauptmann," redete er ihn an, „dazu sind Sie doch zu jung."

„Es gehört zum Roten Adler-Orden mit Schwertern," erklärte der Hauptmann, „den mir Seine Majestät für meine Kämpfe in Kamerun verliehen hat."

„Ach so, Kamerun!" meinte Fürst Bismarck, „es freut mich, auch einmal einen Afrikaner bei mir zu sehen."

Der Fürst bat seine Gäste, ehe sie schieden, sich noch in sein Stammbuch einzutragen, ein Wunsch, dem diese gerne nachkamen. Der Vizekönig füllte eine ganze Seite mit chinesischen Charakteren, die den folgenden Sinn haben:

„Nachdem ich schon von dem Ruf des größten historischen Staatsmannes des gegenwärtigen Jahrhunderts seit mehr als dreißig Jahren mit Bewunderung gehört habe, macht es mir ein unaussprechliches Vergnügen, während meiner außerordentlichen Botschaft in Europa, Seine Durchlaucht den Fürsten Bismarck in seinem Landhause in Friedrichsruh zu sehen und meinen Namen als einen Ausdruck dieses frohen Ereignisses in dieses Buch eintragen zu können."

Der Botschaftssekretär Lo-Feng-Luh schrieb:

„Ich wünsche mir Glück, dieser Botschaft anzugehören, die mir Gelegenheit giebt, den Bismarck des Ostens in der Gesellschaft des Li-Hung-Changs des Westens zu erblicken."

Die Gesellschaft trat nun auf die Terrasse hinaus, wo verschiedene Aufnahmen gemacht wurden, unter denen eine, die beiden „Tschung-Tangs", die Groß-Staatssekretäre, darstellend, vorzüglich gelangen. Es war ein interessantes Bild, die beiden Staatsmänner hier mit einander in Unterhaltung zu sehen. Der Vizekönig ist ebenfalls eine stattliche und in ihrer Art ehrwürdige Erscheinung. Es ward ihm sichtlich schwer, sich vom Fürsten Bismarck zu trennen. Das Gespräch nahm ungefähr folgenden Verlauf:

Der Vizekönig erkundigte sich danach, wie es mit dem Gehen des Fürsten wäre.

„Der Radius meiner Spaziergänge," erwiderte dieser, „wird jedes Jahr kleiner."

„Und weshalb fahren denn Eure Durchlaucht nicht?" forschte der Vizekönig weiter, der sich bekanntlich viel eines Rollstuhls bedient.

„Bewegung muß man haben," meinte der Fürst. „Sie ist für den Körper nötig; so lange man kann, muß man gehen."

Li-Hung-Chang: „Geben Sie sich Mühe, daß Sie Ihre Gesundheit sorgfältig erhalten."

„Das bitte ich zweimal zu sagen," warf der in der Nähe stehende Professor Schweninger ein.

„Ich habe nichts erreicht und kann wenig mehr leisten gegenüber den Hindernissen, die ich finde," fuhr der Vizekönig fort.

„Sie unterschätzen sich," sagte der Fürst; „Bescheidenheit ist für einen Staatsmann zwar eine sehr gute Eigenschaft. Am meisten müssen die Politiker sich vor zu großem Selbstvertrauen hüten."

Li-Hung-Chang: „Eure Durchlaucht haben auf diese Weise die großen Erfolge gehabt und werden mit Befriedigung auf Ihr Leben zurücksehen."

„Hier und in China," sagte der Fürst, „gilt das griechische Wort: *Τὰ πάντα ῥεῖ*: Alles fließt, alles stürzt einmal zusammen."

Die beiden Staatsmänner sahen sich einen Augenblick ernsthaft in die Augen. Sie wechselten noch einige Worte und dann verabschiedete sich Li-Hung-Chang, indem er sagte: „Ich hoffe, Eurer Durchlaucht zum neunzigsten Geburtstage gratuliren zu können."

Fürst Bismarck und der Vizekönig gingen zusammen bis an den Salonwagen und hier drückten sie sich nochmals herzlich die Hand. Als der Zug sich langsam in Bewegung setzte, stand Fürst Bismarck hochaufgerichtet, die Hand an der Mütze, während Li-Hung-Chang am offenen Fenster stand und den chinesischen Abschiedsgruß in anmutiger Weise ausführte. Die Art, wie er die Hände in der Andeutung eines Segenswunsches wiederholt vor der Brust zusammenführte, den Fürsten Bismarck unverwandt im Auge behaltend, so lange er ihn sehen konnte, hatte etwas Rührendes. [1])

[1]) Die „New Yorker Staats-Ztg." hatte am 1. Juni 1896 folgenden Artikel gebracht: „Der chinesische Vizekönig Li-Hung-Chang beabsichtigt nach der Moskauer Krönungsfeier auch dem Fürsten Bismarck einen Besuch abzustatten. Der Shanghaier „Schim Pao" berichtet hierüber: Li-Hung-Chang hat seinen Söhnen gegenüber geäußert, er wolle von seiner Reise nicht heimkehren, ohne alles das Große und Schöne in Augenschein genommen zu haben, was er von der europäischen Kultur sich glaube versprechen zu müssen. Aber mehr noch als den großen Dingen, die schließlich jedes Schiff nach China tragen könne, liege ihm daran, die großen Männer persönlich kennen zu lernen. ‚Darum möchte ich Bismarck besuchen. Ich weiß ja nicht, wie viel Kraft die weite Reise und alle die mit den Festen und ernsten Arbeiten verbundenen Anstrengungen mir altem Mann noch lassen werden. Auch muß ich, selbst wenn ich Berlin wohl und munter erreicht habe, daran denken, daß der Kaiser mir für das Vaterland noch fernere Reisen befohlen hat. Aber läßt es meine Gesundheit irgend zu, dann werde ich den großen Bismarck besuchen.' So weit die chinesische Quelle, der man schon deshalb Glauben schenken darf, weil Li-Hung-Chang stets zu den größten Verehrern Bismarcks gehört hat. Wen er auch immer von neu angekommenen Deutschen empfing, stets galt die erste Frage dem Befinden Bismarcks. Seiner Bewunderung für den Fürsten pflegte er durch die Reminiscenz aus seinem Leben Ausdruck zu geben. ‚Wer ist Preußen? fragten 1862 unsere Staatsmänner in Peking,' erzählte er mit Bezugnahme auf die Expedition des Grafen Eulenburg nach China zur Anknüpfung eines Handelsvertrages. Und,' so schloß Li-Hung-Chang, ‚acht Jahre später lautete es bei uns: Was sind die andern gegenüber Deutschland! — und das hat Euer Bismarck zu stande gebracht!' — Man sieht, der Chinese Li-Hung-Chang läßt den Verdiensten Bismarcks mehr Ehre widerfahren als manch einer von denen, die ‚auch deutsch' zu sein vorgeben!"

Die „Post" schrieb unterm 26. Juni 1896 über diesen Besuch: „Der interessanteste Tag seit der Abreise des Vizekönigs Li-Hung-Chang von Berlin war zweifelsohne der gestrige, der einem Besuche in Friedrichsruh beim Fürsten Bismarck gewidmet war. Den größten Staatsmann des Westens den größten des Ostens empfangen zu sehen, machte den Eindruck, als erlebte man, in einen Augenblick zusammengedrängt, ein Stück Weltgeschichte. Mag auch Li-Hung-Chang in Moskau durch Aufbietung nahezu orientalischen Prunkes von der Machtstellung Rußlands überzeugt sein, mögen auch Frankreich und England ihm industrielle Anlagen vorführen oder ihm Flotten zeigen, die bei einem flüchtigen Besuch für gleichwertig mit den unsrigen erachtet werden können, eines kann ihm kein Land, keine Nation der Welt wieder bieten, und das ist der Besuch im Sachsenwalde. Große Erwartungen hatte man in der Umgebung des Vizekönigs, namentlich in der deutschen, an die Unterredung der beiden

21. Juli 1896. Friedrichsruh. Musikalischer Abend, zu welchem Professor Joachim gekommen war, um den Alt-Reichskanzler mit seinem herrlichen Spiel zu erfreuen, mit ihm Musikdirektor Spengel aus Hamburg, um den Meister auf dem Klavier zu begleiten. Den gesanglichen Teil hatte Herr v. Rat übernommen. Zugegen waren außer dem Fürsten: Graf und Gräfin Herbert Bismarck, Graf und Gräfin zu Rantzau, Baron und Baronin v. Merck, Geheimrat Schweninger und Dr. Chrysander, Vater und Sohn.

Als der Fürst im Laufe desselben Tages in Begleitung des Grafen Herbert eine Spazierfahrt gemacht hatte und sie dabei durch die Kornfelder des dem Fürsten gehörenden Gutes Schönau fuhren, kamen sie auch zu einer Stelle, wo der Roggen gemäht wurde. Die Schnitter, die wohl schon darauf gerechnet hatten, ließen es sich nun nicht nehmen, nach alter Sitte den Fürsten sowohl als auch den Grafen Herbert mit Roggenähren an einem Arm zu binden; die Gebundenen mußten sich dann durch ein Geldopfer wieder loskaufen. Dies geschah denn auch, und das gebrachte Opfer muß wohl die Erwartungen der Leute noch überstiegen haben, denn sie waren nachher sehr vergnügt. Als der Fürst nach Beendigung seiner Spazierfahrt wieder zu Hause eintraf, trug er noch zwei seidene blaue Bänder am Arm.

28. August 1896. Friedrichsruh. Generalfeldmarschall Graf Blumenthal zum Besuch anwesend.[1])

Den Besuch in Friedrichsruh machte Feldmarschall Blumenthal in Zivil, begleitet von seinem Sohne; Graf Rantzau empfing denselben bei Ankunft des Zuges kurz vor der Dinerstunde. Blumenthal und Bismarck unterhielten sich bei Tisch zumeist über Familien- und pommersche Verhältnisse (Varzin gehörte vor dem Ankauf durch Bismarck einem Mitgliede der Familie von Blumenthal). Die Politik wurde nur leicht gestreift. Blumenthal kannte Bismarck sehr wohl vom Feldzug gegen Frankreich her; er hatte ihn in Versailles wiederholt aufgesucht, um ihn für seine Ideen von der Kriegführung (Bombardement von Paris) zu gewinnen. Bei einer solchen Gelegenheit sagte Bismarck eines Tages zu Blumenthal, auf einem Kanapee in seiner Wohnung neben dem General sitzend: „Und wenn ich ein Herzogtum hätte, ich würde es hingeben für den ersten Schuß, der gegen Paris fällt.“

Es scheint, daß Bismarck hauptsächlich aus politischen Gründen einen energischen Angriff auf Paris wünschte.

Staatsmänner geknüpft. Der Verlauf des Besuches aber hat sie bei weitem übertroffen. Er war nicht der Austausch konventioneller Höflichkeiten zwischen zwei Männern, die einander zum erstenmal in ihrem Leben sehen, um nach wenigen Augenblicken für immer auseinander zu gehen. Das, was gestern in Friedrichsruh gesprochen ist, ist für die Welt gesprochen und wird für die zukünftige Politik Chinas voraussichtlich von der allergrößten Bedeutung sein.“

[1]) Der berühmte Heerführer war damals 86 Jahre alt, hielt sich aber noch merkwürdig stramm.

1. Juli 1897. Friedrichsruh. An der Frühstückstafel nahmen der zum Besuch des Fürsten Bismarck eingetroffene Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, der persönliche Adjutant desselben, General v. Palizcaux, Graf und Gräfin Rantzau, Professor Schweninger sowie mehrere andere Herren teil.

Das Frühstück verlief in angeregtester Unterhaltung; der Großherzog wie auch Fürst Bismarck waren in bester Stimmung. Ersterer sandte an seine Familie während des Frühstücks das Telegramm:

Gut gespeist beim Fürsten v. Bismarck. Gruß!

Karl Alexander.[1])

31. Juli 1897. Friedrichsruh. An der Frühstückstafel der engere Vorstand des Bundes der Landwirte, die Herren v. Ploetz, Dr. Rösicke und Dr. Diederich Hahn. — Zur linken Seite des Fürsten saßen die Herren v. Ploetz und Dr. Hahn, zur rechten Seite Dr. Rösicke. Außer dem Grafen und der Gräfin Rantzau, den drei Söhnen des Gräflichen Paares und dem Dr. Chrysander war noch Frau Baronin Merck anwesend. Auf dem Platze des Fürsten lagen die letzten Nummern verschiedener Tageszeitungen, darunter auch die des „Kladderadatsch“. Vergnügt wies der Fürst auf die Bilder des „Kladderadatsch“ hin, auf denen die Mitglieder des engeren Vorstandes des Bundes der Landwirte dargestellt sind, und meinte lächelnd zu den Herren: „Sie sind ja bereits bei mir angemeldet; Ihre Visitenkarten sind hier schon abgegeben, wie Sie sehen.“

Das Gespräch drehte sich um die wichtigsten politischen Tagesfragen, und zwischendurch erzählte der Fürst manche interessante Geschichte aus der Zeit seiner Amtsführung. Die Gäste des Fürsten waren nicht wenig über sein Gedächtnis erstaunt. So kannte der Fürst noch genau die Namen verschiedener Kommilitonen aus seiner Göttinger Studienzeit, auf die die Rede kam, erinnerte sich seiner Missionen an den hannoverschen Hof und der Einzelheiten dessen, was er dort erlebt hatte, und sprach von verschiedenen aktiven und inaktiven Ministern, über die er seine Meinung seinen Besuchern nicht vorenthielt.

Besonders interessant waren die Aeußerungen des Fürsten über die politischen Parteien. Er meinte, die Parteiführer seien zugleich „Erfinder und Grundlage“ ihrer Parteien, in denen die große Menge der Mitglieder nur dazu diene, ihnen den nötigen Rückhalt zu geben. Der „Bund der Landwirte“ habe augenscheinlich in seinem Verhalten zu den Parteien das Richtige getroffen:

[1]) Beim Abschied um 2 Uhr 10 Min. drückte der Großherzog dem Fürsten wiederholt die Hand und sagte, tief ergriffen: „Gott sei mit Ihnen! Ich danke Ew. Durchlaucht für Ihre Freundschaft.“ Der Großherzog blieb am Fenster des Salonwagens stehen und richtete noch einige Worte an den Fürsten, der kerzengerade in militärischer Haltung dastand und grüßte, bis sich der Zug in Bewegung setzte.

die Parteien müßten nicht dem Bunde Sorge machen, sondern umgekehrt müßte es dahin kommen, daß der Bund den Parteien Sorge mache. Der Bund der Landwirte thäte gut, alle diejenigen Elemente, die bereit seien, die deutsche Landwirtschaft zu schützen, um sich zu sammeln, ohne Rücksicht auf ihre Zugehörigkeit zu den politischen Parteien. Es sei ganz richtig, daß der Bund sich dabei um die politische Parteizugehörigkeit seiner Mitglieder nicht kümmere![1] Ja, es müßten bei der Vertretung der landwirtschaftlichen Interessen die Parteiunterschiede möglichst hintan gestellt werden, und es sei geradezu die Parole auszugeben: „La recherche de la fraction est interdite!" Die Unterschiede der politischen Parteien, die in ihren Programmen zum Ausdruck gebracht würden, seien der großen Menge wenig bekannt, und wenn man die Anhänger der Parteien nach diesen Unterschieden fragen wollte, so würde man in den seltensten Fällen eine zuverlässige Auskunft bekommen. Es gehe hier den Anhängern der Parteien ebenso, wie vielfach den Angehörigen der verschiedenen christlichen Konfessionen, die auch in den wenigsten Fällen im stande seien, die Unterscheidungslehren ihrer Konfession zutreffend anzugeben.

Der Fürst meinte weiter, daß der Bund der Landwirte ganz recht handle, wenn er seine Aufgabe darin erblicke, eine Vereinigung zu bilden, die dazu bestimmt sei, die wirtschaftlichen Interessen der Landwirte im politischen Leben wahrzunehmen. Die Bezeichnung „Agrarier", die von den Gegnern angewendet würde, sei zurückzuweisen. Warum sage man „Agrarier" und nicht „Deutsche Landwirte"? Unter dem Fremdwort „Agrarier" solle das Publikum dazu gebracht werden, alles mögliche Schlechte und Schlimme auf der Welt zu verstehen. Ebenso wie mit dem Wort „Agrarier" sei auch mit dem Wort „Reaktion" viel Unfug getrieben worden. Man solle doch einfach die deutschen Bezeichnungen gebrauchen, dann könnten solche mißverständlichen Auslegungen und Auffassungen nicht aufkommen.

Auch die ungünstige Lage der Landwirtschaft berührte der Fürst und zeigte sie an einzelnen Beispielen, im besonderen an dem Hinuntergehen der Pachtsätze. Er könne es daran merken, daß ihm zurzeit nur noch 6 Mark für den Magdeburger Morgen und in Varzin sogar nur 4 Mark Pacht bezahlt würden.

Von den neuesten wirtschaftspolitischen Vorgängen wurde unter anderem die Kündigung des deutsch-englischen Handelsvertrags berührt. Der Fürst meinte, es sei das ein Vorkommnis, dessen Tragweite im Augenblick kaum zu übersehen sei, und über welches er sich darum auch weiter nicht äußerte.

---

[1] Zu den obigen Andeutungen des Fürsten Bismarck über das Verhältnis des Bundes der Landwirte zu den politischen Parteien gab die Bundeskorrespondenz den Kommentar: „Früher lautete die Wahlparole: Verpflichtung auf ein politisches Programm, Freiheit in wirtschaftlichen Fragen. 1898 wird es umgekehrt heißen: Freiheit in politischen Fragen, dagegen Verpflichtung auf ein festes wirtschaftliches Programm. Man hofft seitens des Bundes sogar, die Welfen in Hannover dadurch zu gewinnen."

Als das Gespräch darauf kam, daß der Partikularismus in Deutschland augenscheinlich leider wieder zunähme, äußerte der Fürst: es gäbe auch einen preußischen Partikularismus, gegen den er oft genug habe ankämpfen müssen. So hätten seine Gutsnachbarn in Pommern geglaubt, nachdem er Ministerpräsident geworden und später die Einigung der Deutschen gelungen sei, nun müßten sie mindestens Vizepräsidenten oder Vizekanzler werden; sie seien ungehalten gewesen, daß er sich auch im übrigen Deutschland, bei den Liberalen, nach Unterstützung umgesehen habe, wozu er doch genötigt gewesen sei, um eine parlamentarische Majorität zu bekommen, deren er für die Durchführung seiner Reichspolitik bedurft hätte. Er sei deshalb von den Konservativen nicht wenig angefeindet worden. Zu bedauern sei, daß der Partikularismus sich wieder stärker geltend mache. Nach 1870/71 wäre es anders gewesen: da hätten die Süd- und Westdeutschen Preußen gerne leiden mögen.

Ungehalten sprach der Fürst darüber, wie sich im Jahre 1890, bei seinem Ausscheiden aus dem Amt, die politischen Parteien zu ihm gestellt hätten; so mancher hätte damals geglaubt, nun sei die Bahn für seine Streberei freigeworden.

Das Frühstück begann mit Fleischpasteten, denen ein Kalbsnierenbraten, Pellkartoffeln mit Hering und Spickaal folgten, worauf es mit Butter, Käse, Obst seinen Abschluß fand. Dazu wurde Rotwein, Weißwein, echtes Bier, Sekt getrunken. Der Fürst schenkte verschiedentlich seinen Gästen selbst ein und that ihnen kräftig Bescheid. Als der Kaffee kam, zündete der Fürst seine Pfeife an, die ihm sein Diener Pinnow mehrfach auswechselte. Auch der Damen seiner Gäste gedachte zum Schluß Fürst Bismarck und gab ihnen Blumen für dieselben mit nach Hause.

Hochsommer 1897. Friedrichsruh. Ueber Tischgespräche des Fürsten Bismarck wurde der Wiener „Neuen Freien Presse“ von jemand, der in Friedrichsruh gewesen war, in drei Briefen manches Bemerkenswerte berichtet.

Eine Ueberarbeitung des von dem ausgezeichneten Gewährsmann gelieferten Referats ergiebt folgende Auslese:

Als die Rede auf eine Badereise des Fürsten kam, ließ er durchblicken, er scheue die Unbequemlichkeiten und Anstrengungen jeder längeren Reise in so hohem Maße, daß er es sich selbst versage, seinen eigenen Wunsch, diesen Sommer in Varzin zu leben, zur Ausführung zu bringen. „Ja, wenn ich durch die Luft fliegen könnte, möchte ich gern hin, aber so —!“

Befriedigt sprach sich der Fürst über den neulichen Besuch des Herzog-Regenten von Mecklenburg bei ihm aus. Der Herzog Johann Albrecht habe ihn in vielen Stücken, in der Sprachweise und der ganzen Art, sich zu geben, an dessen verstorbenen Vater gemahnt. Dem in Cannes dahingeschiedenen Großherzog spendete der Fürst alles Lob, wie die Mecklenburger überhaupt „geschickte und liebenswürdige Fürsten“ seien.

Als einer seiner Gäste sich saumselig beim Leeren seines Champagnerglases (Moët et Chandon, White star) erwies, meinte der Fürst, auf die noch halbgefüllte Flasche deutend: „Ja, austrinken müssen wir. Ich habe in meinem ganzen Leben keine Champagnerflasche anders als leer vom Tische nehmen lassen. Darin war mein alter Herr anders. Wenn der allein aß, hatte er immer eine halbe Flasche Bordeaux und eine halbe Flasche Champagner vor sich stehen. Den Rotwein trank er meist aus, aber den Champagner nur selten; den Rest pflegte er sich eigenhändig zum Gebrauch für den nächsten Tag wegzuschließen. Er war noch von der alten Schule, die den Champagner nicht frappirt trank, sondern die Flasche tüchtig knallen ließ." Trotz solcher kleiner Züge von Genauigkeit und Sparsamkeit sei der alte Kaiser doch in keiner Weise geizig, sondern ein „freigebiger, vornehmer Herr" gewesen. Richtig sei, daß derselbe nicht nur sich sehr schwer von seinen bewährten Ratgebern oder Dienern, sondern auch von altgewohnten Gegenständen seines täglichen Gebrauchs getrennt habe. Das sei namentlich in Bezug auf Röcke und Hosen der Fall gewesen; es habe mitunter keines geringen Aufwands von List seitens der Dienerschaft bedurft, um dem greisen Monarchen an Stelle eines ihm lieb, aber total unbrauchbar gewordenen Bekleidungsstückes ein neues in die Hand zu schmuggeln, ohne daß er es merkte. Wenn er es aber gemerkt habe, seien oft äußerst heftige Explosionen seines Zornes erfolgt, und es habe dann der Intervention der Kaiserin bedurft, um den Monarchen zu veranlassen, sich des zurückgewiesenen Ausrüstungsstücks dennoch zu bedienen. „Ich kann ihm aber das nachfühlen; ich hänge ebenfalls sehr an dem Alten und Gewohnten. Wenn ein Haus auf meinen Besitzungen baufällig wird, lasse ich es nicht gleich wegreißen, sondern baue lieber ein neues daneben. Auch mit meinen Angestellten und mit meiner Dienerschaft geht es mir ähnlich wie dem alten Kaiser. Ich trenne mich schwer von meinen Leuten und nehme lieber allerhand Unzuträglichkeiten, oft sehr üble, mit in den Kauf, als daß ich wechsle und mich an neue Gesichter gewöhne. Ich habe manchen unangenehmen Eindruck von diesem oder jenem, manche Wahrnehmungen oder erhalte Denunziationen über ihn, die mir nicht gefallen, aber ehe ich ihn entlasse und einen Neuen an seine Stelle nehme, besinne ich mich doch noch lange. Eigentlich habe ich meines Erinnerns nie jemand gekündigt oder ihn entlassen, außer wegen Ungehorsams; dann muß er fort." So habe er zum Beispiel einmal einen Reitknecht, der sich gegen die Fürstin unangemessen betragen habe, weil er trank und dann den Gehorsam verweigerte, auf der Stelle weggeschickt. Das sei aber wohl so ziemlich der einzige derartige Fall gewesen. Die Vorliebe für das thunlichste Beibehalten alter Angestellter oder alter Diener sei eine Eigentümlichkeit der ganzen Bismarckschen Familie. Als er in Schönhausen zur Regierung gelangt sei, habe er dort Leute vorgefunden, die in der dritten Generation im Schlosse gedient hätten. Ein Vorwerksverwalter sei sechzig Jahre im Dienst gewesen.

Sein eigener Vater habe sich aus der Campagne von 1792 einen Jäger mit aus dem Rheingau gebracht, Namens Jöde, den er sehr lange behalten und dem er dann den herrschaftlichen Krug im Dorfe Schönhausen übergeben habe. Dieser Jöde habe ihn, den Fürsten, zuerst mit auf die Jagd genommen; er erinnere sich seiner noch ganz genau. Der alte Jäger habe im hohen Maße die Eigentümlichkeit alter Diener besessen, sich mit ihrem Herrn als auf ganz vertrautem Fuße stehend zu betrachten. Namentlich habe er häufig ihm gegenüber damit renommirt: ‚Ihr Herr Vater und ich, wir werden im Sommer draußen naß und auch wieder trocken!‘ „Einem Hofmeister, der mehr als fünfzig Jahre im Dienste unserer Familie war, zahle ich heute noch die Pension. Das sind noch die alten Verhältnisse, heute wird das anders; Eisenbahn und Freizügigkeit räumen damit auf!“

Als in Bezug auf den Besuch des Fürsten Hohenlohe und des Staatssekretärs v. Bülow dem Fürsten in einem Blatt eine außergewöhnlich unsinnige Konjektur darüber vor Augen kam, sagte er: „Ja, man so thun; Sand in die Augen!“

Mit Bezug darauf, daß der Gesichtsschmerz dem Fürsten in der letzten Zeit zwar nicht das Rauchen der gewohnten Pfeife, wohl aber das Anrauchen derselben erschwerte, bemerkte derselbe: „Wenn das Ding einmal brennt, geht es ja, aber das Anrauchen, wobei ich stärker ziehen muß, löst mir regelmäßig den Gesichtsschmerz aus. Mein Schwiegersohn und meine Enkel helfen mir in der Regel aus; jetzt sind sie nicht da, und da ist meine schöne Nachbarin, Frau Baronin Merck, so liebenswürdig.“

In Bezug auf die Tagespolitik bemerkte der Fürst: „Es thut mir ja leid, wenn wir irgendwo schlecht abschneiden. Aendern kann ich es ja aber doch nicht, und jedenfalls ist mir der Gedanke, keine Verantwortlichkeit zu tragen, sehr oft angenehm, wenn ich dieses oder jenes lese.“ Irren wir nicht, so fiel diese Aeußerung im Zusammenhang mit Gesprächen, die sich auf die Congo-Angelegenheit bezogen. Im weiteren Verlauf des Gesprächs kam der Fürst wiederholt darauf zurück, daß es ihm unmöglich sei, irgend welche Ratschläge zu geben, selbst wenn sie von ihm erbeten würden, da er deren Ausführung nicht amtlich überwachen könne: „Politik ist weniger Wissenschaft als Kunst, sie läßt sich nicht lehren, man muß dafür begabt sein. Der beste Rat nützt nichts, wenn er nicht in der richtigen Weise und je nach den Umständen ausgeführt wird. Das ist gerade wie beim Reiten. Sie können einem Reiter in der Bahn die besten Hilfen zurufen; wenn er es nicht in sich hat und sie nicht der Natur seines Pferdes gemäß ausführt, wird es ihm nichts nützen, und schließlich wird ihn der Gaul abwerfen.“

Bei der Besprechung der Vorgänge in Südafrika, wobei gelegentlich auch des Heißsporns Chamberlain in einer mehr drastischen als für diesen schmeichelhaften Weise gedacht wurde, hob der Fürst den Unterschied hervor, der zwischen

dem Charakter und Wesen der Engländer als Privatpersonen und der englischen Politik besteht. Der einzelne Engländer sei anständig, achtbar und zuverlässig, der Vorwurf der Lüge sei der schwerste, den man ihm machen könne. Die englische Politik hingegen sei von allem das Gegenteil; ihre hervorstechendste Eigenschaft sei die Heuchelei, sie wende alle Mittel an, die der einzelne Engländer verabscheue. In Frankreich sei ja die Politik zu Zeiten auch nicht sehr wählerisch in ihren Mitteln gewesen, namentlich schwächeren Volksstämmen im Auslande gegenüber sei sie ebenso grausam und brutal verfahren wie die englische; Gewaltthaten und Ueberlistung seien ebenso vorgekommen wie im englischen Regime, aber das Maß von Heuchelei und Perfidie, wie es der englischen Politik häufig eigen sei, sei doch an ihr nicht nachzuweisen.

Die Türken seien im Orient die einzigen Gentlemen, während alle übrigen dortigen Volksstämme mehr oder weniger moralisch verkommen und politisch unzuverlässig seien. Die Auflehnung der griechischen Staatsmänner gegen die ihnen angesonnene europäische Finanzkontrolle bezeichnete der Fürst als den comble betrügerischer Bankerotteure.

In Anknüpfung an die russische Reise des Kaisers sprach der Fürst mit ersichtlicher Genugthuung von der Zeit, wo der deutsch-russische Neutralitätsvertrag neben dem Dreibunde bestand und Deutschland eine Stellung gewährte, wie sie so bald nicht wieder gewonnen werden wird: „Komplizirt war es ja, aber jede Politik ist schließlich komplizirt. Der selige Kaiser Wilhelm I. sagte mir zuweilen: ‚Na, in Ihrer Haut möchte ich auch nicht stecken. Sie kommen mir manchmal vor wie ein Reiter, der auf seinem Pferde das Spiel mit fünf Kugeln spielt, die er immer wieder auffängt,‘ worüber ich meinen alten Herrn aber stets zu beruhigen wußte, so daß er zufrieden war.“

Als sich anläßlich gewisser Vorkommnisse das Gespräch auf die Dienste wendete, welche die Post der Regierung auf Verlangen durch Auslieferung von Briefen leiste, meinte der Fürst, unter Philipsborn wäre vielleicht dergleichen ab und zu vorgekommen, unter Stephan sei es sehr viel schwerer gewesen, derartige Wünsche durchzusetzen. Geschickt sei die Sache zur Zeit von Thurn und Taxis gemacht worden; da habe es ein besonderes Bureau gegeben, worin mehrere geübte Herren ständig im Auftrag der verschiedenen Regierungen gearbeitet hätten. Der eine habe das Siegel mit einem heißgemachten Messer oder, wenn es eine Oblate gewesen, mit heißem Dampf geöffnet, der zweite habe die betreffenden Auszüge aus dem Briefe gemacht, und der dritte habe das Couvert wieder geschlossen.

Als er noch preußischer Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M. gewesen, sei es mit dem Briefgeheimnis auch eine solche Sache gewesen. Er habe seinen ausländischen Kollegen, wenn sie ihm Briefe zur Mitbestellung durch den preußischen Kurier übergeben wollten, direkt abgeraten, es zu thun, da er nur, wenn er persönlich mit den Briefschaften reiste, die nötige Garantie übernehmen

könnte. In anderen Ländern sei es noch schlimmer gewesen, namentlich auch in Oesterreich. Ein österreichischer Minister, dem gegenüber er sich einmal über die ersichtliche Verletzung eines Briefes beschwert hatte, habe mit Bezug auf den betreffenden Beamten, dem die Schuld dabei zugefallen sei, geantwortet: „J, den ungeschickten Kerl müssen wir doch gleich wegjagen.“ In Rußland sei früher die Oeffnung gewisser Briefe, bevor sie an den Adressaten gelangten, ganz selbstverständlich gewesen; einer der früheren Zaren habe sich gelegentlich darüber beklagt, daß seine Vettern in Deutschland in ihren Korrespondenzen nach Rußland so viel Ungünstiges über ihn schrieben, und dann hinzugefügt: „Damit ich es ja ganz gewiß erfahre, schicken sie ihre Briefe sogar durch die Post.“

Von der russischen Presse meinte der Fürst, man solle sich hüten, auf das, was dieselbe schreibt, zu viel Gewicht zu legen. Es seien vorwiegend polnische und französische Einflüsse, die dabei maßgebend seien. Beide Nationalitäten seien an der Störung oder Verhinderung eines guten Verhältnisses zwischen Rußland und Deutschland stark interessirt. Die Franzosen wirkten hauptsächlich durch die Finanz auf die russische Presse ein, die Polen durch ihre größere journalistische Geschicklichkeit und durch ihre Begabung für politische Intriguen. Der Russe selbst sei immer nur Russe, und zwar in jeder Hinsicht, auch in Sprache und Schrift sei alles konform. Jeder Russe spreche ein gutes Russisch, das nämliche wie der Zar. Auch die Schrift sei ganz gleichmäßig; ob man einen geschriebenen Bericht aus Sibirien oder von Odessa lese, es sei immer genau dieselbe Ausdrucksweise und Schrift, letztere wie gestochen.

Bei einer Besprechung der deutschen Nationaleigentümlichkeiten bemerkte der Fürst, wir seien eigentlich immer noch eine Unteroffiziers-Nation, jeder sei auf die Tressen erpicht. Durchschnittlich habe jeder im öffentlichen Leben Stehende nur das Maß von Selbstgefühl, das seiner staatlichen Abstempelung, seinen staatlichen Rang- und Ordensverhältnissen entspräche. Ausnahmen seien rühmlich, aber selten.

Weiter führte der Fürst aus, daß die heutigen Parteien in Deutschland doch kaum noch das vorhandene Bedürfnis deckten, weil dies vorwiegend wirtschaftlicher und sozialpolitischer Natur sei. Auch auf den neulichen Besuch des Vorstandes des Bundes der Landwirte[1]) kam dabei die Rede. Der Fürst bestätigte dabei, daß er seine Ueberzeugung dahin resumirt habe: „Il faut, que la recherche de la fraction soit interdite.“ Wenn man etwas auf wirtschaftlichem Gebiete erreichen wolle, müsse man die politischen Unterschiede, die einstweilen nicht in Betracht kämen, zurückstellen für spätere Zeiten. Wenn der Landwirt etwas erreichen wolle, dürfe er den, der ihm zu helfen bereit sei, nicht erst fragen: Welcher politischen Fraktion gehörst du sonst an? Das müsse ihm zunächst egal sein, davon nach neune, wie die Berliner sagen.

---

[1]) Vergl. oben S. 258 ff.

Die von einem Tischgast geäußerte Absicht, nach Borkum zu gehen, brachte das Gespräch auf die Nordseebäder. Auf Borkum sei er (der Fürst) nie gewesen, wohl aber auf der benachbarten Insel Norderney. Dort sei er auch einmal mit dem letzten König von Hannover zusammengetroffen. Damals, wie bei anderen Gelegenheiten, habe er das stete Bestreben des hohen Herrn wahrgenommen, sein Seh-Unvermögen thunlichst zu cachiren. Es sei ihm erinnerlich, daß er zum Beispiel mit ihm ausführlich über die Toilette einer im Saale anwesenden Dame gesprochen habe, die er natürlich nicht sehen konnte, die er sich aber vorher genau habe von seinem Adjutanten beschreiben lassen. Im Gespräch habe der König die Eigentümlichkeit gehabt, einem immer näher auf den Leib zu rücken; man sei dann immer genötigt gewesen, sich allmählich rückwärts zu konzentriren, bis man auf dieser Linie schließlich an irgend ein Hindernis gestoßen sei und nicht weiter gekonnt habe. Der König habe dann erst, wenn er beim weiteren Vorschreiten die Fußspitzen seines Gegenüber berührte, die Situation erfaßt und sich durch eine geschickte Wendung aus derselben herausgezogen.

An der nämlichen Frühstückstafel kam das Gespräch auf Alt-Berlin. Der Fürst erzählte unter anderem auch von einer früher dort sehr bekannten Persönlichkeit, dem alten Theaterdirektor Cerf; derselbe sei ein höchst merkwürdiger Herr gewesen, Geschriebenes habe er überhaupt nicht lesen können. Einmal sei ihm bei Tisch ein eiliger Brief übergeben worden, der sofort Antwort erheischt habe. Cerf habe sich die Aufschrift eine Weile besehen, daran wohl den Absender erkannt und dann den Brief seinem Nachbar mit der Bemerkung übergeben: „Aha, der ist ja von dem komischen Kerl, dem X.; ich kann seine Handschrift nicht lesen, sehen Sie doch mal nach, was er eigentlich von mir will." Im Anschlusse hieran erzählte der Fürst folgende Anekdote von Cerf: Ein Tischgast habe im Hause von Cerf folgendes Rätsel aufgegeben: „Das erste ist unser Wirt, das zweite ist der Name unserer Wirtin und das Ganze steht auf dem Tisch." Da sei Cerf doch indignirt gewesen, daß man an seiner eigenen Tafel derartige Rätsel aufgebe. Die Lösung sei ja ganz klar: „Assiette." Seine Frau hieß nämlich Jette, und was da für ihn übrig bleibe (Aas), dafür müsse er sich doch bedanken. Infolge seiner mangelhaften orthographischen Kenntnisse war ihm das Fehlen des einen A ganz entgangen, worauf der Rätselaufgeber, der ungefähr ebenso stark in der Orthographie war, ganz entrüstet erklärte, er habe nicht Assiette, sondern Cerfiette (Serviette) gemeint.

Am 6. August, dem Gedenktag von Wörth, äußerte der Fürst: „Ja, damals waren wir alle sehr gespannt, wie sich in Bezug auf Tüchtigkeit und Tapferkeit das Verhältnis zwischen den französischen und unseren Soldaten stellen würde. Unsere besten Erwartungen wurden noch übertroffen, trotz der Ueberlegenheit der Chassepots. Nach Wörth und Spicheren erschien uns der

deutsche Soldat einfach bewunderungswürdig, und er ist es während des ganzen Feldzugs geblieben."

In Bezug auf die Konservativen drückte sich der Fürst etwa so aus: „Die Gerlach und Stahl sind nicht mehr anzutreffen. Die hatten wirklich noch ihre Ideale vom konservativen Staatswesen und gingen ihnen nach, neuerdings hat die Streberei alles verdrängt. Der eine will Beförderung in seinem Amt (man will doch nicht ewig Landrat bleiben), der andere wünscht eine höhere Ordensklasse zu erhalten; der dritte erstrebt auf Wunsch seiner Frau Einladungen zu Hoffestlichkeiten; der vierte möchte dem Avancement seines Sohnes sich förderlich erweisen, und so geht es fort. Ich will nicht sagen, daß diese Charakteristik auf alle Konservativen im Lande zutrifft, ich habe mehr die Führer im Auge, welche heutzutage einflußreicher sind, als sie es jemals waren. Ueberhaupt muß man zwischen den einzelnen Mitgliedern, welche die Fraktion bilden, und der letzteren als solcher unterscheiden. Das ist so, wie es das bekannte Wort ausdrückt, das einmal ein Königlicher Herr ausgesprochen hat, als er in kritischen Zeiten direkten Verkehr mit Parlamentariern gehabt hatte: ‚Wenn man mit dem einzelnen spricht, ist es jedesmal ein ganz vernünftiger Kerl, mit dem man sich verständigen kann und mit dem auszukommen ist; sowie sie aber zusammenkommen, sind es Rackers.' Sonst ist auch ein gewisser Neid eine hervorstechende Eigenschaft meiner Standesgenossen, der Junker. Viele haben mir es nie verziehen, daß ich, der kleine Gutsbesitzer von Kniephof, fortgekommen bin, während sie das blieben, was sie waren. Ein guter Teil des Deklarantentums war seinerzeit darauf zurückzuführen."

Die letztgedachten Aeußerungen des Fürsten waren alsbald Gegenstand lebhafter Preßerörterungen.[1]) Die konservative Presse wollte nicht glauben, daß Fürst Bismarck sich so ausgedrückt haben sollte, und die konservativen Führer glaubten sich dabei nicht beruhigen zu können, infolgedessen begab sich am

30. August 1897 der Abgeordnete Graf zu Limburg-Stirum nach Friedrichsruh, um von Bismarck selbst über die ihm in den Mund gelegten Worte Auskunft zu erlangen. Der Fürst erklärte, er habe — nicht etwa mit einem Zeitungskorrespondenten — bei Tisch darüber gesprochen, daß die konservative Partei bei seinem Abgang ihn im Stich gelassen habe, er habe sich über die Haltung der damaligen Führer beschwert. Diese Bemerkungen, welche nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, seien aus dem Zusammenhang gerissen, veröffentlicht und fälschlich auf die Haltung der kon-

[1]) Vergl. die „Berliner Börsen-Ztg." Nr. 393 vom 24. 8. 1897, „Vossische Ztg." Nr. 395 vom 24. 8. 1897, „Reichsbote" Nr. 201 vom 28. 8. 1897.

servativen Partei in der Gegenwart bezogen worden. Diese habe er bei seinen Aeußerungen nicht im Sinne gehabt. [1])

Anfangs September 1897. Die „Leipziger Neuesten Nachrichten" ließen sich von einem Norddeutschen, der schon früher einmal in dem genannten Blatt Mitteilungen über Friedrichsruher Tischgespräche veröffentlicht hatte, schreiben:

Oft verweilt der Fürst in seinen Gesprächen bei den Erinnerungen aus seiner Jugend. So erzählte er neulich von der großen Kunstfertigkeit, die er im Pistolenschießen besessen habe: „Fünf Kugeln ins Fensterkreuz auf dreißig Schritt, da war ich meiner Sache stets ganz sicher."

Als von Horst Kohl die Briefe veröffentlicht wurden, die Bismarck in früheren Jahren an seine Schwester und andere Leute geschrieben hatte, sagte er: „Ja, das ist ja ganz hübsch; aber man fühlt sich bei Veröffentlichung solcher Privatbriefe doch immer etwas in Hemdsärmeln auf den Balkon hinausgestellt." Als ein anderes Mal die Rede darauf kam, daß eine Zeitung gemeldet habe, Graf Herbert solle Oberpräsident werden, sagte der Fürst, dieses Ziel werde schwerlich in den Wünschen seines Sohnes liegen, der fühle sich in Schönhausen ganz behaglich und sei nicht von solchem „Ehrgeiz" besessen. Dafür habe er ihn auch nicht erzogen; mit der inneren und Verwaltungspolitik habe sich Graf Herbert niemals in hervorragendem Maße beschäftigt.

---

[1]) Uebereinstimmend hiermit bemerkte Graf Herbert Bismarck in einem an den Hofrat Dr. Mehnert in Dresden gerichteten Schreiben d. d. Schönhausen, 19. September 1897: „Eurer Hochwohlgeboren gefälliges Schreiben habe ich zu erhalten die Ehre gehabt. Ihre Annahme, daß die in neuerlichen Veröffentlichungen meinem Vater zugeschriebenen Aeußerungen über die konservative Partei sich nicht auf die Konservativen Sachsens bezogen haben können, ist vollständig zutreffend.

Soviel ich weiß, fußen jene Veröffentlichungen auf längeren Unterhaltungen bei Tisch; es ist deshalb schon wahrscheinlich, daß die in der Folge aus dem Gedächtnis gemachten Niederschriften kein wortgetreues Bild der Aeußerungen meines Vaters geben, während die meisten derjenigen Sätze, die allgemein als zutreffend anerkannt werden, auch bereits früher in ähnlicher Form von ihm ausgesprochen worden sind.

Ich habe jenen Gesprächen nicht beigewohnt, denke mir aber, daß die Kritik meines Vaters hauptsächlich eine retrospektive war und sich primo loco mit dem Verhalten der Führer der konservativen Reichstagsfraktion bei Durchpeitschung der Handelsverträge befaßt haben wird. Der Reichstag von 1893 war schon unter neuen Auspizien gewählt worden, und mein Vater hat nur den Wunsch, daß bei den 1898 kommenden Neuwahlen diejenigen Ideen, die er nach seiner Weltanschauung auf Grund langer Erfahrung für konservativ hält, verstärkt zur Geltung gebracht werden. Daß seine zwanglosen Aeußerungen ohne Revision der Fassung in seinem Namen veröffentlicht wurden, war von meinem Vater nicht vorausgesehen.

Die Thatsache allein, daß mein Vater sich eingehend und warnend im Hinblick auf die Pflege der konservativen Interessen wiederholt in den letzten Jahren ausgesprochen hat, beweist doch, daß sie ihm am Herzen liegen, denn er würde sich gewiß niemals warnend oder belehrend in Bezug auf die Führung der Fortschrittspartei äußern, weil er sie für unverbesserlich und ihre Tendenzen mit dem Staatswohl unvereinbar hält."

Als der Fürst auf die Eigentümlichkeiten der verschiedenen deutschen Dynastien und ihre Unterschiede von einander zu sprechen kam und dann die ausländischen Verhältnisse verglich, meinte er, daß wir Deutsche eigentlich mit Befriedigung auf die zahlreichen stattlichen und hübschen Persönlichkeiten beiderlei Geschlechts blicken dürften, die in unseren Herrscherhäusern anzutreffen seien.

Anfang Oktober 1897. Friedrichsruh. Der „Schlesischen Zeitung" gingen von gut unterrichteter Seite nachstehende Mitteilungen zu:

Bei den täglichen Tischgesprächen kommt der Fürst häufig dazu, falsche Darstellungen geschichtlicher Vorgänge zu berichtigen, die er in irgend einer Zeitschrift oder einem Werk im Laufe des Tages gelesen hat. Auch neue Thatsachen werden bei solchen Gelegenheiten bekannt. So zum Beispiel erfuhr man vor einiger Zeit auf diese Weise, daß Kaiser Friedrich die Absicht gehabt habe, dem Grafen Herbert Bismarck nach Analogie des Fürstlichen Hauses Pleß den Prinzentitel zu verleihen, wogegen der Fürst Einspruch erhoben und gebeten habe, wenn seinem Sohn eine Gnade erwiesen werden solle, Seine Majestät ihn zum Mitglied des preußischen Staatsministeriums zu ernennen geruhen möge, in welchem er, der Fürst, einer in auswärtigen Dingen sachverständigen Unterstützung zu bedürfen glaube, wie sie ihm sein Sohn in seiner Eigenschaft als Staatssekretär des Aeußeren im Reiche und nach langjähriger Schulung im Dienst gewähren könne.

Das Gespräch ging dann auf Kaiser Wilhelm I. und seinen Sohn, den damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, über. Der Fürst schätzte an letzterem außer anderen guten Seiten namentlich dessen hohe militärische Eigenschaften, seine Tapferkeit und seinen unerschütterlichen Mut, der ihn befähigt habe, mitten im feindlichen Feuer die größte Kaltblütigkeit und Ruhe zu bewahren. Daß Kaiser Wilhelm I. im Sommer 1878 nach dem Nobilingschen Attentat die Absicht gehabt habe, die Regierung definitiv seinem Sohn zu übertragen, stellte der Fürst entschieden in Abrede. Der alte Kaiser habe niemals energischer, soweit es seine Verwundung erlaubte, den Wunsch, weiter zu regieren, kundgegeben als damals. Wie frisch er sich auch körperlich gerade nach dem Attentat gefühlt habe, gehe unter anderem daraus hervor, daß er über den „Aderlaß" scherzte und sagte, Nobiling habe besser gewußt als seine Aerzte, welches Mittel zur Herstellung seiner, des Kaisers, Gesundheit indicirt gewesen sei. Der Kronprinz, fuhr der Fürst fort, habe damals einige Abneigung gegen die Bestimmungen über die provisorische Stellvertretung seines Vaters gehabt, dieselbe sei jedoch ohne Schwierigkeiten zu überwinden gewesen.

Bezüglich der seinerzeit geplant gewesenen Errichtung einer elsaß-lothringischen Regentschaft unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm äußerte der Fürst, es sei vollständig unrichtig, daß der damalige Kronprinz gegen die Ausführung dieser Idee gewesen sei, er sei vielmehr mit Liebe auf den Gedanken, als er

vom Fürsten Bismarck angeregt wurde, eingegangen, und die Sache würde wahrscheinlich ihre Verwirklichung gefunden haben, wenn nicht Kaiser Wilhelm mit Bestimmtheit dagegen gewesen wäre, weil er in seinem hohen Alter gewünscht habe, den Kronprinzen in seiner Nähe in Berlin zu behalten. Wie er gelegentlich geäußert habe, hätte die Abwesenheit seines Nachfolgers von Berlin ohnehin schon das Maß dessen überschritten, was er als Familienvater und Landesherr in seinen Jahren und bei der Unberechenbarkeit seiner Lebensdauer für richtig gehalten habe.

Die von freisinniger Seite kolportirte Legende, daß während der Krankheit Kaiser Friedrichs die Einsetzung einer Regentschaft erörtert worden sei, bezeichnete der Fürst als gänzlich aus der Luft gegriffen. Dasselbe sei der Fall bezüglich der Angabe, daß erst nach dem Tode Kaiser Wilhelms I. eine volle Verständigung zwischen dessen Nachfolger und ihm, dem Fürsten Bismarck, zu stande gekommen sei, die nur durch die bekannten ersten Erlasse aus San Remo erschwert worden wäre. Die volle Verständigung zwischen dem hohen Herrn und ihm sei seit dem Jahre 1866 niemals unterbrochen gewesen, und zum konkreten Ausdruck sei sie 1885 gelangt, in dem Augenblick, wo Kaiser Wilhelm so schwer erkrankt gewesen sei, daß für sein Leben gefürchtet worden wäre. An der Regierungsfähigkeit Kaiser Friedrichs habe in amtlichen Kreisen niemals ein Zweifel bestanden, und er, der Fürst, habe der Ueberzeugung, daß die Krankheit des Kaisers Friedrich kein Regierungshindernis sei, namentlich der Königin von England gegenüber bei deren Besuche in Charlottenburg sehr energischen Ausdruck dahin gegeben, daß eine Regentschaftsfrage ohne ihn, den Ministerpräsidenten, gar nicht angeregt werden könne, und daß er, solange er lebe und Minister sei, unter keinen Umständen seine Zustimmung dazu geben werde.

11. Oktober 1897. Friedrichsruh. Zur Frühstückstafel hatte der Vorsitzende des Direktoriums des Zentralverbandes deutscher Industrieller, Königlich bayerischer Reichs- und Kommerzienrat Th. Haßler aus Augsburg, eine Einladung erhalten.

Die Unterhaltung war eine sehr lebhafte und nahm Fürst Bismarck unter anderem Gelegenheit, seine besondere Genugthuung über das Zusammengehen von Landwirtschaft, Industrie und Handel bei der Vorbereitung für den Abschluß neuer Handelsverträge auszudrücken. Reichsrat Haßler war gekommen, um dem Fürsten über die Fortschritte der Wiedervereinigung von Landwirtschaft und Industrie zu ihrer früheren Interessensolidarität zu berichten. Der Altreichskanzler sprach sich sehr befriedigt darüber aus, wie er überhaupt durchaus an dem Gedanken eines Kartells der produktiven Stände gegen die Sozialdemokratie und ihre bewußten und unbewußten Begünstiger von oben und unten festhielt, ebenso an der Auffassung, daß wir mehr Männer des praktischen

Lebens, die am eignen Leibe die Folgen der Gesetze, die sie machen helfen, verspüren, in den Reichstag wählen müßten, als bisher geschehen sei.

8. Dezember 1897. Friedrichsruh. An der Frühstückstafel nahmen außer dem kurz vorher eingetroffenen Kontre-Admiral Prinzen Heinrich von Preußen, welcher sich vor seiner Abreise nach China verabschieden wollte, und dem Fürsten Bismarck teil: Graf und Gräfin Rantzau, Frau Marie Meister, der Begleiter des Prinzen Heinrich, Kontre-Admiral Freiherr v. Seckendorff, Geheimrat Professor Dr. Schweninger und Dr. med. Chrysander.

Das Frühstück verlief unter anregendem Gespräch. Der Fürst hatte eine gute Nacht verbracht, und Geheimrat Schweninger glaubte es verantworten zu können, ihm zur Feier des Tages einen Dispens von den sonst sehr streng eingehaltenen Diätregeln zu bewilligen, was Fürst Bismarck beim Tischgespräch mit munterer Laune selbst hervorhob.

Beim Abschied sagte Prinz Heinrich: „Ich darf doch auch die Stirne berühren, die mein Großvater so oft geküßt hat?“ und küßte den Fürsten auf Stirn und Wange.

Fürst Bismarck wünschte dem Prinzen „gute Fahrt, guten Erfolg und gute Heimkehr“.

30. Januar 1898. Die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ brachten Aufzeichnungen eines Gewährsmannes und Teilnehmers an der Fürstlichen Tafel in Friedrichsruh, welche ersehen lassen, wie bemerkenswert und wahrhaft klassisch der Fürst zu antworten pflegte, wenn man ihn fragte, wie sich diese oder jene brennende Frage auf dem Gebiete der auswärtigen Politik wohl entwickeln werde.

Die Rede kam auf die orientalische Krisis, und der Fürst führte auf die Frage eines der Anwesenden, wie er sich den Verlauf der Dinge denke, etwa folgendes aus: „Ich bin hier in Friedrichsruh doch nicht in der Lage, mir ein fundirtes Urteil über den Verlauf und Ausgang der jetzigen Krisis zu bilden. Beides hängt von den Entschließungen einer ganzen Reihe von Persönlichkeiten in Europa ab, die ich nur zum Teil kenne, und in Bezug auf die ich nicht mit Sicherheit zu beurteilen vermag, was sie beim Eintritt der verschiedenen Eventualitäten, die sich ergeben könnten, thun werden. Ich weiß auch nicht, ob und inwieweit sich der Sultan den Vorstellungen der Mächte fügen und was er thun wird, wenn diese Einigkeit nicht aufrecht erhalten bleibt; ob er nicht eines Tages in irgend einem Affekt alles wieder umstößt, was man von ihm bereits erlangt zu haben glaubte. Es würde dann darauf ankommen, abzuwarten, was Rußland und England thäten, in welchem Maße die Gegensätze dabei zum Ausdruck gelangten und sich verschärften, ob England die Entschlossenheit der siebziger Jahre Rußland und der Türkei gegenüber nochmals zu bekunden in der Lage wäre, wie sich Oesterreich-Ungarn und Italien ver-

halten würden. Das alles kann ich nicht voraus berechnen, das hängt von den Situationen der Zukunft ab. In dem Ansatz des Exempels sind zu viele unberechenbare Faktoren vorhanden, als daß man zu einem absolut sicheren Resultat zu gelangen vermöchte. Man kann als Staatsmann den Verlauf einer solchen Krisis nur wachsam verfolgen, und jeder der zunächst interessirten Staaten muß stets bereit sein, neben den gemeinsamen europäischen Interessen seine eigenen zu wahren. Für die deutsche Politik empfiehlt es sich, in dem türkischen Spiel der Mächte ruhig in der Hinterhand zu bleiben und abzuwarten, was die Vorhand thut. Ich bin erfreut, wenn ich sehe, daß man bei uns nicht gewillt ist, diese Reserve aufzugeben, daß man der Versuchung, sich in die Reihe der Mächte zu drängen, welche an der türkischen Frage zunächst interessirt sind, widersteht."

März 1898. Friedrichsruh. Als ein Gast seine Bewunderung über die große Anzahl von Pfeifen aussprach, die der Fürst mit Behagen rauche, erzählte dieser in überaus komischer Weise von einem alten hannoverschen Offizier, der an der damaligen Zollgrenze an einem ziemlich einsamen Posten funktionirt hätte. Den habe er einmal getroffen und im Gespräch mit ihm gefragt: er besuche wohl, um sich Zerstreuung zu verschaffen, häufig die Gutsbesitzer in der Umgegend.

„Nein," habe er geantwortet, „die besuchen wir nicht."

„Na," habe er (der Fürst) weiter gefragt, „dann spielen Sie wohl hier viel Karten?"

Antwort: „Nein, Karten spielen wir hier nicht."

„Dann trinken Sie wohl?"

„Nee, trinken thun wir auch nicht."

„Ja, was fangen Sie da denn mit Ihrer dienstfreien Zeit eigentlich an?" worauf die in klassischer Ruhe erteilte Antwort: „Immer roochen (rauchen)!" gelautet habe. „Der konnte es doch noch besser als ich."

1. April 1898. Friedrichsruh. Familiendiner zur Feier des 83. Geburtstages des Fürsten Bismarck. An demselben nahmen teil: die Grafen Herbert und Wilhelm Bismarck mit ihren Gemahlinnen, die Gräfin Rantzau mit ihrem Gemahl, die Söhne des Grafen Rantzau, die Schwester des Fürsten, Frau v. Arnim-Kroechlendorf, Graf Henckel v. Donnersmarck, Frau v. Batocki aus Königsberg, der Landrat Graf Finck v. Finckenstein, Baron und Baronin Merck, die Herren v. Goldammer und v. Blumenthal-Staffelde, Professor Schweninger und Dr. Chrysander, im ganzen 22 Personen. Zur Rechten des Fürsten saß seine Schwester, zur Linken Frau v. Batocki. Der Fürst wurde in seinem Rollstuhl zur Tafel gefahren. Den ihm vom Kaiser geschenkten Krückstock nahm er sofort in Gebrauch.

Kurz nach Eröffnung der Tafel brachte der Fürst ein Hoch auf den Kaiser aus. Den Toast auf den Fürsten hielt Graf Hendel v. Donnersmarck in warmen Worten. Er gipfelte in dem Wunsch, daß der 83jährige Schöpfer des Deutschen Reichs, von den körperlichen Beschwerden wieder befreit, noch manches Jahr als getreuer Eckart der Nation erhalten bleiben möge. In das dreifache Hoch stimmten die Tischgenossen um so freudiger ein, als ja die besten Hoffnungen auf Kräftigung des allgemeinen Gesundheitszustandes des Fürsten vorhanden waren.

Der Fürst war heiter und von bewundernswerter Frische, die sich in der belebten Unterhaltung nach allen Richtungen kundthat.

Wenn den Fürsten sein Gesichtsleiden quälte, so übte das natürlich rückwirkend auf seine Stimmung. Aber selbst bei seinen melancholischen Anwandlungen blitzte immer wieder der Humor durch. Einstmals meinte er seufzend zu einem Freunde, nachdem man eben die reich mit den besten Weinen besetzte Mittagstafel verlassen hatte: „Zwei Dinge haben mir im Leben besonders Spaß gemacht: die Politik und der Wein. Politik darf ich nicht mehr treiben, und den Wein hat mir Schweninger verboten.“

Die Vorliebe des Fürsten für ein gutes Glas Wein kennzeichnet sich noch in einem anderen Scherzwort, das noch wenige Wochen vor dem Tode aus seinem Munde fiel: „Alles,“ meinte Bismarck, wehmütig lächelnd, „überlasse ich gern meinen Erben: meine Güter, mein Geld — nur meinen Weinkeller nicht.“

Interviews.

Einleitung.

Solange Bismarck noch in Amt und Würden war, konnten Journalisten nur selten bis zu ihm vordringen. Er unterschätzte die Bedeutung der Presse gewiß nicht, that derselben vielmehr die Ehre an, sie wie eine Großmacht zu behandeln; sein Verkehr mit derselben geschah aber durch bureaukratische Kanäle, bis nach seiner Entlassung plötzlich ein Wandel eintrat. Seit dem April 1890 wurden die Journalisten in seinem Tuskulum nicht ungern gesehen. Sie strömten jetzt plötzlich von allen Seiten herbei, Deutsche, Oesterreicher, Engländer, Franzosen, Russen, Amerikaner. Eine Zeitlang waren sie das Mittel, womit der Altreichskanzler nach außen hin verkehrte, durch sie sprach er zu Europa. Das Bismarck-Interview wurde eine europäische Institution.[1]) Nun hatte er auch seinem meistcitirten Worte von den Leuten, die ihren Beruf verfehlt, die Flügel gestutzt, indem er gelegentlich sagte, er begreife, daß es Männer gebe, die sich in die alltäglichen Handwerksfächer nicht einzwängen lassen, sondern der Aktenschinderei und der bureaukratischen Zwangsjacke eine freiere, selbständige Gedankenthätigkeit vorziehen.

Vom April 1890 folgten die Interviews in so rascher Folge, daß ein Berliner Verleger im Sommer desselben Jahres daran dachte, die vielen Unterredungen zu einem Buche zu vereinigen. Er wandte sich an Bismarck mit der Bitte, er selbst möge die Durchsicht vornehmen und alles Unrichtige ausmerzen. In seiner Antwort bedankte sich der Fürst für diese Aufgabe. „Die Unterredungen," so fügte er bei, „haben nie den Charakter einer systematischen Manifestation gehabt, sondern den einer von mir nicht gesuchten, aber bei dem gewohnheitsmäßigen Bedürfnisse politischer Aussprache bereitwillig aufgenommenen

---

[1]) Vergleiche einen auch in den folgenden Ausführungen benutzten Artikel Nr. 78 der „New Yorker Staatszeitung" vom 1. April 1895, der sich auf mein Buch, „Fürst Bismarcks Tischgespräche und Interviews" Band I. stützt.

gelegentlichen Unterhaltung." Mißverständnisse, Unterstreichungen, Verschiebungen, unbeabsichtigte Fälschungen seien dabei unvermeidlich, er könne sich aber in einen publizistischen Streit über den Inhalt solcher meist zeugenlos geführten Gespräche nicht einlassen. — —

Wer sich unterfängt, einen großen Mann zu interviewen, setzt sich immer der Gefahr aus, von ihm verleugnet zu werden. Interview und Dementi pflegen gleichsam mit Naturnotwendigkeit einander zu folgen, wie der Donner auf den Blitz. Und wenn der Interviewer mit photographischer Treue berichtet, er wird dennoch zuweilen dem Widerspruche des Interviewten nicht entgehen. Es ist eben ein anderes das gesprochene Wort, ein anderes das geschriebene Wort. Man kann eine Grobheit aussprechen, daß sie wie eine Höflichkeit klingt; geschrieben wird es immer eine Grobheit bleiben.

Manchmal kann sich der Journalist dagegen schützen, indem er etwa die Bürstenabzüge seines Aufsatzes dem Interviewten übersendet und dessen Ausstellungen sich erbittet. Zeit und Umstände erlauben dies aber nur in seltenen Fällen. Bei der letzten Anwesenheit Bismarcks in Wien hatte einer der Herausgeber der Wiener „Neuen Freien Presse" (Moriz Benedikt) am 23. Juni 1892 eine Unterredung mit dem Fürsten zwei Stunden vor dessen Abreise. Von dieser Unterredung war keine Zeile niedergeschrieben, als der Fürst schon gen München rollte, und als er dort ausstieg, erschien das Interview gedruckt in Wien.

Das Eine ist sicher: Ein Staatsmann, der sich nach seinem Abschied vom Amt so frei von der Leber weg über Vergangenes und Gegenwärtiges ausspricht, dürfte ein Unikum in der Geschichte sein. Bismarck ist darin hypermodern, ein Diplomat fin de siècle. Ganz Europa hörte man in diesen Friedrichsruher Gesprächen pulsiren, ein Europa, wie es der Fürst sich dachte und haben mochte, wie er es teilweise mit eigener Hand gestaltet hat. Aber alles hat seine Zeit. Das letzte regelrechte Interview, das Bismarck einem Journalisten gewährte, war das des Redakteurs des „Matin", Henri des Houx, vom Ende November 1892. [1]) Von jetzt ab hatte der Fürst, wie man zu sagen pflegt, ein Haar in der Institution gefunden, viele hatten ihn gröblich mißverstanden und nur wenige den Takt besessen, auch von dem Verstandenen nur dasjenige der Oeffentlichkeit zu übergeben, was sich dafür schickte. Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß Fürst Bismarck von jetzt ab jeden persönlichen Verkehr mit den Journalisten aufgab, nur nahm er etwas andere Formen an.

Ich scheide zunächst die Besuche aus, welche die persönlich dem Fürsten bekannten Soldaten der Feder zur Information der Friedrichsruh nahestehenden Blätter machten, also in erster Linie Herr Hofmann von den „Hamburger Nachrichten" oder hin und wieder auch Herr Jakobi von den „Berliner Neuesten

[1]) Neue Tischgespräche und Interviews, Band I. Seite 390 ff.

Nachrichten", nebenbei bemerkt mit die besten Köpfe in der journalistischen Welt Deutschlands. Auch wenn Maximilian Harden von der „Zukunft" oder Sidney Whitman, Korrespondent des „New-York Herald", in Friedrichsruh gelegentlich ihre Karte abgeben, kann man von einem eigentlichen Interview nicht sprechen; sie kamen, um das Glück zu haben, den Altmeister der Politik wiederum einmal begrüßen zu dürfen, nicht um den Fürsten über seine Stellung zu einer bestimmten Frage zu befragen. Mehr den Charakter eines Interviews hatte der Besuch, den der Berliner Korrespondent der „Leipziger Neuesten Nachrichten", Dr. Liman, dem Fürsten am 15. Januar 1896 machte, um die Ansichten des „Weisen vom Sachsenwald" über die Reform des sächsischen Wahlrechts zu vernehmen.

Da aber nun einmal der Wunsch der Zeitungen, die Ansicht des Fürsten über gewisse politische Fragen zu vernehmen, bestehen blieb, so entstand in späterer Zeit ein Surrogat für die Interviews. Bismarck wurde von dem Vertreter eines politischen Blattes nicht mehr persönlich ausgefragt, der letztere erkundigte sich vielmehr bei einem dritten, welcher das Ohr des Altreichskanzlers besitzt, und auf Grund dieser Mitteilungen wurde alsdann urbi et orbi verkündet, was der Fürst trieb, welche Frage ihn augenblicklich beschäftigte und wie er darüber dachte. Informationen dieser Art fanden in den letzten Jahren mehrfach den Weg in die Spalten verschiedener, die Politik des Altreichskanzlers vertretender Blätter, und sie sollen uns willkommen sein, um den nicht gerade reichen Stoff für den zweiten Teil des Werkes etwas abzurunden.

I. Teil.

Die Interviews vor Bismarcks Entlassung.

Unterredung mit dem Wiener Korrespondenten des Londoner „Daily Telegraph“ Beatty Kingston.

September 1867. Berlin. — Im Jahre 1867 wurde der Wiener Korrespondent des „Daily Telegraph“ William Beatty-Kingston von seinem Blatt aufgefordert, den Grafen Bismarck aufzusuchen und seine Ansichten über die Möglichkeit eines Krieges zwischen Frankreich und Preußen festzustellen. Die vertrauliche Aufzeichnung der Eröffnungen und Pläne des Grafen Bismarck, welche damals dem Chefredakteur dieser Zeitung von Herrn Beatty-Kingston übergeben worden war, wurde gleich nach Bismarcks Ableben von dieser Zeitung publizirt.[1] „Ihre Veröffentlichung nach dem Ablauf von einunddreißig Jahren und dem Hinscheiden des großen deutschen Staatsmannes schließt“ — so meinte das Blatt — „keine Indiskretion unsererseits ein.“

Berlin, den 22. September 1867.

Ich habe ein vierstündiges Gespräch mit dem Manne (The Man) gehabt, werde aber, wie ich erwartete, sehr wenig davon veröffentlichen können, denn er begann unsere Unterredung, indem er sagte: „Ich habe Erfahrung von Ihrer Diskretion; ich werde daher vor Ihnen kein Geheimnis haben, aber ich rechne vertrauensvoll darauf, daß Sie von dem persönlichen Teil dessen, was ich sagen werde, mit aller notwendigen Zurückhaltung Gebrauch machen, und Sie werden begreifen, daß ich, je weniger reservirt ich zu Ihnen spreche, Ihnen einen um so größeren Beweis von meiner Ueberzeugung gebe, daß Sie mich den Leuten gegenüber nicht bloßstellen werden, welche nach jedem meiner Worte ausblicken, dadurch, daß Sie dieselben wissen lassen, was ich wirklich denke.“

---

[1]) Veröffentlicht in „The Daily Telegraph“ vom 4. August 1898. Die deutschen Zeitungen brachten nur dürftige, unzuverlässige Uebersetzungen des Interviews.

Ich will mein Bestes thun, um Ihnen in diesem Privatbriefe alles das mitzuteilen, was unter das Bismarckische Verbot der Veröffentlichung fällt. Was ich in dem für die Oeffentlichkeit bestimmten Briefe schreibe, können Sie ohne Zögern drucken lassen.

Bismarck glaubt an den Frieden und aus vielen Gründen — doch ich thäte besser, so genau als möglich seine eigenen Worte wiederzugeben.

„Ich glaube nicht für einen Augenblick, daß Frankreich uns allein bekriegen will, denn zieht man in Betracht, daß jeder Preuße wenigstens ebenso gut ist wie jeder Franzose, so sind wir numerisch stärker als sie. Der Angriff muß von Frankreich kommen; wir werden niemals einen Krieg anfangen, wenn es je Krieg geben sollte, denn wir haben nichts zu gewinnen. Angenommen, daß Frankreich gänzlich erobert und eine preußische Garnison in Paris wäre: was sollten wir mit unserem Siege thun? Wir könnten nicht einmal schicklicherweise Elsaß nehmen, denn die Elsässer sind Franzosen geworden und wünschen es zu bleiben. Belgien brauchen wir nicht; abgesehen davon, daß England seine Integrität garantirt. Deshalb wird, sollte diese Möglichkeit — welche in meine Ohren immer als Wahrscheinlichkeit hineinschallt — jemals eintreten, Frankreich uns zweifellos angreifen, in welchem Fall es, wenn es allein steht, verloren ist, denn unser System ist ein solches, daß, je weiter Frankreich — angenommen, daß es zuerst siegreich ist — in unser Land einrückt, um so mehr Armeen emporschießen werden, wie Zähne des Kadmos. Sie werden sagen: ‚Alter Mann, à la fin.‘ aber ein Preuße ist mit fünfundvierzig Jahren kein Greis, wie einige Leute denken. Und jeder Deutsche ist jetzt mit uns, trotz Glaubens- und Parteiverschiedenheit; wir haben nicht gesucht, wir haben gewartet — sie laufen uns nach wie das geröstete Ferkel in dem Traume des Chinesen, rufend: ‚Komm, iß mich!‘ Sie erinnern sich, vor hundert Jahren, in der Schlacht von — Kingston behielt den Namen nicht — als ein preußischer Dragoner im Handgemenge mit einem französischen Kürassier focht, kam einer von den Söldnern Frankreichs dahergeritten, um an der Seite seines Kameraden zu kämpfen. Der Preuße rief ihm zu: ‚Halt, Bruder! laß mir diesen Franzosen; er gehört mir!‘ und der Deutsche zog die Zügel an, salutirte und ritt in anderer Richtung davon. Das war vor einem Jahrhundert. Wie haben nicht seitdem die Deutschen gelernt, das Bruderband zu verstehen, welches sie gegen die Franzosen oder sonst jemand oder gegen die ganze Welt umschlingt! Wenn die Franzosen uns allein bekämpfen, sind sie verloren; da sie dies wissen, suchen sie nach Verbündeten.

„Werden Sie dieselben finden? Ich will Ihnen sagen, warum ich das nicht glaube.

„Frankreich als Sieger würde eine Gefahr für jedermann sein, Preußen für niemand. Das ist unser starker Punkt. England wünscht in Europa eine Macht zu sehen, welche stark genug ist, um Frankreich das Gegengewicht zu halten.

Das ist der Grund, weshalb es Oesterreich unterstützte und mit ihm sympathisirte, so lange dieses Land stark zu sein schien; dies ist der Grund, weshalb ich dem König sagte, als er die ‚Exekution‘ in Dänemark allein zu unternehmen wünschte: ‚Wir müssen Oesterreich mit uns haben, oder England wird sich mit ihm gegen uns verbinden‘, und dies ist der Grund, weshalb sich jetzt England uns zuwendet, weil es in uns das kontinentale Gegengewicht gegen Frankreich sieht. Ihr Engländer seid viel zu empfindsam, um nicht die Notwendigkeit hiervon, ungeachtet eurer laut beteuerten Allianz mit Napoleon, zu begreifen. Eure Allianz ist euch durch den Verlust an kontinentalem Einfluß schon teuer genug zu stehen gekommen, und ich würde mich nicht wundern, wenn das stolze englische Volk es eines Tages müde werden sollte, für den alten Gegner, den es so oft überwunden hat, eine schlechte zweite Geige zu spielen.

„Ich habe keine geringe Besorgnis vor Oesterreich. Oesterreich ist wie ein Haus, das aus schlechten Ziegeln gebaut ist, welche jedoch durch einen ausgezeichneten Mörtel zusammengehalten werden — wie nennen Sie diesen — Zement. Dieser Zement ist seine deutsche Bevölkerung. Was immer Gutes in seinen barbarischen Provinzen gethan worden ist, ist durch die Germanisirung seiner Institutionen geschehen. Ueberall in Oesterreich wird deutsch gesprochen; die Bewohner der verschiedenen slavischen, magyarischer und lateinischen Provinzen müssen sich des Deutschen bedienen, um sich mit einander zu verständigen.

„Ein Bündnis mit Frankreich, welches die Hemmung der deutschen Einigung in ihrem majestätischen Fortschritt und die Verwüstung des deutschen Gebiets zum Zweck hat, würde für Oesterreich verhängnisvoll sein, welchen Weg auch immer der Siegeslauf nehmen sollte. Es würde sicher durch eine solche Allianz ruinirt werden, und es weiß dies. Ich befürchte ein österreichisch-französisches Bündnis nicht am wenigsten, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.

„Rußland wird sich niemals mit Frankreich gegen uns verbünden, dessen seien Sie versichert; es ist unmöglich.“ Bismarck sagte dies mit großem Nachdruck, indem er sich auf seinen beiden Armen halb über den Tisch zu mir neigte und mit dem größten Ernst in meine Augen blickte.

„Es ist wahr, es ist die Rede von einem Einvernehmen über die orientalische Frage gewesen — von einem gemeinsamen Aktionsplan im Osten. Gortschakoff ist ein komischer Kerl; er ist sechs- oder siebenmal durch französischen Humbug und Beteuerungen eines herzlichen Einvernehmens, welches immer drei bis fünf Wochen gedauert hat, gefangen worden; dann findet er unveränderlich heraus, daß er das Opfer französischer List und Ignoranz ist, und beginnt bei allen Teufeln und Heiligen des russischen Kalenders zu fluchen und zu schwörent qu'on ne le prendra plus. Und dann geht er mit unnachahmlicher Naivität in die nächste Falle. Armer Gortschakoff! er gewann seine Prestige in der polnischen Angelegenheit und denkt, der einzige Weg, es zu erhalten, sei, sich den orientalischen Neigungen Rußlands hinzugeben. Popularität ist sein einziger

Ehrgeiz. Rußland ist in einem entsetzlichen Zustande, und ein großer Krieg ist für dasselbe so lange außer Frage, bis es sein Haus in Ordnung gebracht hat. Wäre ich des Kaisers Premierminister — was er vor sechs Jahren sehr wünschte —, so würde ich damit beginnen, die Armee genau auf die Hälfte ihrer gegenwärtigen Stärke zu bringen und die Privilegien der Tschinownik [1]) zu beseitigen. Dieses faulige und nutzlose Tschin [2]) ist die Ursache von halb Rußlands Unglück. Gerade jetzt ist das öffentliche Gefühl in Rußland in Bezug auf Frankreich so schlecht, als es nur sein kann; aber was sich auch immer ereignen möge, richten Sie sich darauf ein, daß wir vor Rußland vollständig sicher sind.

„Ich denke, ich brauche Ihnen nicht zu sagen, warum ein französisch-italienisches Offensivbündnis gegen uns außer Frage ist — cela saute aux yeux. Aber ich will Ihnen etwas sagen, was mir von unseren Agenten an beiden Höfen, die nicht oft irren, berichtet ist: daß Napoleon im Begriff steht, der Liste seiner furchtbaren Irrtümer, welche er innerhalb der fünf Jahre begangen hat, einen weiteren hinzuzufügen. Er steht im Begriff, die italienischen Truppen die päpstlichen Staaten besetzen zu lassen, mit der bloßen Ausnahme von Rom selbst, wodurch er die Gesamtheit der katholischen, legitimistischen und orleanistischen Parteien gegen sich aufbringen und seine Stellung unendlich schlechter machen wird als sie ist, und sie ist, Gott weiß, schlecht genug! Aber um zu unseren Friedens- oder Kriegsaussichten wiederzukehren: Es bleibt Frankreich deshalb in Europa — wenn man Dänemark und die anderen Skandinavier von dieser Frage ausnimmt; sie sind nicht der Rede wert — nur Spanien als Bundesgenosse." Hier sah mich Bismarck komisch an, und wir lachten beide.

„Was ich denke, das den Krieg hervorrufen könnte? Unstreitig würde es an keiner Entschuldigung fehlen, wenn die Franzosen wirklich eine brauchten; aber ich denke, die größte Gefahr kommt vor allem von Napoleons schwankender Sinnesart. Er ist alt geworden, aber er ist auch jung geworden, das heißt, er giebt Einfällen und Impulsen nach und erlaubt seiner schönen Gemahlin, ein gutes Stück zu viel Einfluß auf ihn auszuüben. Der mexikanische Handel war ihr Werk, wie Sie wohl wissen. Er ist nicht der Mann, welcher er zu sein pflegte, und Europa wird niemals sicher sein, so lange sein gegenwärtiger Geisteszustand andauert. Ein anderer Grund der Gefahr ist die intensive Unwissenheit und Lügenhaftigkeit der Männer, welche Frankreich überall vertreten. Sehen Sie sich rund in Europa nach einem fähigen oder ehrenhaften französischen Agenten um! Der Ihrige, Latour, ist der einzige Mann von Lauterkeit unter

---

[1]) Beamten.

[2]) Bezeichnung für die russischen Rangstufen, in welchen die Zivil- und Militärbeamten gemeinschaftlich rangiren.

ihnen allen, der einzige Gentleman. Alle anderen sind Schufte (knaves) oder so grob unwissend und voreingenommen, daß ein intelligenter Schulknabe so viel wie sie alle zusammen wert ist. Gramont z. B. ist ein halber Narr und notorischer Lügner, ich bitte um Verzeihung, ich hätte sagen sollen: ein Liebhaber von Possen. Benedetti ist gewandter, als es die Art französischer Staatsmänner ist, obgleich ebenso unzuverlässig; aber warum ist er gewandter? Weil er ein Italiener ist. Er ist auch liebenswürdiger, auch weil er ein Italiener ist. Diese Kerle werden weder etwas lernen, noch werden sie Ruhe halten. Die Folge ist, daß Napoleon über europäische Angelegenheiten schlechter als irgend ein anderer Souverän unterrichtet ist. Sie ließen ihn nach Salzburg gehen. Ihr hattet ganz recht bezüglich dieser Zusammenkunft; sie war ein glänzendes Fiasko; ich wußte, sie würde ein solches sein, und meine Leute warnten Napoleon davor und rieten ihm, nicht hinzugehen. Es war sehr belustigend für mich, hinterher zu hören, wie er drei Tage lang manövrirt, und die Oesterreicher die ganze Zeit hindurch gegenmanövrirt hatten. Er ging, um zu scheren und kam geschoren wieder. Warum ging er nach Wolle zu suchen, da er das Goldene Vließ schon besaß? Aber diese einfältigen, plundrigen französischen Schreiber — ich kann sie nicht Minister oder Gesandte nennen — sind im stande, ihren Herrn und ihre Landsleute in Ungemach zu bringen.

„Als ich mit dem Könige in Paris war, sagte ich Rouher vor seinen Kollegen und Gortschakoff, welcher gerade anwesend war: ‚Wenn Sie keinen Krieg mit uns nötig haben, so setzen Sie sich doch nicht der Verlegenheit aus, nach einem anderen Luxemburg zu suchen. Dies ist das letzte — ich bin collé au mur und will einer neuen Forderung keinen Zoll breit nachgeben. Ich bin meinen Landsleuten einen Krieg schuldig. Ich habe sie um einen betrogen, in welchem sie eine gute Chance auf Erfolg hatten, und es erforderte meine ganze Popularität, mich in den Stand zu setzen, so zu verfahren. Wenn Sie mir eine günstige Gelegenheit geben, werde ich sicherlich meine Schuld abtragen.‘ Gortschakoff versuchte, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, da jedermann erschreckend unbehaglich auf meine ‚boutade‘ blickte. Monsieur jedoch hatte etwas auf seinem Magen und bemühte sich, es mit vielen Grimassen heraufzubringen. Sie gedachten, darauf zu dringen, daß Luxemburg aus dem Zollverein scheiden sollte — sollte ich dem einen Einwand entgegensetzen? Ich brach heraus: ‚Sprechen Sie mir nicht von Luxemburg! Ich möchte von Luxemburg nichts hören. Der Großherzog von Luxemburg hat die Berechtigung, bis zum Jahre 1873 im Zollverein zu verbleiben, und dann kann er austreten, wenn es ihm gefällt; aber bis dahin soll er nicht austreten, und wenn Sie ihn drängen, daraus eine Frage zu machen, werde ich zu dem König sagen: „Flamberge au vent, sire!“ und ich glaube nicht, daß Seine Majestät zu mir nein sagen wird.‘ Sie erwähnten Luxemburg in der ganzen Zeit, während welcher ich in Paris war, nicht mehr.“

Hier gestattete sich Bismarck eine andere Zigarre, trank Bier und fuhr fort: „Sie möchten gern etwas über unsere Pläne, unsere Aggregationsprojekte und unsere Ziele wissen, nicht? Ich will Ihnen genau sagen, welches dieselben sind; nur zwei oder drei Personen außer dem König und mir haben von ihnen Kenntnis. Zuerst von allen kommt Oesterreich. Gegenwärtig zeigen die deutschen Provinzen Oesterreichs, mit Ausnahme von Tirol und dem Salzkammergut, welche beide stockkatholisch und habsburgisch sind, wohl eine starke Gravitation in der Richtung auf uns. Ich leugne es keinen Augenblick; aber ich versichere Ihnen: würden mir morgen Ober- und Niederösterreich angeboten, ich würde sie ablehnen. Sie sind zu weit weg; es liegen Böhmen, Oesterreichisch-Schlesien, Mähren mit drei Fünfteln slavischer Bevölkerung zwischen uns. Wenn jene Provinzen des deutschen Oesterreich wären, wo Böhmen u. s. w. sind, wenn Prag und Wien ihre Plätze wechseln könnten, würde ich nicht nein sagen. Dann könnten wir daran denken; wie der Fall liegt, thun wir es nicht. Ich versichere Ihnen, es ist unser ernstester Wunsch, Oesterreich sich um seinen deutschen Kern herum stärken und fest allein stehen zu sehen. Natürlich würden wir ebensowenig eine neue Bedrückung Ungarns als der österreichischen Deutschen dulden; aber wir werden mit Freuden ein festes und aufrichtiges Bündnis mit einem konstitutionellen König von Ungarn eingehen, welcher als Kaiser von Oesterreich dem deutschen Element volle Bewegungsfreiheit in seinen anderen Provinzen gestattet. Um nochmals auf Böhmen, Schlesien u. s. w. zu kommen: sie würden sich uns als ein zweites Polen erweisen. Wir würden zu lernen haben, wie die Tschechen zu behandeln wären; Oesterreich hat zwar einige Erfahrung in dieser Aufgabe, indessen muß ich zugeben, daß diese Erfahrung eine sehr schlechte ist. Wir brauchen nicht Böhmen, Schlesien, Mähren oder einen anderen Teil Oesterreichs; lassen Sie es erstarken und unser Bundesgenosse werden — voilà tout.

„All das Geschwätz, welches Sie über einen Teil von Russisch-Polen, Kurland oder die baltischen Provinzen gehört haben, ist ebenso albern wie unwahr. Es ist wahr, es herrscht einiges Mißvergnügen unter jenen halb deutschen, halb skandinavischen Nordländern wegen der russischen Sprache, welche ihnen aufgezwungen wird; aber wir werden nicht dazwischentreten. Was sollten wir mit Provinzen thun, welche wir nicht verteidigen könnten? Ueberdies, verlassen Sie sich darauf: wir werden uns nicht mehr um russisches Gebiet oder russische Angelegenheiten kümmern, als Rußland sich um die unsrigen kümmert.

„Beust ist ‚trop fin‘. Vor einiger Zeit, als die Frage Bayerns und Württembergs zur Erörterung stand, ließ ich ihn wissen, daß, obgleich wir vorbereitet wären, den Vertrag von Nikolsburg öffentlich aufrecht zu erhalten, wir etwaigen Vorschlägen von seiner Seite die beste Aufmerksamkeit schenken würden, und wenn wir sie nicht annehmen könnten, würden wir sein Geheimnis treu bewahren. Er wollte gern zu gewandt sein und antwortete auf meine vertrau-

liche Mitteilung, er dächte, die Vorschläge sollten von unserer Seite kommen, die Reihe wäre an uns, eine Hand zu bieten. Ich kam mit ihm zu keiner Vereinbarung und ließ die Sache fallen. Wir sind seitdem sehr vorsichtig bezüglich Süddeutschlands gewesen und ganz passiv geblieben. Wir können stille halten, wie wir sind, zehn oder mehr Jahre, indem wir nur auf den Bestimmungen des Vertrages beharren, aber die Süddeutschen werden uns nicht lassen, und wenn sie kommen, um uns einen Machtzuwachs anzubieten, werden wir sie sicherlich nicht die Treppen hinunterstoßen. Aber wir wünschen es klar verstanden, daß, wenn Oesterreich sich auflösen muß, wir keines der Stücke brauchen. In unserer Haltung ist nichts, was Frankreich beunruhigen oder ängstigen könnte. Ich denke, wenn man den Zufälligkeiten, auf welche ich hingewiesen habe, vorbaut, so ist nichts vorhanden, was die Aufrechterhaltung des Friedens zehn oder fünfzehn Jahre lang hindert. Während dieser Zeit werden sich die Franzosen an die deutsche Einheit gewöhnt und folgerichtig aufgehört haben, sich um dieselbe zu kümmern.

„Ich sagte zu unseren Generalen in diesem Frühjahr, als sie sich bemühten, mir durch alle Arten von Argumenten zu beweisen, daß wir die Franzosen schlagen müßten, wenn wir sie bekriegten: ‚Wenn Sie mir so klar machen könnten, wie, daß es einen Gott giebt (Wörtlich! K.), daß wir Frankreich zu zermalmen und Paris einzunehmen vermögen, so will ich doch alles, was ich vermag, thun, um den Krieg zu verhindern; denn Sie müssen daran denken, meine Herren, ein Krieg zwischen so nahen Nachbarn und alten Feinden wie Frankreich und Preußen ist, welches auch sein Ausgang sein möge, nur der erste von wenigstens sechs, und angenommen, wir gewännen alle sechs, was hätten wir damit erreicht? Wir hätten in dem Streit Frankreich ruinirt, sicherlich, und uns höchstwahrscheinlich. Meinen Sie, ein armer, bankerotter, hungernder, zerlumpter Nachbar ist ebenso begehrenswert wie einer, der reich, zahlungsfähig, fett und wohlbekleidet ist? Frankreich kauft reichlich von uns und verkauft uns eine große Anzahl Dinge, deren wir benötigen. Ist es in unserem Interesse, es vollständig zu ruiniren?‘ Ich stritt alsdann für Frieden, und ich will dies thun, so lange es geht; nur, merken Sie wohl, deutsche Empfindlichkeit muß respektirt werden, oder ich kann nicht für das Volk, auch nicht für den König stehen. Die Franzosen kaufen Pferde und Futter, ich bin darüber vollkommen unterrichtet. Das erschreckt mich nicht. Ihre Ernte ist schlecht, und sie thun ganz recht, Vorsichtsmaßregeln gegen Mangel zu treffen. Sie können Futter in einem Kriege mit uns nicht entbehren, denn in einem solchen Kriege müssen sie die Angreifer sein; und wenn sie in Deutschland einfallen, werden sie genügend Nahrungsmittel und Futter für zehn französische Armeen vorfinden. Ihre Vorbereitungen beunruhigen mich nicht im geringsten. Wir sind stets fertig.

„Wie wir mit unseren neuen Erwerbungen vorwärts kommen? Sehr gut, im ganzen. Ich habe Hardenberg entfernt, welcher für Hannover durchaus nicht

paßte, und ihnen Stolberg geschickt, einen Gentleman und einen durch und durch ehrenhaften Mann. Wir haben ihnen erlaubt, ihren Provinziallandtag zu eröffnen, damit sie ihre inneren Angelegenheiten verwalten mögen, wenn sie können, und wir haben eine sichere Mehrheit von Abgeordneten aus den Gelehrten- und Handelskreisen. Gegen uns sind die Ritterschaft oder die Junker, une petite gentilhommerie pauvre et stupide, welche an dem alten Hofe lebten, und der König. Stolberg fragte mich, ob er dieser Partei Einhalt thun oder wenigstens bei ihrem Reden und Thun die Oeffentlichkeit ausschließen solle. Ich sagte zu ihm: ‚Keineswegs; wären sie auf unserer Seite, so würde ich Ihnen entschieden raten, so zu handeln, da sie gegen uns sind, so lassen Sie sie reden und thun, was ihnen gefällt, sie werden uns durch Opposition und Beschimpfungen einen unberechenbaren Dienst erweisen.‘

„Hannover ist vollständig in Ordnung, und Frankfurt wird es bald sein. Thatsache ist, daß Frankfurt hart mitgenommen worden ist; v. d. Heydt, unser Finanzminister, hat einen großen Haß auf dasselbe, und in allen Geldsachen ist er überaus peinlich. Er ist stets bestrebt, den geheimen Staatsschatz (Privy Purse) zu vermehren, und irgend jemand muß für denselben zahlen. Aber ich habe den Frankfurtern mein Wort gegeben, daß dem Notstande abgeholfen werden wird, und daß sie auf den gleichen Fuß wie die meistbegünstigte preußische Stadt gesetzt werden sollen, vielleicht sogar besser, wie sie jetzt zu uns sind. Ich bewog den König, ihnen dasselbe zu sagen, als er am anderen Tage dort war, und ihrer Deputation in Berlin vorher in dem nämlichen Geiste zu antworten. Nun, als es sich um die schwere Geldbuße handelte, welche ihnen auferlegt werden sollte, bestand der König darauf, daß sie auf 50 000 000 Thaler festgesetzt werde, ich beschnitt sie auf 25 000 000 Florins und sagte zu mir: ‚Bismarck, du wirst dieses Geld niemals sehen.‘ Wir werden alle Staatsschulden übernehmen und sie gütlich behandeln. Ihr Haus- und Landeigentum wird ganz einfach entwertet, wenn sie fortfahren, vor Europa zu klagen, so daß niemand ihnen mehr trauen dürfte. Was sie verloren haben, ist das Recht, in ihrem Staatssenat und Landtag zu predigen, wenn dies ein Verlust ist; in den meisten anderen Beziehungen haben sie gewonnen. Was die Anleihe betrifft, so ist dies ein anderes Gericht v. d. Heydts. Preußen ist Rechtsnachfolger von Frankfurts Obligationen und wird sie einlösen.

„Was unser Parlament anlangt, so ist es ziemlich bei der Arbeit. Wir beunruhigen die guten Leute nicht viel mit Politik, und bei inneren Fragen, Abänderung von Gesetzen u. s. w. haben wir eine Mehrheit. Natürlich reden einige von ihnen liberalen Unsinn; sie würden etwas darum geben, nicht gezwungen zu sein, es zu thun; aber sie fingen auf dieser Grundlage mit ihren Wählern an und sind gezwungen, fortzufahren, vielfach gegen ihren Willen. Aus dieser Richtung erwarten uns keine Schwierigkeiten.

„Die Dänen bereiten uns eine große Menge unnötiger Störungen. Ich

würde ihnen auf halbem Wege entgegenkommen, wenn nicht unsere Leute mit ihnen so vermischt wären in den Bezirken, deren Abtretung sie wünschen. Ich weiß, was unseren Leuten, welche sich mit uns während des letzten Jahres versöhnt haben, widerfahren würde, wenn wir sie im Stiche ließen. Es ist nicht die dänische Regierung, sondern die kleinen Beamten und das gemeine Volk, welche sich rächen würden, und dann hätten wir einen anderen Notschrei, der Deutschland erregen und die ganze häßliche Frage wieder aufrühren, Frankreich überdies eine Chance geben würde, was ich nicht zu thun gedenke, wenn ich es vermeiden kann. Es sind zehn, zwanzig, in manchen Plätzen gegen dreißig Prozent Deutsche in diesen Teilen, um welche der ganze Lärm gemacht wird. Ich kann nicht und wage nicht, sie im Stich zu lassen.

„Noch ein Wort über Rußland. Rußland gleicht einem starken und gesunden Manne, welcher von einer Krankheit befallen ist. Wenn er Rat annehmen und zwei oder drei Tage zu Hause bleiben will, wird er unmittelbar wohl werden und so stark wie je; aber wenn er darauf bestehen will, auszugehen, umherzuspazieren und draußen Geschäfte zu erledigen, als wenn er wohl wäre, wird sich seine Krankheit fest auf ihn legen, und vielleicht wird er sterben. Zwei oder drei Tage im Leben eines Mannes bedeuten zehn, zwanzig oder dreißig Jahre im Leben einer Nation. Rußland muß ‚zu Hause bleiben'. Es hat eine große Zukunft; seine höchsten Adligen sind intelligent und ehrenwert, seine Bauern sind die besten Kerls in der Welt; in der Mitte ist es faul, der Beamtenadel ist ein giftiges Geschwür, welches seine Eingeweide hinwegfrißt."

Bismarck sprach natürlich noch viel mehr und sagte tausend gute Dinge, an welche ich mich nicht mehr erinnern kann. Unsere Unterhaltung währte nahezu vier Stunden, und selbstverständlich mußte ich eine Menge über Oesterreich und den Osten erzählen, was er gerade zu hören wünschte. Er war ausnehmend herzlich, sogar jovial, sagte mir, er würde mich stets viel besser empfangen als einen Gesandten, und sprach wiederholt: „Sie wissen, ich spreche nicht zu vielen Leuten in dieser Weise, aber ich bin Ihrer ganz sicher und wünsche, daß eine Zeitung wie die Ihrige mich besser kennt als diese penny-a-line-Journalisten Deutschlands und Frankreichs."

Als ich ihn verließ, gab er mir sein Bild mit Unterschrift, indem er dabei sagte, er wünsche es ganz sicher zu machen, daß ich ihn nicht vergessen solle; und als wir uns die Hände schüttelten, nahm er wieder das Wort: „Ich glaube an den Frieden, weil, wie ich Ihnen gesagt habe, Frankreich uns nicht allein zu bekämpfen wagt und niemand ihm helfen will. Im Osten würde Rußland gern eine Störung herbeiführen, aber es ist zu impotent, um sie auszuhalten. Der arme kleine Karl von Hohenzollern beklagt sich über die Art und Weise, wie die Russen sich ihm gegenüber benehmen. Er hat schmerzliches Heimweh und kommt mit den Bojarenfrauen nicht weiter. Gute Nacht! Ich habe mich gefreut, Sie wieder einmal zu sehen, und wenn Sie die Wahrheit

über irgend eine besondere Angelegenheit zu wissen wünschen, so fragen Sie mich, und ich werde sie Ihnen sagen."

Aus sonstigen Unterredungen Bismarcks mit dem Korrespondenten des „Daily Telegraph", Beatty-Kingston, in den Jahren 1867, 1871, 1872 und 1890.

In einem „Allgemeine Abrüstung" überschriebenen Artikel im „Daily Telegraph" vom 31. August 1898 kommt W. Beatty-Kingston auch auf die mehrfachen Unterredungen zurück, welche er mit dem Fürsten Bismarck über das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich gehabt hat. Er schreibt:

Als ich im Jahre 1867 die erste persönliche Bekanntschaft mit dem Grafen Bismarck machte,[1] sagte er mir, daß er einen Krieg mit Frankreich als eine Möglichkeit ansehe, auf welche man natürlich vollständig gefaßt sein müsse; indessen wies er ausdrücklich die Meinung zurück, daß Deutschland in der Absicht kämpfen würde, eine Gebietsvergrößerung zu erlangen.

„Wir werden niemals einen Krieg mit Frankreich anfangen, wenn es jemals Krieg geben sollte, denn wir haben nichts zu gewinnen. Angenommen, wir hätten Frankreich gänzlich erobert, und in Paris befände sich eine preußische Garnison: was sollten wir mit unserem Siege machen? Wir könnten, nicht gerade schicklicherweise, Elsaß nehmen, denn die Elsässer sind Franzosen geworden und wünschen es zu bleiben."

Drei Jahre später sah er Grund, seine Meinung zu wechseln, und kurze Zeit nach Sedan kam er zu dem Schluß, daß es für Deutschland notwendig sein würde, Elsaß nach Beendigung des Krieges in Besitz zu behalten. Gegen die Annexion von Lothringen verhielt er sich während des ganzen Feldzuges standhaft ablehnend; er wurde jedoch, sozusagen, in der elften Stunde von Moltke übermeistert, welcher aus strategischen Gründen darauf bestand, daß Metz deutsch würde. Kaiser Wilhelm I. war derselben Ansicht und Bismarck hatte nachzugeben. Aber am Morgen nach der Kapitulation von Paris sagte er zu mir:

„Wie Sie sehen, nehmen wir Metz; aber ich gestehe, daß ich diesen Teil des Arrangements nicht billige. Straßburg ist ganz gut; Straßburg ist deutsch in Sprache und wird es nach weiteren zehn Jahren auch im Herzen sein. Metz jedoch ist französisch und wird für eine lange Zeit eine Brutstätte der Unzufriedenheit sein. Der Kaiser hat zu viele Ausländer zu Unterthanen, wie die Dinge nun einmal liegen. Wir haben mehr als genug Unruhe mit unseren Polen gehabt, obwohl sie, Gott weiß es, wohlwollend regiert wurden. Und wir werden noch mehr mit diesen Lothringern haben, welche uns wie Gift hassen und sehr wahrscheinlich etwas rauh werden angefaßt werden müssen, während die guten alten deutschen Elsässer mit der äußersten Rücksicht zu behandeln sein

[1] Cf. die „Neuen Tischgespräche und Interviews", Bd. I. S. 219.

werden. Sie werden uns bald lieber haben, als sie jemals die Franzosen gehabt haben, welche niemals müde wurden sie zu hänseln, über ihren Accent zu spotten und sie der Lächerlichkeit preiszugeben."

Zu jener Zeit war Bismarck entschieden abgeneigt, Lothringen von Frankreich abzutrennen; aber nachdem die Annexion vollendete Thatsache geworden war, wollte er auf keinen Fall zugeben, daß Deutschland sie rückgängig machen könnte.

Neunzehn [1]) Jahre später fragte ich ihn in Friedrichsruh, ob es seiner Meinung nach keine Möglichkeit gebe, die französische Bitterkeit durch ein freiwilliges Zugeständnis seitens Deutschlands endgiltig auszutilgen — etwa durch eine Rektifikation der Grenze, durch welche die französisch sprechenden Landesteile an Frankreich zurückgelangen würden — kurz, durch irgend ein Arrangement, das Frankreich befriedigen möchte, ohne die Sicherheit Deutschlands zu gefährden.

„Eine derartige Möglichkeit giebt es nicht," antwortete der Fürst ganz bestimmt. „Wir können ihnen kein Gebiet abtreten, es sei denn nach einer verlorenen Schlacht. Ob die Abtretung eine große oder kleine wäre, sie würde doch nur den Appetit nach mehr erregen. Sie haben jahrhundertelang Provinzen gehabt, die von deutsch redenden Bevölkerungen bewohnt wurden — Provinzen, die sie uns mit Gewalt geraubt haben. Jetzt halten auch wir an Territorien mit französisch redender Bevölkerung fest. Deutschland hat Frankreich niemals absichtlich oder unprovozirt angegriffen. Frankreich dagegen hat Deutschland an die zwanzig bis dreißig Male mit Waffengewalt überzogen. Im Jahre 1870 hatten die Franzosen keineswegs ihre ‚Rechte' auf Cöln und Mainz vergessen; der Ruf nach der Rheinlinie ward damals heftig genug erneuert und würde es abermals werden, wenn wir Neigung zeigen würden, ihnen einen Teil Lothringens zurückzugeben. Hinsichtlich eines Nachlasses ihrer Rachbegierde können wir nur auf die Zeit vertrauen, wie die Engländer im Falle von Waterloo. Jener Groll endete vor dreißig Jahren."

Bei derselben Gelegenheit verlachte Fürst Bismarck die Idee einer ernsten Schwierigkeit, welche etwa zwischen Deutschland und Rußland entstehen könnte, indem er hinzusetzte:

„Was England und Deutschland betrifft, so sehe ich es als eine Unmöglichkeit an, daß diese beiden Länder jemals in Krieg geraten könnten, und als einfach unwahrscheinlich, daß zwischen ihnen ein Streit entstehen könnte."

Sein eigenes Verhalten gegen Frankreich nach dem Kriege in gewissen kritischen Momenten, als dessen Unbesonnenheiten den Frieden Europas zu stören

[1]) Gemeint ist das Interview Beatty-Kingstons vom 7. Juni 1890 in den „Neuen Tischgesprächen und Interviews", Bd. I. S. 314, woraus die folgenden Bemerkungen hier wiederholt werden.

drohten, kann nicht passender als durch die folgende wahre Geschichte illustrirt werden, welche bis heute noch niemals veröffentlicht worden ist:

Bei Lady Emily Russells zweitem Staatsempfang, am Abend des 6. April 1872,[1]) fand mich Fürst Bismarck in dem Gedränge der Gäste heraus und ersuchte mich, ihn in ein kleines, an des Botschafters Bibliothek sich anschließendes Zimmer zu begleiten. Dort unterhielt er sich mit mir über die große Frage des Tages — die französische Armeeevorlage — wohl über zwanzig Minuten. Er sprach mit Nachdruck und Energie, indem er mir die ganze Zeit mit seinen glänzenden grauen Augen streng ins Antlitz sah und jedes Wort mit ungewöhnlicher Ueberlegung und Bestimmtheit aussprach. Nachdem er in sehr harten Worten seiner Unzufriedenheit mit dem Verhalten der französischen Regierung Ausdruck geliehen und mit äußerster Strenge die Ungereimtheiten und den springenden Widerspruch in Thiers' letzter Rede über die Armee-Reorganisation kritisirt hatte — dies hatte er deutsch gesprochen —, beugte er sich zu mir und sagte auf englisch:

„Ich habe die Sporen des gallischen Hahnes abgeschnitten, aber er ist gleichwohl ein sehr gefährlicher Vogel. Wenn er mich für ein geduldiges Lamm hält, das warten will, bis ihm die Sporen wieder gewachsen sind, so daß er meine Haut zerreißen kann, so begeht er den größten Irrtum. Dieses Mal werde ich nicht so viel Geduld haben — nicht so viel, als ich vordem hatte. Wir wollen ihm zuvorkommen; er soll keine Chance haben. Sie können sicher sein, daß mich nicht nach Krieg verlangt. Ich erzählte Ihnen, daß ich ihn im Jahre 1867 auch nicht wollte, und bewies es. Ebensowenig verlangte mich nach Krieg im Jahre 1870; aber alles das, wofür ich gearbeitet habe, soll nicht verloren gehen, weil ein Volk vor Eitelkeit außer sich ist. Sie erproben meine Geduld in unbilliger Weise; sie müssen sie nicht zu sehr versuchen."

Nicht wenig erschreckt durch diese unerwartete Enthüllung, fragte ich ihn, ob er glaube, daß die Franzosen auf irgend eine Weise derart eines Sinnes werden könnten, daß sie in unmittelbarer Zukunft wieder einen Ueberfall auf Deutschland versuchen würden.

„Das kommt nicht in Frage," erwiderte er. „Ich will ihnen nicht Zeit lassen, wirklich gefährlich zu werden. Es ist meine Pflicht, die Zeit wahrzunehmen" — diese Worte wiederholte er —, „und ich werde dafür sorgen, daß sie uns gegenüber nicht in Vorteil kommen. Sie versuchen, wie Sie sehen, alles, was sie können, um uns zuvorzukommen; aber ich werde es nicht zulassen. Als ich in Rußland Bären jagte und den Bären sich von allen Vieren erheben sah, um wie ein Mensch zu stehen, wartete ich nicht erst, um in Erfahrung zu bringen, was er demnächst thun würde, sondern schoß auf ihn — nach seinem Herzen —, um ihn zu töten. Ich hatte stets eine sichere Hand,

[1]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

und ich glaube, es ist noch ebenso. Es war vielleicht nicht ritterlich, dem Bären so wenig Chance zu geben. Aber Ritterlichkeit ist bei wilden Bestien nicht am Platze."

Dann fuhr er fort mir zu sagen, daß er den Grafen Harry Arnim, welcher damals deutscher Botschafter bei der dritten Republik war, instruirt hätte, nach Paris zu gehen und Herrn Thiers offiziell zu benachrichtigen, daß, wenn er nicht seine „beleidigende Armeevorlage" zurückzöge, die deutsche Armee binnen vierzehn Tagen mobil gemacht und acht gemäß den Bestimmungen des Frankfurter Vertrages bereits evakuirte Departements gleichzeitig wieder besetzt werden würden. Deutschland würde sich dann, bemerkte er, als im Kriegszustande mit Frankreich befindlich ansehen, und Frankreich müßte dann die Folgen auf sich nehmen, „welche" — setzte der Kanzler mit brutaler Offenheit hinzu — „sicherlich sein würden: eine schwere Geldbuße, der Verlust seiner Flotte und eine weitere Gebietsverminderung, welche Frankreich auf den Stand einer Macht dritten Ranges herunterbringen wird. Sie können Ihre Redakteure in London alles dieses wissen lassen — ich wünsche sogar, daß Sie es thun — und die Herren mögen beliebigen Gebrauch davon machen, so lange weder sie noch Sie die leiseste Andeutung hinsichtlich der Quelle Ihrer Information machen. Ich verlange von Ihnen, daß Sie mir auf Ihre Ehre absolute Diskretion in dieser Hinsicht zusichern. Sie werden den Franzosen einen guten Dienst erweisen, wenn Sie dieselben warnen und ihnen begreiflich machen, daß der preußische Adler auch starke Krallen und einen scharfen Schnabel habe und zum Kratzen und Beißen stets bereit sei."

Die gewünschte Warnung wurde Frankreich durch den „Daily Telegraph" in einem Leitartikel zu teil, welcher Thiers und die Kammer beinahe um ihren Verstand brachte und auf der Pariser Börse eine Panik erzeugte. Dies waren genau die Wirkungen, deren Herbeiführung Bismarck erstrebte, als er mich ermächtigte, seine erschreckenden Eröffnungen meinen Chefs mit der Befugnis mitzuteilen, ihren Inhalt der Welt im großen bekannt zu geben. Seine einzige Bedingung war, daß er weder unmittelbar noch mittelbar als der Urheber der hier mit seinen eigenen Worten wiedergegebenen Enthüllungen bloßgestellt werden sollte. Meinerseits und von seiten meiner Chefs ist die Vereinbarung getreu und buchstäblich gehalten worden. Von der Verpflichtung zur Geheimhaltung sind wir jetzt durch den Tod des großen Staatsmannes entbunden.

Der von Bismarck ersonnene Coup, dessen Ausführung mit Hilfe des „Daily Telegraph" er beschlossen hatte — denn er sagte mir, daß, wenn er mich nicht auf der Botschaft an diesem Abend getroffen hätte, er am nächsten (Sonntag-)Morgen an mich geschrieben und um meinen Besuch um Mittag gebeten haben würde —, hatte einen vollkommenen Erfolg und befreite ihn aus der unangenehmen Notwendigkeit, gegen Frankreich eine gehässige Haltung einzunehmen, eine Haltung, welche das Gefühl zivilisirter Nationen sicher geniß-

billigt haben würde. Er hatte genügendes Vertrauen in sein Mittel, um Harry Arnim 48 Stunden zurückzuhalten, und wirklich telegraphirte Thiers, sobald als die verhängnisvollen Enthüllungen zur Kenntnis des Präsidenten der Republik gelangt waren, an Gontaut-Biron, den französischen Botschafter in Berlin, hinsichtlich der Zahlung der Kriegsentschädigung Anerbietungen zu machen, welche Bismarck über diesen Punkt zufriedenstellen möchten, und bezüglich der Zurücknahme der Armeevorlage Versprechungen abzugeben, welche dem Kanzler jeden rechtmäßigen Vorwand nehmen möchten, sich in französische Gesetzgebung zu mischen.

Besonders charakteristisch dafür, wie Fürst Bismarck im Laufe der Unterhaltung wider jedes Erwarten von einem Gegenstande zu einem anderen überzugehen pflegte, war die ernste Vorlesung, welche er, nachdem er augenscheinlich die Sünden Frankreichs und die Thorheiten Thiers' aus seinem Denken gestrichen hatte, so gütig war mir über die — ich glaube — von Herrn Cardwell beabsichtigten Reformen in der britischen Armee zu halten. Einige seiner Bemerkungen waren in hohem Maße treffend.

„Ihr Engländer," sagte er, „solltet nicht so hitzig sein, Preußen nachzuahmen. Nationen, welche nachahmen, thun nicht viel Gutes. Blicken Sie auf Italien. Es hat immer nachgeahmt, zuerst Frankreich, dann uns; und ohne Hilfe konnte es nichts gewinnen. Nationen sollten ihre Individualität bewahren. Das System, welches sich für uns eignet, paßt nicht für Sie, für Ihre Gewohnheiten, Ihren Charakter. Ihre Armee befand sich sehr wohl; sie war englisch. Vielleicht wird sie nicht verbessert werden, wenn man sie halb preußisch, zu einem Achtel französisch macht und der Rest nichts Besonderes darstellt. Es wird gut für Sie sein, wenn Sie ein wenig auf Ihre Konservativen zurückgehen, welche nicht die schlechtesten unter Ihren Patrioten sind und mehr vom Regieren wissen, obwohl sie weniger gewandt sind als die Radikalen und Sozialisten." Ich wagte zu bemerken, daß er anders handle, als er spreche. Er antwortete: „Das kommt daher, weil ich ein Deutschland mache. Sie haben Ihr fertiggemachtes England zur Hand. Sie brauchen nichts mehr umzustürzen. Sorgen Sie dafür, daß Sie Ihr Volk nicht zerstören!" Mit diesem bemerkenswerten Rat schloß er eine Unterhaltung, in deren Verlauf das Schicksal Frankreichs zitternd an der Wage gehangen hatte.

Unterredung mit dem Chefredakteur der „Chicagoer Staatszeitung" Hermann Raster.

Berlin. Sommer 1873. — Ausgehend von der Neuregelung des deutschen Münzwesens (am 9. Juli 1873 war das Gesetz über die Neuprägung des Kleingeldes unter Abschaffung der alten Neugroschen, Silbergroschen 2c. in Anlehnung an das französische Dekadensystem vom Reichstag beschlossen worden), äußerte sich

der damalige Reichskanzler mit großer Sachkenntnis über das neue Banknotengesetz. Ueber das Verhältnis des neu zu druckenden Reichspapiergeldes, ein Thaler pro Kopf der Bevölkerung, sprach er sich in durchaus abfälliger Weise aus und meinte, $^2/_3$ Thaler, wie im alten Preußen, hätten genügt. „Aber," meinte er, „vielleicht habe ich unrecht; jedenfalls kann ich die verschiedenen Dinge, für die ich nominell verantwortlich bin, unmöglich alle selbst besorgen oder auch nur darüber entscheiden.

„Von der Münzfrage verstehe ich nicht genug und überlasse sie ganz Delbrück. Vielleicht, daß der wieder zu viel Theoretiker ist. Verantwortlich gemacht werde ich freilich für alles. Sie wissen ja, daß dies bei einer großen Zeitungsredaktion ähnlich ist. Da muß ja auch der Redakteur die Verantwortung für so manches tragen, was er gar nicht gelesen hat."

Diese Aeußerung brachte das Gespräch auf die Presse. Es wurde die Frage gestellt, in welchem Sinne die als offiziös bezeichneten Blätter als Organe der Regierung zu verstehen seien. Die Antwort lautete ganz unumwunden: „Alles, was ich verlange, ist, daß die Zeitungen mir so und so viel weißes Papier für die von hier ausgehenden Mitteilungen zur Verfügung stellen; im übrigen können sie schreiben, was sie wollen. Sie kennen ja wohl den Herrn Aegidi" — jetzigen Legationsrat und außerordentlichen Professor der Rechte an der Berliner Universität — „von früher her. Der hat die ganze Sache unter sich; doch übt Bucher die leitende Kontrolle. Das ist ein Mann von sehr feinem Takt."

„An Bucher," meinte der Frager, „haben Sie wohl eine sehr wertvolle Acquisition gemacht?" — „Ja," sagte Bismarck mit behaglichem Lächeln, „es ist mir sauer genug geworden. Seine 48er Vergangenheit war noch nicht vergessen, und Könige fassen nun einmal politische Opposition fast immer als persönliche Beleidigung auf. Wenn ich auch so hätte sein wollen, wäre Bucher der letzte gewesen, an den ich hätte denken können. Wir waren aus derselben Provinz; er war damals ein wütender Republikaner, ich ein hitziger Junker, und nach mancher Sitzung gab es wohl keinen, dem ich meinen Degen so gern in den Leib gerannt hätte. Aber das ist ja alles vorbei. Auch beim König — ich sage immer noch König, denn eine alte Gewohnheit legt man nicht so leicht ab — ist jetzt alles vergessen."

Im weiteren Verlauf der Unterhaltung erzählte Bismarck eine ergötzliche Geschichte von einer Deputation eines kleinen hinterpommerschen Städtchens. Die Deputation überbrachte ihm kurz nach dem französischen Kriege einen Ehrenbürgerbrief. Bismarck wollte die Ehre gern ablehnen, da er zu besagtem Landstädtchen nie die geringsten Beziehungen unterhalten hatte. In Anbetracht dessen aber, daß der Ehrenbürgerbrief bereits gedruckt war, ließ er sich die Ehre gefallen und empfing sogar die zur Ueberreichung des Diploms abgesandte Deputation mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit. Bei der zu Ehren der

Gäste veranstalteten Mittagstafel trug er ganz die Kosten der Unterhaltung. Seine Gemahlin bemühte sich vergebens, ihre beiden Nachbarn, den Stadtverordnetenvorsteher, einen biederen Bäckermeister, und den Kämmerer, seines Zeichens im Nebenberufe Ackerbürger, in die Unterhaltung zu ziehen. Beide lächelten nur blöde auf jede Bemerkung, ohne den Mund aufzuthun. Als die Deputation aufbrechen wollte, suchte sie der Gastgeber zu nötigen, bei ihm in Varzin über Nacht zu bleiben. Als sie unter Zeichen der höchsten Verlegenheit die Einladung ablehnten, fragte der Fürst in wohlwollendem Tone, weshalb sie es denn so eilig hätten, nach Hause zu kommen, ob denn ihre privaten oder ihre Amtsgeschäfte so dringend seien. „Das nicht," erwiderte der Sprecher der Deputation, „aber was werden unsere Frauen sagen, wenn wir über Nacht wegbleiben?" — „Siehst du, Otto," fiel schalkhaft lächelnd die Fürstin ein, „es giebt noch Männer!"

Eine gleichfalls sehr amüsante Anekdote erzählte der Kanzler über den ersten Aufenthalt des Schah von Persien in Berlin. Der mittlerweile ermordete persische Herrscher sprach damals kaum ein paar Worte Französisch. Als ihm auf dem Tempelhofer Felde die Parade zu langweilig wurde, sagte er die in ihrem Lakonismus durchaus verständlichen, inhaltsschweren Worte: „Moi fatigué — maison!" (Ich müde, Haus!), worüber Kaiser Wilhelm herzlich lachte.

Von letzterem führte Bismarck eine Reihe charakteristischer Züge an, besonders von seiner Einfachheit, Bescheidenheit und von seiner beinahe sprichwörtlich gewordenen Arbeitsamkeit, von deren Wiedergabe wir jedoch, weil sie im allgemeinen wenig Neues bieten, absehen können. Weniger bekannt ist jedoch im großen Publikum der Grund, weshalb der Kanzler in Berlin mit Vorliebe seine Halberstädter Kürassier-Uniform trug. Es geschah, wie er damals seinem Besucher erklärte, wegen der Bequemlichkeit beim Ankleiden und der Erleichterung beim Grüßen.

Unterredung mit dem zum Berliner Kongreß entsandten Spezialkorrespondenten der „Times", Oppert von Blowitz.

Berlin. 2. Juli 1878. Die „Times" vom 1. August 1898 enthielt einen Artikel von ihrem Pariser Korrespondenten über Bismarcks Diplomatie, in welchem auch über die Tischeinladung berichtet wird, mit welcher der Korrespondent von dem Fürsten zur Zeit des Berliner Kongresses beehrt worden war. [1]) Es heißt daselbst:

---

[1]) Die obige Darstellung erweitert den Kreis dessen, was wir bereits über dieses bedeutsame Bismarck-Interview wissen. Zu vergl. die „Nat.-Ztg." Nr. 158 von 6. 7. 78, die „N. Pr. Ztg." Nr. 157 v. 9. 7. 78 und die „Times" v. 4. 7. 78.

Als am 1. Juli (1878) Fürst Hohenlohe auf dem Empfange bei Lord Odo Russell mir mitteilte, daß der Kanzler mich für den nächsten Tag zum Diner „en famille“ und im Straßenanzug einlade, schien er ebenso überrascht wie ich — sogar mehr, denn ich für meinen Teil wußte zu wohl, daß die Einladung nicht mir, sondern dem Korrespondenten der „Times“ galt, und daß es die Zeitung war, welche ich zu vertreten die Ehre hatte, welche diese unerwartete und ohne Vorgang dastehende Ausnahme genoß. Diese Erwägung überwand jedoch nicht meine Erregung, und zum ersten Male vielleicht in meiner Laufbahn fühlte ich mich nervös bei dem Herannahen des Moments, in welchem ich dem Kanzler meine Aufwartung machen sollte. Es konnte auch wirklich nicht anders sein. Jedermann hing an den Lippen dieses gefürchteten Richters. Ich wußte, daß er einen drei Jahre vorher in der „Times“ veröffentlichten Brief „Eine französische Panik“ sehr übel aufgenommen hatte, und daß es ihm vollständig offen stand, am Tage nach dem Empfang meiner Person das ungünstigste Urteil über mich zu verlautbaren, sich so an mir und der „Times“ rächend, ohne daß sich eine Stimme zum Protest gegen eine Meinung erheben würde, welche von der gesamten Presse begierig aufgenommen worden wäre, da sie über die zu Gunsten des Gesandten der „Times“ gemachte Ausnahme sich in einer natürlichen Erregung befinden mußte. Dies verwirklichte sich glücklicherweise nicht, aber mit wirklichem Beben sah ich den Riesen, mit steifen Augenbrauen, in seine blaue Uniform gekleidet, mit seiner Familie in das Zimmer eintreten, in welchem ich wartete. Vor ihm spielte ich ziemlich sehr die Rolle eines David ohne Schleuder bei der Annäherung eines furchtbar bewaffneten Goliath.

Nun, dieser Mann, welchen Fama unermeßlich pries, ist einer von den wenigen, von welchen ich fand, daß sie ihrem Rufe gleichen und über denselben hinausragen. Er erfüllte mich mit tiefer Bewunderung durch die schreckliche Einfachheit der Mittel, welche er gebrauchte, um Diplomatie nach seiner Art zu treiben. Das Diner wurde unmittelbar aufgetragen, und gerade bevor wir uns setzten, sagte er zu mir gewendet: „Ich freue mich, Sie zu sehen, und hoffe, daß wir mit Hilfe der „Times“ im stande sein werden, diese Batum-Frage, welche das Werk des Kongresses zu stören droht, ins reine zu bringen.“ Einmal am Tisch sitzend und mich an seiner Rechten plazirend, gewährte er mir das nie zu vergessende Schauspiel der Fascination, welche ein Mann ausüben kann, wenn er entschlossen ist, jemand zu gewinnen, dem er Interesse oder Bedeutung beimißt. Dasselbe nahm ganz die Verhältnisse einer Kunst an, und ich versuchte gerade nicht, zu widerstehen. Er sagte zu mir ganz einfach, was er dächte, sollte England und Europa bekannt gegeben werden. Er setzte mir auseinander, daß die englischen Bevollmächtigten das Land für die ihm durch seinen Wunsch nach Frieden auferlegten Konzessionen vorzubereiten hätten, und fragte mich mit wunderbar verstellter Bescheidenheit, welche Form ich für die

Wiedergabe der Ausführungen für geeignet hielte, die er eben vorgetragen hätte. Durch meine Antwort befriedigt, ließ er darauf Batum als eine erledigte Frage fallen und ging dazu über, seinen Zuhörer zu bezaubern und zu verführen.

Niemals sah ich einen solchen Jupiter sich in einen so sanften Regen umwandeln, niemals eine so furchtbare Persönlichkeit einen so leutseligen und bezaubernden Ton annehmen. In einem gewissen Moment wandte er sich zu mir und sagte: „Vielleicht wünschen Sie ein Glas Bier? Mein alter Münchener Freund braut es ausdrücklich für mich.“ Und er schenkte mir ein Glas ein. Ich begann zu lachen, und er fragte nach dem Grunde. „Weil in meiner Kindheit eine Art Mondsüchtige zu mir sagte: ‚Du wirst in der Welt emporkommen, und Fürsten werden dir zu trinken anbieten‘, und weil diese Prophezeiung in einem Glase Bier erfüllt ist.“ „Wohl,“ sagte er, „es ist eine wahre Prophezeiung, denn ich biete nicht jedermann zu trinken an,“ und ein zweites Glas einschenkend bemerkte er: „Es ist besser, die Vorhersagung zweimal zu erfüllen!“ Nach einigen Minuten begann er wieder zu mir: „Ich sah Sie am Tage Ihrer Ankunft Unter den Linden. Sie betraten den großen Bazar, und ich sagte zu mir: ‚Es ist schmeichelhaft für Berlin, daß ein Mann, der direkt aus Paris kommt, etwas bei seiner Ankunft in Berlin kauft.‘“

„Euer Durchlaucht,“ erwiderte ich, „würden noch überraschter gewesen sein, wenn Sie gewußt hätten, was ich zu kaufen ging; denn in dem Hotel dort giebt es nicht eine einzige —.“ [1]) Der Fürst brach in Lachen aus.

„Ich verstehe völlig,“ sagte er, „und Sie fragen sich, was aus allen denjenigen geworden ist, welche wir in Frankreich genommen haben sollen!“

---

[1]) Vielleicht pendule?

II. Teil.

Die Interviews nach Bismarcks Entlassung.

Der Bismarck-Interviewer Henry des Houx.

Henry des Houx, der französische Journalist, der den Fürsten Bismarck nach dessen Entlassung zweimal, 1890 in Friedrichsruh und 1892 in Varzin, hatte interviewen dürfen,[1]) widmete dem verstorbenen Fürsten im „Matin“ vom 31. Juli 1898 einen nahezu fünf Spalten langen Nachruf: Jetzt werden seine Landsleute, sagt des Houx, sich frei der Dienste erinnern können, die er ihnen erwiesen. Sein Schatten steht niemand mehr im Wege, sein Ruhm verletzt nicht mehr. Es scheint, als ob seine hohe Gestalt, die die Jahre gebeugt hatten, sich wieder aufrichte, und als ob er als der Koloß der deutschen Einheit wieder erscheint, ein zweiter Arminius. Die Mengen werden sich vor seiner Leiche hinwerfen, und Wilhelm II. wird das Wort Heinrichs III. vor dem Körper des Herzogs de Guise wiederholen können: „Je ne croyais pas qu'il fut si grand!“ Dann heißt es weiter: Die letzten Jahre seines Lebens lehrten ihn eine grausame Wahrheit, über die er in aller Ruhe nachdenken konnte: Es giebt keine unentbehrlichen Männer. Von seinen Schlössern aus konnte er sehen, wie die Regierungsmaschine, deren Triebfeder er mit einer so mächtigen, manchmal so grausamen Hand geleitet, ohne ihn ging; er sah auf die Politik andere Regeln anwenden als die seinigen, einen anderen Geist als den seinigen, und doch ging es. Er sah die Diplomatie sich an andere Grundsätze halten, Ereignisse sich zutragen, die er befürchtete, weil er sie als verhängnisvoll für sein Land ansah, wie die französisch-russische Allianz; er sah diejenigen emporkommen, die er verabscheute, die Bande sich lockern, die er

---

[1]) Vergl. die „Neuen Tischgespräche und Interviews“, Bd. I. S. 276 ff. und S. 390 ff. Der Nachruf verdient die Aufnahme in unsere Sammlung, da des Houx in denselben Reminiscenzen aus den früheren Besprechungen mit Bismarck verwebt.

geknüpft, und die sich enger schließen, die er gelöst. Seine herbe Kritik erschien blitzweise in den Blättern, die er noch inspirirte, erstreckte sich auf alle Gebiete. Und doch war die allgemeine Ordnung nicht gestört. Das Europa, das er nach seinem Gutdünken geknetet, schüttelte seine Disziplin ab und befand sich ganz wohl dabei. Er konstatirte (?) bei Lebzeiten das Nichts seiner Bemühungen, seiner Befürchtungen, seiner Prophezeiungen und die Zwecklosigkeit seiner mühsamen Tyrannei. Das war für ihn zweifellos eine Höllenpein. Die Kandidatur Hohenzollern, das hat er mir versichert, ist ohne sein Zuthun aufgestellt worden. Er befand sich in Varzin, weit von Berlin entfernt, als der König von Preußen Herrn Benedetti die Genugthuung gab, die die französische Regierung für unzureichend erachtete. Da aber tritt er wieder handelnd auf. Er ahnt, daß der Krieg bevorsteht, und will nicht, daß ihm die Gelegenheit entschlüpfe. Er korrigirt die bekannte Emser Depesche. Der Zweck des Krieges war für ihn die Eroberung des Elsaßthales. Er wollte Mülhausen, Kolmar und Straßburg, zunächst kraft des Prinzips, daß die Grenzthäler von Rechts wegen dem Stärkeren gehören, und dann, weil er die noch zweifelhafte Treue der Südstaaten durch eine Art Wall sichern zu müssen glaubte. Hierauf beschränkte sich sein Ehrgeiz. Metz und das französische Lothringen wurden uns auf das Drängen Herrn v. Moltkes als Strafe für unseren heroischen Widerstand entrissen. Die Errichtung des deutschen Kaiserreichs ist mehr (?) dem Kronprinzen Fritz als ihm zu verdanken; aber es war die Krönung seines Werkes. Es war namentlich nach dem Siege, daß Fürst Bismarcks Genie in seiner ganzen Fülle erschien. Der Frankfurter Friede, den er diktirte, ist ein Meisterstück deutscher Voraussicht. Und damals, als er von dem raschen Wiedererstehen Frankreichs beunruhigt war, gelang es ihm, gegen den besiegten Staat eine Koalition zu knüpfen, wie die war, welche sich Ludwig XIV. und Napoleon als Siegern entgegenstellte.

Und gerade hier muß man ihn bewundern. Er bediente sich dieser Koalition nicht, um uns anzugreifen und zu verkleinern. „Ihre Cäsaren," so sagte er mir persönlich, „waren Römer, die nach der Herrschaft über die Welt strebten. Wir sind nur Germanen. Wir begnügen uns mit unseren Grenzen."

Aber Oesterreich ist Deutschland nützlich, um Rußland in Respekt zu halten, Italien, um Frankreich zu beunruhigen und zu necken, uns zu zwingen, ständig auf unserer Hut zu sein. Durch den Berliner Kongreß hat Fürst Bismarck Rußland und Oesterreich als Nebenbuhler auf die Balkanhalbinsel gestellt, und indem er Frankreich auf Tunis stieß, hat er zwischen Italien und Frankreich einen Abgrund gegraben, tiefer, als die Alpen hoch sind.

Fürst Bismarck legte auf Kolonialpolitik keinen übergroßen Wert, und als er mit mir von den Kriegen sprach, in die Jules Ferry sich im fernen Osten verwickelt hatte, meinte er, das ginge sogar über das hinaus, was er hätte wünschen können.

Aus der Geschichte des Sturzes von Bismarck erzählt des Houx: [1])

Ich habe mich bis heute nicht berechtigt geglaubt, die Worte wiederzugeben, die ich aus dem Munde des Fürsten selber hörte.

Bismarck hatte sich dem Zusammentritt einer internationalen Konferenz in der Arbeiterfrage nicht widersetzt. Er hielt die Vertreter der verschiedenen Nationen für stark genug, um sich den Illusionen eines vagen Sozialismus zu widersetzen, der damals im Geist des Kaisers sich geltend machte. „Im Gegenteil," sagte er, „die Delegirten waren bewundernswerte Diplomaten, ganz verschmitzte Höflinge. Aber statt den Kaiser den nackten Thatsachen gegenüberzustellen und die soziale Frage, wie es sich gebührt, scharf zu umschreiben, bemühten sie sich, ihren Kaiserlichen Gastgeber zu umschmeicheln, ihn in seinen Träumereien zu unterstützen. Mit welcher Geschicklichkeit hat Ihr Jules Simon das Weihrauchfaß geschwungen! Welch leichte Hand und welch Weihrauch erster Sorte! Ich war davon entzückt, der Kaiser gleichfalls. Aber wir begannen, uns in den Steppen der schlimmsten Utopien zu verirren. Ich machte eine bezügliche Bemerkung. Sie ward schlimm aufgenommen. Es war mir schon öfters vorgekommen, meine Demission anzubieten, und ich hatte sie stets auf freundliches Zureden zurückgezogen. An diesem Tage antwortete mir der Kaiser einzig mit einer ungeduldigen Bewegung. Ich kehrte in das Kanzlerpalais zurück, erledigte die Geschäfte, wie üblich, und schickte Berichte an meinen Herrn.

Zwei Tage später erhielt ich im Palais der Wilhelmstraße den Besuch des Sekretärs des Kaisers; er sagte mir: Der Kaiser ist erstaunt, die angekündigte Demission noch nicht erhalten zu haben; er fragt, ob Sie darauf beharren. Ich antwortete, ich würde meinem Souverän schreiben. Am Morgen darauf kam der Kaiserliche Abgesandte zurück und sagte: ‚Majestät befürchtet, Ihr Brief mit der Demission habe sich verirrt. Um alle Zweifel zu zerstreuen, beauftragt mich Majestät, Ihnen zu sagen, daß Ihr Gesuch um Dienstentlassung günstig aufgenommen werden wird.' Alles war aus; man gab mir den Titel eines Herzogs von Lauenburg, zweifellos, damit er mir als Inkognito für die Reise diene."

Nach einer Schilderung der Vermögensverhältnisse des Fürsten, wie sie sich nach dem Rücktritt des Fürsten gestalteten — des Houx schätzt die Hinterlassenschaft viel zu hoch mit sechzig Millionen Mark und erweist sich also auch hier als ein nicht zuverlässiger Berichterstatter —, schreibt er über Bismarcks Waldwirtschaft:

„Ich werde jetzt Holz sägen," sagte mir der Fürst, „seit ich keine Menschen mehr verärgern kann." (Ein Wortspiel auf den Doppelsinn des Wortes scier.)

---

[1]) Ich gebe auch diese, anderweitig natürlich nicht verbürgten Aeußerungen wieder, da dieselben bereits den Weg in die deutsche Presse gefunden haben.

Aber Bismarck liebte den Wald nicht bloß der Rente halber, die er aus ihm zog, auch um des Waldes selber willen. Er sah in ihm das Bild eines wohldisziplinirten Volkes, das sich seinen Oberen unbedingt fügt, wo alles durch eine oberste Fürsorge geregelt ist. Das Wachstum, das Alignement und das Fällen. Ein Forst, das war nach Bismarck das Idealbild eines Staates. Die Wälder haben weder ein Parlament noch Zeitungen.

Der Fürst erzählte mir auch von seiner Vorliebe für die Wildschweine, Tiere, deren Dienste die Landwirte verkennen. „Unter der Erde giebt es Engerlinge, die die Wurzeln anfressen und alle Pflanzungen verwüsten. Auf der Erde giebt es dagegen Rudel von Wildschweinen, die auf ihrem ungestümen Vordringen alles, was ihnen im Wege steht, umstürzen. Man wütet gegen die Wildschweine, weil man sie sieht; aber der Schaden, den sie anrichten, kann gar nicht mit den unterirdischen Verwüstungen der scheußlichen Insekten in Vergleich gestellt werden. Die Wildschweine sind die Soldaten, die Engerlinge die Sozialisten."

Der Fürst hatte eine eigentümliche Zuneigung für alle Wesen und Dinge, von denen er umgeben war, und die gleichsam einen Teil seiner Person bildeten. Er hatte ein Grauen vor dem Leben außer seinem Hause. Fremde Gastfreundschaft lehnte er ab. „Es liegt mir wenig daran," sagte er, „ein schönes Haus zu bewohnen, in schönen Parks spazieren zu gehen, in guten Betten zu schlafen und an feinen Tafeln zu speisen. Ich finde in dem allen keinen Reiz, wenn dies Haus nicht mein Haus, diese Bäume nicht meine Bäume, wenn es nicht mein Bett und mein Tisch ist." Nie trennte er sich ohne Traurigkeit von seinem Heim, und selbst in den bewegtesten Tagen seines Lebens war er der Familienvater. „Ich bin meiner Frau stets treu geblieben," sagte er mir auf einem Spaziergang in Varzin.

Das Leben Bismarcks nach seinem Abgang war genau nach der Uhr gemessen. Er stand spät auf. Er verließ sein Zimmer nicht vor elf Uhr. Zwischen elf und zwölf Uhr machte er eine Promenade in seinem Park, alles mit dem Auge des Meisters musternd.

Um Mittag gab es ein langes und substanzielles Frühstück, stets ein Dutzend Gäste um den Tisch. Der Fürst folgte genau den Vorschriften Dr. Schweningers; er enthielt sich namentlich des Rotweins und gewisser Schüsseln. Er wurde an der Spitze der Tafel einzeln bedient. Aber er wachte über den Appetit eines jeden seiner Eingeladenen. Bei meinem zweiten Besuch, der zwei und ein halb Jahre nach meinem ersten stattfand, war ich überrascht, vor meinem Gedeck eine Flasche feinen Bordeaux zu finden. „Ich erinnere mich," sagte Bismarck, „daß Sie früher diesen Wein gelobt haben. Nun treffen Sie ihn hier wieder. Er ist zu Ihrem speziellen Gebrauche." Das Gedächtnis des Fürsten war besser als das meine. Ich war von dieser Aufmerksamkeit gerührt.

Die Unterhaltung war frei und lärmend. Nachdem der Hausherr seine lange Pfeife geraucht hatte, stieg er zu Pferde. Dann Diner, Abendunterhaltung; um halb elf zog man sich zurück. Dann begannen die langen Leidensstunden des Fürsten.

Man hat oft genug die besondere Beredsamkeit des Fürsten beschrieben, sein langsames, zerhacktes, schwieriges, übermächtiges und glänzendes Wort — gleich den Ausstoßungen eines Vulkans. Er sprach das Französische wie das Deutsche, nicht besser und nicht schlechter.

Die Ironie, das Paradoxe lieferten ihm die schneidendsten Züge. „Haben Sie jemals Europa verlassen?" fragte ich ihn. „Vielleicht," antwortete er — „ich bin in Rußland gewesen." Einen anderen Tag fragte er mich über einen unserer berühmtesten Politiker, und welcher Verbrechen ihn Rochefort anklage. Ich rechnete ihm aus Scherz alle die Mordthaten vor, die er ihm nachsagte. „Aber," so sagte Bismarck mit komischer Feierlichkeit, „das muß ja ein wahrer Staatsmann gewesen sein!"

Ich glaube, in unseren langen Unterhaltungen Gelegenheit gefunden zu haben, in seine Seele zu sehen. In Politik wie in jeder anderen Sache gehörte er zur Schule des strikten Positivismus, der Verehrung der Thatsachen. Niemals hätte ich geglaubt, daß ein Mann von Fleisch und Blut, gebildet wie wir alle, dahin gelangen würde, alle sentimentalen Eigenschaften in sich zu Gunsten der Eigenschaften des Verstandes und des Willens abzutöten. Liebe, Haß, Zorn, Mitleid hatten keinen Zulaß in seine Ueberlegungen. Er leitete die Partien, in die er sich eingelassen hatte, mit der Kaltblütigkeit eines Schachspielers, der Könige, Springer, Läufer und Bauern zieht. Kein Opfer war ihm zu schwer, um zu gewinnen, List und Gewalt waren gut, wenn sie nützlich waren. Er hatte für Oesterreich, Frankreich, Italien, für Rußland und England weder Freundschaft noch Haß. Er schlug die Hindernisse zu Boden, verwandte seine Hilfsmittel; er schonte die gleich Mächtigen. Die Politik war für ihn eine dynamische Wissenschaft; er rechnete nicht mit den Prinzipien, sondern mit den Kräften.

In dieser Richtung kann man ihn mit Spinoza vergleichen, der die menschlichen Leidenschaften gleichfalls nur unter dem Bild mathematischer Formeln betrachtete.

So muß man den Mann und sein Werk betrachten. Ich sage nicht, beurteilen, denn das Urteil wird die Geschichte nach seinem eigenen Rezept geben, nach dem Wert und der Solidität der Resultate.

Interview des Grafen Keyserling über Bismarck.

Am 20. Juni 1890 schrieb E. v. Hörschelmann im „Revaler Beobachter": Gestern ist der Hofmeister Landrat Dr. Alexander Graf

Keyserling von seinem mehrwöchentlichen Besuch bei seinem alten Universitätskameraden und Freunde, dem Fürsten Bismarck, aus Friedrichsruh zurückgekehrt, wo sein Name uns in den Referaten über die zahlreichen Deputationen und Interviews der letzten Wochen in der ausländischen Presse vielfach begegnet ist.

Es ist, wie den Lesern bekannt, in den letzten Tagen von der „Schlesischen Zeitung" berichtet worden, daß Fürst Bismarck von der deutschen Reichsregierung kürzlich in einer wichtigen Frage um Rat angegangen worden sei und denselben bereitwillig erteilt habe. Auf Grund unserer Informationen an bester Quelle sind wir in der Lage, diese Nachricht entschieden zu dementiren. Es besteht zwischen der deutschen Regierung und dem ehemaligen Kanzler kein geschäftlicher Verkehr, ebenso wie andererseits dem heute nach den „Nowosti" gemeldeten Bruch zwischen Kaiser und Bismarck wohl nichts Thatsächliches zu Grunde liegt.[1])

Die Leser erinnern sich der großartigen Kundgebung bei Gelegenheit des Abschieds des Fürsten Bismarck von Berlin, den die freisinnige Presse gern als eine Aeußerung vorübergehender Abschiedswehmut darzustellen suchte. Dem widerspricht nun die Thatsache, daß das Zuströmen von Fremden nach Friedrichsruh kein Ende nimmt. In Scharen kommen sie tagaus tagein aus aller Welt angefahren, um dem großen Manne ihre Verehrung zu bezeugen, Männer und Frauen, letztere mit Blumensträußen ihre Huldigungen sichtbar beweisend. Der Fürst läßt die Wallfahrer ruhig gewähren und schenkt ihnen oft in liebenswürdiger Weise Gehör.

Was die Referate der Interviewer betrifft, so sind sie, so skeptisch man sich auch gelegentlich gegen sie verhalten mag, nach dem Urteil unseres geehrten Gewährsmannes im wesentlichen entschieden richtig. In ähnlicher Weise hat sich Fürst Bismarck oft auch im vertrauten Kreise ausgesprochen. Aus der brennenden Frage nach der Ursache seines Rücktritts wollte er eben kein Hehl machen und das wissen lassen, daß der Schritt nicht aus seiner Initiative hervorgegangen.

Ein Kolleg beim Fürsten Bismarck (Anton Memminger).

16. August 1890. Kissingen. — Im Band I. der „Neuen Tischgespräche und Interviews", S. 357 f., sind Bruchstücke einer Unterredung wiedergegeben,

[1]) Den „Nowosti" war aus Berlin telegraphirt, daß der Bruch zwischen Kaiser Wilhelm und dem Fürsten Bismarck ein vollständiger sei und die beiderseitige Erbitterung einen solchen Grad erreicht habe, daß ernstliche Verwickelungen eintreten könnten. „Aus diesem Grunde hat es unser Botschafter in Berlin Graf P. A. Schuwalow, der eine Einladung des Fürsten Bismarck nach Friedrichsruh angenommen hatte, für notwendig gehalten, auf diesen Besuch nochmals zu verzichten." Auch sei es dem in Hamburg weilenden Prinzen Ruprecht von Bayern vom Prinz-Regenten telegraphisch strengstens verboten worden, den Fürsten zu besuchen.

welche der Verleger der Würzburger „Neuen Bayerischen Landeszeitung“, Anton Memminger, an diesem Tage mit dem Fürsten Bismarck in Kissingen gehabt hat. Nach dem Ableben des Fürsten hat Memminger seine Aufzeichnungen über jene Unterredung unter der Ueberschrift: „Ein Kolleg beim Fürsten Bismarck“ [1]) ihrem vollen Umfange nach bekannt gegeben. Hier ein Auszug daraus.

Als Fürst Bismarck nach seiner Entlassung nach Bad Kissingen kam, erhielt ich durch ein Telegramm die Mitteilung, daß mich der Fürst erwarte. Ich reiste sofort nach Kissingen, ging nach der Oberen Saline und kam gerade dort an, als die Frühstückstafel aufgehoben wurde. Es war $1^3/_4$ Uhr nachmittags. Der Sekretär des Fürsten, Herr Dr. Chrysander, bei dem ich mich hatte melden lassen, eröffnete mir, der Fürst werde mich augenblicklich empfangen. Da ich jedoch mit einer grauen Joppe bekleidet war, sträubte ich mich mit dem Bemerken, mein Koffer stehe in Kissingen, ich wolle schleunigst dorthin fahren, um mich in den schwarzen Salonanzug zu werfen. Allein das half nichts. Der Fürst wolle nicht meine Garderobe, sondern meine Person sehen. Die Sache ging so rasch, daß ich ohne weiteres vom Speisesaal aus in das Arbeitszimmer des Fürsten eintreten mußte.

Der Fürst stand im einfachen schwarzen Rock aufgerichtet vor mir und musterte mich mit seinen großen Augen. Unerschrocken trat ich vor ihn hin und drückte die mir dargebotene Hand, wie er die meinige mit den Worten drückte: „Seien Sie gegrüßt und willkommen!“ Ich dankte dem Fürsten für die Einladung und wollte noch einige artige Worte hinzufügen; das ließ er jedoch nicht geschehen und unterbrach mich: „Sie haben mir gar nichts zu danken, Sie sind ja ein self-made man. Uebrigens muß ich Ihnen gestehen, daß ich mir unter Ihrer Person keinen solchen pommerschen Grenadier vorgestellt habe. Sie sind ja so breit und schwer und beinahe so hoch wie ich selber ... Nun nehmen Sie gefälligst Platz! Ich will mit Ihnen verschiedenes plaudern.“

Der Fürst setzte sich auf das Sofa derart, daß er den Rücken und Kopf auf die hohe Seitenlehne anlegen und den einen Fuß ausstrecken konnte. „Ich will mir's bequem machen,“ sagte der Fürst, „Sie nehmen mir das nicht übel, es kribbelt mir öfter in den Beinen, die Gicht verläßt mich eben nicht

---

[1]) „Neue Bayerische Landeszeitung“ Nr. 177, 178, 180, 181, 182, 183 und 184 von 1898. Ueber die Redaktion der Zeitung vergl. Bd. I. S. 362 Note. Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgehen, daß die dem Fürsten Bismarck in den Mund gelegten Worte und Redewendungen mitunter den Stempel des Interviewers tragen. Ein zweistündiges Gespräch läßt sich wortgetreu nachträglich einfach nicht wiedergeben. Auch der gewissenhafteste und geschickteste Interviewer wird bei der Reproduktion etwas Subjektives mit hineinbringen. Man wird demselben schon dafür dankbar sein müssen, wenn er nichts Wesentliches übersehen, in der Sache selbst nichts Schiefes gebracht und jedenfalls aus eigener Kenntnis kein Wort und keinen Gedanken hineingeschmuggelt hat. Die Unterdrückung einer kritischen Stelle hat einem Interviewer noch niemals einen Tadel eingetragen.

mehr ganz. Auch bin ich alt, das Alter ist die schwerste Krankheit, die ich habe, und diese bringt mich auch noch um, vielleicht gerade dann, wenn mich die Neugierde am meisten plagt, zu sehen, wie sich die Dinge in der Welt abspielen. Wir leben ja wirklich in einer recht interessanten Zeit, und sie kann noch viel interessanter werden, denn es brechen sicher eher, als es sich manche weise Auguren versehen, Ereignisse und Tage herein, die ihnen nicht gefallen werden."

Gegenüber vom Fürsten auf dem Lehnstuhl hatte ich Platz genommen. Da mich die durch die Fensterläden dringende Sonne blendete, rückte ich etwas seitwärts; der neben mir liegende Tyras brummte, und ich sagte zu ihm: „Sei still!" Der Fürst, der ihm auch gleichzeitig das Knurren verbot, mußte es mir angesehen haben, daß mir das Tier mißfiel, und er fragte: „Ihnen scheint das Tier wohl nicht zu gefallen?!"

„Nein, Durchlaucht, er hat einen dummen Kopf!"

Der Fürst lachte laut: „Sie reden frisch von der Leber weg, das ist mir ganz recht, aber ich muß Ihnen doch bemerken, daß Sie der erste fremde Besucher sind, der diesen Hund nicht bewundert; die übrigen Herren und namentlich die Damen, die ihm auf der Straße begegneten, fanden ihn bisher wunderschön und allerliebst."

„Ich aber, Durchlaucht, halte den Hund für ebenso abscheulich wie dumm."

„Das wird ja immer schöner," lachte der Fürst, „nehmen Sie sich in acht, daß Sie keine Beleidigung verüben und nicht wieder eingesperrt werden."

„O nein, Durchlaucht, daran denke ich jetzt gar nicht; wie sollte ich auch etwas Sträfliches begehen, wenn ich einen Köter nicht für schöner ausgebe, als er ist?!"

„Ja, gewiß, Sie haben recht," erwiderte der Fürst. „Ich selber habe den Hund niemals für schön und klug befunden, er war anfangs sogar kaum zum Anschauen; es giebt jedoch immer und überall Menschen, welche ihre Abstammung vom Affen nicht verleugnen und nun ihrem verwandten Vetter, dem Hund, ihre Huldigungen darbringen, gab es doch schon verrückte Damen, welche Haare von diesem Vieh zu besitzen wünschten, um sie in goldener Kapsel als teures Andenken und Talisman statt eines Glücksschweinchens mit sich herumzutragen! Wenn sie erst wüßten, daß dieser Hund ein Geschenk des Kaisers ist! Das haben auch Sie nicht gewußt, sonst würden Sie wohl etwas rücksichtsvoller und euphemistischer von dem Tyras geredet haben. Doch ja freilich, Sie haben kein hochzeitliches Kleid und keine Kniehosen an, sondern eine bayerische Lodenjoppe."

„Durchlaucht," erwiderte ich, „ich spreche so, wie ich's denke, ob ich in bayerischer Joppe oder als Salontiroler auch vor dem Kaiser oder Zar, dem Papst oder Sultan erscheine. Weil's gleich ist!"

Der Fürst lachte wieder und fuhr fort: „‚Weil's gleich ist' — das ist ja

Ihr Sprichwort, ich habe das schon öfter in Ihrer Zeitung gelesen, und ich muß es sagen, daß der Kaiser Mark Aurel seiner Stoa keine bessere Aufschrift hätte geben können. In gewissen Lagen, so beispielsweise in meiner Lage am Tage meiner Entlassung und nach derselben, habe ich mir ein ganz ähnliches Sprichwort zurechtgelegt. So behalte ich auch diesen Hund des Kaisers — ‚weil's gleich ist‘. Ich hatte wohl einen schönen Hund, die graue Dogge Rebekka, vom gleichen Stamm wie mein früherer Hund Tyras I., der ein Geschenk des Münchener Hundezüchtervereins war. Dieser Tyras war wirklich ein vorzügliches Tier, unter dessen Obhut ich sicherer war als unter dem Schutz der ganzen Berliner Geheimpolizei. Ueber den Verlust dieses Hundes war ich in der That traurig wie über den Tod meines früheren Reichshundes Sultan. Ein elender Schurke, ein untreuer Gutsbeamter, hat ihn mir vergiftet. Da nun gerade mein Geburtstag in Sicht kam, fragte der Kaiser den Minister ...., womit er mir eine Freude machen könne. Dieser erzählte ihm vom Ende meines Tyras, über das ich traurig sei, da befahl der Kaiser sogleich: ‚Sehen Sie, daß Sie einen neuen Reichshund bekommen.‘ Und der Minister, der von Hunden ungefähr so viel versteht wie gewisse ‚Diplomaten‘ vom Steuerrudern, ging hin zu der berühmten orientalischen Hundezüchterei ‚Cäsar und Minka‘ und bestellte einen neuen Reichshund .... Unmittelbar darauf erhielt ich — hören Sie nur! — ein Handschreiben von Cäsar und Minka, und in dieser Zuschrift ersuchten sie mich, ihnen für die Lieferung eines seltenen Prachtexemplars von Hund die Erlaubnis zu erteilen, sich den Titel ‚Fürstlich Bismarck'sche Hoflieferanten‘ beilegen zu dürfen! Eine solche Unverfrorenheit ging mir doch wider meinen Aichstrich, und ich ließ denselben eine Antwort zu teil werden, welche sie sicher niemals an einen Autographensammler verkaufen werden.“

„Diese Hundegeschichte, Durchlaucht,“ unterbrach ich den Fürsten, „ist übrigens sehr lehrreich; sie kommt mir beinahe vor wie eine von Demokritos verfaßte Telemachiade in usum delphini. Wenn man boshaft sein wollte, könnte man daraus recht drastische und zutreffende politische Briefe an die Paula Erbswurst im ‚Kladderadatsch‘ schreiben.“

„Nicht doch,“ meinte der Fürst abwehrend, „ich hatte mir vorgenommen, mit Ihnen ganz etwas anderes zu reden, aber Sie selber haben mich durch Ihren wahrheitsmutigen Einwurf auf den Hund gebracht ... Indessen bitte ich, machen Sie mir ja zu dieser hundshärigen Geschichte nicht noch schnurrige Glossen dazu, wie ich sie öfter in Ihrem Blatt lese, das könnte Ihnen sonst eine Portion Berliner Blau aus der chemischen Fabrik von Drescher & Cie. (Berliner Staatsanwalt) eintragen. Auch den ausländischen Redakteuren, die kürzlich bei mir waren, möchte ich diese Geschichte nicht erzählen, aber Schweninger hat mir schon gesagt, ich brauchte mich bei Ihnen nicht zu versehen, daß Sie etwas in die Oeffentlichkeit bringen, was ich nicht gebracht haben will. Nach meinem Tode können Sie thun, was Sie wollen; freilich giebt es auch dann

noch gewisse Schranken, welche die Rücksicht auf Lebende und das Interesse des Reiches oder Ihres Staates Bayern Ihnen auferlegt. Was ich Ihnen heute sagen wollte, dürfen Sie als einen Akt meiner Dankbarkeit auffassen, weil Sie als alter Haudegen der erste waren und mit zwiefach geschliffener Klinge kühn für mich eingesprungen sind, trotzdem Sie mir in nichts verpflichtet waren, während mir diejenigen, die ich großgefüttert habe, einen Tritt versetzt haben. Ich will Ihnen aus Anerkennung heute eine Art politischen Kollegiums halten, ein Vademekum für die Beurteilung der großen politischen Angelegenheiten mit auf den Weg geben, das Ihnen als Redakteur nützen soll."

Der Fürst machte eine Pause, rückte auf dem Sofa, zog ein weißes Taschentuch aus dem Rock, legte es auf die Kopflehne und dann sein Hinterhaupt darauf. „Ich muß mir," meinte der Fürst, „hier so gut helfen, als es geht. Mein Hausherr, der ‚Kaplan', den Sie ja kennen (Spitzname des Oekonomierates Streit in Kissingen), stellt mir als Altertümerhändler immer seine antiken Folterwerkzeuge von Till Riemenschneider aus der Zeit des Bauernkrieges herein und will offenbar als Oekonomierat und Freihändler die Bauern an dem Junker rächen. Dieses Sofa ist die reine Marterpritsche; ich würde meinen kahlen Kopf daran wund liegen, so rauh ist dieser Stoff, darum muß ich immer ein Sacktuch als Präservativ unterlegen. Doch, was macht nicht die Gewohnheit?! Hier in dieser ruhigen Abgeschiedenheit vom Bade und der Welt habe ich als Reichskanzler gehaust, und da bleibe ich jetzt auch als Austragbauer. Freilich ist jetzt die frühere Ruhe gewichen, das Volk strömt von allen Seiten herbei, und mich zwingt die Arbeitslast nicht mehr, die Menge polizeilich abdämmen zu lassen. Auf den üppigen Komfort habe ich nie viel gegeben; mein bester Komfort war meine Küche, auf die habe ich immer ein gutes Stück gehalten und ebenso auf einen wohlbestellten Keller. Wenn man viel geistig arbeitet, muß man wieder Ersatz schaffen für den aufgebrauchten Spiritus. Auch mein Arzt Schweninger ist dieser Ansicht, nur meinen Magen hat er mir viel zu gering geaicht; er nimmt es mir da manchmal zu genau, doch ich muß ihm folgen. Er ist überhaupt der einzige Mensch in meinem Leben gewesen, der Macht über mich gewonnen hat, und dem ich nahezu unbedingten Gehorsam leiste. O, ich bin dem Mann zum größten Dank verpflichtet. Ich halte dafür, daß es wenige so gescheite und anregende Professoren giebt."

„Deswegen," sagte ich, „wird er auch von den vielen Zunftgenossen so angefeindet. ‚Filicus filicum odit', sagt ein altrömisches Sprichwort (ein Hafner haßt den andern). Heute heißt es: ‚Medicus medicum odit' (ein Arzt haßt den andern), wenn auch viele wie die Auguren lächeln, wenn sie einander begegnen."

„Ganz meine Anschauung," fügte Fürst Bismarck bei. „Doch hat Schweninger nicht die Gewohnheit, über seine Kollegen zu schimpfen; selbst

dem Pfarrer Kneipp läßt er Gerechtigkeit widerfahren. Ich finde es schön, daß die bayerischen Landsleute sich nicht die Augen ausstechen. Der Professor hat mir auch schon von Ihnen erzählt, und übrigens lese ich ja Ihre ‚Landeszeitung'. Ich danke Ihnen, Herr Redakteur, besonders auch, daß Sie sich seinerzeit um meinen Arzt so angenommen haben, als eine kleinliche Professorenclique und deren Preßmeute ihn wieder aus Preußen hinaustreiben wollte. Die Hiebe, die Sie ausgeteilt haben, habe ich von weitem pfeifen hören; das waren Hochquarten und Durchzieher. Auch waren Sie der allererste Redakteur, der sich nach meiner Entlassung um mich angenommen hat. Sie haben die Art, wie ich und meine Frau die Wohnung verlassen mußten, mit bayerischer Derbheit bezeichnet. Ihre Worte klangen wie Schläge mit dem großen Schmiedehammer ..... Nur bitte ich Sie, den Kaiser etwas mehr zu schonen. Das könnte ja sonst den Glauben im Volk erwecken, als ob ich etwa ein grollender Brummbär wäre, welcher Honig lecken wollte, aber von dem Ast des Baumes, auf dem er saß, und den man ihm meuchlings abgesägt hat, herunterpurzelte und von den Bienen arg verstochen wurde. Nichts von dem ist der Fall! Mich stechen bloß die Drohnen, und ihre Stiche gehen durch mein Fell nicht mehr durch. Darum bin ich ganz ruhig und fühle mich in meinem Stande veteranus meritus procul negotiis (ausgedienter Veteran fern vom Amt) ganz wohl. Meine Frau allerdings verwindet die Wandlung nicht so leicht. Die braven Frauen sind eben so, daß sie eine ihrem Mann widerfahrene Unbill viel schwerer spüren und tragen als der Mann selber. Bei den Frauen bäumt sich das Gefühl erst recht auf, wo wir schon wieder das Leitseil, das uns zu entgleiten schien, fest in die Hand bekommen haben. Kam ja doch meine Entlassung nicht von gestern. Ich sah sie schon von langer Zeit her kommen. Der Kaiser will sein eigener Kanzler sein, er will selbst angeben und dirigiren, deshalb wollte er zwischen ihm und den Ministern keinen Vermittler (den Kanzler), keine Zwischenstation haben, wo man die Pferde ausschirrt und füttert oder gar umspannt ..... Der Kaiser selbst lebt, wie er sagte, im Zeichen des Verkehrs. Aber da besteht eben doch noch ein großer Unterschied. Eine Eisenbahn kann kaufmännisch oder bureaukratisch geleitet werden, die Züge laufen im eisernen Geleise, das immer gleich breit ist, der Dienst vollzieht sich nach bestimmten allgemeinen Regeln, handwerksmäßig und mechanisch. Das ist aber bei der Diplomatie und Politik nicht der Fall. Ich kann aus einem tüchtigen Redakteur leichter einen Staatssekretär des Aeußern und Innern machen — bitte, denken Sie nur an Lothar Bucher — als aus einem Dutzend Geheimräte einen gewandten, leitenden Redakteur .... Ein General kann gewiß den Zivilgouverneur einer Provinz machen, aber in alten Tagen wird man kaum mehr ein Diplomat, der zur Leitung eines großen Reiches befähigt ist, wenn man das Zeug nicht mitbringt. Die Diplomatie ist kein Schusterstuhl, auf dem man sitzt, den Knieriemen anspannt und einen Fleck

aufs Loch setzt. Die Diplomatie ist kein Handwerk, das man mit den Jahren erlernt und auf der Walze weiter ausbildet. Die Diplomatie ist eine Kunst. Nehmen Sie nur die Tagespolitik. Da ich selbst Redakteur war, das heißt als Abgeordneter für die ‚Kreuzzeitung‘ geschrieben habe, spreche ich nicht wie ein Blinder von der Farbe, sondern wie ein Einäugiger unter den Blinden. Ich meine da eine gewisse Sorte von Geheimräten, die alles verstehen, aber nichts kennen noch können. Ich gebe Ihnen gleich einen Leiterwagen voll von diesen Geheimräten, Juristen, Theologen oder auch Philologen mit lauter ersten Noten in die Lehre, und Sie können aus ihnen nicht viel mehr als einen Schneider machen, der mit der Schere irgend ein geistloses Lokalblatt zusammenstellt. Das Zeug zum Redakteur, der selber denkt, schafft und schreibt mit Schwung und Kraft, muß man auch mitbringen. Die Uebung und Erfahrung bessert und feilt auch allerdings viel aus, und selbst das Einsperren gehört zur politischen Erziehung."

„Durchlaucht," bemerkte ich da humoristisch, „werden aber jetzt sehr anzüglich, und ich muß schon mit Blücher sagen: ‚Damit hat er mir gemeint.‘"

„Nun ja; daß Sie öfter gebrummt haben, schadet Ihnen in meinen Augen gar nicht, ich habe auch brummen müssen, wenn auch nicht so schlimm wie Sie. Ein schlechter Wein das, der nicht ein gärender Most war.

„Was war mir Lothar Bucher! Solche Männer wachsen nicht auf dem Holze unserer Geheimräte; er war wie eine Orgel, man brauchte bloß die Register ziehen, und sie spielte von selber alle Accorde und Stücke, die man sich wünschen mochte. Bucher war ein Arbeitspferd ohnegleichen. War er müde und krank, so hieß es: Ein guter Gaul zieht nochmal an. Ihm hätte noch eine ganz andere Stellung gebührt, doch war er mir nicht entbehrlich und so beschied er sich als ein getreuer Knecht vor dem Herrn."

„Kennen Sie Lothar Bucher nicht?" fragte mich der Fürst.

„O ja, Durchlaucht, ich kenne ihn vom Sehen, die kleine Excellenz mit dem unheimlichen Schweigen. Doch hat er mit mir immerhin einige Worte mehr gesprochen als mit anderen Kollegen, er ist auch ein Veteranus meritus in serviendo consumptus (ein verdienter Veteran, im Dienst aufgearbeitet)."

Der Fürst nickte, dann fuhr er fort: „Ich bin froh, daß ich nach solchen Affairen noch so mobil bin. Darum macht mir die Unterhaltung, heute mit diesem, morgen mit jenem, noch einigen Spaß, zumal ich mir keine Maulkratte (Maulkorb) mehr anlegen muß. Ich bin jahrzehntelang Minister gewesen, und als solcher war ich gezwungen, über viele Dinge zu schweigen. Das ist nun anders geworden. Ich habe jetzt die größere Freiheit, zu sprechen, wie ich will, weil mich keine bindenden Rücksichten mehr zum Schweigen nötigen. Und warum soll gerade ich nicht reden? Ich bin doch nicht so alt, gebrechlich und schwachmütig, um mich bevormunden lassen zu müssen. Ich fühle mich im Gegenteil frischer als seit lange, ich bin ein kräftiger, lebensfroher Mann, ich

kann mich jetzt als Mensch fühlen, was ich unter der drückenden Last des verantwortungsvollen Amtes nicht konnte. Ich bin eigentlich recht froh, auf einmal frei von der täglichen Sorgen- und Arbeitslast zu sein. Schon glaubte ich, lebenslänglich verdammt zu sein. Da konnte ich endlich aus dem Amte scheiden. Was ich oft für meine Person gewünscht habe, das ist nun eingetreten. O, ich war immer gerne in Bayern, aber jetzt noch viel lieber! Auch Ihre bayerischen Blätter haben mich mit wenigen Ausnahmen in Ihrem Lande willkommen geheißen und mich besser behandelt als die bissigen Köter im Norden . . . . ."

Der Fürst machte hier eine Pause und wischte sich die Stirne ab. Ich erlaubte mir die Frage: „Durchlaucht, bei uns in Bayern wähnt man vielfach, daß zwischen dem Kaiser und seinem früheren Kanzler eine breite, unausfüllbare Kluft bestehe, daß es sich da um viel bedenklichere Meinungsverschiedenheiten handle, man befürchtet . . . . . .

„Der Kaiser," unterbrach mich Fürst Bismarck, „wollte seine eigene Politik machen. Der Kaiser ist jung, arbeitsfreudig, thatkräftig, es steckt etwas vom Alten Fritz in ihm, aber er muß davon heutzutage einen weisen Gebrauch machen. Ich bin ihm nicht im Wege. Er hat auch nach meinem Wissen keine Ursache, mir gram zu sein, so wenig wie ich es ihm bin. Allerdings hätte meine Entlassung sich anders vollziehen müssen, diese spielte sich mit Zwischenfällen ab, die man sich hätte ersparen dürfen. Doch, wie gesagt, der Zunder ist erloschen, meine Friedenspfeife raucht, ohne daß die Feinde die Ringe steigen sehen. Ich bin dem Kaiser, wie gesagt, nicht gram. Und der Kaiser ist es vielleicht auch mir nicht. Ich habe dafür Anhaltspunkte. Im ganzen befolgt ja auch mein Nachfolger die von mir vorgezeichnete Politik, er kann vorläufig nicht anders, ich befürchte nur, daß dies nicht so bleiben wird, denn es fehlt ihm die Fähigkeit, den doktrinären Einflüssen, welche jetzt auch den Kaiser umgeben, zu widerstehen. Von den gegen mich gerichteten Nadelstichen rede ich nicht, ich vermag sie zu ertragen; doch hätte ich Caprivi für gescheiter gehalten, ich muß das immer wiederholen. Indessen rede ich nicht weiter mehr davon. Es sind aber schon andere Fehler gemacht worden, die mir Besorgnis erregen, und man scheint noch anderes vorzuhaben, was einen Bruch mit meiner lange und mühsam aufrecht erhaltenen Politik bedeuten würde. Ich würde dann wohl nicht schweigen. Aber die vorläufigen Versuche, mich in feindlichen Gegensatz zu Caprivi zu stellen, sind Angstprodukte. Man befürchtet, daß ich wiederkehren könnte. Allein daran denke ich gar nicht. Das wäre mir auch gar nicht gelegen. Aber ich lasse mir auch nicht das Recht eines einfachen Bürgers verkümmern, das Recht, ein freies Wort zu reden und eine eigene Meinung zu äußern. Und ich lasse mir dieses Recht am allerwenigsten von jenen kleinlichen Professionspolitikern verkümmern, welche kaum die Höschen getragen haben, als ich schon europäische Politik getrieben habe. Und wovon soll ich als alter Politiker, der ich diesen Beruf 40 Jahre lang

getrieben habe, denn anders reden als von Politik, die mich immer beschäftigt hat? Hätte ich vornehmlich die Jagd gepflegt, so würde ich von der Jagd reden. So rede ich von der Politik, mag das auch nicht nach dem Geschmacke der Angstmeier sein, die sich vor dem ‚kommenden' Bismarck fürchten. Doch diese sind es nicht allein, welche sich gegen mich ungezogen aufführen. Es giebt noch eine andere Sorte. Das sind die herzlich beschränkten Streber, welche ohne die Kenntnis des Verhältnisses zwischen dem Kaiser und mir sich nach oben einführen und sich dort ein gut Männchen zu machen wähnen. Diese sind ebenso auf falscher Fährte wie jene, welche durch ihre dreisten Verdächtigungen den Kaiser mir zum dauernden Feinde machen wollen. Auch das ist vergebliches Beginnen. Man sieht, daß diese Leute von Politik nichts verstehen.

„Für mich," sagte der Fürst, „war die Geschichte vor allem dazu da, aus ihr etwas zu lernen. Wiederholen sich auch nicht die Ereignisse, so wiederholen sich doch Zustände und Charaktere, an deren Anblick und Studium man seinen eigenen Geist anregen und bilden kann. Aus den Fehlern meiner Vorgänger in der Staatskunst habe ich gelernt und mir meine ‚Theorie' zurechtgelegt, wenn man auch von einer solchen im eigentlichen Sinne nicht sprechen darf. Denn es giebt keine abgezirkelte Wissenschaft der Politik, so wenig wie eine solche der Nationalökonomie. Nur Professoren bringen es fertig, die Summe der wechselnden Bedürfnisse der Kulturmenschheit in wissenschaftliche Gesetze einzuschachteln. Die Schüler schwören dann in verba magistri, und darum sind unseren Juristen und Zeitungsschreibern die manchesterlichen Begriffe so schwer auszutreiben. Das Beharren bei doktrinären Sätzen halten sie für politische Konsequenz. Diese Albernheit geht so weit, daß sie darüber die thatsächlichen Verhältnisse und zwingenden Umstände übersehen. Die Väter der modernen national-ökonomischen Wissenschaft sind englische Geistliche (Adam Smith und Malthus), jüdische Bankiers (Ricardo und Sismondi), französische Kaufleute und Juristen (Say und Bastiat) und deutsche Stubengelehrte. Darum ist auch bei uns die Landwirtschaft so schlecht weggekommen, unsere ganze Nationalökonomie des Katheders und der Presse ist eine Nationalökonomie des Handels, nicht auch der Landwirtschaft. Da sich nun die unterdrückte deutsche Bauernschaft selbst rührt und nach Befreiung aus ihrer ungerechten Unterdrückung ruft, spricht ihr die offizielle Nationalökonomie die Berechtigung dazu ab und spricht nur von einseitigen Privatinteressen, wo in erster Linie allgemeine Interessen im Spiele sind. Wenn wir unserer Landwirtschaft nicht beistehen, dann geht mit dem Nährstand auch der Wehrstand zu Grabe. Der Bauer ist der Kern unserer Armee, der auch in Not und Drang aushält, denn er ist mit dem Lande verwachsen und hat schon aus Selbsterhaltungstrieb ein Interesse an dessen Erhaltung. Dem Städter und Fabrikarbeiter fehlt diese Empfindung und Eigenschaft, denn mit Pflaster- und Backsteinen kann man sich nicht verwachsen, das sind keine organischen Wesen. Das Land ist das Volk. Ein

Land ohne Bauernstand ist wie ein König Johann ohne Land. Ohne Bauernstand kein Staat, keine Armee. Der Bauernstand ist der Felsen, an dem das Gespensterschiff der Sozialdemokratie zerschellen wird, wie die Armee der Wall ist, vor dessen Mauern die Trompeten von Jericho vergeblich Alarm blasen werden.

„Das muß man," fuhr Bismarck in gehobenem Tone fort, „insbesondere den Fürsten klar machen, denn auch sie sind meist nur Manchestermänner, welche nach dem Kurszettel statt nach dem Schrannenpreis gucken. Es war von Unheil, daß man mit der Einführung der modernen Verfassungen unsere Fürsten auf Geldgehalt gesetzt und sie von ihrer engen Verbindung mit dem Bauernvolk, aus dem doch wir im Grunde genommen alle stammen, gelöst hat. Wenn unsere Fürsten lediglich oder vorzugsweise mit den Einkünften aus ihren Domänen rechnen müßten, würde es unserer Landwirtschaft nicht solche Anstrengungen und Kämpfe kosten, um zu ihrem Rechte zu gelangen.

„Wie mit den Fürsten ist es mit dem Beamtentum, der Geistlichkeit und dem Adel, wenigstens einem Teil desselben. Das Offiziercorps steht dem Volk durch seinen täglichen, unmittelbaren Verkehr mit den Söhnen des Volkes noch näher als die leitende Bureaukratie und Geistlichkeit. Schon die heutige Erziehung des Nachwuchses begünstigt die Entfremdung vom Volk. Die ältere katholische Geistlichkeit schließt ihre jüngeren Nachfolger klosterartig ab, so daß die jungen Leute ins Leben treten ohne eine Ahnung von demselben. Die Universität thut das Gleiche durch die kastenartige Einschachtelung in Korporationen voll Einseitigkeit und Vorurteil, Pikanterie und Prüderie. Man trennt sich innerlich vom Volk, schließt sich äußerlich ab und giebt doch wieder alles auf Aeußerlichkeiten; sehen Sie nur, wie die Geistlichkeit alles auf die äußerliche Religion, den Pomp, die Form und den Schein legt. Und die Jugend an den Universitäten ahmt dies nach; die Mode, die Form und der Schein drohen alles innere Wesen zu überwuchern. Das zeigen auch die Hackbretter, welche so viele Studenten im Gesicht tragen; sie sind eitel darauf wie die Indianer auf ihre Tätowirung. Da waren wir zu unserer Zeit doch andere Burschen; wir haben nicht bloß die Wappen auf dem Schild getragen, sondern auch Ideale im Herzen und haben mit dem Schläger in der Hand parirt, nicht mit den Köpfen. Bei uns hatte es noch einen Sinn, wenn wir das verbotene Lied sangen: Die alte Schale nur ist fern, geblieben ist uns doch der Kern, und den laßt fest uns halten! Bei uns ging der König noch mit dem Künstler — erinnern Sie sich nur an Ihren bayerischen Fürsten Ludwig I. — und der Junker mit dem Bauernsohn, heute bildet sich der Sohn des Handwerkers und Kaufmanns, wenn er eine bunte Mütze auf dem erhabenen Haupte trägt, mehr ein als ein überspannter Junker. Schon unsere Gymnasien verziehen die Leute; alles will heute Student spielen, und was studiren sie? Wir Alten haben doch wenigstens ein bißchen Latein gelernt und kannten unsere deutschen Klassiker. Was lernen sie heute?! Daher kommt auch die große

Einbildung, weil keine rechte Bildung da ist. Die Hohlräume (der Fürst deutete nach der Stirn) bleiben hohl und haben keinen Raum zum Selbstdenken und Selbstlernen. Darum plappern so viele Gebildete zeitlebens nach, was sie fabrikmäßig eingedrillt bekommen haben, so insbesondere unsere meisten Beamten. Glauben Sie, so ein preußischer Geheimrat läßt sich sein Kollegienheft austreiben?! Unsere alten Landräte, die zeitlebens in ihrem Kreise saßen, praktische Landwirte waren und alles und jeden in ihrem Bezirke kannten, waren ganz andere Männer; heute regiert draußen im Lande der unpraktische Theoretiker und unerfahrene Streber, dessen Tüchtigkeit und Brauchbarkeit von der herrschenden Bureaukratie nur nach dessen Unterwürfigkeit taxirt wird. Bei uns in Preußen wird es in dieser Beziehung noch viel schlimmer als bei Ihnen in Bayern. Wenn bei Ihnen allerdings ein Teil der Geistlichkeit alle selbständigen Regungen des Volkes unter dem Weihwedel untertunken will, so ist doch in einem Teil der alten, selbstbewußten, volkstümlichen und praktisch geschulten Beamtenschaft ein Gegengewicht gegeben. Bei uns in Preußen schlägt alles die Augendeckel um die Wette nach den Füllhörnern des Ministeriums auf oder nieder, je nach Bedarf oder Wunsch secundum ordinem et voluntatem (der Reihe und dem höheren Willen nach).

„Einiges Rückgrat hat bei uns noch ein Teil des alten Landadels. Die demokratischen Parteien mögen über das Junkertum noch so sehr schelten, aber was setzen denn die Feinde desselben mehr und mehr an dessen Stelle? Einen Geldadel wie im alten Rom, wie im heutigen Italien, Spanien und Irland. Auch wir in Deutschland haben bereits einen solchen Geldadel, der entweder im Ausland die Einkünfte aus dem deutschen Boden verzehrt oder im Inland den Fremdländer macht und lieber fremdländischen Interessen dient als den vaterländischen. Wenn gegen diese beiden Sorten von Adel Front gemacht wird, habe ich gar nichts dagegen, denn sie sind für das Land so unnütz wie der besitzlose Hofadel; ich habe von diesen Drohnen nie viel wissen wollen. Bienenzucht müssen wir mit unserer Nationalökonomie treiben, die Arbeitsbienen müssen wir konserviren, das ist die allein wahre konservative, staatserhaltende Politik. Die erwerbenden Stände — vor allem die Bauern — müssen wir erhalten und heben, wirtschaftlich, finanziell, sozial — das ist die einzig richtige Sozialpolitik. Was Ihre Jesuiten und unsere Pastoren Sozialpolitik nennen, ist nur ein Niederschlag von sozialdemokratischen Schmerzen, Gefühlen und Sehnsuchten mit dem Hintergedanken, sich eine schwarze Knüppelgarde zur Einschüchterung der selbstdenkenden und unabhängigen Bürger und zur Erfüllung ihrer hierarchisch-weltlichen Gelüste heranzuziehen. Die Arbeiter werden ihnen aber seinerzeit das nicht danken, sondern den blauen Brief (Abdankung) geben; diese Herren Geistlichen und Professoren besorgen bloß die Geschäfte der Sozialdemokratie, ihnen wird es genau gehen wie den Physiokraten des vorigen Jahrhunderts, welche mit ihrem Latein und Freiheitsideal an der Guillotine zu Ende kamen.

„Herkules am Scheidewege — heißt es heute; auf der einen Seite haben Sie diese Sozialpolitik, auf der anderen Seite die manchesterliche Freihandelspolitik. Dort kämen wir im geistlichen Talar ins Nationalzuchthaus, hier mit dem weißen Sterbemantel der Juden in den Tempelvorhof zu Jerusalem. Der deutsche Herkules muß darum seinen eigenen Weg gehen. Wir müssen unsere deutschen Erwerbsstände, den Stamm unseres Volkes, halten und kräftigen, das muß die Richtschnur für unsere innere Politik sein. Weg mit dem Blick nach den doktrinären Windmühlen, welche den Wind zugleich von allen Richtungen empfangen sollen und darum niemals in Gang zu bringen sind. Man hat eine solche Nippsache auch dem Kaiser auf den Schreibtisch gestellt, darum hat er die internationale Sozialkonferenz einberufen, von deren Unfruchtbarkeit er sich wohl schon jetzt überzeugt hat. Und so wird es ihm auch noch mit anderen Dingen gehen, mit seiner Vorliebe für England und anderem. Das Bedenkliche dabei ist nur, daß bei Wiederholung solcher Experimente gerade die besten Elemente des Volkes den Schaden und Spott haben würden und nicht zuletzt der Staat und die Monarchie, deren zuverlässigste und beinahe einzig festen Stützen wankend gemacht würden. Bekämpfen Sie, Herr Redakteur, etwaige solche verderbliche Richtungen mit allen Kräften, Sie erweisen der Nation, dem Reich, dem Kaiser und nicht zuletzt Ihrem Lande Bayern den besten Dienst! Es handelt sich für alle ehrlichen und einsichtigen Bayern auch darum, die Selbstverwaltung Ihres Landes zu betonen. Darauf halte ich gerade unter den gegenwärtigen Umständen ein sehr großes Stück. Unter dem Schutz dieser Selbständigkeit kann die politische Erziehung besser gedeihen als unter der Bevormundung kurzsichtiger und abhängiger preußischer Landräte, die kein Feld noch Geld besitzen. Wohin kommt das deutsche Volk, wenn die Zentralgewalt in Berlin beim Mangel eines Widerspruchs bis zur Willkürherrschaft erstarken kann? Dieser drohenden Entwicklung muß ein Gegengewicht in einem selbstbewußten Volke geschaffen werden, denn das Volk der Denker ist noch klein und noch kleiner das Volk der lauten Denker. Alles schmachtet nach Gnadenbezeigungen oder Gnadentritten. Es giebt sogar Fürsten aus alten Häusern, welche nicht zu den Wirbelgeschöpfen gehören. Ihren alten Herrn, den Prinzregenten, möchte ich nicht dazu rechnen. Ich bin gewiß ein dankbarer Unterthan Ihres Prinzregenten und ehre ihn sehr, weil er es gut meint und mir immer wohlgewogen war, wie auch sein Vorgänger König Ludwig II. Aber gerade deshalb wünsche ich nicht, daß das Haus Wittelsbach die Rolle des Postillons spielen soll, der immer nur das alte Lied von den versäumten Gelegenheiten pfeift. König Ludwig I. war einmal nahe daran, das ganze junge Deutschland als begeisterten Anhang hinter sich zu haben, als er in seinem Lande das Deutschtum und den Wahrheitsmut ebenso wie die Künste pflegte. Das ist heute leider vergessen, aber die preußischen Archive erzählen noch von der Furcht vor diesem Prinzen und König, die so lange dauerte, als er die freie

deutsche Meinungsäußerung gewähren ließ; mit deren Unterdrückung sank auch die politische Bedeutung dieses Königs außerhalb seines Landes, und mit dem Deutschen Bund kam Bayern auf den Hund. Und welche Rolle könnte heute noch Bayern spielen, im deutschen Volk, im deutschen Bundesrat, es hätte auch die geeigneten Männer dazu, aber man läßt sie lieber ‚Hammelburger Reisen‘ machen.“ (Anspielung auf ein älteres, gleichbetiteltes Buch des Ritters v. Lang.)

Der Fürst stand vom Sofa auf, und ich dachte, er wolle seine Rede schließen und mich entlassen. Deshalb stand ich ebenfalls auf und meinte: „Ich habe Eure Durchlaucht schon mehr Zeit, Aufmerksamkeit und Mühe gekostet, als ich wert bin.“ Der Fürst blickte nach der Uhr und sagte: „Es ist erst 3 Uhr vorüber, bitte setzen Sie sich nur noch einmal, ich bin noch nicht fertig. Jede gute Rede, sagt der Kandidat Jobs in der Jobsiade, besteht aus zwei Teilen. Ich will mir's bloß auf diesem Folterbrett bequemer machen.“ Der Fürst legte sich wieder auf das Sofa und fing dann wieder an. Für mich war es überraschend, daß er in seinem Vortrag trotz der jeweiligen langen Abschweifungen und Einschiebungen immer wieder auf einen Hauptsatz seiner Ausführungen zurückkam und da den fallengelassenen Faden wieder anknüpfte.

„Viele haben schon von meinen politischen Grundsätzen gesprochen. Den Professoren und ihren Nachbetern in den Zeitungen thut es unendlich leid, daß ich ihnen nicht ein Symbolum von Prinzipien geoffenbart habe, nach denen ich meine Politik eingerichtet habe. Die Deutschen können sich, weil sie eben noch kaum der politischen Kinderstube entwachsen sind, nicht daran gewöhnen, die Politik als eine Wissenschaft des Möglichen zu betrachten, wie mein intimer Gegner Papst Pius IX. mit Recht gesagt hat. Die Politik ist keine Mathematik oder Arithmetik. Man hat wohl auch in der Politik mit gegebenen und unbekannten Größen zugleich zu rechnen, aber es giebt keine Formeln und Regeln, um im voraus das Fazit ziehen zu können. Darum habe ich mich nicht an die Meinungen und Mittel anderer Staatsmänner gehalten, sondern mir ihre Rechnungsfehler zur Warnung dienen lassen. Napoleon I. verdarb, weil er pochend auf seine kriegerischen Erfolge mit allen Staaten Händel anfing, statt den Frieden zu erhalten. Das Kriegsglück machte ihn rauflustig und übermütig. Er begab sich in seinem Allerwelts-Herrscherdünkel in Gefahren ohne Ende und kam darin um. Seine große Schöpfung ging nach kurzem Bestand in die Brüche, weil er die erste Tugend des Staatsmannes — die weise Mäßigung nach den größten Erfolgen — gegenüber den anderen Völkern nicht übte und Europa in einen Krieg nach dem anderen verwickelte, während ich nach 1871 den Frieden zu erhalten mich bemühte. Aber nicht bloß zu Napoleon I. stellte ich mich in einen bewußten Gegensatz, auch zu Napoleon III. Dieser bemühte sich allerdings, nur die günstigeren Seiten seines Onkels nachzuahmen; doch indem er in der Rolle des ‚ehrlichen Maklers‘ immer ein Stück für sich abzubekommen versuchte, verfiel er in die Gewohnheit jener

italienischen Diplomaten des vergangenen Jahrhunderts, welche Schlauheit mit Falschheit verwechselten. Ich spielte meine Karten blank aus. Ich setzte der vermeintlichen Schlauheit die frappirende Wahrheit gegenüber. Daß man mir öfter nicht glaubte und sich dann hintennach schwer betroffen und enttäuscht fühlte, das ist nicht meine Schuld.

„Noch durch einen dritten Gegensatz charakterisirt sich meine Politik, und dieser dritte Gegensatz betrifft die innere, die deutsche Politik, während jene beiden Gegensätze zumeist in der äußeren Politik mit der bekannten Wirkung sich geltend machten, das alte Sprichwort bestätigend: ‚Ehrlich währt am längsten!‘ — Dieses Prinzip ist auch von dem dritten Gegensatz unzertrennlich. Die Anhänger der nationalen Bewegung in Deutschland waren insofern unehrlich, als sie für ein einiges Reich und das eine Kaisertum geschwärmt hatten, und eigentlich mit allen Thronen und Dynastien aufräumen wollten. Die deutschen Fürsten, die ohnehin von der Bewegung nicht erbaut waren, befehdeten dieselbe um so feindseliger, als sie ihre eigene Existenz davon bedroht wähnten. Es mußte, wenn die Bewegung aus diesem heillosen Widerspruch herausgelotst werden sollte, ein anderer Weg eingeschlagen werden, und dieser ergab sich, indem man an die geschichtliche Entwicklung seit tausend Jahren anknüpfte, nicht indem man sie in revolutionärer Weise gänzlich unterbrach. Vor allem handelte es sich darum, meinen Königlichen Herrn für die nationale Sache zu gewinnen, und das ging auch, wenn schon nicht gerade ohne alle Schwierigkeiten, denn mein alter Herr war manchmal recht bedenklich und ängstlich, so dachte er an die Abdankung, als uns der preußische Landtag 1862 heftigen Widerspruch erhob, und auch 1870 war er daran, mit Napoleon sich zu verständigen, wenn ich nicht durch die schneidige Fassung der Emser Depesche den König vor eine sozusagen vollendete Thatsache gestellt und den Franzosen das Odium der Kriegserklärung aufgehalst hätte. Ja, der König war manchmal recht schwierig und zögerte oder winkte ab. Doch es ging auch in der deutschen Frage, da ich die Bedenken des Königs durch mein Bestreben beseitigte, die alten historischen Dynastien in Deutschland zu erhalten, ein Einverständnis herzustellen und gemeinsam mit demselben die nationale Bewegung endlich zu einem den meisten annehmbaren Ziele zu führen. Länder mit einer langen Vergangenheit, einer Geschichte eigenartiger Entwicklung und berechtigten Existenzmöglichkeit, wie Bayern, Württemberg, Baden und Sachsen, kann man wohl auf der Landkarte auswischen, aber der Versuch in der Wirklichkeit würde nicht gut bekommen. Ich sah auch gar nicht ein, weshalb man diesen Ländern die altgewohnte Selbstverwaltung, unter der sie sich wohl fühlten, verkümmern sollte. Es genügte, wenn die Könige von Bayern, Württemberg, Sachsen u. s. w. so viel von ihren Rechten abtraten, als gerade nötig war, um das Deutsche Reich unter Berücksichtigung der berechtigten Ueberlieferungen und Forderungen zu begründen. Anders wäre es nicht gegangen, anders wollte ich auch nicht.

Meine Landsleute, insbesondere der Kronprinz Friedrich Wilhelm, haben vielfach weitergehen wollen; ich hatte Arbeit genug, diesen Appetit zu mäßigen. Es ist mir gelungen. Nur mit Hannover und dem Kurfürsten von Hessen war absolut nichts anzufangen. Ihre Beseitigung wurde zur gebieterischen Pflicht, wenn man überhaupt in Deutschland vorwärts kommen wollte. Abgesehen von der deutsch-nationalen Bewegung konnte sich ein Staat von der Größe und Bedeutung Preußens zwei Feinde, die zwischen seinen östlichen und westlichen Provinzen eingelagert waren und es stets im Ernstfalle im Rücken bedrohen konnten, nicht gefallen lassen. Diese beiden Feinde mußten fortgeschafft werden. Die übrigen Dynastien wurden gewonnen, und ich besaß schließlich, weil sie meine gerade und dabei maßvolle Politik begriffen, deren Vertrauen vollständig.

„Ganz besonders," fuhr Bismarck fort, „erfreute ich mich der Achtung des verstorbenen Königs Ludwig II. Wir korrespondirten miteinander über wichtige politische Angelegenheiten bis in die letzten Jahre seines Lebens, und er war in der Kundgebung seiner Anschauungen ebenso liebenswürdig gegen meine Person wie geistreich in Bezug auf verschiedene Sachen, die in Frage standen. Nach dem schriftlichen Verkehr, den er mit mir pflog, konnte ich ihn durchaus nicht für geisteskrank halten, ganz gewiß nicht. Ich erfuhr davon erst aus den Zeitungen. In die inneren bayerischen Angelegenheiten habe ich mich grundsätzlich nie eingemischt. Mit Ministerkrisen und Ministerwechseln hatte ich nichts zu thun. Allerdings, als im Unglücksmonat 1886 die Katastrophe herannahte, wurde ich durch den Flügeladjutanten Graf Dürckheim mittels eines in Reutte in Tirol aufgegebenen Telegramms von dem Stande der Angelegenheiten unterrichtet und sozusagen meine Hilfe, die Reichshilfe, für den König angerufen. Ich telegraphirte zurück an den Grafen nach Tirol: ‚Seine Majestät soll sofort nach München fahren, sich seinem Volk zeigen und selbst sein Interesse vor dem versammelten Landtag vertreten.' Ich rechnete so: Entweder ist der König gesund, dann befolgt er meinen Rat. Oder er ist wirklich krank, dann wird er seine Scheu vor der Oeffentlichkeit nicht ablegen. Der König ging nicht nach München, er kam zu keinem Entschluß, er hatte den Willen und die geistige Kraft nicht mehr und ließ das Verhängnis über sich hereinbrechen. Mein alter Herr war durch das Schicksal des Königs tief ergriffen. Und daß König Ludwig auch in den letzten Tagen und nach seiner Entthronung noch so viel Liebe und Anhänglichkeit im bayerischen Volk gefunden hat, stellt diesem treuen Volk das ehrendste Zeugnis aus. Die richtige Entscheidung war ja auch dem Volke nicht so leicht. Darum entschuldigte ich auch Sie, Herr Redakteur, und die anderen bayerischen Redakteure, welche damals einer der Regierung feindlichen Volksmeinung Ausdruck verliehen haben und diesen ihren Mut mit schweren Freiheits- und Vermögensstrafen büßen mußten. Aber nachdem die Sache aufgeklärt und die allgemeine Erregung sich gelegt hatte, wäre es von seiten dieser königstreuen Redakteure ein Unrecht ohne-

gleichen gewesen, wenn sie der besseren Einsicht entgegen den Prinzregenten, einen durch und durch ehrlichen und wohlwollenden Fürsten, fort und fort hätten kränken wollen. Es freut mich, daß auch Sie, Herr Redakteur, der Sie mit an der Spitze der ministerfeindlichen Opposition gestanden haben, bei ruhiger Betrachtung der Thatsachen zu dem einzig richtigen Schlusse gelangt sind und zu Ihrem Prinzregenten stehen. Jede Anfeindung desselben wäre ein schweres Unrecht, denn es mußte wohl so kommen, wie es gekommen ist. Der König war wirklich verrückt und regierungsunfähig geworden. Sein Verhalten meinem Telegramm gegenüber beweist das für jeden Verständigen.

„Geradezu lächerlich und dumm," sagte der Fürst, „sind die verschiedenen Beschuldigungen, als habe ich meine Hand bei bayerischen Ministerwechseln im Spiel gehabt, die einen Minister gegen den Willen des Königs gehalten oder die Berufung anderer verhindert. Es wurde sogar der Verdacht ausgesprochen, ich habe die Katastrophe von 1886 mit vorbereiten helfen, und sie sei mit meiner vorher eingeholten Zustimmung und auf meinen speziellen Rat hin in Scene gesetzt worden, weil mir der König unbequem gewesen sei. Wie einfältig doch manchmal die Zeitungen schreiben, ohne jede Kenntnis oder Beachtung der thatsächlichen Verhältnisse! Der König schenkte mir alles Vertrauen und frug mich sogar 1876 um Rat, als er an Stelle des Ministeriums Lutz ein ultramontanes Ministerium Franckenstein berufen wollte. Aber der lange Arbogast fühlte sich selbst und noch weniger seine Parteigenossen zur Leitung der bayerischen Angelegenheiten für berufen oder befähigt und teilte seiner Partei deshalb nicht einmal ein Wort mit. So saß Lutz fest (und blieb es bis zu seinem Ende). Ein anderer Minister wäre mir vielleicht lieber gewesen. Denn gerade Lutz hatte mit Hohenlohe den Kulturkampf einleiten helfen und dann doch den aus Preußen ausgewiesenen Geistlichen in Bayern Obdach und Stellung gegeben. Ein Franckensteinsches Ministerium wäre mir insofern lieber gewesen, weil sich da die Unfähigkeit des geistlichen Regiments zur Staatenleitung alsbald wieder klar erwiesen hätte. Das muß gesagt werden: Das Ministerium Lutz hatte 1886 die schwierigste und gefährlichste Aufgabe zu lösen gehabt. Es konnte nicht mehr so weiter gehen. Dieselben Totengräber, welche heute den gesunden Bismarck einscharren möchten, waren damals an der Arbeit, um den kranken König im Sumpf der Druckerschwärze zu ertränken. Die ‚bissigen Köter' ruhten nimmer. Der langen und schwankenden Ueberlegung mußte einmal um des Ansehens der Regierung willen das entscheidende Vorgehen folgen. Dazu gehörte bei dem Charakter des bayerischen Volkes, das in alter Treue zu seinem Fürstenhause steht und ein tiefes menschliches Empfinden als seine nationale Eigenschaft besitzt, der allergrößte Mut. Minister Lutz erwies sich da als gescheiter, tüchtiger und dazu mutiger Staatsmann. Für die Zukunft aber müssen die Männer des bayerischen Volkes dafür sorgen, daß die Bayern in dem jetzigen Rahmen ihrer Selbstverwaltung die Garantie ihrer deutschen

Eigenart haben. Diese sollen sie nur recht bewahren, das ist auch für das Reich und für das deutsche Volk am besten.

„Auf die Erhaltung der bayerischen Eigenart und Selbständigkeit," fuhr der Fürst Bismarck fort, „halte ich auch noch aus einem anderen Grunde, der ebenso sehr einer zukünftigen wie der vergangenen Entwicklung angehört. Die Bayern sind das natürliche Verbindungsglied mit Oesterreich, denn die Deutschen in Oesterreich sind Leute echt bayerischen Stammes. Man kann nicht im voraus sagen, wie sich die Dinge im Osten gestalten werden, das hängt sehr viel von den Persönlichkeiten ab, die in Wien und Budapest regieren. Vorläufig ist die Erhaltung Oesterreichs auch für uns eine Lebensfrage. Dabei denke ich weniger an einen Krieg mit Rußland als an den Frieden in Europa. Ich suchte den Frieden zu bewahren und stieß mich um dieses großen Zweckes willen an Dingen nicht, welche aufgeregten und erregbaren Politikern Veranlassung zu Konflikten gegeben hätten. So überging ich die Prahlhansereien des eitlen russischen Reichskanzlers Gortschakoff, der sich rühmte, er habe uns an einer neuen Kriegserklärung gegen Frankreich gehindert; ich ließ ihn schwätzen. Wir führen ohne zwingende Not keinen Krieg mit Frankreich noch mit Rußland. Ich gönne Frankreich gern seine Erfolge in Asien (Tonkin) und in Afrika. Wenn das den Engländern nicht gefällt, mögen sie es mit den Franzosen ausmachen. Und wenn den Engländern die Ausbreitung Rußlands in Asien mißfällt, so mögen sie es nur mit den Russen ausmachen. Hoffentlich wird unser Kaiser durch die Enttäuschungen, welche ihm seine Freundschaft für England einbringen wird, von der unseligen Gewohnheit der deutschen Fürsten abkommen, dem Wolf John Bull gegenüber die undankbare Rolle des gutmütigen Kranich zu spielen und für das englische Interesse Kriege auf dem Festlande zu führen. Als wir im Gedränge waren, hat England sich auf die Seite unserer Feinde gestellt und das Geschäft auf zwei Seiten zu machen gesucht. Wenn also England zwischen das welsche Roß und den russischen Elefanten kommt, wollen wir Deutsche nicht mit der großen Ofengabel dreinfahren, sondern ruhig zuschauen, wie der steifleinene Lord gequetscht wird, daß er nach Gott schreit!

„Was wollen wir auch mit Rußland oder in Rußland suchen? Wenn wir es wirklich besiegen, dann bekämen wir höchstens wieder die unruhige polnische Nachbarschaft, welche sich so wenig zu einem selbständigen staatlichen Organismus eignet wie die heutige Judenschaft in ein neues Reich Judäa. Von Rußland ist nichts zu holen. Deutschland ist uns selbst genug. Wir sind satt. Man darf niemals vergessen: Je größer ein Reich, desto schwerer ist es zu erhalten, desto leichter zerfällt es. Darum wurde das Gebiet Oesterreichs 1866 von uns nicht weiter angetastet und später der Ton auf die ungeschmälerte Erhaltung des östlichen Nachbars gelegt. In die inneren Angelegenheiten Oesterreichs darf sich die deutsche Politik nicht hineinlegen. Die Deutschen

in Oesterreich gehen nicht zu Grunde, sie müssen sich nur selber helfen, sie müssen es machen wie die Slaven, die Tschechen und Ungarn, sie müssen unter einer Parole und Fahne marschiren: das ‚Getrennt marschiren‘ und ‚Vereint schlagen‘ ist allerdings eine bewährte Regel, aber nur dann, wenn man eine einheitliche Führung wie jene Moltkes hat. Aber wenn gar die Ultramontanen zur Führung unter den Deutschen sich drängen, dann weiß ich im voraus, daß es nicht auf die Einigung der Deutschen, sondern auf deren Zersplitterung und Schwächung abgesehen ist; darauf geht ja die ganze ultramontane Politik hinaus: in Frankreich ist sie demokratisch, in Italien republikanisch, in Deutschland „christlich-sozial“ oder wenn's paßt, sozialdemokratisch in Schwarz, in Oesterreich feudal-tschechisch; sie wird sogar noch antisemitisch, um sich hinterrücks den Juden als Retter anzumelden. Die Deutschen in Oesterreich sind große Michel gewesen: statt richtig deutsch und nur Deutsche in Oesterreich zu sein, sind sie alles andere gewesen: liberal und klerikal, jüdisch oder international. Vor allem sind die deutschen Liberalen in Oesterreich selbst schuld daran, daß sie aus der herrschenden Partei eine mindere Partei geworden sind. Sie sind weder wahrhaft deutsch noch recht liberal gewesen. Sie haben in politischer Beziehung nicht klug, nicht maßvoll operirt, und in wirtschaftlicher Beziehung sind sie auf den Standpunkt des Bakschisch gekommen. Sie haben im Parlament und in ihrer Presse, welche die maßgebende im Kaiserstaate war, Ziele angedeutet, Forderungen gestellt, Kritiken geübt und Widerstände geleistet, welche den Kaiser Franz Joseph abstoßen und zu dem Entschluß bringen mußten, sich eine neue Stütze im Parlament zu suchen. Eine andere als die slavisch-konservative Koalition konnte er eben dann nicht haben. Die deutschen Liberalen haben den Fehler gemacht, daß sie vergaßen, Kaiser Franz Joseph werde als deutscher Fürst, der er ist, der beste Wahrer der deutschen Rechte sein. Diesen Beruf des Kaisers hat man ihm gewissermaßen streitig gemacht, indem man das Deutschtum — aber nicht das wahre volkstümliche Deutschtum — als parlamentarisches Monopol begründen wollte. Auf solche faktiöse Oppositions- und Herrschaftsgedanken konnte der Kaiser nach meiner Meinung nicht eingehen, er durfte dies im Interesse seines Reiches und seiner Dynastie nicht. Die Deutschen in Oesterreich haben vielleicht im Laufe der Zeit etwas gelernt. Die österreichischen Adeligen werden in ihrer großen Mehrheit überhaupt nie mehr etwas lernen. Die Tschechen hinwiederum machen denselben Fehler wie die Deutschen vor ihnen, sie verlangen zu viel, und so wird der Kaiser sich von ihren ungestümen Gelüsten abwenden, um eine andere Mehrheit in der Volksvertretung zu bilden.

„Freilich,“ warf der Fürst hier ein, „ist es immer nicht sicher, ob der Kaiser und seine Staatsmänner lange mit einer nichtdeutschen Mehrheit hausen können. Gerade jene Elemente, denen das Zeug zur Staatenbildung abgeht, werden in der Regel maßlos frech, unverschämt, begehrlich und selbstsüchtig, so

daß sie dann niedergebeugt oder geknickt werden müssen. Das ist das Geheimnis, warum dahinten in der Türkei der Türke bisher der einzig mögliche Herr war. Man hält in Europa den Sultan für krank, aber ich halte ihn für einen Diplomaten, der den anderen am Goldenen Horn meist über ist; ich meine, er wird unterschätzt, und die Türken sind noch lange nicht aus Europa weggezogen. Die Religion des Islam hat eine gute Moral, der Kultus ist einfach und nicht kostspielig, die Erziehung der Jugend ist in vielem besser als bei den Christen.

„Unter den Balkanstaaten scheinen mir nach allem, was man sehen und beobachten kann, die Bulgaren ein staatenbildendes und staatserhaltendes Element in sich zu bergen. Sie sind ein tüchtiges, arbeitsames und sparsames Volk, das einem langsamen, bedächtigen Fortschritt huldigt. Es ehrt, nährt und wehrt sich und gefällt mir besser als dessen serbischer Nachbar, der ein aufschäumendes, unwirsches Wesen zur Schau trägt, etwas zu viel südländisches Temperament zeigt. Fürst Ferdinand ist zweifellos tüchtiger als sein Ruf in den Witzblättern und als die meisten anderen Fürsten; leider ist er von zu viel zweifelhaften Leuten umgeben, aber was will er machen, er kann sie doch nicht alle hängen lassen. Aber Schufte wie den Major Panizza muß er hängen lassen, das gebietet ihm die Notwehr. Die Bosniaken waren recht arm, als sie zu Oesterreich kamen. Aber sie scheinen sich zu machen. Die Militärdiktatur, welche dort an Stelle der Zivilbureaukratie eingeführt werden mußte, hantirt fest und streng, milde und gerecht. Die wirtschaftlichen Verhältnisse bessern sich, Eisenbahnen und Straßen werden gebaut, die Staatsfinanzen sind günstig. Die Kultur schreitet vorwärts, Oesterreich erfüllt dort seine Aufgabe. Dagegen ist mir Montenegro nicht besonders sympathisch. Die Montenegriner, die ich gesehen habe, sind große Menschen; aber ihre trotzigen, grimmigen Mienen, dieser eigentümlich unschöne Gesichtsausdruck wollten mir nicht gefallen. Die Montenegriner sind in ihrer Schriftsprache den Russen verständlich, in ihren Volkssprachen und Dialekten verstehen sich die Slaven unter einander wohl nur schwer. Darum wäre es für Oesterreich, wenn es seinen deutschen Beruf früher verstanden hätte, nicht so schwer gewesen, seine Slaven zu germanisiren. Ich erinnere da an den Slavenkongreß in Moskau, auf dem die Delegirten deutsch sprechen mußten, um sich verständlich zu machen. Rußland hat vermöge seiner Größe und der ihm innewohnenden Anziehungskraft eher die Fähigkeit, die südslavischen Völker aufzusaugen. Deutschland hat an allen diesen südslavischen Ländern, ausgenommen Oesterreich, kein direktes Interesse. Und wenn Rußland Konstantinopel wegnehmen könnte, hätten wir nicht nötig, es zu verhindern. Die deutsche Politik kann sich auch bezüglich Bulgariens nicht engagiren. Die Bulgaren sollen und können sich mit der Zeit schon selbst helfen, wenn sie mit stetiger Ruhe eine starke Regierung sich erhalten und nicht von einem Extrem ins andere fallen. Allerdings taugte dazu ein Regent wie der Battenberger

nicht. Er war wohl ein Soldat — das hat er von seiner polnischen Mutter — aber die Untugenden hat er auch von ihr. Darum konnten wir auch den Wunsch der englischen Königin und der bulgarischen Staatsmänner, dort mit einer deutschen Fürstentochter eine Dynastie zu begründen, vorderhand nicht erfüllen. Wenn wir unter den gegenwärtigen Verhältnissen das gethan hätten, dann würden wir auch gewissermaßen die Verpflichtung übernommen haben, dem Brautpaar unseren politischen Schutz angedeihen zu lassen. Eine solche Verantwortung und ein solches Opfer durfte man dem deutschen Volk nicht zumuten, weil es eben in Bulgarien kein direktes Interesse hat. Der Fürst hätte irgend eine russische Prinzeß, deren es ja genug giebt, oder eine Herzogin von Leuchtenburg zur Frau nehmen sollen. Eine deutsche Fürstentochter konnten wir in ein unfertiges und unsicheres Verhältnis nicht abgeben. Was nachgekommen ist, hat mir ja recht gegeben. Uebrigens ist es schwer zu begreifen, daß der Battenberger sofort wieder auf und davon ging, als er im Triumph zurückgeholt worden war. Es muß ihm die böse Erinnerung an jene Nacht, da er aufgehoben und fortgeschafft worden ist, noch in allen Gliedern gesteckt sein. Damals, als die paar lumpigen Kerle von Offizieren und Kadetten in sein Zimmer drangen, hätte er vorsichtshalber ein Pulverfaß vor sich stehen haben und mit der Lunte drohen sollen, es anzubrennen, die ganze elende Bande wäre ausgerissen. Der Battenberger war kein Staatsmann, er paßte nicht auf diesen Thron und eine deutsche Prinzeß erst recht nicht. Kurz und gut, wir Deutsche haben dort im Osten und Südosten nur ein Interesse, das ist die Erhaltung und Zukunft Oesterreich-Ungarns. Darauf muß sich unsere dortige Politik beschränken.

„Sehr bedauerlich ist, daß in Ungarn so viel Bauern verarmen und auswandern; es ist doch mehr als genügend gutes Ackerland dort, und gerade die Slowaken sind ein gutmütiges Bauernvolk, das man leicht magyarisiren könnte, aber nicht untergehen lassen sollte. Die Siebenbürger Sachsen sind immer ein tüchtiger Stamm gewesen, die besten Deutschen in Ungarn. Und die Kroaten sind körperlich und geistig gut entwickelt, sie gehörten immer zu den ersten Soldaten und sind auch sonst brauchbare Leute. Aber eines werden alle diese Völkerschaften nicht überleben: die auffallend rasch fortschreitende Verarmung ihres Landvolkes. Das muß ein Staatsmann einsehen, das Bauernvolk muß eigenen Landbesitz haben, und die Erhaltung dieses Volkes — wirtschaftlich, frei, unabhängig — muß der ungarische Staatsgedanke werden, der höher steht als der Wert der Toten Hand, mag nun diese heißen, wie sie will. Die Ungarn haben staatsmännische Leute, sie werden hoffentlich einen Minister finden, der diesen Knoten durchhauen wird, wenn er ihn nicht lösen kann. Aber die Ungarn dürfen es auf keinen Fall zu lang anstehen lassen, sonst verliert sich mit dem Pauperismus der Patriotismus. Uebrigens gilt das Gleiche auch für Deutschland. Auch bei uns giebt es genug Politiker, rote und schwarze,

denen ein wirtschaftlich gut gestellter, unabhängiger Bauernstand nicht paßt, weil er ihren Herrschaftszwecken zuwider ist. Je ärmer das Bauernvolk, desto unterwürfiger und charakterloser ist es. Wo der Bauernstand wohlhabend blieb, da ist mehr persönliche und politische Selbständigkeit. Wo der Bauer etwas hat, da singt er auch und tanzt. Das wollen aber die Mucker nicht leiden, sie wollen die Lustbarkeit und den Verkehr der Geschlechter unterbinden, das Volk geistig kastriren und dumm machen, das ist die Absicht der Zeloten und Pharisäer immer gewesen."

Der Fürst kam dann noch auf die Presse zu sprechen, besprach mit mir das von mir vertretene amtliche Inseratenmonopol, die Eisenbahnfrage und anderes. Zum Schlusse kam die Unterhaltung auf militärische Vorgänge, namentlich die Soldatenmißhandlungen. Als ich dem Fürsten freimütig sagte, daß die Großzahl der Soldatenschinder bei uns in Bayern auf das Kontingent der bei uns eingeführten preußischen Unteroffiziere treffe, erwiderte er:

„Es scheint, daß man in Bayern in der Auswahl der Dienstbewerber nicht genügende Vorsicht walten ließ. Heute wird der gute Unteroffizier gerade in Preußen, wo man mit Recht auf diese Kategorie von Vorgesetzten den größten Wert legt, förmlich umworben, damit er bleibe. Unter denen, die außer Landes gingen, mögen wohl manche gewesen sein, die ein Loch im Kleide hatten, oder auch Streber, die rasch etwas werden wollten und dabei in ihrem Uebereifer und in ihrer Einbildung sich zu Ausschreitungen hinreißen ließen. Ich hoffe aber, daß die Soldatenmißhandlungen durch gehörige Anwendung von Strenge gegen die Fehlbaren immer mehr abnehmen." Der Fürst meinte noch, daß man in Bayern beim Militär wohl seine liebe Not mit den Raufern habe. „Die Bayern raufen gerne, das macht, weil sie etwas viel Bier trinken."

Darauf erlaubte ich mir zu antworten, daß nicht mehr so viel gerauft werde, namentlich in Niederbayern nicht mehr, weil das Bier immer dünner werde; auch sei die Ursache der Raufereien nicht immer in dem vielen Bier zu suchen, sondern darin, daß die Leute nichts vertragen könnten. Der Fürst nahm diesen Einwand lachend, aber mit dem Ausdruck einiger starken Zweifel hin.

Nachdem noch einige Ansichten über andere Dinge ausgetauscht und einige Feststellungen bezüglich der von mir beabsichtigten Veröffentlichungen gemacht worden waren, entließ er mich in freundlichster Weise mit zweimaligem Händedruck und der Bemerkung: „Ich hoffe, Sie noch öfter zu sehen."

Eine Unterredung über die Weltausstellung in Chicago.

Ungefähr Anfangs April 1891. Ueber die Beteiligung der deutschen Industrie an der Weltausstellung in Chicago äußerte sich Fürst Bismarck nach den „Hamburger Nachrichten" gelegentlich einer Unterredung, welche er über dieses Thema hatte, dahin, daß er es sehr beklagen würde, wenn die deutschen In-

dustriellen sich etwa in ihrer Verstimmung über die Mac Kinley-Bill abhalten ließen, an der Chicagoer Ausstellung teilzunehmen. Das würde ein großer Fehler sein; Deutschland und die Vereinigten Staaten von Nordamerika seien stets gute Freunde gewesen; beide haben weder widerstreitende territoriale Interessen, noch sind beide politische Rivalen. Er, der Fürst, sei während des amerikanischen Bürgerkrieges im Amte gewesen, und obschon er für viele der hochgebildeten Männer des Südens die größten persönlichen Sympathien gehabt hätte, hielt er doch als preußischer Minister zu dem Norden. Preußen sei in jenem Kriege der festeste Freund der Union gewesen. Das deutsche und amerikanische Volk sei durch die Bande der Freundschaft und Verwandtschaft und nicht minder der gegenseitigen Interessen verbunden, und darum wäre es beklagenswert, wenn die deutsche Industrie sich weigern würde, an einer Ausstellung teilzunehmen, welche berufen ist, die Kenntnis deutscher Erzeugnisse bei dem amerikanischen Volke zu erweitern und die deutschen Produzenten in direkte Berührung mit den Amerikanern zu bringen.

Varziner Besuch des Amerikaners Henry W. Fischer.

21. September 1891. Varzin. Kurze Unterredung während des Spazierganges mit dem aus London eigens zu dem Zweck, den Fürsten Bismarck zu sprechen, nach Varzin gereisten Amerikaner Henry W. Fischer. Derselbe schreibt darüber, nachdem er die Schwierigkeiten, welche sich der Erfüllung seines Vorhabens entgegengestellt, geschildert: [1])

[1]) Vor mir die schmutzstarrende Dorfstraße, zur Rechten ein Düngerhaufen, wie ihn die Phantasie eines Schwarzwälder Bauern nicht umfangreicher und unappetitlicher malen kann, zur Linken die Karren von allerhand fahrendem Volk, das sich mühsam von ausgemergelten Gäulen von Ort zu Ort schleppen läßt und hier genächtigt hat, um die Ranzen und Schnapsflaschen neu zu füllen, im Rücken der schlammichte Pfuhl, den „unser gnädiger Herr“ dem schwimmenden Federvieh seiner Pächter zur gemeinsamen Benutzung überläßt; und mitten drin — ich.

London — Vlissingen — Crefeld — Berlin — Stettin — Hammermühle — Varzin — eine höllische Tour, so in einem Atem wegzumachen, und da sagt mir Dr. Chrysander kaltlächelnd: „Der Fürst empfängt hier draußen niemand. Ich werde Sie anmelden, aber auf Erfolg dürfen Sie nicht rechnen. Haben Sie sonst noch etwas zu sagen? Nein? Guten Morgen.“

Mit dem war ich also fertig, oder umgekehrt. Aber schön war es nicht, Herr Doktor Chrysander!

Selbst unsereiner, der an gewaltiges Distanz-Nehmen gewöhnt ist, fährt nicht gerne Tausende von englischen Meilen, um, am Ziele angelangt, durch die Willkür eines dritten der Früchte seiner Arbeit verlustig zu gehen.

Als ich, dem freundlichen Fingerzeig des Herrn Dr. Chrysander folgend, meinen Weg über die Hinterhöfe der Fürstlichen Residenz zurücknahm, spie eine der weitgeöffneten Stallthüren nahe dem Ausgangsthor ein halbes Gros junger Schweine aus. Es war kein schöner Anblick, und die Dorfstraße gewann auch gerade nicht an Reiz durch diese neuen Gäste, die,

Der eigentliche Park von Varzin beginnt erst einige Schritte vor der Front des überaus einfachen, aber freundlichen Herrenhauses. Er enthält prächtige schattige Alleen, Hügel und Teiche und einige weißgetünchte Statuen, deren Erwerb wohl früheren Besitzern der Herrschaft zur Last gelegt werden muß.

Ein Bedienter im schwarzen Jaquet und weißer Halsbinde, English country house fashion, kam aus dem linken Seitenportal und lief zu der eisenhaltigen Quelle, die hart am Rande des Parkes entspringt und zu der einige Stufen hinabführen. Zwei prächtige graublaue Doggen erschienen fast gleichzeitig in demselben Ausgange, die klugen Köpfe dem Innern des Hauses zugewandt, als ob sie auf ihren Herrn warteten.

Ich kann nicht behaupten, daß mir besonders wohl wurde bei ihrem Anblick und der Erinnerung an die unliebenswürdigen Charakter-Eigenschaften, welche diesen bewährten Freunden des ehemaligen Reichskanzlers zugesprochen werden. Aber da kommen sie ja schon mit Gewaltsätzen auf uns zu.

---

wie ich später wahrnahm, im traditionellen Gefolge der Kühe, Bullen, Schafe, Ziegen und Gänse nach der Weide marschirten, aber dem Doktor wäre es doch ob seiner Gottseligkeit bange geworden, wenn er die Miene gesehen hätte, mit der ich die Grunzerparade abnahm. In Gedanken sagte ich da zu mir selber: ‚Du bist hierher gekommen mit der Absicht, Bismarck zu sprechen; Dr. Chrysander behauptet, das sei unmöglich; du giebst deine Absicht, Bismarck zu sprechen, trotzdem nicht auf.‘

Ich ging also den Schweinen nach zur Dorfschenke, Pardon meinem Hotel, wo die Schweinerei auch nicht schlecht ist, und hatte mir's dort kaum zwischen Düngerhaufen, Entenpfuhl, Zigeuner — Pullman-Car und der mit Mist gepflasterten Dorfstraße bequem gemacht, als meine Varziner Freunde sich einstellten. Sie schauderten, diese guten Seelen, als sie, die mir erst am gestrigen Abend beim Fürstlichen Schnapse ewige Treue geschworen hatten, von meinem Mißerfolge hörten.

„Unser gnädiger Herr sollte Sie nicht vorlassen wollen?“ schrieen sie — und tranken immer noch eins — „nachdem Sie all das Geld verfahren haben?! Das ist unmöglich! Der Fürst würde Sie mit Vergnügen willkommen heißen, wenn er nur um Ihre Absicht wüßte.“

„Ich werde ihm direkt meine Karte zustellen!“ sagte ich.

„Das nutzt nichts,“ bemerkte ein Eingeweihter. „Dr. Chrysander öffnet alle an den Fürsten eingehende Briefschaften, und er betrachtet Ihren Fall schon als erledigt.“

Nun wurde vorgeschlagen, ich solle mich an die Fürstin wenden; „sie liest ihre Briefe selbst und wird gern interveniren,“ hieß es. Aber ich konnte mich zu solchem Vorgehen nicht entschließen.

Unterdessen kam ein Fürstlicher Gartengehilfe in das Hotel, um Bier zu holen. Er ward von meinen Freunden sofort in Beschlag genommen und versprach, meinen Fall dem Kammerdiener Pinnow vorzutragen.

Das muß eine Seele von Mensch sein, dieser Kammerdiener — ich hoffe, daß ich seinen Namen richtig buchstabirt habe —, denn schon zwanzig Minuten später öffnete sich mir das Pförtlein, das in das Allerheiligste des Fürstlichen Gemüsegartens führte.

„Durchlaucht wird in einer Viertelstunde in den Park kommen; er weiß um Ihre Anwesenheit und erlaubt Ihnen, sich nach Gefallen zu ergehen!“ Diese Worte flüsterte mir mein Cicerone zu, ehe er in den herrschaftlichen Pferdeställen verschwand.

Eine junge Dame in hellfarbigem englischem Kostüm (die Baronesse Merck, wie ich später erfuhr) und Fürst Bismarck folgten ihnen.

Bismarck! Ich zog unwillkürlich den Hut wie ein Deutscher, der daran gewöhnt ist, seine Kopfbedeckung zu Gunsten jeder Schneidermamsell zu ruiniren.

„Halten Sie sich bedeckt," rief der Fürst näherkommend; „Sie sind der Amerikaner, der von London post haste hierhergereist ist, um zu sehen, ob ich noch am Leben bin?"

„Derselbe, Durchlaucht!"

„Und was spricht man von mir in London?"

„Man will wissen, daß Sie unter der Last der Jahre völlig zusammengebrochen sind, und daß sich dies Leiden des Alters plötzlich und in ungeahnter Schärfe bei Ihnen geltend mache. Ein Dementi ist freilich erfolgt; aber da es direkt aus dem Herrenhause von Varzin kam — Sie verstehen, Durchlaucht —, will man nicht recht daran glauben . . ."

Der Fürst lächelte. Er mochte wohl an die Versicherungen und Gegenversicherungen der ihm einst untergebenen offiziösen Presse denken. Ich fuhr fort:

„Freilich, hier in Varzin bin ich alsbald eines Besseren belehrt worden. Ich sah Sie gestern abend gleich nach unserer Ankunft, da Sie im kalten Regen im offenen Zweispänner am Hotel vorbeifuhren."

„Was, Sie wohnen in der Schenke? Aber wie sind Sie nur hergekommen?" rief der Fürst.

„Bis Hammermühle per Bahn, und von dort per Leiterwagen."

„Alle Achtung vor solcher Aufopferung," sagte Bismarck verbindlich; „aber ich bin faktisch außer stande, Ihnen weitere Gewährleistungen für die Grundlosigkeit der in London verbreiteten Gerüchte zu geben, als solche, die sich in meinem Aeußeren darstellen. Meine Frau freilich ist durchaus nicht wohl und macht mir recht viel Sorge."

Während der Fürst bisher im Tone liebenswürdigster Bonhomie gesprochen hatte, wurde seine Stimme weich und schmerzerfüllt bei der Erinnerung an die Leiden seiner Frau. Aber gleich darauf lachte er wieder freundlich und sagte: „Abgesehen davon, befinde ich mich hier außerordentlich vergnügt und glücklich."

Die Rede kam dann auf die Londoner literarische Welt, und ich teilte dem Fürsten mit, daß der erste Band von Moltkes Memoiren am nächsten Freitag in einer englischen Uebersetzung erscheinen würde.

„Das ist mir außerordentlich interessant zu hören," sagte der Fürst, „und es freut mich, daß die Engländer solch reges Interesse an unserer Kriegsliteratur nehmen. Ich werde das englische Werk mit viel Vergnügen lesen."

„Und ist Aussicht vorhanden, daß Eurer Durchlaucht Memoiren ebenfalls bald erscheinen?" warf ich ein.

„Ah," meinte Bismarck, „ich habe ja noch gar nichts fertig!"

Der Fürst plauderte dann noch eine Weile über Amerika und England und verabschiedete sich schließlich mit der Einladung, das Gut recht eingehend in Augenschein zu nehmen.

Als er beim Abschied nochmals den Schlapphut lüftete, sah ich, daß das spärliche Haar, das die hohe Glatze umrahmt, schneeweiß ist wie auch der kurzgehaltene Schnurrbart.

Im allgemeinen macht der Fürst den Eindruck eines kerngesunden, lebensfrohen alten Herrn, dem man noch gerne seine zwanzig oder mehr Jährchen zutraut. Von Embonpoint keine Spur, dafür aber hat die hohe Gestalt eine fast jugendliche Geschmeidigkeit wieder erlangt. Auch von der Nachlässigkeit im Anzuge, die einige Interviewer ihm andichten, habe ich nichts bemerkt. Er trug einen schwarzen Prince Albert Coat bis an den Hals zugeknöpft und darunter ein weißleinenes Tuch, dunkle Beinkleider und kräftige Schuhe, eine Brille in starker Goldfassung und Spazierstock.

Man rühmt den Frauen treffliches Beobachtungsvermögen nach. Ich will deshalb hier das Urteil folgen lassen, das meine englische Reisegefährtin gleich nach der Begegnung in ihr Tagebuch einschrieb:

„Prächtiger alter Herr mit durchdringendem Auge, aus dem Güte und Lebensfreude reden. Sprach von seiner kranken Frau in herzgewinnender Weise. Erscheint jung für sein Alter und macht nicht den Eindruck eines Mannes, der Ursache hat, mit der Welt unzufrieden zu sein. Er spricht das Englische wie ein geborener Brite."

Der letztere Umstand ist mir auch ganz besonders aufgefallen. Ich hatte bisher Herrn Karl Schurz für denjenigen Deutschen gehalten, der die englische Zunge am besten zu meistern versteht; aber Bismarck ist, was unverfälschte Aussprache anbelangt, Herrn Schurz weit überlegen. Im übrigen ist der Fürst nach Moltke der jüngste alte Herr, dem ich jemals in zweien Welten begegnet bin.

Ich habe mir sein Varziner Tagesprogramm von einem Eingeweihten beschreiben lassen:

Um 8 Uhr 30 Minuten morgens trinkt der Fürst seinen Kaffee im Bett und empfängt den Rapport von Dr. Chrysander, der über die eingelaufenen Briefschaften und den Inhalt der Zeitungen berichtet.

Um 11 Uhr ist der Fürst angekleidet und begrüßt seine Gäste, deren immer eine Anzahl auf Varzin weilt, beim Frühstück.

Nachher geht er im Park spazieren, und um 1 Uhr ist Luncheon.

Den Nachmittag benutzt der Fürst zu Ausflügen auf seine umliegenden Güter, die er entweder im offenen Wagen oder zu Pferde unternimmt. Die Gunst oder Ungunst der Witterung kommt dabei gar nicht in Betracht. Diese Exkursionen ziehen sich meistens bis 6 Uhr oder 6 Uhr 30 abends hin, und

wenn dann endlich der Fürstliche Zweispänner über die Dorfstraße rasselt, heißt es in Varzin: „Unser gnädiger Herr hat sich wieder mit dem Oberförster verplaudert; jetzt muß er sich sputen, daß ihm die Suppe nicht kalt wird.“

Nach dem Diner begiebt sich der Fürst mit seinen Gästen ins Spielzimmer, wo er seinen Sessel dicht neben das Billard rücken läßt. Ein Diener bringt die vorschriftsmäßigen fünf gestopften langen Pfeifen, die er langsam hinter einander raucht, während er das Spiel mit Interesse verfolgt. Um 11 Uhr ist die Theestunde, und erst zwischen 12 und 1 Uhr begiebt sich der Fürst zur Ruhe.

Ja, aber wann schreibt er denn an seinen vielerwähnten, mysteriösen Memoiren? fragt da jemand.

Beim Diner und im Billardzimmer.

Dann erzählt er nämlich diejenigen Thatsachen und Ereignisse, die er der Nachwelt zur Beurteilung übergeben will.

Lothar Bucher ist in dieser Saison noch nicht in Varzin gewesen, ein sicheres Zeichen, daß die Memoirenfrage an sich völlig geordnet ist, und daß das Werk in der vorgedachten Weise stetig fortschreitet. Im vorigen Sommer verweilte er mehrere Monate beim Fürsten, und Seiner Durchlaucht ehrsame Bauern wissen allerlei kurioses Zeug über den gewaltigen Mann zu berichten. „Er macht so recht den Eindruck eines großen Schreibers,“ erzählte mir einer, „immer stolz und in sich gekehrt, und mit niemand hat er ein Wort gesprochen, der Fürst allein ausgenommen. Und auch mit diesem ließ er sich nur in eine Unterhaltung ein, wenn beide allein waren.“

„Die Gelehrsamkeit muß sich bei ihm nicht sonderlich zahlen,“ meinte ein anderer, „denn er ging nicht besser gekleidet als unser Schulmeister, nur daß er einen langen grünen Rock besaß, in den er sich wie in eine Kutte verkroch.“

Es ist nicht anzunehmen, daß Viktor Scheffel, ehe er „Pfaffenbeerfurt, die stinkige Mistfinkenhöhl',“ besang, Lokalstudien in Varzin gemacht hat, aber der Gedanke an die Möglichkeit solchen Geschehnisses wird einem verzweifelt nahe gelegt. Der erste Eindruck, den das Territorium Bismarck an seiner äußersten Grenze in Hammermühle, an der Bahnstation, auf den Reisenden macht, ist zwar ein durchaus günstiger. Man fährt etwa eine halbe Stunde lang auf guten Landwegen durch prächtigen Wald und saftige Wiesen, auf denen junge Rehe und Herden ohne Scheu und Furcht äsen, plötzlich aber biegt der Leiterpostwagen rechts ein, und die Gehöfte des Fürstlichen Pächters präsentiren sich zu beiden Seiten der Straße in ihrer ganzen Erbärmlichkeit.

Es sind durchweg einstöckige, verwitterte Baracken mit moosbedeckten Strohdächern, die wie mein schon beschriebenes Hotel von Pfützen und Düngerhaufen auf allen vier Seiten umgeben sind. Das liebe Vieh wandert stolz durch des Hauses Mitte, und der Flur ist meist so angelegt, daß das schmutzige Wasser sich selbander in die von einigen losen Brettern überwölbte Pfütze ergießt.

„Grad wie in Rußland!“ sagte ein fortschrittlicher Hammermühler zu mir; „aber was wollen Sie? Der Boden ist unerträglich, und ohne seine mancherlei industriellen Anlagen, die drei Papierfabriken und Destillerien, würde der Fürst trotz seines strengen Regiments nicht einmal auf seine Kosten kommen in Varzin.“

Das erwähnte „strenge Regiment“ darf nicht wörtlich genommen werden. Der Fürst bekümmert sich persönlich ganz und gar nicht um die Verwaltung; er überläßt alles seinem Hausmajor, dem Oberförster, der ihm regelrechten Vortrag hält wie ehemals die Geheimen Räte in der Wilhelmstraße; aber sein Einfluß macht sich trotzdem überall fühlbar, da er das landläufige patriarchalische Regiment gegen die Zahn um Zahn-Theorie des Geschäftsprinzips vertauscht hat.

Ich frug einen Varziner, der im Geruch einer gewissen Wohlhabenheit und noch größeren Geizes steht, ob der Fürst ihn auch gelegentlich auf seinen Rundgängen besuche.

„Gott bewahr' mich!“ schrie der Mann, „das könnt' ich ja gar nicht erschwingen; die Zeiten sind ohnehin schlecht genug. Wenn ‚unser gnädiger Herr‘ hier hereinträte, würde er sogleich sehen, daß das Gehöft viel zu klein für uns alle ist, und er würde einen Umbau beordern. Die Zinsen des aufgewendeten Kapitals würden dann natürlich auf die Pachtsumme drauf geschlagen.“

Das Dorf hat tausend und einige fünfzig Einwohner; von diesen haben nur drei Bauernfamilien ihre Selbständigkeit bewahrt. Eine Schule ist zwar vorhanden, aber religiösen Trost müssen sich die Varziner in dem benachbarten Flecken holen, wohin auch der Fürst und Graf Herbert gelegentlich zur Predigt wallfahrten. „Einmal hat unser gnädiger Herr sogar in Wussow das Abendmahl genommen,“ berichtete mir ein altes Mütterchen mit glänzenden Augen.

Dieselbe Matrone behauptete steif und fest: Bismarck sei noch im Amt, „denn wenn er die Regierung nur anschaut, wird schon eine notwendige Verbesserung eingeführt, um die wir Bauern ein Leben lang erfolglos petitioniren dürften.“

Bei einer anderen alten Frau war dagegen der Umschwung in den Verhältnissen längst zur schmerzlichen Gewißheit geworden, nämlich von dem Tage ab, da ihr vier Kostgänger, die vom Staat bezahlte Leibgarde des Fürsten, abkommandirt worden waren. „Damals hatten wir noch gute Zeiten in Varzin,“ sagte sie; „der Wachtmeister und seine drei Assistenten hatten den lieben langen Tag nichts anderes zu thun, als Geld auszugeben. Da konnten nur alle profitiren.“

Im allgemeinen kümmern sich die Varziner blutwenig um „ihren gnädigen Herrn“, den sie bei gelegentlichen Begegnungen respektvoll, aber durchaus nicht enthusiastisch begrüßen. Die Nachrichten einiger Blätter — die niemals eine Korrespondenz oder eine Depesche aus Varzin erhalten haben — über dem Fürsten dort bereitete Ovationen sind alberne Erfindungen. Das bestehende Verhältnis zwischen Arbeitgeber und -nehmern ist gar nicht dazu angethan,

solche zu zeitigen, und der Fürst hat sich die Inscenirung derartiger Schnurrpfeifereien ein für allemal verbeten.

Der Stationsvorsteher von Hammermühle teilte mir mit, daß er gehört habe, wie Bismarck zum Prinzen Albrecht sagte: „Nach Berlin werde ich wohl kommen, aber nicht in den Reichstag.“ Dazu bemerkte ein Freund des Fürstlichen Hauses: „Durchlaucht hat sich an dem Tage vielleicht nicht recht wohl gefühlt und seine Meinung der des Arztes unterworfen. Wenn's so weit ist, und der Doktor erlaubt's, wird der Altreichskanzler gewiß nicht anstehen, mit seinen Widersachern vor versammeltem Kriegsvolke ein paar Gänge zu wagen.“

Da im Herrenhause zu Friedrichsruh bedeutende Renovationen vorgesehen sind, wird der Fürst übrigens vermutlich bis in den November hinein in Varzin verweilen, also vor Weihnachten schwerlich in Berlin erwartet werden dürfen.

Daß die Popularität des Fürsten durch seine Entlassung keinen Abbruch erlitten hat, geht unter anderm auch aus der Thatsache hervor, daß das Personal des Varziner Postamts während seiner Anwesenheit auf dem Schlosse nach wie vor verdreifacht werden muß. Die Zahl der einlaufenden Briefschaften und Geschenke ist noch immer außerordentlich groß und die Zeitungspost sehr bedeutend, obgleich der Fürst mit Ausnahme der „Hamburger Nachrichten“ nur auf einige wenige Blätter abonnirt ist.

Die Frau Fürstin ist leider recht krank, obgleich sie gelegentlich ihren Hausfrauenpflichten noch emsig vorsteht und die Wirtschaftsrechnungen mit dem alten Eifer und Geschäftsgeist durchgeht. Sie leidet an hochgradigem Asthma und ist so empfindlich für Erkältungen, daß sie öfters das Bett hüten muß.

Vor einigen Tagen erst zog sie sich eine neue heftige Erkältung zu, als sie es unternahm, die Aufstellung einiger Geschenke vom alten Kaiser Wilhelm im unteren Saale zu überwachen. Sie hatte sich die persönliche Anordnung der Andenken vorbehalten, mußte aber noch vor Beendigung der Arbeiten zu Bett gebracht werden.

Maximilian Harden über seine erste Begegnung mit Bismarck.

Mitte Februar 1892. Friedrichsruh. Maximilian Harden schreibt über seine erstmalige Teilnahme an Bismarcks Tafel in der „Zukunft“ Nr. 45 vom 6. August 1898:[1])

Als wär's gestern gewesen, so genau weiß ich noch, wie mir zu Mute war, als ich zum ersten Male nach Friedrichsruh fuhr. Die Befangenheit war natürlich; ihr gesellte sich aber noch ein banges Zittern vor dem möglichen Verlust einer Illusion; es giebt gar so viele berühmte Männer, die bei näherer Bekanntschaft enttäuschen. Und nun — zu meinem Entsetzen war ich von

---

[1]) Eine ausführliche Wiedergabe der an der Frühstückstafel an diesem Tage geführten Gespräche findet sich in „Neue Tischgespräche ꝛc.“ Bd. I. S. 203—207.

der Bahn direkt ins Eßzimmer geleitet worden — nun erhob sich im hellen Schneelicht schwer eine mächtige Gestalt, und eine hohe und höfliche Stimme bot gütigen Gruß. Alles an dem Mann ist schön: das gewaltige Auge, die fast mädchenhafte Zartheit der Haut, die den mächtigen Schädel umspannt, die schlanke und frische Hand, die nicht einem Greis, sondern einem soignirten Diplomaten von fünfzig Jahren anzugehören scheint. Er wirkt in dem langen schwarzen Rock, mit dem altväterischen Halstuch wie ein aus der Goethezeit Zurückgebliebener, der in heiterer Ruhe auf das wirre Treiben ringsum schaut. In der Uniform erscheint er massiger, mythischer möchte ich sagen; aber von seiner feinen Besonderheit nimmt sie doch einiges hinweg. Er ist kein Kavallerist wie andere Kavalleristen, ist, trotz Küraß und Ehrenpallasch, im Grunde gar kein Soldat; er erzählte selbst einmal, daß er es nie dahin gebracht habe, bei wichtigen Anlässen vorschriftsmäßig adjustiert zu sein, und als der oberste Kriegsherr im Schlosse seinen General-Obersten empfing, da merkte der viel zu spät, daß er die Achselstücke vergessen hatte. Das künstlerische, das tiefpoetische Element in Bismarcks Natur, das Lenbachs rastlos erneuter Eifer so meisterhaft nachgefühlt hat, ist durch die Uniform vielleicht dem Blick der Betrachter verhüllt worden. Mir trat es bei der ersten Begegnung gleich plastisch entgegen, und ich begriff sofort, warum diese Erscheinung oft so falsch und so thöricht beurteilt worden ist. Die Synthese fehlte, die Einsicht in das Wesen des Genies, das immer naiv ist und niemals aus komplizirter Berechnung heraus seine Pläne spinnt. Man hat Bismarck zu einem Fabelwesen von ungeheurer Intelligenz und nahezu zarathustrischer Morallosigkeit gemacht, zu einem Manne, der alles weiß und schlau erwägt, der in der Wahl der Mittel aber niemals bedenklich ist. So sieht der Genius durch die Brille der Mittelmäßigkeit aus, der temperamentlosen, kurzsichtigen, spekulativen; so sieht auch der einseitig nach der Verstandesschärfe Gebildete den genialen Menschen: so sah Börne einst Goethe. Ein Stückchen, und wär's nur das winzigste, von einem Künstler muß in jedem lebendig sein, der menschliche Größe ermessen will. Sybel hat ihn dem Themistokles verglichen, an dem Thukydides die Fähigkeit rühmt, durch die Macht seiner Natur in kurzem Nachdenken sofort das für den Augenblick Erforderliche zu finden. Vielleicht kann man ihn noch besser einem Jäger vergleichen, dem die Witterung das Ueberlegen und das Nachdenken ersetzt. Er hat in seinem langen Leben auf allerlei Hasen und Hirsche und Keiler gezielt, wohl auch oft auf bösartigeres Getier; immer wartete er die Witterung ab, und stieg ihm die unangenehm in die Nase, dann gab es für ihn keine Schonzeit und keine Rücksicht auf noch nicht jagdbares Wild, dann knallten die Büchsen, — und mitunter sah der Jäger erst beim Beschreiten der Strecke, was er da eigentlich niedergeschossen hatte. Nachher kamen dann die Ganzklugen und erfanden ex post einen umständlich schlauen Plan, dessen Einzelheiten der rüstige Weidmann selbst wohl oft genug in heiterem Staunen vernahm.

Otto v. Bismarck kann, so wie er wirklich ist, in der silbernen Vornehmheit seines Wesens, ohne Retouche bestehen. Das höchste Glück der Erdenkinder hat er erreicht und gewährt: die Persönlichkeit. Er denkt, er spricht, er schreibt wie kein anderer. Nie habe ich von ihm ein banales Alltagswort gehört, ob er nun von Politik oder von Küchenfragen, von landwirtschaftlichen Sorgen oder von weltgeschichtlichen Ereignissen sprach. Er hat viel gelernt, mancherlei gelesen und am meisten erlebt; auf keinem Gebiet ist er fremd, und ein wunderbar zähes Gedächtnis giebt ihm die Möglichkeit, bei der leisesten Berührung die angeschlagene Saite gleich fortspielen zu lassen. Und im Lernen, Lesen, Erleben hat er doch die Ursprünglichkeit des Empfindens nicht verloren, die ihn über alle Fährlichkeiten hinweggeführt; als ihn im Herbst 1894 der schwerste Verlust traf, hat er sich an das letzte Bett seiner Johanna gesetzt und sich wie ein Kind ausgeschluchzt; er war im Schlafrock, ohne Strümpfe, und saß und weinte still vor sich hin ... Wo ist der Heros von achtzig Jahren, der selbst vor den Allernächsten sich so sehen lassen dürfte? Freilich: Goethe hat recht, wenn er seine Ottilie in ihr Tagebuch schreiben läßt, der Held könne nur vom Helden anerkannt werden, während der Kammerdiener nur seinesgleichen zu schätzen wisse. Aber hier ist der Held, den auch die Kammerdiener bewundern, der große Mann, auf den auch das Gehudel der Kleinen sich etwas zu gute thut.

Mai 1892. Ueber die Schrift „Berlin-Wien-Rom" veröffentlichte ein Berichterstatter des „New York Herald" einige Aeußerungen des Fürsten Bismarck, denen wir folgendes entnehmen:

„Eckardt (der Verfasser) ist," äußerte der Fürst, „einer von den baltischen Deutschen, die aus Rußland ausgewiesen wurden entweder auf Grund der Proskriptionsliste der Polizei oder auf einen Spezialbefehl hin. Er kam vor langer Zeit einmal nach Deutschland und ließ sich in Hamburg nieder. Seine Ansichten sind alle gefärbt durch den Haß gegen Rußland, so sehr, daß er seine damalige Stellung als Mitarbeiter am ‚Hamb. Corresp.' nicht beibehalten konnte, obwohl das Blatt ausgesprochen russenfeindlich ist. Seine Stellung gefiel ihm nicht. Er ist, was man nennt un peu mauvais coucheur; und so gab ich (Bismarck) ihm eine Stelle als Konsul in Tunis — und ließ ihn dort.

Er besitzt keine Unabhängigkeit, sondern schreibt und publizirt alles, wenn es ihm nur in seiner Carrière dienlich ist. Es ist ziemlich erwiesen, daß Eckardt seine Broschüre vor der Veröffentlichung zum Grafen Caprivi schickte, und daß letzterer davon in den schmeichelhaftesten Ausdrücken sprach, so daß man Eckardts Auseinandersetzungen über die russische Frage als halboffiziell ansehen kann. Wenn man den Standpunkt des Herrn Eckardt als einen notwendig antirussischen ansieht, so ist es eine besondere Thatsache, daß auf die Beziehungen Deutschlands zu Rußland nicht ein einziges Mal Bezug genommen worden ist,

und daß er von Deutschland spricht, als wenn es 1000 Meilen von Rußland entfernt wäre.

Er stellt Deutschland in antirussischen Dienst und folgt dabei denselben Wegen wie die Polen, die Sozialdemokraten oder die Juden; die letzteren sind in Rußland fast ebenso schlecht behandelt worden wie die Polen oder die baltischen Deutschen; so kommt es, daß diese drei, der Pole, der baltische Deutsche und der Jude, in der russischen Presse thätig daran arbeiten, den Haß zwischen Rußland und Deutschland zu schüren und einen Krieg anzufachen. Französisches Geld ist auch zu diesem Zwecke in der russischen Presse thätig gewesen. Viele Russen haben französische Frauen. Durch diese ist die russische öffentliche Meinung beeinflußt oder besser gefälscht. Die Russen sind Novellisten, aber keine Zeitungsredakteure — Dichter, aber keine Politiker. In politischer Intrigue und Zeitungsschreiberei stehen sie unter der Führung von Ausländern — zu Zeiten möglicherweise von Engländern.

Dies ist nur natürlich, denn der Haß zwischen Rußland und Deutschland dient den englischen Interessen. England braucht nicht mit Rußland zu kämpfen, wenn ihm Deutschland die Mühe abnimmt. So versuchte England auch stets während des Krimkriegs, den Kriegsschauplatz von der Krim nach der Weichsel zu verlegen. England hat recht. Wenn ich einen großen und starken dummen Kerl finden könnte, der für mich mit meinem Feind kämpft, so würde ich ihn absolut nicht daran zu hindern suchen, und wenn ich ein englischer Staatsmann wäre, würde ich es ebenso machen wie sie. Ich wäre ein Esel, wenn ich es nicht thäte.

Wir sind gut Freund mit England und würden seine Partei nehmen, aber nicht im Osten noch in entfernteren Gegenden der Erde. England nahm niemals unsere Partei während des französischen Kriegs. Keiner von uns steht zur Verfügung seiner Freunde. Ein großes Volk wie das deutsche kann nur in den Krieg gehen in Verteidigung der Interessen der deutschen Bevölkerung, und solche giebt es im Osten nicht. Kein deutscher Vater würde seinen Sohn um eine östliche Frage in den Krieg schicken, und es giebt drei Millionen solcher Väter in Deutschland, deren Söhne in den Krieg ziehen müßten. Gegen Frankreich oder Rußland werden sie sie schicken, aber nicht um den Osten oder den Balkan oder die indische Frage. Das ist Oesterreichs, Italiens, Englands Sache, aber nicht unsere. Alles, was wir für England im Falle eines Krieges mit Rußland thun könnten, wäre, Frankreich in Schach zu halten."

Auf die Bemerkung des „Herald"-Korrespondenten, daß es in diesem Falle der französischen Regierung schwer fallen würde, Frankreich ruhig zu halten, sagt der Fürst:

„Dann laßt sie nur kommen; wir sind immer bereit, gegen Frankreich zu kämpfen, denn es ist die einzige Großmacht, welche unsere Unabhängigkeit bedroht, und wenn Frankreich wieder gegen Rußland kämpfen würde, so würden

wir kein Interesse daran haben, Frankreich davon abzuhalten. Wären wir mit Rußland verbündet, so würden wir gegen Frankreich sofort kämpfen, wenn zwischen ihm und Rußland Krieg ausbräche. Da wir aber keine Allianz mit Rußland haben, so müssen wir unsere Stellung zu Frankreich allein nach unseren eigenen Interessen beurteilen.

Wir könnten keinen Angriff Frankreichs auf Oesterreich dulden. Ein unabhängiges und mächtiges Oesterreich ist eine Notwendigkeit für Deutschland, und wenn Frankreich oder Rußland es angriffen, so könnten wir nicht gleichgiltige Zuschauer bleiben. Aber es besteht keine Gegenseitigkeit in diesem Falle. Oesterreich garantirt uns keineswegs, daß es unser Alliirter sein wird, wenn Frankreich uns angreift; trotzdem sind wir verpflichtet, Oesterreich sowohl im Osten wie im Westen zu verteidigen. Oesterreich ist nur verpflichtet, uns im Falle eines Krieges mit Rußland beizustehen, so daß diese Broschüre gerade über den wichtigsten Punkt schweigt. Dieses schweigende Aufgeben des wichtigsten Punktes ist einfach perfide. Die Broschüre soll Deutschland wie einen Fleischerhund gegen Rußland hetzen."

Wir müssen natürlich dahingestellt sein lassen, bemerkten die „Hamb. Nachr." vom 31. Mai 1892 (A.-A.), ob dieser Bericht in allen Punkten genau zutrifft.

Interview des Redakteurs der „Westdeutschen Allgem. Ztg." Dr. Hans Kleser.

31. Mai 1892. Friedrichsruh. Unterredung mit dem Redakteur der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung" Dr. Hans Kleser, welcher vorher zur Frühstückstafel gezogen war. [1])

Bald nach aufgehobener Frühstückstafel saßen wir in des Fürsten Arbeitszimmer (er die gewohnte lange Pfeife rauchend, während ich mich an der duftenden „Bismarck-Bock", die er mir reichte, ergötzte). Das Gespräch begann sofort, indem der Fürst auf meine in Cöln über ihn gehaltene Rede zurückkommend bemerkte: „Man soll nicht glauben, daß ich gegen den Kaiser oder gegen irgend wen einen mich verzehrenden Groll trage. Davon bin ich weit entfernt. Ich fühle mich, die von Zeit zu Zeit sich einstellenden körperlichen Schmerzen abgerechnet, seit meiner Entlassung hier in Friedrichsruh glücklicher, zufriedener als jemals während meiner Amtsthätigkeit. Die Leute, welche meinen Sturz herbeigeführt haben, besitzen eigentlich ein Recht auf meine Dankbarkeit."

---

[1]) Vgl. „Neue Tischgespräche" 2c., Band I. S. 216. Ueber die Veranlassung zu dem Empfang schreibt Dr. Kleser:

Es war zur Zeit der allergrimmigsten Verbitterung der leitenden Berliner Persönlichkeiten gegen den nicht einzuschüchternden Tadler im Sachsenwald, im Mai 1892, als ich beim Fürsten anfragen ließ, ob ich bei ihm vorsprechen dürfe. Vorher hatte ich ihm meine im Druck erschienene Cölner Rede zu seinem Geburtstage geschickt, für welche der Verleger den Titel „Bismarck-Prometheus" gewählt hatte. Der Fürst schrieb mir, daß er die Rede gerne gelesen habe, daß ihm aber prometheische Empfindungen gänzlich fern lägen.

Diese Aeußerung bot mir die Möglichkeit zu fragen, ob sonach der Rücktritt Bismarcks nicht, wie es nach der Entlassungsordre den Anschein habe, ein erbetener und freiwilliger gewesen sei, worauf der Fürst mir den ganzen Hergang, wie folgt, darstellte. „Mein Abschied war kein freiwilliger, vielmehr setzte ich den immer deutlicher auftretenden Versuchen des Kaisers,[1]) mich zum Abschiedsgesuch zu veranlassen, bis zuletzt passiven Widerstand entgegen. Die ersten Anzeichen, daß mich der Kaiser los sein wolle, liegen viel weiter zurück, als man allgemein annimmt. Es war nicht immer mein Wunsch, daß mir eine Eisenbahnfahrt von hier oder Varzin nach Berlin oder Potsdam erspart wurde, wenn wichtige Dinge zur Beratung standen, und schon lange merkte ich und ließ man mich merken, daß jede Verlängerung meines Landaufenthaltes erwünscht war. Das eigentliche Drängen auf meine Entfernung datirt erst nach Neujahr 1890. Auch da noch wich ich aus. Das merkte der Kaiser, und so wurde er denn immer deutlicher, zuerst mit der mir zugespielten Absicht, das preußische Ministerpräsidium vom Reichskanzleramt zu trennen. Mit dieser Trennung hatten wir unter Roon, der gewiß ein vortrefflicher Mann war, so schlechte Erfahrungen gemacht, daß ich geglaubt hatte, frühestens nach meinem Tode könnte dieser Plan vielleicht wieder auftreten. Wenn aber ein von mir in Vorschlag gebrachter schneidiger General, als welchen ich gesprächs- und beispielsweise Caprivi benannt hatte, an die Spitze des preußischen Staatsministeriums gestellt würde, hatte ich mich bereit erklärt, die Reichskanzlerschaft allein weiter zu führen, weil die Lage des Reiches damals so wichtigen Entscheidungen ausgesetzt war, daß ich es nicht glaubte vor meinem Gewissen verantworten zu können, gerade jetzt zu gehen. Auch dieser Lösung war der Kaiser abgeneigt, er wollte meine gänzliche Beseitigung, was seine nächste Umgebung bereits nicht mehr als Geheimnis behandelte.

Auch Windthorst erfuhr davon und ersuchte mich um eine Unterredung, die ich ihm gewährte, wie ich sie jedem Abgeordneten nach Möglichkeit stets gewährt hatte. Wenn Windthorst gesagt hat, ich hätte ihm gegenüber Caprivi als Nachfolger erwähnt, so ist das ein Irrtum Windthorsts gewesen. Windthorst hat vielleicht aus der Umgebung des Kaisers gehört, daß ich dort auf die Lösung mit einem General, etwa Caprivi, als preußischen Ministerpräsidenten hingedeutet hatte. Ich hatte, als Windthorst bei mir war, noch nicht gewußt, daß Caprivi dem Zentrumsführer besonders erwünscht sei. Richtig ist, daß Windthorst mir sagte, er wünsche aufrichtig, daß ich in meinen Aemtern

---

[1]) Ich gebe die hier und weiter unten sich wiederholenden, Bismarck in den Mund gelegten Ausführungen wieder, obwohl dieselben die diplomatische Feinheit völlig vermissen lassen, die demselben eigen war, so oft derselbe die Allerhöchste Person Seiner Majestät des regierenden Kaisers in die Rede einführte. Da die Ausführungen in der obigen Fassung aber selbst von gouvernementellen Blättern reproduzirt wurden, so erschien ihr Abdruck an dieser Stelle, nach der gemachten Einschränkung, unbedenklich.

verbleibe. Vielleicht hat er es auch aufrichtig gemeint; aber Stipulationen für den Fall meines Verbleibens haben nicht stattgefunden.

Der Kaiser hat mir dann lebhafte Vorhaltungen darüber gemacht, daß ich Windthorst, ohne ihn — den Kaiser — zu befragen, empfangen habe. Ich mußte die Berechtigung zu diesem Tadel verneinen. Aus dem Vorgange aber ersah ich, daß der Kaiser mich um jeden Preis auch von der Leitung der Reichsgeschäfte entfernen wollte. Gleichwohl setzte ich aus Gewissensgründen den passiven Widerstand fort; aber ohne Preisgabe der Einrichtungen, ohne die es unmöglich ist, die Reichsgeschäfte und die des preußischen Ministerpräsidiums mit Sicherheit zu führen. Ich willigte deshalb nicht in die Aufhebung der Kabinetsordre von 1852, welche den Ressortministern vorschreibt, nur auf dem Wege des Präsidiums mit dem Könige zu verkehren. Es fand am 16. März ein Ministerrat statt, in welchem die Lage beraten und einstimmig die Entschließung gefaßt wurde, daß die Lage erheische, mich zu bitten, im Amte zu verbleiben. Es fand sich ein Mitglied des Ministerrates, welches den für geheim erklärten Beschluß hinterbrachte, und am 17. erschien General Hahnke bei mir, um mir, ohne direkten Allerhöchsten Auftrag, wie er sagte, doch die Erwartung Seiner Majestät bekannt zu geben, ich werde meine Entlassung erbitten. Ich erwiderte dem General, wenn der Kaiser mich nicht länger glaube brauchen zu können, so möge er mich entlassen. Dazu brauche es eines Gesuches meinerseits nicht. Meine Entlassung selber zu beantragen aber sei mir unmöglich, da ich diese unter den obwaltenden politischen Verhältnissen für eine schwere Schädigung der deutschen Politik halten müsse.

Noch am selben Tage kam Lucanus mit dem direkten Allerhöchsten Auftrage. Er versüßte ihn mit der Mitteilung, der Kaiser wolle mich zum Herzog von Lauenburg ernennen, und er, Lucanus, glaube versichern zu können, wenn ich besorge, aus dem Vorhandenen einen Herzoglichen Haushalt nicht bestreiten zu können, so werde der Kaiser dieses Bedenken zu beheben gnädig genug sein. Das hätte mir freilich noch gefehlt, wie ein diensteifriger abgearbeiteter Postbeamter mit einer besonderen Gratifikation in den Ruhestand geschickt zu werden. Ich erklärte, daß ich die Rangerhöhung, die ich auch früher schon hätte haben können, nicht erbitten könne, da ich sie nicht wünsche. Auf die Mitteilung Lucanus', daß der Kaiser mein Abschiedsgesuch sofort zu erhalten erwarte, erwiderte ich, daß ich bereit sei, meinen schlichten Abschied sofort selber zu unterzeichnen, zu einem Gesuch indessen von solcher politischen Tragweite immerhin einiger Zeit bedürfe. Ich sagte ihm zu, das Schriftstück so bald wie thunlich an Seine Majestät gelangen zu lassen. Ich verfaßte es am 18. und in der Nacht zum 19. Es umfaßt beiläufig zwanzig Seiten und setzt auseinander, warum ich meinen Rücktritt unter den jetzigen Verhältnissen für meine Person amtlich nicht verantworten könne. Nach meiner Berechnung konnte der Kaiser dieses mein letztes amtliches Schriftstück kaum aufmerksam gelesen haben, als

ich die Entlassungsurkunde erhielt, deren Wortlaut Sie kennen. Solange ich lebe, wird mein Entlassungsgesuch, welches in Wahrheit das Gegenteil von einem Gesuch um Entlassung war, von mir aus nicht veröffentlicht werden; aber wenn die Regierungsblätter von heute, um die Geschichte zu fälschen, immer auf mein Entlassungsgesuch und die gnädige Gewährung desselben verweisen, so verlangen Sie, daß man von Amts und Regierungs wegen doch auch mein Entlassungsgesuch im Wortlaut publizire."

Ich habe — so fährt Dr. Kleser fort — bald nachher diese Aufforderung an die Regierung Caprivi-Marschall unzähligemal öffentlich gerichtet; man hat darauf nicht reagirt, und es war mir eine Genugthuung, daß prompt nach Bismarcks Tode sein Wort eingelöst wurde. Ob das der Familie erwünscht oder peinlich war, ist keine Frage der Geschichte und Politik.

Auf meine Frage, worin die besonderen Schwierigkeiten der damaligen politischen Lage des Reiches gelegen haben, die ihn vom Rücktritt abgehalten hätten, erwiderte der Fürst in der Hauptsache folgendes:

„An erster Stelle handelte es sich um unsere Beziehungen zu Rußland, welche in der bestehenden Aufrichtigkeit und Freundschaft zu erhalten, wie ich mit Bestimmtheit sagen kann, kein Nachfolger von mir im stande war."

Auf meine Bemerkung, daß nach allgemeiner Annahme diese Beziehungen ohnehin abgerissen gewesen seien und daß Alexander III. für einen geschworenen Feind Deutschlands gelte und sich als solcher zeige, fuhr der Fürst fort:

„Gewiß, Alexander III. ist dem deutschen Wesen abhold und sogar ein Feind Deutschlands. Aber er ist ein kluger Herrscher und in seiner auswärtigen Politik läßt er sich nicht vom bekannten Weibereinfluß beherrschen. Seit das Lügengewebe gerissen ist, das Gortschakoff am Zarenhofe um meine Person gesponnen, stand Deutschland, solange ich an der Spitze der Geschäfte war, mit Alexander III. — und das ist Rußland — in gutem und gesichertem Einvernehmen. Alexander III. ist mißtrauisch; aber es gab doch einen Menschen und Politiker auf der Welt, dem er unbedingt glaubte und vertraute; und dieser war ich. Heute ist es anders, wie ich es vorausgesehen. An der wichtigsten Stelle hat man meine auswärtige Politik zuerst preisgegeben."

Den Geheimvertrag von 1884 — so fährt Dr. Kleser fort — erwähnte der Fürst nicht ausdrücklich, doch meinte er das Verlassen desselben in der Schlußwendung offenbar. Ich habe heute den Eindruck, daß der Zar Alexander III. selber dem Fürsten die Mitteilung von dem Aufgeben dieses Vertrages gleich in der ersten Zeit der Amtsführung Caprivis gemacht hatte.

Auf meine Meinung, daß die panslavistische Strömung in Rußland für den Westen nachgerade doch bedrohlich werde und daß ein Rußland, welches Konstantinopel besäße, eine direkte Friedensgefahr für die von Slaven, namentlich orthodoxen, bewohnten Staaten, also auch für unsere engsten Verbündeten

bedeuten würde, erklärte Bismarck: „Ich begreife nicht, warum ein Rußland, das Konstantinopel besitzt, uns gefährlicher sein sollte als das jetzige mit Petersburg, Warschau und Odessa. Ich würde Rußland, wenn es Konstantinopel hätte nehmen wollen, vom Standpunkt Deutschlands aus keine Schwierigkeit gemacht haben. Vom egoistischen Standpunkt würde ich sogar ein Rußland, welches Konstantinopel besäße, also mit einem Bein von Odessa übers Schwarze Meer hinübergeschritten wäre, für weniger bedrohlich uns gegenüber halten als das jetzige. Was den Panslavismus betrifft, so halte ich das amtliche Rußland, ja die echten Russen überhaupt nicht für panslavistisch. Die panslavistischen Leitartikel in russischen Zeitungen, welche die Westeuropäer in solchen Schrecken jagen, werden gar nicht von Russen geschrieben, sondern hauptsächlich von Polen, deren Ziel es ist, das Slaventum und Germanentum aneinanderzuhetzen in der Hoffnung, beim Siege des einen wie des anderen ihre Rechnung, nämlich ein neues Königreich Polen, zu finden.

„Zwischen Russen und Polen besteht von Natur aus ein fundamentaler Unterschied. Der Russe ist im Grunde seines Gemüts ein Träumer, Schwärmer, wenn Sie wollen, ein stiller Romantiker; der Pole ist Intrigant, Heuchler, unwahrhaftig und unzuverlässig, zur Erhaltung eines Staatswesens gänzlich unfähig, heute hochaufschäumend mit ‚Jeszcze Polska', morgen ‚Waschlapski und Krapulinski'. Darum ist dem Polen das Russentum gleich verhaßt wie das Deutschtum, was ihn aber nicht hindert, nicht nur gegen beide zu arbeiten, sondern auch in beider Sold zu treten. Wie ich schon gesagt habe, sind es Polen, welche die panslavistische Idee in den russischen Zeitungen verfechten. Das Gesagte schließt nicht aus, daß es unter den Polen auch einzelne hervorragende Erscheinungen nach Wissen und Charakter giebt. Ich spreche vom Gesamtcharakter und insbesondere vom politischen Charakter des Polentums. Ich habe in meiner amtlichen Wirksamkeit viel Hindernisse und viel Verdruß, die mir von polnischer Seite bereitet wurden, zu überwinden gehabt. Die Radziwillsche Jugendliebe des Kaisers Wilhelm hatte eine Menge polnischer Verbindungen mit sich gebracht, die der Kaiser zeitlebens in seinem ritterlich-zarten Sinne aufrecht hielt. Auf diesem Wege wußten sich allerlei politische polnische Intriguen an den Hof zu spinnen, gegen die ich oft einen schweren Kampf gehabt habe. Der Pole ist unausgesetzt auf politische Proselytenmacherei aus, und besonders die Polinnen sind darin unermüdlich und auch erfolgreich. Darum darf die Bekämpfung des Polentums, das überall ein politisches, ein großpolnisches ist, nicht aus dem Auge gelassen werden. Auch mit Rußland würde uns eine Begünstigung des Polentums auf einen schlechten Fuß bringen. Leider ist eine solche sofort nach meiner Entlassung in Schwung gekommen. Insbesondere war die Besetzung des Gnesener Erzbischofstuhles mit einem bekannten Förderer der großpolnischen Idee eine Schwäche und ein Fehler sowohl der äußeren wie der inneren Politik."

Die Bemerkung des Fürsten über die polnischen Einflüsse, die sich in der Umgebung Wilhelms I. zu erhalten gewußt hatten, gab mir Anlaß, darauf hinzuweisen, mit wie großem Unrecht man sonach in einem Teil der Presse den verstorbenen Kaiser als vollständig unter dem Willen Bismarcks stehend, hingestellt habe. „Nichts ist unrichtiger," bemerkte Bismarck lebhaft einfallend, „als diese Meinung und Darstellung. Wilhelm I. war alles andere als ein ‚bequemer' Herr. Er hielt ungemein zäh an seinen Anschauungen, Traditionen, Vorurteilen, und es war stets ein hartes und schweres Stück Arbeit, ihn von der Notwendigkeit zu überzeugen, einen neuen Weg einzuschlagen. Wie manchen Gang habe ich zu ihm gethan in der Erwartung, mit seiner Zustimmung und Unterschrift zurückzukehren und sah mich enttäuscht. Und mehr als einmal endete die lange Beratung, zu der ich mit bestem Willen nichts Neues mehr vorbringen konnte, mit den Worten des Königs: ‚In diesem Augenblick glaube ich, daß Sie Recht und daß Sie mich überzeugt haben; aber lassen Sie mir noch einen oder ein paar Tage Zeit, die Sache noch weiter zu überlegen und zu beschlafen. Ich möchte mich selbst gegen die Möglichkeit einer Uebereilung schützen.' Aber," so fuhr der Fürst mit Wärme fort, „war der verstorbene Herr auch nicht bequem, war er auch nicht leicht zu überzeugen, eines hatte er, was über alles stand: er war bis in die kleinste Kleinigkeit hinein wahrhaftig. Zu jeder Stunde wußte ich, wie ich mit ihm dran war; wenn er sich für überzeugt erklärte, so war er es auch; und wenn er zu einer Maßnahme seine Zustimmung gegeben hatte, so fackelte er bei Ausführung derselben keinen Augenblick mehr, und keine Gewalt wäre im stande gewesen, ihn abtrünnig oder wankend zu machen. Nie im Leben hat er mich nach dieser Seite hin im Stich gelassen. Er war wahrhaftig ein Ritter und ein Held."

Auf meine Aeußerung, daß dem Fürsten der glückliche Umstand sicherlich manche schwierige Aufgabe erleichtert habe, daß er von Mund zu Mund mit den Herrschern der betreffenden Länder habe verhandeln können, erwiderte Bismarck:

„Das gilt doch nicht ohne Einschränkung, und als Diplomat möchte ich eher umgekehrt sagen, daß Verhandlungen mit den leitenden Ministern denen mit den regierenden Herren vorzuziehen sind. Wenn mir beispielsweise ein Minister mit einer Geschichtstäuschung oder Aktenfälschung kommt, so kann ich ihm, wenn ich den wahren Sachverhalt kenne, ohne weiteres sagen: Herr Kollege befinden sich hier in einem Irrtum; Ihr Gedächtnis hat Sie diesmal im Stich gelassen; die Sache verhält sich anders. Wenn aber ein König mir eine Unrichtigkeit vorbringt unter der Versicherung sogar, daß er selber bei dem Ereignis zugegen gewesen, oder seinem Vater auf dem Totenbette versprochen habe, dies oder jenes niemals zuzugeben, so bin ich unter Schach gesetzt und muß meine Figur zurückziehen, obschon ich weiß, daß der Gegner einen falschen Zug gethan hat."

Hierbei erzählte mir der Fürst zwei ebenso drollige wie drastische Fälle, in denen er mit gekrönten Häuptern aus dem Grunde erfolglos unterhandelt hatte, weil sie durch unwahre Aufstellungen ihn ins Unrecht zu setzen versucht hatten. „Natürlich," fügte er hinzu, „thaten das die Herren nicht wider besseres Wissen. Aber die Könige werden so daran gewöhnt, von Jugend auf alles, was sie sagen, als unumstößliche Wahrheit aufgenommen zu sehen, daß sie leicht in die Gefahr kommen, zu meinen, sie hätten das wirklich gethan, was sie klugerweise hätten thun sollen."

Nach dieser Abschweifung lenkte sich die Unterhaltung wieder den politischen Geschehnissen in der letzten Zeit der Amtsführung des Kanzlers zu. Ich erwähnte, wie mich seine große Februarrede vom Jahre 1887, die für ewige Zeiten den Stolz aller Deutschen bilden werde, und die ich im Reichstage anhören zu können so glücklich gewesen, ergriffen habe und fragte anschließend, ob wirklich bis dahin Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und Moltke über die Frage der Kriegserklärung an Frankreich geherrscht hätten.

„Gewiß," erwiderte Bismarck, „und Moltkes Ansicht ward stärker unterstützt als die meinige, die nicht ganz leicht zum Siege geführt wurde. Ich habe in meiner Reichstagsrede die Gründe angeführt, aus denen ich gegen den Präventivkrieg mit Frankreich war. Es ist meine persönliche, aus der Geschichte geschöpfte Ueberzeugung, daß es unverantwortlich ist, zu gelegen scheinender Zeit den schwächeren Gegner mit Krieg zu überziehen, weil letzterer gegenwärtig droht, er werde seinerseits angreifen, sobald er stark genug sei. Die Franzosen, die uns vor fünf Jahren drohten, existiren zum Teil schon heute nicht mehr, und schwerlich wird auch nur einer mehr existiren, wenn Frankreich Chance hat, uns niederzuwerfen. Ich gehe aber noch weiter und behaupte, daß, wenn Deutschland halbwegs fähige Staatsmänner behält, Frankreich diese Chance niemals bekommt. Während meiner Amtsführung hatte es sie gewiß nicht, und für sich allein kann es uns militärisch schwerlich jemals wieder einholen. Uebrigens sorgt oft die Vorsehung, oder wenn Sie wollen, der Lauf der Weltgeschichte, dafür, daß, wenn die Kriegslust vorhanden ist, die Kriegsmöglichkeit fehlt. Es gab eine Zeit nach dem Berliner Frieden, wo Rußland kriegslustig zu sein schien. Allein die Fortschritte, welche die Geschütz- sowie Geschoßtechnik und die Chemie in der Pulverfabrikation bei uns gemacht hatten und denen Rußland nicht schnell genug hatte nachkommen können, verhinderten dort die Kriegsmöglichkeit gerade so lange, bis die Kriegslust geschwunden war. Uebrigens kam für mich noch ein subjektives Moment hinzu, der Gedanke an meinen Herrn. Wo hätten wir den Kaiser während des Krieges lassen sollen? Den Feldzug hätte er bei seinem Alter nicht mehr aushalten können; und glauben Sie, er wäre uns in Berlin zurückgeblieben und hätte die Armee ohne ihn zum Brandenburger Thor hinausziehen lassen?! Es wäre mir, wie ich glaube, möglich gewesen, den Kaiser bei seinem hohen Pflichtgefühl, trotz seiner

tiefen Abneigung gegen die Schrecken eines neuen Krieges für Freund und Feind, zur Zustimmung zum Kriege zu bewegen, wenn ich ihm die Versicherung gegeben hätte, daß es meine dienstliche Ueberzeugung sei, der Krieg sei unvermeidlich, um Deutschlands Zukunft zu sichern. Da ich aber diese Ueberzeugung nicht hatte, wie ich sie trotz aller Verschlechterung unserer Beziehungen seit meiner Entlassung auch heute nicht habe, so blieb Deutschland einfach auf Seite des Friedens. Niemand in der Welt glaubt, daß wir das aus Schwäche gethan haben."

Ich erwähnte im Laufe des Gespräches in Erwiderung auf Aeußerungen des Fürsten über seinen Nachfolger und den des Grafen Herbert und über die heftigen Ausfälle der Regierungspresse gegen den Fürsten auch des Gerüchts, das in einigen Blättern umgetragen wurde, der Fürst empfinde das Bedürfnis, vor seiner bevorstehenden Reise nach Wien zur Vermählung des Grafen Herbert sich mit dem Kaiser wieder auszusöhnen. Bismarck bemerkte: „Diese Mitteilungen gehen von der jetzigen Regierung aus und haben keinen anderen Zweck, als durch Andichtung eines Versöhnungsbedürfnisses mir den Anschein anzuhängen, als fühle ich mich dem Kaiser gegenüber in irgend etwas schuldig. Das Wort ‚Versöhnung mit dem Kaiser' ist an sich ein Unsinn, auch darum schon, weil der Zustand nicht vorhanden ist, den eine ‚Versöhnung' zur Voraussetzung hat, wenigstens auf meiner Seite nicht. Meine Kritik richtet sich einzig gegen die falschen politischen Wege, welche mein Nachfolger und seine Mitarbeiter eingeschlagen haben, und die mich für das Reich mit Sorge erfüllen. Selten, vielleicht nie ist es mir begegnet, daß ich mich in einem Menschen so getäuscht habe bezüglich seiner Fähigkeiten wie in Caprivi. Und für die Leitung der Geschäfte des Staatssekretariats des Auswärtigen Amts kann es vielleicht keine ungeeignetere Vorcarrière geben als die eines Staatsanwalts. Der König steht außerhalb jeder Kritik; gegen ihn richtet sich keine Aeußerung von mir, und ich bitte Sie wie alle Besucher, die öffentlich für meine politischen Anschauungen eintreten, die Person des Kaisers so viel nur möglich aus dem Spiel zu lassen, jedenfalls aber, sie in keiner Weise anzutasten. Als ich vor dreißig Jahren in Berlin weilte, um wegen Uebernahme des preußischen Ministerpräsidiums zu verhandeln, gewahrte ich mit wahrem Schrecken, daß der König von Preußen in seiner eigenen Hauptstadt nur von ein paar Perückenmachern und einigen Hoflieferanten auf der Straße gegrüßt wurde. Ich leistete damals bei mir das Gelübde, was in meinen Kräften stünde, zu thun, um hier Wandel zu schaffen. Ich habe es gethan und das Ziel erreicht, und wenn es auch jetzt scheint, als ob ich im Eifer sogar über das Ziel hinausgeraten wäre, so ist das weniger bedenklich, als es der andere Zustand sein würde. Also: Nichts gegen den König! Aber die abgeschmackten, immer wiederkehrenden Insinuationen, als ob ich die Hand entgegenstrecke, den ersten Schritt thun solle oder zu einer Versöhnung das Bedürfnis empfinde,

sollen zu nichts anderem dienen als zu der Verdächtigung, ich hätte dem König gegenüber etwas gut zu machen, gewissermaßen abzubitten. Davon ist gar keine Rede. Ob ich die Gnade des Königs besitze oder nicht, weiß ich nicht; ich habe nichts gethan, wodurch ich sie hätte verscherzen können; folglich kann ich auch nichts thun, sie wiederzugewinnen. Ab und zu kommt ein Besucher, und ganz unlängst war noch einer hier, der mir glaubte sagen zu sollen, der Kaiser wünsche wieder eine Annäherung an mich. Diese Aeußerungen beurteile ich nach dem gleichen Gesichtspunkte; sie sind apokryph, weil in sich widersinnig. Der Kaiser will nach meiner Ueberzeugung kein anderes Verhältnis zu mir als dasjenige, welches er geschaffen hat.

„Allerdings waren die Modalitäten, unter denen ich das Reichskanzlerpalais räumen mußte, für mich und meine Familie objektiv ungemein beleidigend. Wider allen Gebrauch wurde ich nicht bis zur Ernennung eines Nachfolgers im Amte belassen, damit ich mindestens so viel Zeit zum Umzug gewänne, wie sie jede kleine Bürgerfamilie gebraucht, vielmehr nahm mein Nachfolger, kaum daß er seine Ernennung hatte, Besitz vom Reichskanzlerpalais und nötigte uns förmlich, auf den Treppen und Fluren einzupacken. Wir wurden wie Hausdiebe auf die Straße gesetzt und haben beim überhasteten Bergen unserer Sachen mancherlei Eigentum verloren. Aber all das ficht mich subjektiv nicht an, läßt mich kalt und bringt mich am allerwenigsten in Aufregung gegen den Kaiser. Wenn man also das jetzige Verhältnis zwischen dem Kaiser und mir so hinstellt, als hätte ich das Bedürfnis oder den Wunsch, es anders werden zu sehen, so will man entweder der Welt gegenüber behaupten, daß die anderen mir gegenüber frei von Verfehlung und Ungebührlichkeit seien, oder man will mich, für den Fall, daß eine ‚Versöhnung' stattfände, als den Teil hinstellen, der Abbitte geleistet hätte. Um keinen Preis der Welt werde ich dulden, daß auf diesem Wege der Schein auf mich fiele, als hätte ich dem regierenden Kaiser gegenüber in irgend einer Weise irgend eine Verfehlung oder auch nur eine Außerachtlassung begangen. Vielleicht wissen die Leute, welche solche Meldungen herumbringen, daß dieselben nur eine ganz entschiedene Ablehnung zur Folge haben können, also die sogenannte ‚Versöhnung' meinerseits unmöglich machen, und vielleicht ist das der Grund, warum diese Meldungen immer wieder auftauchen. Mich rühren sie nicht."

Abermals wandte sich die Unterhaltung der Gegenwart zu, und der Fürst that im Gange derselben folgende Aeußerung:

„Daß es mit dem Kaiser und mir so kommen werde, wie es gekommen ist, habe ich lange vorausgesehen, und nur im Dienste des Reiches habe ich den Entschluß gefaßt und möglichst lange, unter großer persönlicher Entäußerung und Ueberwindung, durchgeführt, meine Entlassung so lange hinauszuziehen, als es ging. Von dieser Stelle habe ich eine Enttäuschung sonach nicht erlebt. Dagegen verhehle ich Ihnen nicht, daß ich mich im deutschen Volke offenbar

getäuscht habe. Ich hielt dasselbe politisch für geschulter und reifer. Nicht die Treulosigkeit und der Abfall einzelner schmerzt mich, sondern die gänzliche Verstummung des Gesamtvolkes, das nicht zu erkennen vermag, daß, was mich zur Kritik treibt, keine persönliche Mißstimmung, keine Rache oder gar der Versuch, wieder zur Macht zu gelangen, ist, sondern die Sorge, die schwere Sorge, die mir manche Nachtruhe raubt, um die Zukunft des um so teure und schwere Opfer gegründeten Reiches."

Ich glaubte dem Fürsten die bestimmte Versicherung geben zu können, daß es unter der scheinbaren Ruhe mächtig gäre, und daß es nur noch eines geringen Anlasses bedürfe, die Bewegung zu entfesseln.

Der Fürst war ungläubig; ich aber behielt recht. Schon vierzehn Tage später ging die Bewegung in hohen Wogen; der Anlaß ihrer Entfesselung war der „Uriasbrief" des Grafen Caprivi an den Botschafter in Wien, Prinzen Reuß, vom 9. Juni 1892 — traurigen Angedenkens.

Nach der vorstehenden Veröffentlichung des Dr. Kleser gewinnt ein zweites Referat desselben über seine Unterredung mit Bismarck erhöhte Bedeutung, welches Ende Mai 1892 die „Westdeutsche Allgemeine Zeitung" brachte.

Hiernach hatte sich Bismarck in Friedrichsruh zu einem Gast kurz vorher dahin ausgesprochen: [1])

„Sie wundern sich, daß ich mich mit so wenig Anerkennung über die Amtsführung meines Nachfolgers ausspreche, während ich es doch, nach einer unwidersprochenen Angabe Windthorsts, gewesen wäre, der ihn dem Kaiser als meinen Nachfolger empfohlen haben soll. Die Sache verhält sich folgendermaßen: Zu einer Zeit, da ich nicht entfernt daran denken konnte, daß der Kaiser mich gerne los wäre, sprach ich mit Seiner Majestät von der Möglichkeit, daß das Reichskanzleramt versuchsweise von der preußischen Ministerpräsidentschaft getrennt werden könnte, einer Möglichkeit, die vielleicht zum ersten Male dann sich wieder einstellen würde, wenn ich tot wäre. Damals sagte ich dem Kaiser, für diesen Fall würde ich ihm raten, an die Spitze des preußischen Ministeriums einen schneidigen General zu stellen. Ich that das, weil ich der Meinung war, daß Verhältnisse eintreten könnten, wo die damaligen Chefs der drei wichtigsten preußischen Ressorts an der nötigen Schneidigkeit zu wünschen ließen. Der Chef der Polizei war liberal, der Chef des Kriegswesens war liberal und . . . . . der Chef der Staatsanwaltschaften zwar nicht gerade liberal, aber doch . . . . . unsicher. Beispielsweise nannte ich, weil der mir gerade zuerst einfiel, den Namen Caprivi; aber mein Vorschlag galt nicht dieser Persönlichkeit, sondern nur dem Generalsrange und der Schneidigkeit.

[1]) Die Aeußerungen sind historisch um deswillen nicht unwichtig, weil sich daran die bekannten polemischen Auslassungen der „Nordd. Allg. Ztg." knüpften.

Bezüglich letzterer habe ich mich gründlich getäuscht. Es ist mir das nicht oft passirt. Bis dahin war mir Caprivi immer eine sympathische Persönlichkeit gewesen. Er war stramm und aufrecht, kurz im Reden und überhaupt schweigsam. Als ich seine ersten Reden als Ministerpräsident und Reichskanzler in den Parlamenten las, in denen er lang und breit alle möglichen Dinge vortrug und ausführte, die nicht zur Sache gehörten, und die kein Mensch bestreitet, da wußte ich, daß ich mich getäuscht hatte. Wie mir nun später gesagt worden ist, hat sich der Kaiser schon damals Caprivi von Hannover herüberkommen lassen und ohne mein Wissen mit ihm verhandelt. Wenn Windthorst wirklich gesagt hat, Caprivi werde mein Nachfolger oder er sei seit lange dazu bestimmt gewesen, so hat er nicht mit meinem, sondern mit des Kaisers Kalbe gepflügt. Ich habe außer vor dem Kaiser vor niemand den Namen Caprivis in solchem Zusammenhange genannt, und meine bezügliche Unterredung mit dem Kaiser war ohne Zeugen.

„Lange übrigens, bevor der Kaiser mich rundweg auffordern ließ, meine Entlassung zu erbitten, was ich zu thun mich weigerte, indem ich passiven Widerstand leistete, hat er mich unter Gründen der Schonung meiner Gesundheit von Berlin und aus dem lebendigen Zusammenhang der Dinge fern gehalten. Es war keineswegs mein Bedürfnis und mein Wunsch, wenn ich oft so lange von Berlin abwesend war.

„Das Schlimmste nun, was unter Caprivi geschehen ist, das ist die kopfüber erfolgte Abreißung aller Fäden mit Rußland. Der Kaiser glaubte durch seine große persönliche Liebenswürdigkeit die Russen auch politisch — wie man zu sagen pflegt — ‚einwickeln‘ zu können. Geschäftige, wo nicht bestellte Zwischenträger überbrachten aber unserem Kaiser schon in Petersburg Aeußerungen über ihn aus der Umgebung des Zaren, welche an der politischen Erfolglosigkeit des Besuches keinen Zweifel mehr zuließen. Unter diesen Umständen erschien die sofortige Reise nach England mit den anschließenden afrikanischen Verträgen als eine Gegendemonstration gegen Rußland, welcher die für letzteres noch empfindlichere polenfreundliche preußische Politik folgte. Unserer auswärtigen Politik konnte nichts Verhängnisvolleres angethan werden als ein Einlenken in eine preußische Polenpolitik, welche Aehnlichkeit mit der österreichischen hat und den Russen für den Kriegsfall eine polnische Legion, für den Fall einer russischen Niederlage das Königreich Polen am Horizont zeigt. Das mußte ein Kronstadt herbeiführen.

„In Rußland sind es überhaupt nur die Polen, welche zum Kriege hetzen und Rußland gegen Deutschland aufbringen, in der Hoffnung, daß Rußland geschlagen würde und ein neues Großpolen die Folge der russischen Niederlage sein würde. Darum ist der Pole — seinem Nationalcharakter: heute ‚Jeszcze Polska‘, morgen ‚Krapulinski und Waschlapski‘, entsprechend — für die Verhetzung Deutschlands gegen Rußland und vice versa thätig. Die deutsch-

feindlichen Artikel der russischen Blätter werden von Polen geschrieben. Der Russe kann überhaupt keine zielklaren politischen Leitartikel schreiben; er ist Romantiker; Märchen, Tausend und eine Nacht, Poesie, Dämmeraugen, Sentimentalitäten — das ist seine schriftstellerische Stärke. Die politischen Zeitungen werden von den Polen gemacht, und ein Kenner der Verhältnisse liest aus den scheinbar nationalrussischen deutschfeindlichen Leitartikeln der russischen Blätter das ‚Jescze Polska‘, die großpolnische Nationalhoffnung immer heraus. Die Polen in Rußland hetzen gegen Deutschland, während und weil sie im Grunde ihrer Seele auf eine russische Niederlage hoffen. Caprivi hat aber unser Verhältnis zu Rußland gerade an der Stelle vergiftet, wo Rußland am allerempfindlichsten ist: in der Polenfrage. Die Besetzung des Gnesener Bischofsstuhles mit einem Nationalpolen war nicht nur ein Irrtum unserer inneren, sie war vor allem ein Fehler unserer auswärtigen Politik und ein vollwichtiger Beweis, daß Herr v. Caprivi seinem schwierigen Amt nicht gewachsen ist.“

Ich füge die Bemerkung bei, daß nach den „Hamburger Nachrichten“ für die vorstehenden Veröffentlichungen der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung“ dem Fürsten Bismarck irgendwelche Verantwortlichkeit nicht auferlegt werden konnte, da sie nicht mit seiner Genehmigung publizirt wurden.[1])

Ein Reiseabenteuer Bismarcks nach dem Berichte des Redakteurs der „Dresdener Nachrichten“ Dr. Liman.

18. Juni 1892. Dresden. Fürst Bismarck erzählte dem Redakteur der „Dresdener Nachrichten“ Dr. Liman das ergötzliche Malheur, das ihm in Coswig passirt war. Bei dem dortigen Empfange war ihm aus einem Ehrenbecher der Stadt Meißen ein kühler Trunk Champagner kredenzt worden, der, wie der Fürst erzählte, ihm trefflich gemundet hatte. Während nun der Festredner vor dem jubelnden Lärm der Menge nicht zur rechten Zeit zum Worte kommen konnte, setzte sich der Zug bereits in Bewegung, und der Fürst kam, wie er bemerkte, zu seinem großen Bedauern, um den Genuß einer schönen Rede. Zugleich kamen aber auch die Meißener um ihren silbernen Ehrenbecher.

Unter herzlichem Lachen erwähnte der Fürst, daß er den Champagner unterwegs mit Behagen getrunken habe.

---

[1]) In der Nummer vom 12. Juli 1892 druckten die „Hamburger Nachrichten“ auch eine Notiz aus der „Bielefelder Post“ ab, wonach bei obigen Mitteilungen sowohl ihre genaue Zuverlässigkeit als auch die Ermächtigung zur Veröffentlichung in Frage gestellt sei. „Letzteres ist wesentlich; denn man kann dem Fürsten nicht verwehren, im vertrauten Tischgespräch über Personen und Sachen, die interessiren, gelegentlich einmal ein gesalzenes, auch persönliches Wort dem Gehege seiner Zähne entfliehen zu lassen. Das ist ein allgemeines Menschenrecht, für welches es keine Ausnahme giebt, weder in den höchsten noch in den niedrigsten Regionen.“

Der Redakteur der Münchner „Neuesten Nachrichten“ Fr. Trefz bei Bismarck.

28. Juni 1892. Kissingen. In Band I. S. 380 ff. der „Neuen Tischgespräche und Interviews“ ist bereits des Empfanges gedacht, welchen Bismarck in Kissingen nach seiner Ankunft von München dem Redakteur des bedeutsamsten und verbreitetsten Münchner Blattes bewilligte. Einige weitere Einzelheiten verrät der Redakteur der Münchner „Neuesten Nachrichten“ Fr. Trefz in einem kurz nach dem Ableben des Altreichskanzlers erschienenen Artikel.[1] Nach einer Beschreibung des Triumphzuges Bismarcks von München bis Kissingen heißt es daselbst:

Am 28. Juni 1892 hatte ich die Ehre, in der Oberen Saline in Kissingen, wo Streit seinem großen Gaste stets ein so behagliches Heim zur Verfügung gestellt hat, von dem Fürsten empfangen zu werden. Ein Interview des Fürsten Bismarck! Das will was bedeuten. Und wahrlich, eine solche Stunde mag wohl jeder, dem das Glück sie beschied, zu den schönsten und unvergeßlichsten Erinnerungen seines Lebens zählen. Man wird hunderte Mal selbst wieder darüber interviewt, wie denn so ein Interview Bismarcks vor sich gegangen sei. Ehe ich Rede und Antwort stehe, zunächst eine kleine Vorbemerkung. Es hat wohl niemand, das werden mir alle Männer der Feder, die der Ehre eines Empfanges teilhaftig wurden, zugeben, den Fürsten in landläufigem Sinne interviewt. Bismarck ließ sich nicht ausholen, und deshalb waren auch meine damals noch so vorsichtig angelegten Vorbereitungen eigentlich überflüssig, ebenso wie Frack und weiße Binde, da der Fürst nie ein Freund dieser einem modernen Menschen unentbehrlichen Requisiten war. Einer, der auch beim Fürsten gewesen, erschien in Lodenjoppe und Schlapphut — nicht zu seinem Nachteil.

Was dazu gehörte, um dem Fürsten bei einem Empfang zu entsprechen, war nur folgendes: Zwei gesunde Augen und gute Ohren. Der Fürst ließ sich in der Regel in einen bequemen Lehnstuhl in seinem Arbeitszimmer nieder, und bei einem Glas Bier leitete er das Gespräch mit einigen gleichgiltigen Dingen ein, um dann in prächtigem, den Zuhörer mehr und mehr fesselnden Plauderton auf das Gebiet der hohen Politik überzugehen — jede Aeußerung nach Form und Inhalt von eigenartigem Gepräge.

Jeder Versuch, das Gespräch auf ein dem Fürsten unerwünschtes Thema zu bringen, mißlang. Es ist notwendig, diese Thatsache zu konstatiren. Der Fürst hat damals mir gegenüber kurz den Zweck seiner Kundgebungen dahin charakterisirt, indem er sagte: „Rache zu nehmen ist nicht mein Zweck und meine Absicht. Das liegt mir ganz fern. Wozu sollte ich mich denn rächen und an wem? Am allerwenigsten an meinem Nachfolger, der mir ja nie etwas

---

[1]) Cf. die Münchner „Neuesten Nachrichten“ Nr. 354 v. 4. 8. 98.

zu leide gethan hat. Rachsüchtig bin ich durchaus nicht. Man sagt zwar: Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. Aber wenn ich doch hie und da meine Stimme vernehmen lasse, so thue ich das zum Besten des Vaterlandes. Ich will, soweit meine Erfahrung reicht und meine Autorität noch Geltung hat — und nach dem Lärm und dem Aufheben, das man in der ganzen Welt über jede meiner Aeußerungen macht, scheine ich sie noch zu besitzen — jene Handlungen der jetzigen Regierung, die ich für eine gedeihliche Entwicklung des Landes nicht zuträglich finde, beeinflussen und sie, der Ausdruck ist wohl nicht anmaßend, korrigiren. Dies allein ist meine Absicht."

Der Fürst sprach diese Worte in Kissingen mit feierlichem Ernste. Heute, wo Deutschland an der Bahre seines größten Sohnes klagt, sei es mir gestattet, aus der damaligen Unterredung noch eine Aeußerung hervorzuheben, die der Fürst in tiefster Rührung seinen Worten über das Ausscheiden aus dem Amt hinzufügte. Sie lautete: „Ich habe zwar immer gedacht, daß ich die Geschäfte erst niederlege, wenn mich Krankheit dazu zwingt oder der letzte Seufzer sich aus dieser Brust entringt." Der Fürst hatte, während er sprach, vielfach mit asthmatischen Anfällen zu kämpfen; nach diesen Worten hielt er lange inne, und seine Augen wurden feucht. Dieses Bild des großen Mannes habe ich aus meiner Erinnerung nie mehr verbannen können, so sehe ich ihn heute noch vor mir. Viele, die dem Fürsten näher getreten, stimmen übrigens darin überein, daß der Zauber der großen Persönlichkeit im intimen Zirkel noch viel mehr berückte als in der großen Oeffentlichkeit. Ich habe auch Bismarck in langem Gehrock und mit der großen weißen Binde stets noch viel interessanter, viel bezaubernder und durchgeistigter gefunden als die imposante Gestalt in der Kürassieruniform.[1])

Unterredung mit einem Redakteur der „Neuen Zürcher Zeitung".

3. Mai 1893. Friedrichsruh. Gelegentliche Unterredung vor der Schloßpforte mit einem Redakteur der „Neuen Zürcher Zeitung".[2]) Auf

[1]) Das Depeschenbureau Herold und das Hirschsche Telegraphenbureau versandten am 29. April 1893 einen Auszug aus einem in der Wochenschrift „Zukunft" enthaltenen angeblichen Interview des Herausgebers Maximilian Harden mit dem Fürsten Bismarck über den Antisemitismus. Das betreffende Heft der „Zukunft" brachte nun allerdings einen Artikel von Harden: „Fürst Bismarck und der Antisemitismus". Allein an keiner Stelle verriet auch nur ein Wort, daß es sich um ein Interview handelte. Der Artikel enthielt nur eine Zusammenstellung von Aeußerungen, welche der Fürst teils öffentlich, teils in Gegenwart von Tischgästen gemacht hatte.

[2]) Ich habe unterlassen, die aus der „Neuen Zürcher Ztg." in die „Eisenbahnzeitung" vom 18. Mai 1893 übergegangene Erzählung des Redakteurs vollständig abzudrucken, da die „Hamburger Nachrichten" vom 23. Mai eine Art Berichtigung brachten, welcher die obenstehenden, richtig gestellten Mitteilungen entnommen sind.

die Frage nach der Herkunft bezeichnete sich der Redakteur als Schweizer, dessen Vater zwar in Süddeutschland geboren, aber vor vielen Jahren nach der Schweiz übergesiedelt sei.

Als die Rede auf die Weltausstellung in Chicago kam, und der Fürst schließlich meinte, der Besuch derselben sei etwas für Leute, die nichts mehr zu thun hätten, wie zum Beispiel er selbst und — zu dem Reporter gewandt — „vermutlich auch Sie", beeilte dieser sich, zu erwidern, daß er als Reporter der „Neuen Zürcher Zeitung" hinreise und mit der Berichterstattung wohl viel zu thun haben werde. Ueber die „Neue Zürcher Zeitung" äußerte der Fürst, sie werde gut geschrieben, er bekäme sie wohl zugeschickt, worauf der Redakteur erwiderte, sie habe sich stets angelegen sein lassen, die Politik Seiner Durchlaucht zu unterstützen und gegen Radikale und Demokraten zu kämpfen. Leicht an das Brückengeländer gelehnt, sprach der Fürst über näherliegende Sachen, freute sich über den gerade beginnenden Regen, erzählte, sein Schwiegersohn im Haag habe ihm geschrieben, daß dort schon die Eichen grünten, worüber hier noch mindestens vierzehn Tage hingehen würden, bezeichnete ein in der Nähe der Brücke gelegenes Wirtschaftsgebäude als Gendarmeriekaserne, deren beide Bewohner hier aber nichts zu thun fänden, und machte auf einen schönen Hahn aufmerksam, der, von seinen Hühnern verlassen, wetterlaunisch im Regen umherlief.

Gespräch des Redakteurs der „Neuen Bayerischen Landeszeitung" Anton Memminger mit der Fürstin Bismarck.

August 1893. Kissingen. Anton Memminger, Redakteur der „Neuen Bayerischen Landeszeitung", schreibt[1]) über die Schweninger-Kur des Fürsten Bismarck:

Mein Landsmann Geheimrat Dr. Schweninger war wieder beim Fürsten in Bad Kissingen. Wir kamen auf dies und das zu sprechen, endlich auch auf das Befinden der Fürstin.

„Die Frau sieht aber ganz gelb aus," sagte ich; „sie darf bloß die Augen zumachen, um sie für tot zu halten."

„Sie kommen mir recht," meinte Schweninger, „das dürfen Sie der Fürstin bloß zur Hälfte sagen, denn schon verschlechtert sich ihr Befinden; solch kranken Personen darf man derartige Wahrheiten über ihr Aussehen nicht sagen, auch nicht in der Zeitung darüber schreiben; schreiben Sie mir ja nichts in der ‚Landeszeitung', weil sie diese liest, schreiben Sie lieber, ihr Aussehen wäre gut, und wenn Sie der Fürstin begegnen, machen Sie es gerade so. Man kann durch unbedachte Reden leicht den seelischen und damit auch den körperlichen Zustand eines Patienten verschlimmern."

[1]) „Neue Bayer. Landesztg." Nr. 175 vom 6. August 1898.

Diese medizinische Lektion über Suggestion prägte ich mir in meinen altbayerischen Dickschädel wohl ein und handelte auch darnach, als mich im Jahr 1893 die Fürstin bei einer Begegnung im Hause wegen eines lustigen Zeitungsartikels über drollige Vorkommnisse in der Oberen Saline, der ihr das größte Vergnügen bereitet hatte, ansprach und ich die Gelegenheit wahrnahm, mich über ihr Wohlbefinden günstig zu äußern und zu bemerken, wie es mich freue, daß Herr Professor Schweninger ihre Gesundheit für gekräftigt halte. Da fragte mich sogleich die Fürstin, wie ich zur Bekanntschaft Schweningers gekommen sei. Ich erwiderte: „Er ist ein Altbayer wie ich, er war viel im Auslande wie ich auch, er spricht und denkt Altbayerisch wie ich selber — also hat sich die Bekanntschaft leicht angebandelt, als mich vor drei Jahren Seine Durchlaucht, Ihr Herr Gemahl, zu sich rufen ließ; wir Altbayern wissen uns schon unter einander zu verstehen."

Die Fürstin lächelte und meinte: „Ich habe mich auf diesen Altbayern nicht so leicht verstanden. Schweninger war so ganz anders als die anderen Aerzte, die auf die Lebensgewohnheiten meines Mannes mehr Rücksicht genommen hatten. Er erklärte, daß der Fürst, wenn er wieder gesund werden wolle, ganz nach seinen Vorschriften die Diät halten und bis auf weiteres gar nichts von Alkohol genießen dürfe. Das war für meinen Mann kaum zum Aushalten; er hatte zudem Schmerzen, und es quälte ihn die Schlaflosigkeit; dabei war er immer ein ruheloser Geist, der arbeiten wollte und mußte, also zeigte er bald wieder Verlangen nach einem Erfrischungs- und Beruhigungsmittel, ich gab ihm, weil er mich dauerte, einen Trunk. Aber da kam ich schlecht weg. Als ihn Schweninger wieder besuchte, merkte er sofort, daß etwas gegen seine strengen Vorschriften geschehen war, und er stürmte sozusagen mit fliegender Mähne und mit den wilden Augen eines Berbers zu mir und erklärte mir ungefähr: ‚Wenn Sie Ihren Mann umbringen wollen, dann geben Sie dem Fürsten den Schnaps weiter!'"

Ich mußte lachen, die Fürstin aber fuhr lebhaft fort: „Ja, das war mir gar nicht zum Lachen, denn das war echter, unverfälschter altbayerischer Dialekt, und ich muß schon sagen, daß ich von dieser ungewohnten und unerhörten Anrede ebenso betroffen wie beleidigt war. Aber was konnte ich machen? Mein Mann war recht krank, die Professoren und Kurpfuscher hatten sich vergeblich an ihm versucht, der Zustand war äußerst bedenklich, das nachdrückliche Auftreten Schweningers und seine unaufhörliche Fürsorge für den Patienten bei Tag und Nacht sagten mir alles übrige. Gleichwohl deutete ich es meinem Mann an, was mir widerfahren war, der winkte jedoch ab und meinte: ‚Ich probire es nun einmal mit diesem Doktor, er imponirt mir mehr als die übrigen, er kennt offenbar meine Natur besser und darum auch die Heilmittel.' Also ließ ich den neuen Arzt fortmachen, wenn er auch noch einigemal meinen ernsten Groll reizte; einmal hat Schweninger gar ein Glas, das ich meinem Mann

wieder so zwischenhinein zugesteckt hatte, und das er erwischte, einfach zum Fenster hinausgegossen. Indessen hat Schweninger Wort gehalten, mein Mann ist wider Erwarten gesund und arbeitsfähig geworden, und er erhält ihn heute noch, so gut es eben in diesen Jahren und nach solchen Plagen und Affairen geht."

Die Fürstin, die asthmatisch war, hielt ein wenig an und fuhr dann mit gedämpfter Stimme fort: „Auch meine Mißstimmung gegen Schweninger ist verraucht, und ich bin recht froh, daß wir den Arzt im Hause haben. Er bringt immer muntere Laune mit, kann äußerst angenehm, erheiternd und anregend plaudern, er ist überall zu Hause und kein so steifleinener, affektirter Manschetten-Professor und geheimnisvoller ‚Zauberer'. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb weiß er mich über meine Leiden und Bedenken hinwegzuleiten oder hinwegzufoppen, wie die Altbayern sagen. Mein Mann schätzt Ihren Landsmann ungemein hoch und zwar auch deswegen, weil er keinen Doktor Wichtig spielt und seine Vertrauensstellung nicht in der Weise gebraucht oder mißbraucht, wie es zum Beispiel der Engländer Mackenzie gethan hat. Schweninger ist in erster und letzter Linie Arzt und verfolgt beim Patienten auch in und mit der Unterhaltung nur den ärztlichen Zweck. Von Politik fängt er gar nicht an und spricht nur mit meinem Mann beiläufig darüber, wenn dieser einen Anstoß dazu giebt."

„Freilich, Durchlaucht," bemerkte ich dazwischen, „wollen das die Leute nicht glauben; sie meinen, der Doktor sei in die geheimsten Falten des Diplomatenrockes und in die geheimsten Fächer des Fürstlichen Archivs eingeweiht."

Die Fürstin wiederholte darauf: „Ich versichere jeden, der es hören will, der Vorzug dieses Arztes ist, daß er bloß Arzt sein will und all sein Können darein verlegt. Das mag ebenso Bescheidenheit oder Berechnung sein, ich achte beides und verstehe ihn ganz. Aergern kann ich mich nur über die unverschämten Zeitungen, welche dem Schweninger jetzt nachrechnen, was er durch seinen ‚Fürstlichen Hausarzt' verdient. Gar nichts, sage ich Ihnen, gar nichts verdient er, denn er nimmt nichts an. Uns ist das gar nicht angenehm, weil wir ihm so sehr verpflichtet sind, aber ich fürchte, er würde bei wiederholtem Drängen wieder rückfällig ins Altbayerische, das er mit mir einmal gesprochen hat. Ja ja, die Altbayern sind sonderbare Kauzen! Mein Mann hat sie recht gerne; auch die bayerischen Beamten, die er in seinem Dienste hatte, lobte er immer, sie seien keine Gecken und Einfaltspinsel und hätten noch eine Freude an der Arbeit; sie fragten nicht so nach der Uhr wie die Maurergesellen und preußischen Bureaukraten, denen er nie recht grün war. Schon als der Fürst Bundesgesandter in Frankfurt war, hatte er Zuneigung zu den Altbayern und hielt beispielsweise den bayerischen Gesandten Baron Schrenk für einen der ehrlichsten, fähigsten und arbeitsamsten Köpfe in der ganzen bunten Gesandten-Gesellschaft."

„Auch auf den Kriegsminister Prandh," warf ich ein, „hielt Durchlaucht ein großes Stück, er sagte mir: ‚Das war ein echter, gerader Niederbayer, und als er ins Hauptquartier nach Paris kam, war ich froh; wenn's dem Prandh nachgegangen wäre, dann wäre schon am 19. September gehörig nach Paris hineingepfeffert worden.'"

„Ja, Herr Redakteur," erwiderte die Fürstin, „da haben Sie recht, auf Prandh hielt mein Mann große Stücke, er sagte öfter: ‚Das ist der Altbayer, wie er im Buche steht, der geht gerade auf sein Ziel los und weiß, was er will.' Mein Mann hat solche Naturen immer lieber gehabt und darum bedauert, daß die Wittelsbacher so selten Altbayern in die Regierung und leitenden Stellen nehmen. Der Fürst meint, ob diese urwüchsigen, frischen und kräftigen Männer am Ende nicht zur Hofgarnitur passen. Mein Mann hat auch nicht dazu gepaßt, und es ist auch ohne die Hofgesellschaft gegangen. Nun aber, bitte, Herr Redakteur, gehen Sie zum Schweninger ins Zimmer, ich werde Ihnen eine Ananas bringen, ich bilde mir nämlich etwas darauf ein, daß ich sie gut zu bereiten verstehe."

Ich that, wie sie befohlen. Bald kam auch Graf Herbert Bismarck dazu, und wir plauderten. Die Fürstin brachte uns die versprochenen Ananas wirklich, und jeder verzehrte sein Stück. Einige Stunden später traf ich auf dem Wege den Kammerdiener des Fürsten. „Ihre Durchlaucht," meinte er, „war heute gut gelaunt, die Ananas wird Ihnen wohl geschmeckt haben." — „O ja," sagte ich, „aber wir Bayern sind nun einmal so, solche fremdländische Delikatessen essen wir fast nie, ein Rettich und eine Maß Bier sind uns lieber." — Meine Antwort gefiel dem Kammerdiener derart, daß er sie gelegentlich der Fürstin vermittelte, die herzlich darüber lachte und bemerkte: „O diese Altbayern, sie sind noch ein wenig wild, aber deutsch sind sie doch."

Zweiter Besuch des Herausgebers der „Zukunft", Maximilian Harden.

Januar 1894. Friedrichsruh. In Nr. 68 der „Zukunft" (Nr. 15) vom 17. Januar 1894 brachte deren Herausgeber Maximilian Harden nach einem Besuch in Friedrichruh S. 49—61 einen Artikel unter der Ueberschrift „Bismarck und Arnim". Wir entnehmen ihm denselben Abschnitt, den auch die „Hamb. Nachr." am 14. Januar (M.-A.) reproduzirten:

Auch Bismarck hielt Arnim für einen ungewöhnlich begabten Diplomaten, aber er erkannte bald auch seine Fehler: einen ungeduldigen Ehrgeiz, eine maßlose Eitelkeit, der es immer unerträglicher wurde, einem anderen das Recht der Entscheidung zuzugestehen, endlich den Hang, nach persönlichen Sympathien und Neigungen und nach rasch wechselnden Eindrücken Politik zu machen. Wer unbefangen die diplomatische Korrespondenz der beiden Männer liest, der kann keinen Augenblick verkennen, wie unvergleichlich Bismarck dem Botschafter über-

legen war, der außerdem noch die gefährliche Eigenschaft hatte, in seinen Berichten die Grenzlinie zwischen Wahrheit und Dichtung nicht immer mit der gehörigen Strenge zu respektiren. Arnim wünschte, als er noch in Rom Preußen vertrat, die Entsendung von oratores zum vatikanischen Konzil, Bismarck lehnte jede Beteiligung an den internen Angelegenheiten der katholischen Kirche ab; Arnim bemühte sich, in Frankreich nach dem Kriege der bonapartistischen Monarchie wieder den Boden zu bereiten, weil er das Beispiel einer republikanischen Verfassung als für Deutschland gefährlich ansah, Bismarck hielt dieses Beispiel viel eher für abschreckend und forderte, der Botschafter möge sich von jeder Feindseligkeit gegen Herrn Thiers und die bestehende Staatsform fernhalten; Arnim glaubte, weit zu sehen, und sah das Nächste nicht, Bismarck bewahrte sich stets die Nüchternheit der Betrachtung und wies immer wieder darauf hin, daß es nicht unsere Aufgabe sein könne, Frankreich bündnisfähig zu machen, sondern den festen Zusammenhang mit den übrigen großen Monarchien Europas zu bewahren, denen dann keine Republik gefährlich sein könne. Auch wenn die Ereignisse nicht Bismarck recht gegeben hätten — bis zu seiner Entlassung blieb die französische Republik völlig isolirt und zu jedem Angriff unfähig —, so müßte man doch schon aus dieser Korrespondenz ganz klar erkennen, auf welcher Seite die größere staatsmännische Weisheit war. Es wäre ein Unglück für Deutschland gewesen, wenn Graf Harry Arnim die Leitung der Politik übernommen hätte; und sein Scheiden aus dem Dienst wurde zur Notwendigkeit, als seine Eitelkeit es ihm unmöglich machte, den Weisungen des Leiters der Politik zu folgen, und als er begonnen hatte, auf Schleichwegen dieser Politik entgegenzuarbeiten. Wenn man bedenkt, daß allein zwischen dem 30. Dezember 1873 und dem 21. Januar 1874 vom Auswärtigen Amt acht Erlasse an den Grafen Arnim gerichtet werden mußten, dann wird man sich nicht mehr darüber wundern, daß Bismarck endlich die Geduld verlor und schrieb, man müsse, um die Geschäfte fortführen zu können, von den Agenten des Reichs im Auslande „ein höheres Maß von Fügsamkeit und ein geringeres Maß von selbständiger Initiative und von Fruchtbarkeit an eigenen politischen Ansichten beanspruchen als dasjenige, welches Ew. Excellenz bisher Ihren Berichterstattungen und Ihrem amtlichen Verhalten zu Grunde legen".

Gegen diesen Erlaß — den er in einer ungenauen Abschrift dem Monarchen unterbreitete — legte Arnim beim Kaiser Beschwerde ein, aber noch ehe die Eingabe an ihre Adresse gelangt war, hatte der Kaiser auf den Antrag Bismarcks beschlossen, den Grafen von Paris abzuberufen und ihm das neu zu errichtende Amt eines Botschafters in Konstantinopel zu übertragen. Am 28. April 1874 übergab Arnim dem Präsidenten Mac Mahon sein Abberufungsschreiben, aber schon am 2. April hatte die Wiener „Presse" „diplomatische Enthüllungen" aus der Zeit des vatikanischen Konzils veröffentlicht, die offenbar

den Zweck verfolgten, Arnims politische Fähigkeiten auf Kosten Bismarcks zu verherrlichen. Das „Promemoria" Arnims, das bei dieser Gelegenheit mitgeteilt wurde, erklärte der Botschafter dann selbst für „ungenau", nachdem die „Nordd. Allg. Ztg." Zweifel an der Echtheit erhoben hatte. Graf Arnim bestritt in einem an das Auswärtige Amt gerichteten Schriftstück, daß er „unter irgend einem Gesichtspunkte" für die Wiener Veröffentlichung „verantwortlich" sei. Er bestritt ferner, daß er im September 1872 in das Brüsseler „Echo du Parlement" eine Notiz gebracht habe, worin gesagt war, Arnim habe seine Demission gegeben, und Bismarck wolle die laufenden Geschäfte in Paris künftig nur durch einen Konsul besorgen lassen. In beiden Fällen hat Graf Arnim in amtlichen Aeußerungen die Unwahrheit gesagt. Er hat die Brüsseler Nachrichten durch den ihm als Preßagenten beigegebenen Dr. Beckmann verbreiten lassen, und er hat ganz direkt die Wiener Veröffentlichungen veranlaßt. Er hat ferner, ohne das Auswärtige Amt davon zu benachrichtigen, eine große Anzahl amtlicher Aktenstücke aus der Pariser Botschaft mit sich genommen und die Rückgabe, trotz der amtlichen Reklamationen, verzögert oder ganz offen verweigert. In der Anklageschrift des jetzigen Ober-Reichsanwalts Tessendorf sind die Einzelheiten der Anschuldigungen zu finden. Arnim, der während der Untersuchungshaft mit jeder erdenklichen Rücksicht behandelt worden war, wurde vom Stadtgericht wegen „Vergehens wider die öffentliche Ordnung" zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Dieses Urteil wurde vom Kriminalsenat des Obertribunals bestätigt. An dem ganzen Verfahren ist nicht das geringste auszusetzen; es ist nach den Formen des Rechts und ohne jede Beeinflussung von irgend einer Seite zu Ende geführt worden.

Graf Arnim entzog sich der Strafe, er schrieb im Ausland die Broschüre „Pro Nihilo" und beteiligte sich eifrig an den Verleumdungen der berüchtigten „Reichsglocke". In der anonymen Broschüre verherrlichte der maskirte Verfasser sich selbst ebensosehr, wie er den Fürsten Bismarck schnöde verdächtigte, dem er, was jetzt, im Vergleich zu den Behauptungen des Herrn Blum, doppelt wichtig erscheint, unter anderen Schandthaten auch geheime Börsenspekulationen mit Bleichröder vorwarf. Erst als eine englische Uebersetzung der Broschüre angekündigt war, veröffentlichte Bismarck den Brief, in dem er von dem Verdacht sprach, Arnim habe gelegentlich seine amtliche Thätigkeit seinen persönlichen Interessen untergeordnet. Am 5. Oktober 1876 verkündete der aus zehn Mitgliedern des Kammergerichts zusammengesetzte Staatsgerichtshof das Urteil über die in der Broschüre „Pro Nihilo" begangenen Strafthaten. Harry Arnim wurde des Landesverrats, der Majestätsbeleidigung, der wiederholten Beleidigung des Fürsten Bismarck und des Auswärtigen Amts für schuldig erklärt und zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Beim Verbrechen des Landesverrats stellte der Gerichtshof ausdrücklich eine „ehrlose Gesinnung" fest.

In der „Zukunft" vom 6. August 1898 Nr. 45 schreibt deren Herausgeber Maximilian Harden über denselben Friedrichsruher Besuch noch folgendes: Es war im Jahre 1894, nach dem Januartage, der Bismarck im Berliner Schloß gesehen und, wie Gläubige lange behaupteten, den Abschluß einer „Versöhnung" gebracht hatte. Der Fürst durfte damals selbst bei kühlem Wetter noch im Freien Gespräche führen und lud Gäste, deren Art ihm nicht unbehaglich war, gern in den Wagen, in dem Patzke, der sichere, in Wald und Feld heimische Kutscher, ihn vor der Hauptmahlzeit täglich ein paar Stunden herumfuhr. Allerlei Geschichtenträgereien, allerlei Versuche, die Beziehungen des wieder Begnadeten zu Hof und Regierung zu entstellen, hatten ihn erst verstimmt und später zu ironischer Heiterkeit erregt. Auf dem Heimweg wurde er still und ließ dicht vor dem Herrenhaus halten. Er wies mit der Krüde des Stockes auf einen Hügel gegenüber dem Hause, das man thöricht ein Schloß genannt hat, und sagte: „Da, denke ich, werde ich mich einmal mit meiner Frau begraben lassen. Ich hatte auch an Schönhausen gedacht; aber hier ist's wohl paßlicher, denn in Schönhausen bin ich doch eigentlich schon lange ein Fremder." Der Gast hatte zu schweigen. Abends, als die altfränkische Oellampe freundlich brannte und die kränkelnde Fürstin auf ihrem Sofa, neben Lenbachs Meisterbild des alten Kaisers, eingenickt war, schlug der Sinnende wieder das Thema an, verarbeitete es nach seiner Weise und schien sich in humoristischer Ausmalung des feierlichen Lärmes, der nach seinem Tod losbrechen würde, nicht genug thun zu können. Frau Johanna schrak auf und rief ganz ärgerlich: „Aber, Ottochen, wie kannst du nur so traurige Sachen reden!" „Liebes Kind," war die Antwort, „gestorben muß einmal sein, trotz Schweninger, und ich will wenigstens rechtzeitig dafür sorgen, daß mit meinem Leichnam kein Unfug getrieben wird. Ich möchte nicht, wie die Berliner sagen, eine schöne Leiche sein, und eine von der bekannten Aufrichtigkeit, die heimlich ‚Uff!' macht, inscenirte Trauerkomödie, so zwischen Vogelwiese und Prozession, wäre so ziemlich das einzige, was mich noch schrecken könnte."

Die Freunde des Hauses wissen, wie oft der Große dann später noch diesen Gedanken ausgesprochen und mit der ihm allein eigenen graziösen Laune beleuchtet hat, und sie werden es den verwaist Hinterbliebenen danken, wenn von seinem Willen auch künftig nicht um Haaresbreite gewichen wird.[1])

---

[1]) In derselben Nummer der „Zukunft" findet sich noch folgende bemerkenswerte Stelle über Todesahnungen Bismarcks: Als im Herbst 1894 auch die äußerlich stille, im Innersten aber leidenschaftliche, nur mit ihm und für ihn empfindende Hausfrau von seiner Seite gerissen war, kamen die trüben Stimmungen, die Sehnsuchtsseufzer nach dem Tode häufiger; er murrte, leise manchmal und manchmal auch laut, gegen die ärztliche Mahnung, die ihn erhalten wollte, und meinte, er habe „hier unten ja nichts mehr zu suchen und zu finden". „Ich bin alt und verbraucht; das ist meine Krankheit, und dagegen giebt's nur ein Mittel, das ich mir täglich wünsche." Jedes Versagen der Gedächtniskraft stimmte ihn zu solchen

Flüchtige Begegnung mit fünf Berliner Journalisten.

26. März 1894. Friedrichsruh. Am gedachten Tage trafen fünf Journalisten aus Berlin in Friedrichsruh ein, um Zeuge des ersten Besuchs zu sein, den der Kaiser dem Altreichskanzler abstattete, und schickten alsbald ihre Empfehlungsschreiben an den Dr. Chrysander. Die weiteren Erlebnisse der Herren schildert ein im „Berliner Börsen-Kurier" abgedrucktes Referat wie folgt: Chrysander bedauerte, uns nicht empfangen zu können, und so mußten wir, während die Hamburger Kollegen unbehindert im Schloß Nachrichten empfingen, unthätig draußen bleiben. Von den wenigen Bewohnern der Ortes konnte uns niemand Auskunft geben, und so blieb uns nichts anderes übrig, als uns resignirt in das Unvermeidliche zu schicken. Da, gegen 12 Uhr mittags, trat Fürst Bismarck in Begleitung seiner Hunde aus der Schloßpforte heraus. Außer uns fünfen war kein Fremder anwesend, und so kam es, daß der Fürst forschend stehen blieb und dann langsam auf uns zuschritt.

Er dankte für unseren ehrfurchtsvollen Gruß und sagte dann unvermittelt: „Die Herren sind wohl aus Berlin. Bedecken Sie sich doch, Sie werden sich ja erkälten." Dann setzte er hinzu: „Wenn ich nicht irre, sind Sie von der Presse."

Wir stellten uns natürlich vor, und dann forderte der Fürst uns auf, ihn auf seinem Spaziergang nach dem Bahnhof zu begleiten. Der greise Herr plauderte nun in liebenswürdigster Weise mit uns. Er erkundigte sich in eingehender Weise über die Zeitungen, die wir vertreten, und äußerte dann gesprächsweise:

„Sie werden hier viel Schwierigkeiten haben, Majestät wünscht nicht, daß ein großer Empfang stattfindet, und daß viel Publikum nach Friedrichsruh geleitet werde. Sie werden hier nicht viel zu schreiben bekommen, höchstens könnten Sie dem Publikum mitteilen, daß die letzten Februarstürme in dem schönen Sachsenwalde furchtbar gewütet haben."

Auf unsere Frage, ob es uns denn gar nicht möglich sein werde, dem Empfang beizuwohnen, meinte der Fürst lachend: „Ja, meine Herren, ich kann darüber nicht bestimmen, aber wenden Sie sich doch an den Amtsvorsteher von

---

Sentenzen, und immer kehrte die Angst wieder, elendiglich zum „Jammermann" zu vergreisen. Wenn beim Aufstehen aus dem Lehnstuhl einmal die Beine „nicht wollten" oder die quälenden Gesichtsschmerzen ihn zwangen, eine seidene oder wollene Mütze über den mächtigen Schädel zu ziehen, bis über die weißen, buschigen Brauen, dann sagte er lächelnd: „Ja — auf dem Dache sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß." Und die Hörer konnten noch so lebhaft protestiren, konnten versichern, in seinem Wesen sei keine Greisenspur sichtbar: es half nicht. Er litt am Leben, litt unsäglich unter dem Bewußtsein, daß seinem rastlos arbeitenden Geist die Körperkräfte entglitten.

Friedrichsruh, den Oberförster Lange; wo er wohnt, wissen Sie wohl, um 3 Uhr ist er zu sprechen."

Als dann einer unserer Kollegen weiter fragte, ob andere Herrschaften bei dem Empfang anwesend sein würden, sagte der Fürst lächelnd: „Die drei Kreisgendarmen sind bestimmt noch hier."

In liebenswürdigster Weise verabschiedete sich der Fürst dann von uns und bat, doch die Berliner vielmals von ihm zu grüßen. Als wir um 3 Uhr bei dem Oberförster Lange erschienen, teilte uns dieser mit, daß uns „auf Durchlauchts Befehl" alle möglichen Erleichterungen während unseres Aufenthalts in Friedrichsruh zu teil werden sollten. In der That war es uns auch möglich, dem Empfang in der nächsten Nähe beizuwohnen.

Ein Nachmittagsbesuch des Korrespondenten des „Schlesischen Tageblatts".

24. März 1895. Friedrichsruh. Zum Nachmittagskaffee der Korrespondent des „Schlesischen Tageblatts". Derselbe schreibt darüber:

Am Tage, bevor die Parlamentarier dem Fürsten ihre Glückwünsche darbrachten, ersuchte ich Dr. Chrysander, mir eine, wenn auch noch so kurze Unterredung mit Seiner Durchlaucht zu vermitteln. Eine halbe Stunde später brachte mir ein Diener die Einladung, der ich sofort Folge leistete. In das Zimmer des Fürsten geführt, sah ich zu meinem Schrecken, daß ich ihn beim Nachmittagskaffee gestört hatte. Die qualmende lange Pfeife in der Linken, stand der Fürst auf, reichte mir seine Rechte und stellte mich den anwesenden Mitgliedern seiner Familie vor. Er erinnerte sich meiner noch recht wohl von der Parlamentszeit her; selbst eine ganz flüchtige Begegnung, die ich vor zwei Jahren mit ihm im Park zu Friedrichsruh gehabt, hatte er nicht vergessen.

Seiner Einladung: „Sie trinken doch ein Täßchen mit?" kam ich um so lieber nach, als ich dadurch Gelegenheit erhielt, mich etwas länger in seiner Nähe aufzuhalten. Ueber eine halbe Stunde war ich in dem gemütlichen Kreise; mir wars, als ob ich bei alten lieben Freunden weilte. Er ist zwar nicht mehr der markige Recke, wie wir ihn aus den Parlamenten kennen, das Gesicht hat tiefere Runzeln und einen greisenhafteren Ausdruck bekommen, aber mit unverminderter Lebendigkeit sprühen die scharfen Augen unter den dichten weißen Brauen hervor. Die Schultern trägt er nicht mehr so aufrecht wie früher, und der Oberkörper ist ein wenig gebeugt. Aber der ganze Mann macht einen tiefen Eindruck durch seine dem hohen Alter bisweilen innewohnende imponirende und würdevolle Ruhe und Milde.

Als ich das Gespräch auf Schlesien brachte und auf die Liebe, die auch die Schlesier ihrem Eisernen Kanzler darbrächten, sagte der Fürst: „Ja, ja, im Mai wollen sie mich besuchen, es soll ja eine große Zahl hierher kommen.

Ich freue mich, meine Landsleute aus Ost und West noch einmal bei mir zu sehen, wenn die Reisen für sie nur nicht so strapaziös wären!"

Ich: „In der freudigen Erregung, Eure Durchlaucht zu sehen, spürt man nichts von Strapazen; überdies macht ja Excellenz Thielen das Reisen heute so bequem und annehmlich."

Der Fürst: „Sie meinen die Harmonikazüge! Nun ja, es mag ja eine Erleichterung sein, aber eine Strapaze bleibt es doch. Und darum freue ich mich auch so sehr über die Besuche meiner Landsleute, denn der Umstand, daß sie solch große Mühen nicht scheuen, beweist mir, daß der große nationale Gedanke mit ungeschwächter Kraft fortlebt. Ich fasse die Besuche meiner Landsleute nämlich in erster Linie als den Ausdruck ihres Nationalbewußtseins auf, das sie vor mir, einem der Handwerker am Bau des Deutschen Reichs, zeigen wollen. Ich fühle wohl, daß man mich liebt; das ehrt mich und verschönt die wenigen Tage oder Monate, die mir noch vergönnt sind zu leben, und" — so fügte er lächelnd hinzu — „man hat mich ja auch genug gehaßt."

Der Fürst sah mich dabei mit so lustigem Augenzwinkern an, daß ich nicht umhin konnte, zu erwidern: „Eure Durchlaucht wollen doch nicht damit sagen, daß meine Wenigkeit auch zu diesen Hassern gehört?"

Der Fürst: „Nein, nein, ich kenne Sie; geärgert haben Sie mich wohl manchmal, aber Ihre Publikationen atmeten nicht Gift und Galle, wie so manche andere; Sie blieben sachlich, und darum nahm ich Sie auch ernst. Es ist mehr wie einmal vorgekommen, daß mir ein sachlicher Zeitungsartikel, der meine Ideen bekämpfte, einen guten Wink gab, dem ich dann gern folgte. Ueberhaupt — man hat mir unrecht gethan, daß man von mir stets als von einem Verächter der Presse gesprochen hat. Früher — allerdings, sehr grün war ich der Presse nicht, aber verachtet habe ich nur diejenigen Leute, die sich zuerst an mich herandrängten und dann, wenn ich sie abfallen ließ, über mich herfielen."

Ich: „Diese Art ‚Kollegen', Durchlaucht, halten auch wir nicht für Kollegen."

Der Fürst: „Sehen Sie, ich meine ja eben jene, die, um ihre Zwecke zu erreichen, zum Revolver greifen." Der Fürst ergriff eine Zuckerzange und richtete sie wie eine Pistole auf meine Brust, aus den „Räubern" citirend: „La bourse ou la vie!" Die Art, wie der Fürst dies ausführte, war so drastisch, daß alle lachten. „Aber heute" — fuhr er fort — „habe ich wirklich eine hohe Achtung vor der Presse, sie hat mir in den letzten Jahren viel Liebes erwiesen. Ich erkenne ihre Macht an." Mein unwillkürliches Lächeln verstehend blickte er mich einen Moment schweigend an und sagte dann: „Ach, Sie meinen die sogenannte Bismarckpresse. Mit dem, was da drin steht, wird viel Unfug getrieben; es sind Blätter, die ihrer Freundschaft zu mir oft Aus-

druck geben, darum meint man, sie müßten auch von mir inspirirt sein. Ich denke nicht daran! Da heißt es immer, wenn die ‚Hamburger Nachrichten‘ irgend etwas schreiben: ‚offenbar aus Friedrichsruh stammend‘ — in neun von zehn Fällen aber stammen die Artikel nicht von mir. Ich mag mich überhaupt nicht mehr in den Streit der Meinungen stürzen. Ich bin hier ganz zufrieden, wenn das Korn gut steht, das Obst gut ansetzt oder die Hühner gut legen. Abgesehen davon, daß mein lieber Schweninger“ (hierbei nickte er seinem anwesenden Leibarzt freundlich zu) „es nicht erlauben würde, hätte ich auch gar keine Lust, mich noch einmal in den Reichstag zu stellen und herumzuzanken. Man wird alt!“

Ich: „Hoffentlich noch viel älter, Durchlaucht, damit wir noch lange dem Mann, der das Reich neugeschaffen, unsere Verehrung beweisen können.“

Darauf erbat ich mir die Erlaubnis, mich zurückziehen zu dürfen, da der Fürst ohnehin noch zu ruhen gedachte (wie mir Dr. Chrysander vorher mitgeteilt hatte), um am anderen Tage frisch den Anstrengungen standhalten zu können.

Fürst Bismarck reichte mir die Hand und sagte: „Ich habe mich sehr gefreut über Ihren Besuch. — Ja, morgen, wenn mich meine alten Parlamentsfreunde besuchen, wird's heiß hergehen — und übermorgen der Besuch Seiner Majestät — so viel Liebe und Ehre habe ich wirklich nicht verdient, aber ich bin sehr glücklich. Leben Sie wohl! Auf Wiedersehen!“

Ich: „Darf ich Eurer Durchlaucht auch die innigsten Glück- und Segenswünsche meiner Wenigkeit aussprechen, zwar ganz einfach, aber herzlich und treu!“

Nochmals drückte mir der Fürst kräftig die Hand, indem er mir seinen freundlichen Dank aussprach, und ich ging mit dem erhebenden Bewußtsein, eine schöne halbe Stunde an der Seite eines Mannes verlebt zu haben, dem erst die Geschichte die hohe Würdigung angedeihen lassen kann, die seine unvergänglichen Ruhmesthaten verdienen. [1])

Dr. P. Liman von den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ über Bismarck.

31. März 1896. Dr. Paul Liman, der in Berlin domizilirende Chefredakteur der „Leipziger Neuesten Nachrichten“, verwebt in einen „Fürst Bismarck daheim“ [2]) betitelten Artikel Eindrücke von verschiedenen vorausgegangenen Besuchen bei dem Altreichskanzler.

---

[1]) 8. April 1895. Die „Hamburger Nachrichten“ stellen in Abrede, daß Bismarck zu den vorhergehenden Festtagen in Friedrichsruh einen Vertreter der „Pall Mall Gazette“ bewußterweise gesehen oder gesprochen habe.

[2]) Der Artikel ging durch die gesamte bismarckfreundliche Presse unter Limans nom de guerre P. Milan, Berlin. Liman zählt zu den Koryphäen der deutschen Journalistik, und Fürst Bismarck schätzte ihn ungemein hoch.

Es ist natürlich, daß auch heute noch die Politik den Fürsten Bismarck fast ausschließlich beschäftigt, daß er mit intensivem Interesse den Wandlungen der Gegenwart folgt. Er selbst sagte einmal, daß so manche Nebenbeschäftigung, wie die Jagd und die Fischzucht, an denen er sonst Freude hatte, ihr Interesse verloren, seitdem ihm die Hauptbeschäftigung genommen ist. Wer an große Erregungen gewöhnt ist, wer über Völkerschicksale entschied, der empfindet die Idylle als Fessel, der sträubt sich dagegen, daß die Ruhe zum Selbstzweck werde. Ein Mann von 81 Jahren — und welche gewaltige Kraft! Wie harmonirt selbst das Physische an ihm mit dem Geistigen! Gewaltig von Statur, aufrecht, festen Schrittes, so wandert er durch den Park von Varzin oder unter den Bäumen von Friedrichsruh, so tritt er dem Besuchenden im Innern des Hauses entgegen. Das Auge, das wunderbare, ist noch immer so durchdringend und klar, daß es scheint, als ginge der Blick bis in die tiefsten Falten des Herzens. Keine Spur von Ermüdung auf dem Spaziergang oder des Abends, wenn nach der Mahlzeit durch Stunden der Fürst das Gespräch führt.

Es ist etwas Eigenes mit diesen Gesprächen. Die meisten, die namentlich als Mitglieder von Deputationen bei Bismarck weilten, glauben dem Hofton folgen und stets die Anrede abwarten zu sollen — das ist falsch. Fürst Bismarck will angeregt sein, er will das Thema erfahren, das den anderen interessiert, und man darf sicher sein, man wird ihn nicht in Verlegenheit setzen. Formell besitzt er die leichte Art des Franzosen, die Kunst des Plauderns; inhaltlich aber hat selbst das anscheinend leichte Gespräch eine solche Fülle von Beobachtung und Urteil, daß man immer von neuem über die Reichhaltigkeit dieses Geistes erstaunt. Ich habe nie ein so prägnantes Urteil über Zolas „Débâcle“ gehört wie einst von ihm. Ihm fehlt „der Pulverrauch in dem Buche, den eben nur der schildern kann, der ihn selbst gerochen hat“; er nennt es phantastisch und unwahr und führt zum Belege die Einzelheiten der Schlacht von Sedan an, obwohl er das Buch vor langer Zeit schon gelesen. So citirt er im Plaudern englische und französische Dichter und Forscher, auch dem italienischen Sprachschatz entlehnt er Vergleiche, und stets wendet er die Ursprache an. In Erinnerung ist mir geblieben, wie er einmal nach einem Exkurse über die oft recht geringe Verwendbarkeit seiner Beamten scherzend das Wort Talbots anwandte, indem er es durch die Betonung variirte: „Mit der Dummheit“ — im Bunde mit ihr — „kämpfen Götter selbst vergebens.“

Es ist ein großer Irrtum, sich den Fürsten Bismarck als erbittert vorzustellen. Zwar von einzelnen Persönlichkeiten, die nach seiner Ueberzeugung einst gegen ihn erfolgreiche Intriguen spannen, spricht er nur mit Erbitterung oder mit scharfem Spott, aber die Grundstimmung ist doch die Resignation, die zuweilen nicht ohne einen melancholischen Zug ist. Diese leise Melancholie ist erst bemerkbar geworden, seitdem ihm die treue Lebensgefährtin starb. Seine Umgebung ist jedoch eifrig bemüht, solche Wolken von seiner Stirn zu bannen. Ueberhaupt

hat die Sorgfalt, mit der ihn die Seinen umgeben, etwas innerlich Ergreifendes. Vor allem ist es die Tochter, Gräfin Rantzau, die mit außerordentlicher Zartheit um den Vater bemüht ist. Aber besonderen Dank schuldet wohl die Mitwelt ihrem Gatten, der seine Carrière mitten in ihrer Entwicklung unterbrach und jede Wallung eines natürlichen Ehrgeizes niederkämpfte, um das Bedürfnis des greisen Helden nach einem freundlichen Familienleben zu erfüllen. Graf Rantzau hat da ein Opfer gebracht, das sich in dem steten Verkehr mit dem Fürsten selbst belohnen mag, das aber nicht hoch genug geschätzt werden kann, zumal ihm doch auch das Gefühl nicht fremd bleiben mag, im Hause eines Bismarck mit dem eigenen Werte stets zurückstehen zu müssen. Von den Rantzauschen Kindern weilen zwei in Friedrichsruh, der älteste Sohn befindet sich auf der Ritterakademie in Brandenburg. Es sind bildhübsche, schlanke, hochgewachsene Jungen, von denen namentlich der jüngste am meisten Bismarcksche Schädel- und Gesichtsbildung zeigt. Entzückend ist es, das Verhältnis des Großvaters zu den Enkeln zu beobachten. Welch tiefe Zärtlichkeit liegt in seinem Blick, wenn die frischen Jungen zu den Mahlzeiten ins Zimmer treten, wenn sie dem Großvater die Hand küssen, die dann liebevoll über ihre frischen, jungen Wangen streicht! Sie haben es nicht nötig, mäuschenstill auf ihren Plätzen zu sitzen, gar manchesmal hört man ihr munteres Lachen vom anderen Ende der Tafel. Die Jungen werden nicht verzärtelt, sie werden zu tüchtigen Landjunkern herangebildet. In Varzin bestand ihr Hauptgenuß darin, in der „Schafwäsche" mit den Dorfjungen zu baden und nachher sich an weißen Rüben, frisch aus dem Felde, zu delektiren.

Der Fürst ist in seinen Bedürfnissen mäßig, das stets wiederkehrende Gesichtsreißen mit seinen quälenden Schmerzen mag ihm wohl auch die Freude des Genießens stören. Indessen nimmt er immerhin noch die Speisen und Getränke zu sich, die etwa ein rüstiger Sechziger zu seines Leibes Nahrung und Notdurft gebraucht. Spaßhaft war es, wie er einmal sich entschuldigen wollte, daß er ein paar kleine Glas Bier als Ganze hinunterstürzte, und wie ihn Professor Schweninger auf seine Bemerkung, daß der Kaviar heute früh doch gar zu salzig gewesen sei, darauf aufmerksam machte, daß es „den schon gestern früh gegeben habe". Bei der Mahlzeit ist der Fürst äußerst lebendig, doch mag ihn die Rücksicht auf die Dienerschaft veranlassen, hier die Politik möglichst zu vermeiden und sich hauptsächlich in Reminiscenzen zu ergehen. Bei solchen Gelegenheiten bewunderte ich stets die Sicherheit, mit der er die entlegensten Namen zur Hand hatte, zugleich aber auch die Prägnanz, mit der er durch irgend ein Beiwort, durch die Erwähnung irgend eines charakteristischen Merkmals die Persönlichkeiten, von denen er spricht, uns lebendig vor das Auge zaubert. Den Hauptgenuß bilden die Stunden nach dem um 7 Uhr stattfindenden Diner, in denen der Fürst, die lange Pfeife rauchend, sich ohne Zwang in politischen Gesprächen ergeht. Er verfolgt die Ereignisse des Tages mit

gespannter Aufmerksamkeit, ist über alles orientirt und fällt sein Urteil mit erstaunlicher Treffsicherheit. Vor allem betont er auch immer mit Nachdruck die Notwendigkeit eines guten Einvernehmens mit Rußland. Einmal erwähnte ich die mir bekannte Absicht des chinesischen Gesandten, den Fürsten um seinen Rat zu fragen: „O nein, ich danke, ich gebe einen Rat nur dann, wenn ich ihn auch verantworten muß. Ratgeber ohne Verantwortung — von der Sorte giebt es schon Leute genug.“ Auch auf den Plan, den Grafen Herbert zum Führer einer neuen, großen nationalen Partei zu machen, kam das Gespräch: „Ich würde meine Zustimmung dazu nie geben; zum Parteiführer ist mein Sohn nicht Intrigant genug.“ Im lebhaften Gespräch geht wohl einmal die Pfeife aus; da will aber der Fürst keine Hilfe haben: „Das Nachstopfen ist auch ein Teil des Genusses beim Rauchen.“ Nur das lange Streichholz — 6 Zoll lang — darf man gerade noch anzünden.

Der Fürst steht verhältnismäßig spät auf; das ist eine alte Gewohnheit, die noch aus seiner Amtszeit stammt und begründet ist in der weiteren Gewohnheit, bis tief in die Nacht hinein zu arbeiten. Das erste Frühstück, nach englischer Art, wird im Sommer auf einer Veranda eingenommen, und hierbei werden die eingegangenen Zeitungen durchflogen. Von den Briefen und Zusendungen, die selbst an gewöhnlichen Tagen eintreffen, läßt sich schwer eine Vorstellung machen. Da sendet ein Fabrikant eine Tuchprobe mit der Bitte, den Stoff als Bismarcktuch in den Handel bringen zu dürfen, da schickt eine glückliche Pastorenfrau die Photographie — ihrer fünf Sprößlinge; es sind die heterogensten Themen, die in den Briefen angeschlagen werden, und es ist selbstredend, daß auch zahllose Gesuche um Unterstützung nicht fehlen.

Dem ersten Frühstück folgt bei erträglichem Wetter ein Spaziergang, sonst wohl beschäftigt sich der Fürst mit Angelegenheiten der Verwaltung, die ihn oft recht stark in Anspruch nehmen. Das zweite Frühstück vereinigt zum erstenmal die ganze Familie: einige leichte, warme Speisen, Bier, Wein, ein leichter Schaumwein. Wenn Gäste anwesend sind, wird wohl ein besonderer Gang eingeschoben. Bei schönem Wetter erfolgt eine Ausfahrt und nach der Rückkehr erneute Arbeit. An Zeitungen sind anscheinend etwa sechs bis sieben dauernd abonnirt; am sorgfältigsten liest der Fürst die „Hamburger Nachrichten“, in deren lokalen Teil er sogar hineinblickt. Den speziellen Dienst beim Fürsten hat noch immer der treue Kammerdiener Pinnow, der mit außerordentlicher Sorgfalt um seinen greisen Herrn bemüht ist, dem aber, nach der freundlichen Rundung seines äußeren Menschen zu urteilen, sein Dienst recht gut bekommt.

So gestaltet sich das Leben des greisen Staatsmannes ganz in der Art des vornehmen Landedelmannes. Es ist ein otium cum dignitate, was er genießt.

Informationen der Wiener „Neuen Freien Presse“ über Bismarck.

1. April 1896. Die Wiener „Neue Freie Presse“ brachte zum Geburtstage des Fürsten Bismarck einen Artikel, worin es heißt:

Das Aussehen des Fürsten ist seit dem 1. April vorigen Jahres, also seit seinem 80. Geburtstage, unverändert geblieben. Das eherne Antlitz mit dem mächtigen Augenpaare unter den buschigen Brauen hat noch nichts von der großen Ausdrucksfähigkeit eingebüßt, die ihm stets eigen gewesen ist. Der Haltung des greisen Fürsten scheint selbst das hohe Alter, das sonst jeden Nacken beugt, nichts anhaben zu können. Straff und hoch aufgerichtet schreitet er einher, ganz wie früher. Wohl mag der Radius seines Bewegungskreises mit den zunehmenden Jahren entsprechend kleiner geworden sein, die Rücksicht auf Wetter und Befinden mehr als sonst das Maß und die Art seiner Ausflüge ins Freie beschränken, aber im ganzen kann das Urteil über das körperliche Befinden des Altreichskanzlers nur auf „unverändert“ lauten. Die geistige Frische ist erstaunlich, wie alles bei dieser jedes Maßstabes spottenden Natur; auch der unverwüstliche Humor, der dem Fürsten zeitlebens eigen gewesen ist, hat ihn nicht verlassen. Man würde sich ein sehr falsches Bild von ihm machen, wenn man sich ihn als einen vom Gesichtsschmerz geplagten, mürrischen Greis vorstellen wollte.

Seine Tischgespräche, auf die sich die nachstehenden Mitteilungen nach den Berichten von Ohrenzeugen stützen, üben noch immer den alten Zauber auf die Hörer aus. In der letzten Zeit hat der Fürst allerdings stark an seinem alten Uebel, dem neuralgischen Gesichtsschmerz, gelitten, und er befindet sich dabei in einer übeln Lage. Geht er in rauher Jahreszeit viel ins Freie, so wird der Schmerz andauernder und heftiger; bleibt der Fürst im Zimmer, so schläft er nachts noch weniger als sonst. Das ist ein übler Zustand, aber der alte Kanzler tröstet sich mit einem Freunde seines Vaters, der im 75. Lebensjahre von heftigem Zahnschmerz befallen wurde, und dem der Arzt, als er ihm sein Leid klagte, erwiderte: „Seien Sie froh, daß Sie mit 75 Jahren überhaupt noch Zahnschmerz haben.“ Der Fürst klagt häufig darüber, daß ihn jeder Witterungswechsel in seinem körperlichen Befinden störe, er sei darin sehr empfindlich und verspüre die geringste Veränderung im Wetter schon lange im voraus, er sei der reine Barometer. Im ganzen genommen führt der Fürst jetzt ein sehr zurückgezogenes Leben, was zum größeren Teile im Tode seiner Gemahlin die Erklärung findet; aber es ist doch in keiner Weise einsam um den Alten im Sachsenwalde. Graf und Gräfin Rantzau mit ihren beiden jüngeren Söhnen haben nach dem Ausscheiden des Grafen aus dem diplomatischen Dienst ihren ständigen Aufenthalt in Friedrichsruh genommen. Daß die Gräfin Rantzau ihrem Vater von jeher sehr nahe gestanden, weiß man. Sie sorgt jetzt dafür, daß der Fürst nichts vermißt, was in seinen Gewohnheiten und Bedürfnissen

die sie aufs genaueste kennt, liegt. Die Vertretung des Fürsten in allen geschäftlichen und äußeren Angelegenheiten besorgt, soweit sie erforderlich ist, Graf Rantzau, der nebenbei seiner Vorliebe für die Jagd zu huldigen im Sachsenwalde die beste Gelegenheit hat. Während der monatelangen Abwesenheit des Dr. Chrysander zur Absolvirung seiner medizinischen Staatsprüfung war die täglich vom Grafen Rantzau zu bewältigende Arbeitslast keine geringe. In den letzten Tagen war das ruhige und nur durch freundnachbarliche Besuche unterbrochene Familienleben im Friedrichsruher Herrenhause durch den Empfang mehrfacher Deputationen unterbrochen, die alle in zahlreicher Kopfstärke erschienen waren und den Fürsten allmählich auf die Feier seines 81. Geburtstages vorbereiten.

Der Fürst sieht den aufregenden und seiner physischen und seelischen Leistungsfähigkeit stark zusetzenden Ovationen nicht ohne Beklemmung entgegen, aber er tröstet sich damit, daß es diesmal wohl nicht so schlimm werden dürfte, weil es doch immerhin nur ein einundachtzigster und nicht ein achtzigster Geburtstag sei. In dem Kreise der Hausgenossen und der ärztlichen Freunde der Bismarckschen Familie besteht der feste Glaube, daß der Fürst ein sehr hohes Alter erreichen werde, wenn nicht unvorhersehbare Zwischenfälle eintreten. Der alte Kanzler wehrt diesen Gedanken immer ab und pflegt dabei darauf hinzuweisen, daß er in seiner Jugend doch auf seine Konstitution stark eingestürmt habe, und später in der Politik habe er doch ein zu aufregendes Leben geführt, als daß er in Bezug auf seine Nerven und seine Widerstandskraft noch über einen erheblichen Reservefonds zu verfügen haben könnte. Seine Existenz sei lange Jahre hindurch mit der eines Mannes vergleichbar gewesen, der mit fremdem Gelde sehr hoch spiele. Das ruinire die Nerven.

Ob der Fürst sich in diesem Jahre zu einer Reise entschließt oder auch diesmal, wie im vorigen Jahre, in Friedrichsruh bleibt, scheint noch nicht festzustehen; große Neigung zu Ortswechseln hat er jedenfalls nicht, und er setzt, wie es heißt, dem ärztlichen Drängen nach sommerlicher Luftveränderung hartnäckigen Widerstand entgegen. Im vorigen Jahre hat sich Professor Schweninger die größte Mühe gegeben, den Fürsten zu einer Reise nach Gastein zu bewegen, ohne aber Erfolg zu haben. Das lange Fahren auf der Eisenbahn ist dem Fürsten in seinem Alter unbequem oder eine Plage, der Aufenthalt in fremden Räumen, wo er die gewohnten Bequemlichkeiten naturgemäß nicht in demselben Maße finden kann wie in Friedrichsruh oder Varzin, ist ihm unangenehm; er vermißt dort die Ruhe und Behaglichkeit des eigenen Hauses. Nach Gastein wäre er vielleicht ganz gern noch einmal gegangen. Er ist immer gern dort gewesen, und es knüpfen sich für ihn daran angenehme Erinnerungen an die Zeit, wo er mit Kaiser Wilhelm I. dort war, aber er konnte den Entschluß zum Reisen nicht fassen. Es regte sich in ihm dasselbe Widerstreben wie 1892 gegen die Kur in Kissingen, wo ihn dann die schwere Erkrankung befiel, deren

Folgen er lange nicht überwinden konnte. Der Fürst äußerte neulich gesprächsweise, wenn er wieder einmal reisen sollte, was er nicht wünsche, so wäre vielleicht ein ganz südliches Klima, Aegypten oder etwas dergleichen, die gegebene Gegend, aber eine so weite Reise scheue er natürlich erst recht. Er wolle sich bei seinem hohen Alter nicht der Möglichkeit aussetzen, daß ihm unterwegs irgend etwas zustoße; er habe den Wunsch, wenn er einmal so weit sei, im eigenen Bette zu sterben, nicht in der Fremde.

Die jetzige Lebensweise des Fürsten ist streng geregelt, und der Fürst beobachtet die ihm erteilten ärztlichen Vorschriften nach Möglichkeit. Er pflegt früh gegen 10 Uhr sich zu erheben und nach Einnahme des ersten Frühstücks und Entgegennahme des täglichen Berichts des Grafen Rantzau über die laufenden Eingänge und sonstigen geschäftlichen Angelegenheiten bei günstiger Witterung einen Spaziergang in den Park zu unternehmen, von dem er kurz vor Beginn des zweiten Frühstücks, etwa um halb 1 Uhr, zurückzukehren pflegt. Er ißt da meist mit großem Appetit und trinkt bayerisches Bier oder ein Glas alten Rheinweines dazu. An der Frühstückstafel sind Gäste ebenso häufig wie willkommen. Der Fürst ist meist sehr gesprächig und beherrscht mit alter Meisterschaft und Ueberlegenheit des Urteils das Gespräch, um was sich dasselbe auch drehe. Gegen Ende der Mahlzeit werden ihm die Mittagspost, die Briefe, Zeitungen und Depeschen überreicht, die er bei dampfender Pfeife liest und mit dem bekannten langen Bleistift mit Marginalien versieht. Nach Beendigung des Frühstücks begiebt sich der Fürst, immer begleitet von seinen beiden großen Hunden Tyras und Rebekka (genannt Betsch), in sein Arbeitszimmer, und dort finden dann die intimeren Empfänge oder Gespräche politischer oder sonstiger Natur statt, wenn das Bedürfnis und die Anwesenheit der geeigneten Persönlichkeiten im Schlosse dies erheischen. Nach Beendigung der Geschäfte und nachdem der Fürst ein wenig geruht hat, hängt es von seinem Befinden und dem Wetter ab, ob er eine Ausfahrt unternimmt oder nicht. Die Dinerstunde ist um 7 Uhr. Diese Mahlzeit verläuft ähnlich wie der Lunch. Die Gerichte sind durchwegs aufs vorzüglichste ausgewählt und zubereitet. Suppe nimmt der Fürst niemals, höchstens ausnahmsweise ein halbes Weinglas voll Bouillon, dagegen spricht er den übrigen Speisen meist mit gutem Appetit zu. Rotwein trinkt der Fürst seit langen Jahren nicht mehr oder doch nur ganz ausnahmsweise, er bevorzugt alten Rheinwein und Champagner. Bis vor kurzem pflegte er Moët et Chandon zu bevorzugen, doch ist darin jetzt ein Wandel eingetreten; er trinkt jetzt, weil ihm der süße Champagner nicht mehr bekommt und Sodbrennen verursacht, ganz herben. Wenn das Diner vorüber ist, begiebt sich der Fürst mit seiner Familie und seinen Gästen in die anstoßenden Gemächer, wo Kaffee, Liqueur und Zigarren gereicht werden. Er selbst nimmt indes nichts von alledem, sondern begnügt sich mit seiner langen Pfeife. Behaglich ausgestreckt auf chaiselongueartigem Sitze, vertieft sich der Fürst inmitten der

ihn umgebenden und lebhaft plaudernden Gruppen in die eingegangenen Zeitungen und Zeitschriften, ohne durch das ihn rings umgebende Gespräch gestört zu werden, ja er beteiligt sich an demselben ab und zu durch hingeworfene Bemerkungen. Sobald ihm in seiner Lektüre irgend etwas aufstößt, von dem er meint, daß es einen der Anwesenden besonders interessire, ruft er ihn durch ein Wort oder einen Blick an seine Seite, um ihm seine Ansicht mitzuteilen oder die seinige zu hören. So vergeht der Abend. Oefters wird von den Damen musizirt, allerdings nicht mehr so häufig wie bei Lebzeiten der Fürstin. Gegen 11 Uhr pflegt sich der Fürst zurückzuziehen. Die Ruhe seiner Nächte ist ganz abhängig von seinem jeweiligen Befinden, Schlaflosigkeit kommt leider nur zu häufig vor. Es geschieht auch zuweilen, daß der alte Kanzler erst Schlaf findet, nachdem er gegen 4 Uhr morgens durch Genuß einer Flasche schweren Bieres ihn herbeigezwungen hat.

Erstaunlich ist das Gedächtnis des Fürsten in seinem hohen Alter. Noch jetzt erinnert er sich mit größter Deutlichkeit aller irgendwie bemerkenswerten Vorgänge in seinem Leben bis in die früheste Jugend hinein. Von den vielen Tausenden mehr oder weniger hervorragenden Persönlichkeiten, mit denen er im Laufe der Zeit in Berührung gekommen ist, steht ihm jede sofort lebendig in ihrer körperlichen und geistigen Eigenart vor Augen, und er versteht sie mit wenigen Worten meisterhaft seinen Zuhörern zu veranschaulichen. Wenn irgend jemand aus dem Familienkreise oder von den Gästen sich auf einen Namen, eine Thatsache, eine Oertlichkeit nicht besinnen kann, so genügt eine Frage an den alten Kanzler, und die Antwort wird mit größter Sicherheit erteilt. Vor einiger Zeit wurde, während der Fürst Zeitungen las, im Gespräche der Umsitzenden nach dem Namen eines Gutes geforscht, das irgendwo in Pommern gelegen ist, und das der Fürst seit etwa einem halben Jahrhundert nicht mehr gesehen und betreten hatte. Niemand von den Anwesenden, die zum Teile die dortige Gegend sehr gut kannten, kam auf den Namen, bis der Fürst, ohne sich in seiner Lektüre zu unterbrechen, ihn nannte und hinzufügte, daß er vor fünfzig Jahren etwa das Gut nächtlicherweile auf einer Irrfahrt berührt habe, ohne mit seinen Besitzern später wieder in Beziehungen gestanden zu sein. Als die Rede auf Skandinavien kam, schilderte der Fürst unter anderem die Abweichungen der dortigen Pferdezucht von der einheimischen, die Unterschiede der Fütterung und den sich daraus ergebenden Geruch, den die dortigen Tiere an sich haben. Es wird kaum eine zweite Menschennatur zu finden sein, in der sich so kolossale geschichtliche Größe mit einem so ausgeprägten Sinn für das Gedeihliche des Alltagslebens paart. Wohin sich auch die Unterhaltung verliert, er ist in allen Sätteln gerecht und weiß seiner Ansicht stets einen Ausdruck zu geben, welcher alle Welt frappirt, die etwa anwesenden Fachleute nicht ausgeschlossen. Vielfach hört man sie nach solchen Vorkommnissen ganz überzeugt äußern, daß nach ihrer Ansicht der Fürst, wenn er nicht zufälligerweise der

Gründer des Deutschen Reichs, der Maker of history und der Umgestalter der europäischen Landkarte geworden wäre, er ebenso gewiß ein großer Arzt, ein großer Techniker, ein gelehrter Professor oder sonst etwas geworden wäre. „Ja," pflegt der Fürst dann wohl gut gelaunt zu erwidern, „wenn ich in meiner Jugend fleißiger gewesen wäre und mehr Sitzfleisch gehabt hätte, hätte aus mir wohl etwas werden können."

Auch bei Gesprächen über Literatur und Musik ist der Fürst mit seiner Auffassung keineswegs zurückhaltend. Mit bitterer Ironie pflegt er sich dabei über die Schalheit und Flachheit des deutschen Zeitungsromanes zu äußern, der den Lesern täglich in den üblichen Dosen verabreicht wird: „Erna erhob sich und warf ihrem Verlobten einen wehmütigen Blick zu" und ähnliche Sätze führt der Fürst mit liebenswürdigem Spott an, um das Geschreibe dieser meist weiblichen Federn und die Anspruchslosigkeit des deutschen Lesepublikums zu illustriren. Er wundert sich, daß die deutschen Zeitungen diese seichte Ware ihrem Publikum bieten dürfen und bieten, wo doch die Heftigkeit der heutigen öffentlichen und sozialen Zustände auch dem Romanschriftsteller, wenn er sein Metier versteht, die interessantesten und schwierigsten Probleme förmlich aufdrängte. Als das Gespräch auf Richard Wagner kam, äußerte der Fürst nach Anerkennung der Bedeutung des Meisters, früher seien die Deutschen immer zu bescheiden gewesen, auch wenn sie was Tüchtiges gekonnt und geleistet hätten. Wagner habe ihm, als er seinerzeit durch Varnbüler mit ihm bekannt geworden sei, den Beweis geliefert, daß sich hierin ein erfreulicher Umschwung vollziehe. Er, Bismarck, sei doch auch nicht ohne Selbstbewußtsein, aber ein so hohes Maß von dieser Eigenschaft, wie er es bei Wagner angetroffen habe, sei ihm bei einem Deutschen noch nicht vorgekommen.

Bemerkenswert ist, daß, sobald das Gespräch die Judenfrage streift, der Fürst es selten unterläßt, auf die Zwecklosigkeit der antisemitischen Bewegung hinzuweisen. Mit Sizilianischer Vesper und Bartholomäusnacht könne man doch heutzutage nicht vorgehen. Die Austreibung der Juden sei ebenso unmöglich und würde den Nationalwohlstand gefährden, und wenn man die jüdischen Elemente aus den amtlichen und gelehrten Berufen entferne, so würde die dort frei werdende jüdische Intelligenz das Uebergewicht, das die Juden in Bezug auf Erwerbstüchtigkeit und Geschäftssinn den Christen gegenüber besäßen, noch erhöhen. Außerdem besäßen die Juden doch mancherlei Vorzüge, die nicht zu bestreiten seien, so wenig wie ihre Schattenseiten, sie brächten in die Mischung, welche die verschiedenen Stämme Deutschlands darstellten, ein gewisses Mousseur, das diesen zum Vorteil gereiche. Wenn er, Bismarck, noch Minister wäre, so würde er in Bezug auf die Judenfrage den Grundsatz empfehlen: La recherche de la confession est interdite.

Mit Vorliebe spricht der Fürst von Erlebnissen seiner jungen Jahre, seinem Aufenthalt auf dem Lande als Gutsbesitzer. Mit einer gewissen Selbstbefriedigung

erzählt er davon, ein wie vorzüglicher Pistolenschütze er gewesen sei. „Seiner fünf Kugeln auf das Fensterkreuz auf 30 Meter sei er stets sicher gewesen". Auch seiner Leistungen in der „Trinkbarkeit", deren er übrigens bis in sein hohes Alter hinein noch teilhaftig geblieben ist, erinnert sich der Fürst mit schmunzelndem Vergnügen. So erzählte er unter anderem neulich, wie er einst mit einem Gutsnachbar sich zu einem handfesten Trunke zusammengefunden habe, und wie sie beide erst eine stattliche Reihe Flaschen schweren Rheinweines und dann Champagner in so großer Quantität getrunken hätten, daß sein Kumpan mit einer gewissen Schadenfreude den Moment habe herankommen sehen, wo er, Bismarck, sich auf sein Pferd setzen und nach Hause reiten müsse; doch sei der Gastfreund nicht auf seine Rechnung gekommen. Er, Bismarck, habe sich mit kühnem Schwunge auf seinen Gaul gesetzt und in kurzem Galopp die vorliegende Anhöhe genommen, wo ihm oben der Wind seinen Hut entführt habe, den er, ohne abzusitzen, wieder aufgenommen und seinem zurückgebliebenen erstaunten Trinkgenossen triumphirend zugeschwenkt habe. „So etwas kommt heute kaum noch vor," schloß der Fürst. Wie schon oben erwähnt wurde, trinkt der Fürst Münchener Bier, das, in großen Flaschen abgezogen, immer in vorzüglicher Güte in Friedrichsruh vorhanden ist. Einem Lobredner des Pilsener Bieres, der bei ihm Propaganda für das Getränk machen wollte, erwiderte der Fürst: „Nein, das ist mir zu naß, zu dünn und zu bitter, ich kann meinen Geschmack nicht mehr daran gewöhnen." Als sich jemand über den schrecklichen Rotwein beklagte, den er einst im ersten Hotel von Stettin bekommen habe, meinte der Fürst scherzend: „Ja, die Stettiner Weinverhältnisse sind merkwürdig, dort wird mehr Rotwein exportirt als importirt; das Plus wächst wahrscheinlich in den Festungsgräben oder sonstwo dort."

Als das Gespräch kürzlich auf das Attentat von Blind kam, schilderte der Fürst den Hergang folgendermaßen: Blind habe in einer Kneipe mit einem Manne, dessen Personalien später nicht zu ermitteln gewesen seien, zusammengesessen und diesen gefragt, wann der Ministerpräsident sich in der Regel zum Vortrage beim König zu begeben pflege. Nach erhaltener Auskunft habe er sich Unter den Linden aufgestellt, um das Herankommen Bismarcks abzuwarten. Er, Bismarck, erinnere sich noch ganz deutlich, daß ihm die beiden Gestalten, die Blinds und seines lang aufgeschossenen Begleiters, sofort aufgefallen seien. Als er näher gekommen sei, habe der Begleiter Blinds diesem ein Zeichen gegeben und sei dann verschwunden. Blind habe die Richtung auf ihn, Bismarck, eingeschlagen und sei, die rechte Hand in der inneren Brusttasche des Rockes verborgen, an ihm vorbeigegangen und habe ihn mit einem Blicke angesehen, der ihm sofort die Empfindung erweckt habe: „Na, das ist kein Freund." Dann habe er wenige Schritte weiter plötzlich eine Detonation hinter sich gehört, die er ursprünglich, ohne sich umzusehen, auf einen Straßenjungenunfug mit Feuerwerkskörpern zurückgeführt habe. Erst der zweite Schuß

habe ihn veranlaßt, sich umzudrehen, und da habe er den unheimlichen Kerl mit rauchendem Revolver in der Hand und im Begriff, zum drittenmal auf ihn zu feuern, unmittelbar vor sich gesehen. Er, Bismarck, sei auf ihn zugesprungen und habe dabei den Fehler begangen, anstatt ihm die Waffe wegzunehmen, ihn am rechten Handgelenk zu packen, wodurch es Blind gelungen sei, die Waffe mit der linken Hand zu ergreifen und dieselbe in der Richtung, in der sie sich gerade befand, nämlich auf die Brust Bismarcks, abzudrücken. Als dieser Schuß gefallen sei, habe er, Bismarck, die Empfindung gehabt, durch und durch geschossen zu sein, was er sich später aus der Wirkung der vom Geschoß getroffenen Rippe auf das Rückgrat erklärt habe. Die Kugel sei abgeglitten und habe nur eine etwa eigroße Geschwulst an der Aufschlagstelle hinterlassen. Die vierte und fünfte Kugel habe der Attentäter im Handgemenge so abgefeuert, daß sie von links nach rechts parallel mit der Brust des Fürsten dessen Rock und Weste durchlöchert hätten, wobei beide Kleidungsstücke in Brand geraten wären. Erst nachdem Blind alle Schüsse seiner Waffe abgegeben habe, hätte er sich ergeben, aber selbst die Verhaftung des Attentäters habe ihm noch Gefahr gebracht. Es sei gerade eine Compagnie eines Garderegiments, dessen Kommandeur damals der spätere Generaloberst v. Pape gewesen sei, vorübergekommen, und diese hätte die Umgebung des Attentats gesperrt. Er, Bismarck, sei ebenso wie Blind ganz eingekeilt gewesen, und plötzlich habe er den Kolben eines preußischen Grenadiers gefahrdrohend über sich gesehen, der Kolben wurde im letzten Moment, wie er sich erinnere, von einer Offiziershand zurückgehalten. Die Soldaten hätten offenbar geglaubt, es handle sich um eine Straßenrauferei, und „der lange Kerl da!" (Bismarck) werde wohl der Hauptkrakehler gewesen sein.

Auf dem Schreibtisch des Fürsten, so schließt der Artikel, stehen zurzeit außer den bekannten Gegenständen mancherlei, die Interesse erregen, namentlich eine kleine silberne und sehr apart gearbeitete Kassette. Sie enthält einen ganz eigenartig, sehr kunstvoll und altertümlich aussehenden goldenen Ring. „Das ist ein Amulett, welches ich dieser Tage aus der Türkei erhalten habe," äußerte der Fürst neulich zu einem Besucher. „Sehen Sie sich die wundervolle Arbeit an und beachten Sie die arabischen Zeichen, die in den Stein gravirt sind. Ich werde nächstens damit siegeln; das macht einen entschieden gelehrten Eindruck." Außerdem verdient ein Petschaft Beachtung, das, während des französischen Feldzuges erbeutet, dem Fürsten vor einiger Zeit zugesendet worden ist; es ist das Siegel eines französischen Ingenieur-Kommandos. Der Fürst machte auf die Ausstattung des Dienstsiegels mit allen Symbolen des napoleonischen Cäsarismus aufmerksam, die charakteristisch sei im Gegensatz zu der dienstlichen Einfachheit anderer Staaten und Armeen. Auf dem Schreibtisch steht auch ein mächtiges Schreibzeug aus schwarzem Stein; auf der Platte liegt ein sterbender Löwe ausgestreckt: „Das schenkte mir im Jahre 1875 Kaiser

Wilhelm, mein alter Herr, als er sehr krank war und dem Tode nahe zu sein glaubte; glücklicherweise hatte er sich über sein Befinden getäuscht." Ein langes weißes Etui enthält ein außerordentlich kostbares und kunstvoll gearbeitetes Petschaft, das an seiner Siegelfläche und an seinem Knauf mit großen Lapislazuli-Steinen besetzt ist. „Das habe ich zu meinem letzten Geburtstage von Seiner Majestät geschenkt bekommen, es stammt vom Schreibtische meines hochseligen Herrn, des alten Kaisers. Mein Blick hat oft und lange darauf geruht, wenn ich zum Vortrage bei ihm war."

Der Vertreter des „New York Herald" bei Bismarck.

Mitte Mai 1896. Friedrichsruh. Der „New York Herald" (Paris) vom 22. Mai 1896 brachte aus der Feder seines Spezialkorrespondenten die Mitteilung, daß ein Freund des Blattes soeben den Fürsten Bismarck besucht habe. Derselbe erzählt, daß beim Mittagsmahl die Unterhaltung sich südafrikanischen Angelegenheiten zuwendete. Fürst Bismarck recitirte, wie er dann und wann pflegt, gelegentlich der Erwähnung der Haltung eines hervorragenden Staatsmannes, dessen Politik viel besprochen wird, einen jener spaßhaften englischen Verse, welche er so genau in seinem Gedächtnisse bewahrt. Es war eine Stelle aus der Schulstubenburleske „Bombastes Furioso", welche jeder englische Knabe kennt, und welche der Fürst vermutlich von seinem Freunde Motley in Göttingen gelernt hat.

„Whoever dares these boots displace,
Must meet Bombastes face to face."

(Wer es wagt, diese Stiefel von der Stelle zu rücken, muß sich Bombastes zum Zweikampf stellen.) Die Pointe liegt darin, daß, nachdem die Herausforderung angenommen ist, Bombastes aus seiner Scheide nicht ein Schwert, sondern eine weiße Feder herauszieht, wie der Fürst zum Besten derjenigen Anwesenden erläuterte, welchen die Burleske nicht bekannt war.

Interview durch Sidney Whitman als Vertreter des „New York Herald".

24. Juni 1896. Friedrichsruh. Frühstückstafel, an welcher der Korrespondent des „New York Herald", Sidney Whitman,[1]) teilnahm, den Fürst Bismarck zu den ihm besonders sympathischen Gästen zählte.

Derselbe berichtet darüber: Es ist fast ein Jahr, seitdem ich Deutschlands großen Kanzler zum letztenmal gesehen habe; er ist aber in seiner äußeren Erscheinung in diesem Zeitraume gewiß nicht gealtert. Sein Gesicht zeigt dieselbe gesunde Farbe wie früher, und ungetrübt blitzt noch aus seinen großen blauen Augen das alte Feuer. Nur die Neuralgie, an welcher er so

[1]) Vergl. oben S. 266.

lange leidet, scheint in der letzten Zeit akuter geworden zu sein, denn ich bemerkte, daß er hie und da seine Hand an die linke Wange legte, als ob er den Schmerz mit der Wärme der Handfläche lindern wollte. Das währte aber nicht lange, und in den Zwischenpausen der Erleichterung kehrte sein heller Humor wieder und damit sein lebendiges Interesse und seine Anteilnahme an jedem Gegenstande des Gespräches.

„Welchen Wein sollen wir trinken?" — eine wichtige Frage in einem so gastlichen Hause, aber von geringer Bedeutung für einen begierigen Mann, dessen armer Kopf voll von politischen Fragen und von der Furcht bedrückt ist, sie zu stellen. „Gut, es soll meinetwegen Dürkheimer sein."

„Dürkheimer ist ein Wein aus der Pfalz, und diese Weine sind wirklich excellent, aber ziemlich stark," sagte Fürst Bismarck, freundlich die Konversation in liebenswürdigster Weise beginnend. „Früher wußte ich wenig von ihnen, obwohl ich stets von Weinen im allgemeinen einige Kenntnis hatte. Jetzt aber, wo eine so enorme Auswahl von feinen Weinen mir als Geschenke gesendet wurden, brauche ich nicht länger mein eigenes Urteil zu üben und denke, meine Freunde werden den Vorteil der Auswahl genießen. In Frankfurt pflegten wir badische Weine, Affenthaler und Markgräfler, zu trinken. Sie waren in jenen Tagen wirklich billig. Ein Wein erster Güte pflegte nur einen Gulden die Flasche zu kosten und der Durchschnittstafelwein nur 18 Gulden per hundert Liter. — Ich pflegte auch Zigarren zu rauchen, welche denselben Betrag per Tausend kosteten, aber nur eine im Tage," fügte der Fürst launig hinzu, „als eine Art Erinnerung, daß wir sterblich sind, wie der östliche Potentat, der immer das Bild des Todes vor sich hatte."

Wie gerne hätte ich noch stundenlang gesessen, um diesen köstlichen Reminiscenzen zu lauschen, aber ich hatte meine Pflicht zu erfüllen, und die brennenden Fragen der Politik warteten noch unbehaglich im Hintergrunde. Und doch, wer würde es wagen, den Gang der Konversation mit dem Eisernen Kanzler zu beeinflussen? Glücklicherweise machte jemand die Bemerkung, daß wir alle heutzutage bis zum Uebermaß reisen, und daß das Nervensystem dies schließlich zu bezahlen hat. Schweninger, der Arzt des Fürsten, zum Beispiel lebt buchstäblich in den Eisenbahnwaggons. „Jawohl, Schweninger," bemerkte Fürst Bismarck heiter, „aber er ist, wissen Sie, als Felsen geboren."

Das war eine glückliche Wendung des Gesprächs, denn der Uebergang vom Reisen zu den verschiedenen Ländern und deren politischen Wirren ist meistens ein natürlicher. So gelangten wir langsam zu Armenien, Kreta, Aegypten und selbst so weit wie zum Kap der guten Hoffnung und der Südafrikanischen Republik — der ausgezeichnete Dürkheimer, die lange Pfeife und eine duftende Zigarre hielten unsere Gesellschaft auf dem ganzen Wege fest.

England und Deutschland, ihre Berührungspunkte und ihr Widerstreit in der Gegenwart und in der Zukunft, das ist gewiß ein bedeutsamer Gegenstand

der Erörterung für den Frühstückstisch, aber für den Moment auch ein recht heikler. Die streitbare und aggressive deutsche Auffassung über diesen Gegenstand wird konstant vom Lieblingsorgan des Fürsten Bismarck, den „Hamburger Nachrichten“, dem deutschen Publikum vorgehalten, welche, wie man wohl annehmen darf, die Ansichten des Fürsten vertreten (und mehr oder weniger jene der enormen Zahl von Deutschen, die noch immer blindlings Bismarcks Diktum über solche Fragen acceptiren). Aber es giebt einen bedeutenden Unterschied zwischen Bismarcks persönlichen Ansichten über die Fragen der auswärtigen Politik und deren Behandlung von seiten der deutschen Zeitungen, zwischen ihrer leidenschaftlichen und zuweilen sogar beißenden Art und seiner Leidenschaftslosigkeit, seiner kühlen Abschätzung von Dingen und Personen. So bleibt der Fürst, während seine journalistischen Organe über die verlogene englische Politik und die verlogene englische Presse eifern, kalt. Er schätzt es gering, daß Deutschland sich allzusehr über Dinge erhitzt, durch welche die deutschen Interessen nur entfernt berührt werden. Hie und da mag er sich wohl in einer kaustischen, beißenden Bemerkung über eine englische, aber ebenso über eine deutsche Persönlichkeit der Oeffentlichkeit ergehen, aber soweit es England und Deutschland betrifft, ist er stets gegen ein allzu heftiges Schwingen des Pendels nach der einen oder der anderen Seite hin: „Nicht zu sehr schimpfen, nicht zu sehr loben,“ das ist sein Grundton. Ein Mitglied der Gesellschaft erwähnt die jüngst gefallene Aeußerung des Kaisers: „Blut ist dicker als Wasser.“ „Ja, das mag sein,“ sagt Fürst Bismarck, „jedenfalls ist Blut eine zähe Flüssigkeit; ich kann mich aber nicht erinnern, daß Blutsverwandtschaft jemals einer Fehde das Tödliche genommen habe. Die Geschichte erzählt uns, daß keine Kriege so grausam waren als jene zwischen Völkern derselben Rasse; Zeuge dessen die Gehässigkeit, die in den Bürgerkriegen zu Tage tritt.“

Das Gespräch wird allgemein. Ich erlaube mir, Seiner Durchlaucht zu bemerken, in England sei der Verdacht sehr verbreitet — obwohl er wahrscheinlich von vielen maßgebenden Personen nicht geteilt wird —, daß es deutsche Intriguen waren, die im Hintergrunde der Transvaalangelegenheit mitgespielt, daß ich von einer sehr einflußreichen Persönlichkeit vor meiner Abreise einen Brief erhielt, der dies zum Ausdruck brachte, daß ich seither in Berlin eine beträchtliche Anzahl von hervorragenden Journalisten und Politikern, darunter Bennigsen, Prinz Carolath, Professor Delbrück und andere gesprochen, und daß diese, einer wie der andere, sich über diese Anschauung lustig machten. Die Ansichten über das Telegramm des Deutschen Kaisers an den Präsidenten Krüger variirten in Hinsicht auf dessen Zweckmäßigkeit. Aber ich habe nicht einen einzigen Menschen in Berlin oder anderwärtig getroffen, der etwas gegen die Empfindung einzuwenden gehabt hätte, die es ausdrückte. Hier bemerkte Fürst Bismarck, ohne eine Ansicht über die Opportunität des Kaiserlichen Telegramms auszusprechen, einfach: „Das Telegramm des Kaisers hätte dem Präsidenten

Krüger mit Schicklichkeit und Anstand von der englischen Regierung selbst geschickt werden können." Darauf sagte einer der Anwesenden, daß er neulich hervorragende Amerikaner gesprochen habe, die ihn versicherten, daß in Amerika, namentlich bei der Geistlichkeit und der Lehrerwelt, eine mächtige Strömung vorherrsche, die dem Präsidenten Krüger enthusiastischen Beifall spende und über die verschiedenen Versuche empört sei, die gemacht wurden, ihn einzuschüchtern oder sein hochherziges Vorgehen gegenüber den Johannesburger Gefangenen zu verkleinern. „Ich weiß nicht, ob Präsident Krüger irgendwelche Unterstützung, sei es von deutscher oder von anderer Seite, bedarf," entgegnete Fürst Bismarck in seinem ruhigen, überzeugenden Tone. „Es war ganz einfach ein Einbruchsversuch oder Seeräuberei, oder sollte es zum Schlimmsten kommen (worunter ich verstand, sollten in gewissen Kreisen Gewaltmaßregeln die Oberhand bekommen), so kann man sich, glaube ich, darauf verlassen, daß die Boers, welche eiserne Naturen, dabei von phlegmatischem Temperament sind und gute Schützen obendrein, ihre Unabhängigkeit verteidigen werden." Auf die Bemerkung, daß Präsident Krüger bisher besser als seine Gegner weggekommen, sagte der Fürst: „Das war nicht sehr schwierig, wenn man bedenkt . . . und die Klarheit seiner Sache." [1])

Als sich dann die Konversation anderen Gegenständen zuwendete, erlaubte ich mir, den Fürsten zu fragen, ob er glaube, daß Deutschland, wie ich dies behaupten gehört, auf Veranlassung Italiens die Engländer gedrängt habe, die Eroberung des Sudans zu unternehmen. Das verneinte der Fürst entschieden, er verharrt unveränderlich bei seiner Meinung, die er so oft ausgesprochen, daß Deutschland an diesen Angelegenheiten geringes Interesse habe, und die offene, freimütige Art, in der er hinzufügte, daß die Engländer zumindest die Ordnung in Aegypten hergestellt haben, hätte mich, wenn ich dessen bedurft hätte, überzeugt, daß, was immer seine Meinung sei, er frei von jener kleinlichen Animosität gegenüber England ist, die ihm so oft imputirt wurde.

„Was Kreta anbetrifft," sagte der Fürst, „so kann ich Sie versichern, daß ich an dieser Insel weniger Interesse nehme als an irgend einem kleinen

---

[1]) Die „Volksstem" in Pretoria beschäftigte sich mit „Bismarcks Oordeel" in einem Artikel am 13. August 1896 und führte darin aus: „Was uns am meisten in den Aeußerungen Bismarcks über die Buren behagt hat, ist die von diesem scharfsichtigen Staatsmanne ausgesprochene Ueberzeugung, daß die Afrikaner stark genug wären, um ohne Hilfe von anderer Seite ihre Unabhängigkeit zu behaupten und sich ihre Feinde vom Leibe zu halten. Mit anderen Worten, in tonangebenden politischen Kreisen Europas betrachtet man die freien Burenrepubliken nicht als einen hilfsbedürftigen Faktor, sondern als ein mündiges Element, welches in die Entwicklung der südafrikanischen Dinge wirksam eingreift. Solange unsere Republiken die Ueberzeugung im Auslande aufrechterhalten können, daß mindestens 40 000 Buren bereit stehen, um mit dem Gewehr in der Hand ihre Rechte zu verteidigen, so lange kann das Afrikanervolk in der Stunde der Gefahr auf den thätigen Beistand anderer Völker rechnen."

Erdhaufen in meinem Garten.[1]) Die Kretenser sind, wie ich glaube, leicht abgeschätzt (lightly taxed), und unter normalen Bedingungen sollten sie sich weit besser unter türkischer als eventuell unter griechischer Herrschaft befinden. Was der Sultan nötig hat, das sind gute Diener und vor allem Festigkeit. Die Türkei hat schon viel schwerere Krisen als die gegenwärtige durchgemacht, aber es bedarf außerordentlicher Fähigkeiten, um mit einer solchen fertig zu werden."

Zum Schlusse schreibt Whitman: Als ich Friedrichsruh verließ und die Eindrücke zusammenfaßte, die ich dort sowie früher in Berlin über die Frage England, Deutschland und Transvaal empfangen, drängten sich mir folgende Konklusionen unwiderstehlich auf: Fürst Bismarck ist noch immer wie sonst der treueste und mächtigste Ausdruck der deutschen Volksseele, namentlich was auswärtige Fragen anbelangt. Mit Ausnahme einiger Kolonialfanatiker hat niemand in Deutschland jemals davon geträumt, daß dieses sich Englands Position in Südafrika aneigne, und es ist unwahrscheinlich, daß die Spur eines dokumentarischen Beweises dafür existire, welcher das Gegenteil hiervon bezeugen würde. Das will aber nicht sagen, daß die deutsche Regierung nicht fortfahren wird, ihren ganzen diplomatischen Einfluß aufzubieten, um eine abermalige Verletzung der Unabhängigkeit der Transvaalrepublik, in welcher viele Deutsche ihren Sitz haben und viel deutsches Kapital investirt ist, zu verhindern. Die deutschen Gefühle für die Boers sind hauptsächlich Empfindungen der Sympathie für Männer, die in unverantwortlicher Weise angegriffen und in ihrer Unabhängigkeit bedroht wurden. Und die Deutschen verlangen, wie man mir wiederholt versicherte, dieselbe Freiheit im Ausdruck ihrer Neigungen, welche die Engländer stets zu Gunsten der Italiener, Polen, Ungarn, Armenier und anderer angeblich unterdrückter Nationen forderten. Es kann auch nicht

---

[1]) Diese Aeußerung veranlaßte einen Herrn Ogilvy zu Dundee in Schottland, an den Fürsten einen Brief zu schreiben, in welchem er diesen unter Berufung auf sein Christentum und seine Humanität beschwor, ihm die Gründe mitzuteilen, weshalb er die unglücklichen Kreter so hart und unglimpflich behandelt habe. Hierzu schrieben die „Hamburger Nachrichten": Wir können diese Angabe bestätigen und auch den Wortlaut der Erwiderung mitteilen, die Herrn Ogilvy zugegangen ist:

Friedrichsruh, den 25. Juli 1896.

Geehrter Herr!

„Ich danke Ihnen für Ihren freundlichen Brief und für die gute Meinung, welche Sie von mir haben. Zu meiner Entschuldigung gegenüber den Kretern bitte ich aber, zu berücksichtigen, was der Apostel Paulus im Briefe an Titus Kap. 1 Vers 12 und 13 sagt.

v. Bismarck."

In den biblischen Stellen, die dieser Kreterbrief des Fürsten anzieht, heißt es Vers 12: „Es hat einer aus ihnen gesagt, ihr eigener Prophet: die Kreter sind immer Lügner, böse Tiere und faule Bäuche;" und Vers 13: „Dies Zeugnis ist wahr. Um der Sache willen strafe sie scharf, auf daß sie gesund seien im Glauben."

leicht bestritten werden, daß auch Neid gegenüber England in diesem Ausbruche deutscher Reizbarkeit mitspielt, und dies besonders, seitdem der Austausch von Sansibar gegen Helgoland unter deutschen Politikern fast jeder Partei die Empfindung zurückgelassen, daß Deutschland in dieser Sache von Lord Salisbury übervorteilt (jockeyed) worden sei.

Die vorherrschende Ansicht in Deutschland über Mr. Cecil Rhodes, die, wie ich glaube, vom Fürsten Bismarck geteilt wird, ist, daß er ein gewandter Effektenmanipulant ist, dessen Methode in Falschheit und Bestechung im großen Maßstabe besteht, und dem gegenüber die englische Regierung bis zum heutigen Tage eine Haltung einnahm, die den Verdacht der Mitwissenschaft oder zum mindesten der Furcht vor ihm erweckt. Die Deutschen sind einigermaßen über den Gedanken belustigt, daß man ihn als Champion der britischen imperialistischen Idee acceptirt (und ich denke, Fürst Bismarck stimmt in den Chor der Heiterkeit ein), denn sie sind genau davon unterrichtet, daß der schlaue Gentleman vor nicht langer Zeit der irischen Nationalistenpartei einen Check auf 10000 Pfund gab, einer Partei, deren Ziel seither von einer großen Majorität des englischen Volkes als stark anti-imperialistisch erklärt wurde. Ich will, obwohl ich mich hierfür nicht auf direkte Autorität berufen kann, hinzufügen, daß ich guten Grund habe, zu glauben, daß Fürst Bismarck niemals die ihm so oft von radikalen englischen Blättern zugeschriebene Bemerkung gemacht habe, daß Lord Salisbury eine Holzplatte sei, bemalt, um wie Eisen auszusehen. Im Gegenteil, ich glaube, die politischen Talente des englischen Staatssekretärs des Auswärtigen werden in der Nachbarschaft von Friedrichsruh hoch geschätzt. Aber obwohl Lord Salisbury als feine Klinge (fine blade) betrachtet wird, mag doch die Vermutung bestehen, daß Fürst Lobanow eine noch feiner gehärtete Klinge ist (of a plus fine trempe encore).

Der Herausgeber der „Zukunft" Maximilian Harden zum drittenmal bei Bismarck.

1. August 1896. In einem Artikel: „Sommertage in Friedrichsruh" schreibt Maximilian Harden: Wer Bismarck in Zwischenräumen von ein paar Monaten sieht, wird finden, daß die Züge des mächtigen Kopfes sich beständig verfeinern und veredeln, daß die Haut der reizvoll gebildeten Hand, die Meister Lenbach leider nicht malt, noch zarter geworden ist und die Gewalt des Auges nicht matter, nur milder erstrahlt. Diesem äußeren Bilde scheint die innere Stimmung zu entsprechen. Auch der Achtzigjährige freut sich, wie Ciceros Cato, noch der Tafelgenüsse, — mehr vielleicht manchmal, als die ihn liebend umringenden Pfleger es zulassen möchten; aber auch ihm ist, so sehr er als Kenner einen guten Tropfen zu würdigen weiß, bei der Unterhaltung inter pocula die Unterhaltung die Hauptsache, und der Wein wird ihm erst Bedürfnis

und Trost, wenn um ihn langweilige Leute sitzen, denen er nichts zu sagen hat und die ihn mit gleichgiltigem Klatsch und albernen Fragen bestürmen; dann braucht der an langmütiger Höflichkeit nicht zu übertreffende Wirt manchmal wohl stimulirende Mittel, um die aufsteigende Ungeduld zu dämpfen. Solche ungeduldigen Regungen sind aber jetzt sicher seltener als in früheren Tagen. Cicero läßt seinen Censor sagen: Ut non omne vinum, sic non omnis natura coacescit. Das Wort gilt auch für diesen erfahrenen Freund alter Weine: er ist im Alter nicht herber, abstoßender, säuerlicher geworden, und man darf auf ihn den Ausspruch Grimms anwenden: „Wie selbst einfallende Gesichtszüge sich noch veredeln, weshalb es manchmal auch wohl heißt, daß alte Leute schöner werden, als sie vorher waren, ebenso müssen wir ihnen auch zugestehen, daß der lange Verkehr des durchlaufenen Lebens sie aufgeheitert, feiner gemacht, eine freundliche und liebreiche, keine verdrossene Stimmung der Seele hervorgebracht haben kann.“ Dennoch wird der Frage nicht leicht die Antwort zu finden sein, ob der große Greis bereit wäre, in das Greisenloblied einzustimmen. Ihm ward, wider Erwarten, die höchste, reinste Freude schöpferischer Geister versagt: er durfte sein Werk, das Werk des von selbstloser Vaterlandsliebe bedienten Genies, nicht bis ans Ende betreuen, nicht mit letzter Kraft und Klugheit den schnell aufgeschossenen Stamm pflegen und hüten, den er selbst in weislich erlauerter Stunde einst still gepflanzt hatte. Und er mußte sehen, wie hastig mit unerprobten Versuchen in seiner Pflanzung gewütet wurde. Er war anfangs vielleicht geneigt, die Schuld bei einzelnen Personen zu suchen, und konnte hoffen, mit dem Gewicht der eigenen Persönlichkeit die Unzulänglichen in bessere Bahnen zu drängen oder zu erdrücken. Doch dieser Wahn konnte in dem hellen Geist nicht lange währen, und als er gewichen war, mußte die Lust am Kämpfen mählich entschlummern. Der Fürst pflegt nur traurig zu lächeln, wenn man ihn fragt, ob er mit der im Deutschen Reich heute herrschenden Politik zufrieden ist. Daß er seine Unzufriedenheit nicht mehr so oft und so rückhaltlos wie früher ausspricht, hat nicht das Ruhebedürfnis eines resignirten Greises bewirkt, auch nicht nur die Empfindung, daß für den unter vier Preußenkönigen bewährten Royalisten, wie für Chateaubriand, als die Franzosen das deutsche Land bedrohten, die Situation kein Schwert hat, sondern die betrübende Erkenntnis, daß seine warnende Rede in den Gemütern nicht den erwünschten Widerhall findet, daß man ihm falsche, unsinnige Motive andichtet und daß die Einrichtungen, die er schützen möchte, im Volksbewußtsein noch nicht so, wie es nötig wäre, lebendig geworden sind. Er war für Huldigungen und Jubelgebrüll niemals empfänglich, wußte, als erfahrener Massenpsychologe, den Wert des Gassenlärmes stets nach Gebühr zu schätzen und kam sich, da er unter dem Leuchten der Gnadensonne im Januar 1894 wieder in Berlin einziehen durfte, zwischen den Kürassieren wie ein wichtiger, mit den höchsten Ehren in sicheren Gewahrsam geleiteter Staatsgefangener vor. Ein

Greisenalter wie das des Tithonus, der, als der göttlichen Eos menschlicher Gemahl, in einer verschlossenen Kammer bis an sein Lebensende von der heiße Jugend begehrenden Gattin mit Ambrosia gefüttert wurde, könnte ihn gewiß nicht locken. Er will, mit der ganzen Kraft einer impetuosen Natur Wohlthätiges wirken, nicht, wie ein ruhmreich verstorbener Paladin, unter Guirlanden und Kränzen bestattet sein. Sollte ihm ganz allein etwa das Gefühl für die Unnatürlichkeit eines Zustandes fehlen, den wir alle empfinden, soll es ihn selbst nur nicht seltsam berühren, daß man von ihm, dem laut und immer lauter Gepriesenen, seit sechs Jahren keinen Rat mehr begehrt? Und mußte die Erkenntnis, daß die sogar, die ihn feiernd umdrängen, für das innerste Wesen seiner Warnung oft genug kein Verständnis haben, ihn nicht mahnen, alternde Kräfte zu sparen? Solange man ihn offen bekämpfte, stand er auf dem Posten und wehrte sich selbst und seinem Werk die Geschosse ab; jetzt, seit ein auf seinen Namen getauftes Regime eine von ihm selten gebilligte Politik treibt, hat er die Waffen beiseite gelegt, denn er will nicht die Rolle des ruhelosen Angreifers spielen, nicht Leute befehden, die sich ehrerbietig vor ihm beugen und deren Unzulänglichkeit er noch immer mit guter Absicht gepaart glauben möchte. Aber er verhehlt den Freunden nicht, daß ihm das Dasein entwertet, verarmt ist und er manches Unvermeidliche nicht gern mehr erleben würde. Die gütige, im Innersten gesunde und wahrhaftige Frau, die ihm auf der Erde das Liebste war, ist ihm entrissen, und seitdem spricht er oft und beinahe mit Sehnsucht vom Tode. Er spricht von ihm wie von einem nahen Tröster, der uns unerfreuliche Eindrücke erspart und mit leisem Finger ein Licht löscht, das grell flackernd einst Widriges beleuchten könnte. Er darf so sprechen, denn sein Leben verlängert Unsterblichkeit; und er mag vielleicht hoffen, daß man ihn besser verstehen und den Sinn seiner mahnenden Rede richtiger werten wird, wenn auch die Bosheit hinter der Warnung kein kleines Menscheninteresse mehr wittern kann.

Der Bismarck, der in der Legende lebt, zeigt freilich andere Züge: er gehört zu den Greisen, die Cicero morosi, difficiles, iracundi, avari nannte; er sitzt in verbissenem Groll auf dem Altenteil, sinnt Gift und speit Galle, kann die Wutregung darüber nicht unterdrücken, daß ihm die Macht genommen ist und anderen herrliche Erfolge reifen, und zähmt höchstens den Zorn, weil er immer noch hofft, seinem Sohn eine fette Pfründe verschaffen zu können. Daß der Vater, unbekümmert um Gunst und Ungunst, bei jedem Temperaturwechsel unverändert derselbe geblieben und auch in Aeußerlichkeiten nur dem Drang der als notwendig erkannten Forderung der Stunde gewichen ist; und daß der Sohn unzweideutig bewiesen hat, wie wenig ihn die Sehnsucht nach Beförderung plagt: davon wird nicht gesprochen, denn schon die Andeutung könnte in dem sorglich zurechtgepinselten Schreckbild doch den einen oder anderen Zug entstellen. Die Legendendichter sind Aprioristen: sie haben in Bismarcks

Natur nie den naiven Wesenszug, die kindhafte Ursprünglichkeit des Genius erkannt, sie haben in ihm stets den pechschwarzen und teuflisch klugen Fabelmacchiavell gesehen, den die Laune anwandelte, sich als schwefelgelben Kürassier zu verkleiden, und es fällt ihnen nicht ein, an dem Geschöpf ihrer einbildnerischen Kraft mutwillig rütteln zu lassen; auch Börne, der jungdeutsche Jakobiner, hielt vor seinem verzerrten Goethe wie ein wütender Hofhund die Wache und fuhr jedem in die Waden, der an der Aehnlichkeit des Denkmals zu zweifeln wagte. Während der letzten Wochen wurde das alte Trugbild, das einen falschen Bismarck darstellt, wieder durch alle Gassen getragen: der Mann im Sachsenwalde, so hieß es, rast und tobt, weil den verhaßten Erben seiner Aemter das stolze Wunderwerk des Bürgerlichen Gesetzbuches gelungen ist und weil sie mit der Zentrumspartei, die der Kluge nicht kirren konnte, in Frieden und Freundschaft leben; er kann den Gedanken nicht fassen, daß es auch ohne ihn geht, — nicht nur ebenso gut, nein, viel besser, und fährt pfauchend wieder aus dem Hinterhalt, da er sieht, wie mühelos Mehrheiten geworben und Siege erfochten werden. Der Gast, der gerade diese Sommertage in Friedrichsruh verleben durfte, konnte in heiterem Behagen sich an dem Gegensatz zwischen dem Spukmärchen und der Wirklichkeit freuen. Er fand einen mitunter, wenn der alte Feind, der Gesichtsschmerz, sich wieder regte, wohl etwas stillen, aber ganz und gar nicht verärgerten Mann, der sachlich und leidenschaftlos über alle Vorgänge sprach und, wie in seinen besten Tagen, den sicheren Sinn für das Wesentliche zeigte. Ob er aus seiner Schulzeit erzählte, wo er im Sommer täglich über spitze Steine nach der Schwimmanstalt wanderte und auf den Granitplatten vor der Seehandlung die wunden Füße ruhte; ob er schildert, wie verschieden die beiden einzigen Läden, die damals in der Berliner Friedrichstraße geöffnet waren, auf den Knaben wirkten, wie der schwüle Fleischgeruch des Schlächterladens ihn abstieß, die Gesichterfülle des Bilderladens ihn anzog; ob er lachend fragt, wer sich in Deutschland wohl für die langen und langweiligen Kretenserartikel der Zeitungen interessiren möge, oder mit allzu berechtigtem Spott meint, Herr Friedmann, dessen Name ihm seit Monaten in der Presse nun bis zum Ueberdruß begegne, wäre im öffentlichen Urteil wohl nicht so gut weggekommen, wenn er vorher zum Freiherrn ernannt worden wäre — immer spricht der alte Zauberer, dem nie ein banales, als fettige Scheidemünze verbrauchtes Wort von den Lippen fällt, und der vom Margarinegesetz sogar, das er, rebus sic stantibus, auch in der verschärfenden Reichstagsfassung nicht rundweg abgelehnt hätte, anmutig und reizvoll zu reden vermag. Und die Freude wächst, wenn nach den Mahlzeiten sich die Unterhaltung belebt und wichtigere Gegenstände an die Reihe kommen: das neue Zivilgesetzbuch, „dessen eilige Durchdrückung das ohnehin schon erschütterte Ansehen des Reichstages wieder einmal arg vermindert hat und von dessen zweitausend und etlichen Paragraphen ein Dutzend wohl jedem Deutschen irgendwann im Leben unbequem

fühlbar werden wird"; das Verhältnis zum Zentrum, „das ich leichtsinnig zur Regierungspartei gemacht haben sollte, nachdem ich eben Windthorsts Anerbieten, auf dem Boden des status quo ante 1870 ein Bündnis zu schließen, abgelehnt hatte, und mit dem man seitdem doch in beständiger Geschäftsverbindung steht"; der Dreibund, „den man unter einer luftdichten Glasglocke halten sollte und dem es am besten geht, wenn nicht von ihm geredet wird". Alle Gaben, die Cato seinem bedächtigen Helden nachrühmt, kann man hier in herrlichster Harmonie bewundern; das ganze Gebiet der Weltgeschichte thut sich dem staunenden Blick auf, ein fast immer zuverlässiges Gedächtnis findet jeder Erscheinung Kontraste und Parallelen, und die Betrachtung dringt unbeirrt stets bis zum Kern der Dinge vor. Man kommt aus einem Nebelrevier, wo Alben und Gnomen ihr dunkles Wesen treiben, in eine sonnig leuchtende Sommerlandschaft, man darf sich in der Nähe einer vulkanischen Natur wärmen, die Schmerz und Sorge vielleicht in majestätisch gewitternde Ausbrüche, nie aber in kleinliches Keifen entladen kann, — und man soll dennoch glauben, daß man einen rachsüchtig nörgelnden Greis vor sich hat, der dem Fürsten zu Hohenlohe die kümmerlichen Erfolge neidet. Li-Hung-Chang hat den großen Barbaren, der sein Lebensgesetz in sich selbst trägt, auf den ersten Blick besser erkannt; als Bismarck auf die Frage des Chinesen, ob er noch gut schlafen könne, geantwortet hatte, damit sei nicht mehr viel Staat zu machen, auch seien politische Sorgen ein schlechtes Narkotikum, meinte der schlaue Mandschumann nach einer Pause: „Ja, ich kann mir denken, daß Fürst Hohenlohe wohl besser schläft."

Vielleicht bringt das Wort des verschmitzten Beobachters uns auf die rechte Spur und lehrt uns die Antwort auf die Frage, wie Bismarck sich mit der Greisenruhe abfinden mag. Ihn quälen auch heute noch politische Sorgen, weil er ernste Dinge ernst nimmt und mit scharfem Blick die Konsequenzen jedes Schrittes übersieht, und ihm fehlt jetzt doch schon lange die Möglichkeit, treibend oder hemmend in die Entwicklung einzugreifen. So entsteht zwischen Willen und Kraft eine schmerzende Reibung, die leicht das Gefühl greisenhafter Schwäche erregen kann; dem in seiner geistigen Frische unangetasteten, aufrechten Mann naht der leidig nagende Gedanke, daß er nicht mehr so, wie er wollte, wirken kann, und er ist geneigt, der eigenen Minderwertigkeit zuzuschreiben, was doch durch die Umstände bedingt und versagt ist. Er kann nicht, wie der große Fabier, wie Cato und Jakob Grimm, auch als Greis der Lieblingsbeschäftigung weiterleben; und seiner schöpferischen, nur im Schaffen zufriedenen Natur genügt der martialische Trost nicht: Hoc est vivere bis, vita posse priore frui. Die einzige, allbeherrschende Leidenschaft seines Lebens war, ist und bleibt die Politik; er täuschte sich selbst, da er meinte, Ackerbau und Forstwirtschaft lägen ihm eigentlich näher am Herzen als Diplomatie und Volkserziehung; jetzt, seit seinem Leben der Hauptinhalt fehlt, sieht er ein, daß die Landwirtschaft ihm immer nur als Erholung lieb war, als ein ruhiges,

friedliches Geschäft nach schwererer Arbeit, und daß sie ihn längst nicht mehr so wie früher interessirt, seit sie allein sein Dasein ausfüllen soll. Ist es wunderbar, daß ein Mann, der ragende Throne umgestürzt, Europens Grenzlinien verrückt, das Amt eines willig anerkannten Weltschiedsrichters bekleidet und einem Millionenvolk die Schicksalsbahn abgesteckt hat, sich nicht gewöhnen kann, nur noch den eigenen kleinen Besitz zu verwalten, und daß der innerste Drang ihn mit unwiderstehlicher Macht zu einer ins Weite wirkenden Thätigkeit zieht? Otto v. Bismarck ist so völlig Politiker, daß er leicht dazu kommt, auch jeden anderen für einen nur von politischen Instinkten und Wünschen beherrschten Kämpfer um der Menschheit große Gegenstände zu halten; er ist, nach dem Wort seines klugen Feindes Prokesch-Osten, „so abgeschlossen in seinen Ueberzeugungen, so bewußt seines Wollens und Sollens“, daß er überall, bei Freunden und Feinden, eine fest ruhende Ueberzeugung und ein klares politisches Bewußtsein sucht und, wenn er einen von Zweifeln und Skrupeln angekränkelten Menschen sieht, der sich mühsam erst in die Klarheit zu tasten strebt, gleich mit der ungeduldigen Frage bei der Hand ist: „Wo will der Mann eigentlich hinaus? Ich sehe sein Ziel nicht.“ Wie schwer er sich dadurch, daß er jeden Widerstand auf wichtige, weitausschauende Pläne gegründet glaubte, das politische Geschäft gemacht hat, erkennt man heute, wo die großen Feiertagsgrundsätze vorsichtig umgangen werden und durch Günstchen und gute Behandlung alles erreicht wird; wie leicht wäre dem unvergleichlichen Charmeur sein Spiel geworden, wenn er sich zu dem System persönlicher Beeinflussung erniedert hätte! Aber er konnte nur als ein Politiker, nicht als jovialer Frühstücksmächler, Politik treiben, er sah in den Parteien die Vertretungen großer Interessengruppen, die zäh, wie er selbst, ihr Ziel verfolgen, er überschätzte oft den sachlichen Ernst der fraktionellen Erwägungen und unterschätzte noch öfter das Gunstbedürfnis leichtherziger Führer. Auch sein nie ruhender, unerbittlicher Kampf gegen die Sozialdemokratie ist zum guten Teil so zu erklären. Dieses intuitiv erfassende und gestaltende Genie versagt überall, wo ihm die lebendige Anschauung fehlt, — und die Not des Maschinenarbeiters, der sein Leben mit einer mechanischen Bewegung, mit der Herstellung eines winzigen Werkzeugteilchens verbringt und die wimmelnde Brut bei karger Nahrung zu derselben geisttötenden Arbeit erzieht, hat der Edelmann aus dem Jahre 1815 niemals gesehen. Ganz genau aber kennt er die politische Seite der Sache: den jakobinischen Geist, der mit dem Hokuspokus der Naturrechte wirtschaftet, die organischen Gliederungen zerstört und Wünsche weckt, denen nie die Erfüllung beschieden sein kann; an diesen Geist, nicht an das soziale Problem, hält er sich, ihn hofft er mit dem schärfsten Messer rasch auszujäten zu können, — vielleicht, weil er nicht weiß, wie tief die Wurzeln in den Erdboden reichen. Gustav Schmoller, dem Bismarck sich einst als Glaubensgenossen im Staatssozialismus bekannte, hat in der schönen akademischen Rede, die er dem Andenken Sybels und

Treitschkes weihte, neulich erzählt, Heinrich v. Treitschke, aus dessen Arsenal noch heute die wirksamsten Waffen gegen den Sozialismus entliehen werden, habe es in seinen letzten Tagen tief beklagt, daß Fürst Bismarck seinem Blatte erlaube, „jede weitere Sozialreform zu hindern und zu verdammen, die Leidenschaften der höheren Klassen gegen die Arbeiter zu entflammen, die Staatsgewalt zu einer einseitigen und schroffen Stellungnahme gegen die Arbeiter bringen zu wollen“. Der Fürst pflegt nachdrücklich zu betonen, daß er für kein Blatt und für keines Blattes Leistungen die Verantwortlichkeit übernehmen will; ob er die von minder beträchtlichen Interessen getriebenen Leute immer ganz durchschaut, die Marxens Prophezeiung, die soziale Frage werde Bismarcks russischer Feldzug werden, der Erfüllung näher zu bringen suchen, — darüber steht einstweilen ihm allein die Entscheidung zu. Wenn man seiner Rede lauscht, die auch dem Gegner, von dessen guter Absicht er überzeugt ist, Duldsamkeit gewährt und immer betont, er könne die Dinge nur so sehen, wie er sie, als Kind einer anderen Zeit und Erbe anderer Traditionen, sehen müsse, dann fällt es schwer, zu glauben, daß er jede künstlich erhitzte Aeußerung unkluger oder spekulativer Anhänger vertreten würde. Sicher scheint nur, daß er die Weise so oft und so laut spielen läßt, weil sie den weitesten Widerhall findet und in seinem Sinne die Geisterscheidung beschleunigt. Die Mahnung, die Stammesindividualitäten zu wahren, die Empfindlichkeit der Dynastien zu schonen und die schwer errungenen Einrichtungen vor wucherndem Schlingkraut zu schützen, verklingt, — und der Mann, der sich nie ohne großen Gegenstand regt, gestattet, um den faulen Frieden doch zu durchbrechen, daß gegen den roten Schrecken von früh bis spät Sturm geläutet wird. Er ist zur beschaulichen Greisenruhe eben nicht erzogen, und wir müssen uns, wenn wir ihn lieben, jedes Mittels freuen, das ihn vor dem Irrtum bewahrt, der Greisenschwäche verfallen zu sein.

Als ein solches Mittel empfahl Plato, dem Montaigne freudig beistimmt, den Greisen die Teilnahme an den Kampfspielen der Jugend . . . Dem Gast, der nach kurzen Sommertagen ungern von Friedrichsruh scheidet, klingt des Fürsten furchtbares Wort von dem altbackenen Schmerz, der immer der schlimmste ist, noch im Ohr; die Klage erneut sich ihm, daß hier die wundervollste Weisheit, Erfahrung und Willenskraft unnützlich verdorren soll; und er fühlt, daß nur ein Bund mit den jungen Gedanken der Zeit dem Volk förderlich werden und den echtesten Vertreter der Volkheitwünsche aus der politischen Vereinsamung erlösen kann. Otto v. Bismarck, dessen schlimmster Schmerz der politische ist, gehört der werdenden, nicht der vergehenden Zeit, den Ringenden, nicht den Satten und Trägen. Wenn der ans Parkthor pochenden Jugend aufgethan wird, kann die Sommersonne im Sachsenwalde noch lange über den grünen Greisen leuchten.

Interview durch Dr. P. Liman von den „Leipziger Neuesten Nachrichten".

Ende Oktober 1896. Friedrichsruh. Mittagstafel, an welcher Dr. Paul Liman, der Berliner Vertreter der „Leipziger Neuesten Nachrichten", teilnahm. Als das Gespräch bei Tisch auf das Tagesereignis, die Hamburger Enthüllungen in Betreff des deutschen Rückversicherungsvertrags mit Rußland und den Lärm kam, den die europäische Presse darüber erhoben hat, äußerte Fürst Bismarck lächelnd: „Ja, ich habe mir wohl gedacht, daß der Stein, welchen die ‚Hamburger Nachrichten' in den Entenpfuhl geworfen haben, ein lautes Gequak hervorbringen würde, aber daß der Lärm so arg werden würde, ist mir doch überraschend." Ein andermal unterbrach der Fürst seine Zeitungslektüre mit der Frage: „Was damit bezweckt wird, möchten sie (die Blätter) wissen." Daran schloß sich eine Bemerkung in dem Sinne, daß dies lediglich Sache derjenigen sei, welche die von Hamburg aus erfolgten Mitteilungen über das deutsch-russische Abkommen für nötig gehalten hätten. Auf eine weitere Frage antwortete der Fürst: „O, da überschätzen Sie meine politische Leidenschaft. Ich habe ja auch ebensowenig Verantwortlichkeit wie Einfluß, und ich erlebe auch schwerlich die Folgen dessen, was jetzt geschieht oder unterbleibt. Aber ich bedaure doch, daß, nachdem wir dreißig Jahre im Aufschwung gewesen sind, jetzt die Sache rückwärts geht. Ich erlebe ja das Ende nicht, aber für meine Söhne thut es mir leid. Nun, sie mögen sehen, wie sie fertig werden."

Jemand wies auf die jetzigen und früheren Preßdrohungen an die Friedrichsruher Adresse hin, daß dem Fürsten „der Prozeß gemacht werden müsse". Dazu meinte der Fürst: „Ja, ich meinerseits habe gar nichts dagegen, wenn sie mir einen dramatischen Abschluß gestalten wollen." Dadurch wurde das Gespräch auf das Alter des Fürsten gelenkt und auf die Hoffnungen, die seine Feinde und Gegner darauf gründeten. Mit gutmütigem Lächeln äußerte der Fürst: „Gegen das Alter bin ich freilich machtlos, aber ich fühle mich doch noch nicht so hinfällig, wie die Herren glauben, daß ich bin. Es geht ja abwärts auf meinem Lebenswege, aber doch nur langsam."

Die Rede kam dann auf die Angriffe, welche die „Kölnische Zeitung" versteckt oder direkt gegen den Fürsten richte, und ein Tischgenosse sprach den Wunsch aus, daß das Blatt einer gebührenden Zurechtweisung nicht entgehen möge. Der Fürst lehnte mit einer charakteristischen Handbewegung dies ab und meinte, der Artikel sei zu roh, er werde das Blatt überhaupt nicht mehr lesen.

Bei dieser Gelegenheit wandte sich die Unterhaltung den Zeitungen und Publizisten überhaupt zu. Der Fürst teilte köstliche Beispiele seiner mehr als fünfzigjährigen Erfahrungen mit der Presse mit. Unter anderem erzählte er, als von politischen Wetterfahnen in der Presse gesprochen wurde, aus seiner Erfurter Zeit, daß er damals eine sehr gewandte, aber auch sehr vielseitige Feder zur Verfügung gehabt habe. Der betreffende Publizist habe eine und

dieselbe empfangene Mitteilung unter Umständen so verwertet, daß es in einem konservativen Blatte geheißen habe: „Mit hoher Befriedigung begrüßen wir die Absicht der Regierung", in einem liberalen Organ aber: „Mit tiefster Besorgnis erfüllt uns die Absicht der Regierung" u. s. w., während in einem demokratischen Blatte schließlich der Eingang gelautet habe: „Schamlos reißt die Regierung jetzt die Maske herunter, mit der sie bisher heuchlerisch ihr Antlitz verhüllt hatte".

Informationen der Wiener „Neuen Freien Presse" aus Friedrichsruh.

15. November 1896. Die „Neue Freie Presse", welche bereits früher zu Bismarck-offiziösen Verlautbarungen benutzt worden war, ließ sich von einem Berliner Freunde, der soeben ein interessantes Gespräch mit einer Berliner Persönlichkeit hatte, die am 14. November von einem Besuch in Friedrichsruh wieder in Berlin eingetroffen war, einen längeren Bericht erstatten. Nachdem der Gewährsmann festgestellt, daß er den Fürsten Bismarck „frischer gefunden als jemals in den letzten Jahren und kampfeslustiger", fährt derselbe im wesentlichen folgendermaßen fort:

Nach den Angaben meines Gewährsmannes scheint sich der Fürst etwas einsam zu fühlen. Solange er in der Vollkraft seiner Jahre gestanden habe, so äußerte sich der Fürst, hätte ihm der Aufenthalt auf dem Lande mehr als jeder andere zugesagt, aber jetzt, wo er zu alt und zu müde sei, um sich noch eingehender um Land- und Forstwirtschaft zu kümmern, zu reiten und zu jagen, sei doch die Geschichte zu wenig abwechslungsreich, stellenweise langweilig. Er empfinde zuweilen eine gewisse Oede; die stetige, täglich abwechselnde Anregung fehle, er würde auch vielleicht friedfertigerer Natur gewesen sein, wenn er nicht so viel allein wäre und zu viel grübelte. Wenn er alles so hätte voraussehen können, wie es gekommen sei, so würde er sich vielleicht 1890 in Berlin eine Wohnung genommen und dort Haus gehalten haben. Dann wäre er mehr in Kontakt mit aller Welt geblieben und in Zirkulation, hätte Gesellschaften, Theater u. s. w. besuchen können, was ihn mehr zerstreut hätte. Aber er habe damals nicht gleich eine geeignete Wohnung zur Verfügung gehabt; Friedrichsruh dagegen sei vollständig zu seiner Aufnahme bereit gewesen, und er habe nur hinzufahren gebraucht. Auch sei ein Umzug in Berlin mit sehr viel größeren Schwierigkeiten verknüpft gewesen als der nach dem Sachsenwalde. Wenn ein Haushalt dreißig Jahre bestehe, so häufe sich unendlich viel an; es stünden noch jetzt viele Kisten und Kasten auf den Friedrichsruher Böden umher, die noch gar nicht einmal ausgepackt seien.

Der Fürst ist, wie gesagt, wohl, frisch und kampfeslustig, aber doch sehr weit davon entfernt, die Oeffentlichkeit aufzusuchen. „Wenn ich meinerseits Oeffentlichkeit wollte," sagte er, „so brauchte ich ja nur wieder Deputationen

zu empfangen oder als Kläger wegen Beleidigungen öffentlich vor Gericht aufzutreten; dann hätte ich Oeffentlichkeit, so viel ich haben wollte."

Die zahlreichen Angriffe und Schmähungen, denen er in letzter Zeit wieder ausgesetzt gewesen sei, berühren den Fürsten nicht, und er wundert sich nur über den Mangel an politischer Reife, der sich darin, abgesehen vom alten Haß, ausspricht. Als ihm neulich beim Frühstück wieder ein großes Packet Zeitungen überreicht wurde, die eben aus Hamburg angekommen waren, und in denen zahlreiche Schmähartikel gegen den alten Kanzler angestrichen waren, erinnerte er nach oberflächlicher Durchsicht an den bekannten Ausspruch, den Friedrich der Große nach der Schlacht bei Zorndorf beim Anblick der russischen Gefangenen that. Einigermaßen auffällig erscheint es dem Fürsten, daß die Presse in Sachsen, Schwaben u. s. w. viel energischer und fester an ihm hält, als — mit wenigen Ausnahmen — die seiner engeren Heimat, die preußische; auf dieser Seite seien es doch mehr einige Organe der materiell an der Bismarckschen Politik interessirten Kreise der Industrie und der Landwirtschaft, die zu ihm hielten.

Oefters verweilt der Fürst sinnenden Auges im Gespräche beim Einflusse der Frauen in der Politik. Dieser Einfluß sei eigentlich überall wahrzunehmen gewesen, am Berliner wie am Petersburger Hofe; nur der österreichisch-ungarische sei merkwürdigerweise fast frei davon; die dortigen hohen Damen kümmerten sich nicht viel um Politik. Nach gelegentlichen Aeußerungen, die der Fürst in diesem Zusammenhange that, muß man annehmen, daß ihn weiblicher Einfluß in seinen amtlichen Geschäften vielfach gestört und die Lösung seiner Aufgaben erheblich erschwert hat; unter anderem ist es als sicher zu betrachten, daß sehr hochgestellte Frauen bei der Beschaffung und der Ueberreichung der bekannten gefälschten Aktenstücke an Kaiser Alexander III. von Rußland die Hände im Spiele gehabt haben zu Gunsten Englands und mit polnischer Hilfe, um Spannung und Mißtrauen zwischen Deutschland und Rußland zu erregen. Das Cherchez les Polonaises müsse man bei jeder höfischen Intrigue im Auge behalten. „Hübsche Racker, die Polinnen, aber doch noch mehr Racker als hübsch." [1])

Informationen der „Dresdener Nachrichten" über Bismarck.

Februar 1897. — Unter der Ueberschrift „Vom Fürsten Bismarck" brachten die „Dresdener Nachrichten" in der Nummer 35 vom 4. Februar 1897 folgende Mitteilungen:

---

[1]) 20. November 1896. An diesem Tage schrieben die „Hamburger Nachrichten": „Das „Neue Wiener Tagblatt" vom 15. d. M. enthält ein angebliches Interview mit dem Fürsten Bismarck. Wir bemerken dazu nur, daß das „Neue Wiener Tagblatt" zu den entschiedenen Gegnern der Politik und der Person des Fürsten Bismarck gehört, und wir gehen deshalb auf eine Kritik der Einzelheiten nicht ein, die wir auch objektiv für unzutreffend halten."

Ein Freund unseres Blattes, der dieser Tage Gelegenheit hatte, sich mit einer Persönlichkeit zu unterhalten, die vor einiger Zeit in Friedrichsruh war, stellt uns folgenden Bericht über das mit ihm geführte Gespräch zur Verfügung:

Auf eine an den Fürsten gerichtete Frage nach seinem Befinden gab derselbe folgende Antwort: „Ich fühle mich matt, aber nicht krank. Meine Krankheit ist Mangel an Lebenslust. Meine Existenz hat keinen Zweck mehr. Dienstliche Pflichten liegen mir nicht mehr ob; was ich als Zuschauer sehe, daran habe ich keine Freude. Wenn ich noch länger lebe, wird dies immer weniger der Fall sein. Ich fühle mich einsam; meine Frau habe ich verloren, und meine Söhne gehen ihren eigenen Geschäften nach. Auch die Land- und Forstwirtschaft hat mit dem zunehmenden Alter das Interesse für mich verloren. Feld und Wald besuche ich nur selten; mir fehlt die Lust dazu, seitdem ich nicht mehr reite, jage und nach Belieben durch die Büsche kriechen kann. Allmählich fängt auch die Politik an, mich zu langweilen. Wie gesagt, Mangel an Lebenslust, das ist meine Krankheit, wenn ich eine habe.“ Aus der Antwort auf die Frage, wie Fürst Bismarck über die Reise des Grafen Goluchowski nach Berlin denke, die zu jener Zeit im Vordergrund des Interesses stand, ist folgendes mitzuteilen:

Fürst Bismarck schien die Teilnahme des österreichischen Ministers an dem Kapitel des Schwarzen Adler-Ordens als einen außergewöhnlichen Vorgang zu betrachten, der sich weder aus den Statuten noch aus der Tradition ergeben und zu dessen Herbeiführung es besonderer Schritte von Berlin aus bedurft habe, da Graf Goluchowski Ausländer und noch dazu Pole sei. Ich hatte aus den Bemerkungen, die mein Gewährsmann im Zusammenhang damit machte, den Eindruck, daß Seine Durchlaucht über das Prävaliren des polnischen Elements in den österreichisch-ungarischen Regierungskreisen sich ausführlicher geäußert hatte, und zwar in einem Sinne, der seinen Auffassungen über den politischen Einfluß der Polen entspricht. Wenn ich recht verstanden habe, hat der Fürst in Verbindung damit auch der Parallelerscheinung im Deutschen Reich gedacht, des Polonismus unter der Aegide des Zentrums: „Dieselbe Gesellschaft, gegen die ich bei Gründung und Ausbau des Reiches am heftigsten zu kämpfen hatte, hat es sich nun bei uns bequem gemacht.“

Mein Freund erwähnte noch eine Aeußerung, wonach es mir schien, als ob Fürst Bismarck nicht ganz davon überzeugt gewesen sei, daß die Reise des Grafen Goluchowski nach Berlin dem Kaiser Franz Joseph vollkommen sympathisch gewesen sei, und zwar, weil in der Berufung seines Ministers zum preußischen Ordensfest etwas liege, was mit der Stellung Oesterreichs vielleicht nicht völlig vereinbar sei.

Im weiteren Verlauf unseres Gesprächs nahm ich Gelegenheit, die Rede auf die Ernennung des Grafen Murawiew zum russischen Minister des Aeußern zu bringen. Die erste Aeußerung des Fürsten, als die Ernennung ihm ge-

meldet wurde, lautete: „Na, das ist ja der, auf den ich immer gehofft habe. Wenn er sich so macht, wie ich glaube, so wird er gut.“ Mein Freund fügte hinzu, daß nach dem, was er gehört habe, anzunehmen sei, die Beziehungen des Grafen Murawiew, als dieser noch Rat an der russischen Botschaft in Berlin war, zum Fürsten Bismarck seien die besten gewesen und über das rein Geschäftliche hinausgegangen, und die Verehrung des russischen Diplomaten für den Fürsten sei niemals zu verkennen gewesen. Das Vertrauen, welches der russische Botschafter und Freund des Fürsten Bismarck, Graf Schuwalow, seinem Rate Murawiew in so umfassender Weise habe zu teil werden lassen, daß er ihm zeitweilig die Führung der Geschäfte selbständig übertragen habe, sei die denkbar beste Empfehlung für den neuen russischen Minister, der ein Diplomat der alten Schule sei, und auf den man sich verlassen könne. Er sei zwar ein vollkommener Russe und werde nur russische Politik treiben, aber ein hervorstechender Zug seines Wesens sei Ehrlichkeit. Jede Neigung, der unverfälschten russischen Politik und ihren Zielen zuwider den europäischen Frieden unprovozirt und etwa im Interesse Frankreichs zu gefährden, liege ihm vielleicht noch ferner als seinen Vorgängern. Auch mit dem Grafen Herbert Bismarck soll der neue russische Minister stets sehr gut gestanden haben und seiner andauernden Sympathie für den alten Kanzler durch Beglückwünschungen zum Geburtstag ꝛc. Ausdruck geben.

Anknüpfend an den deutsch-russischen Neutralitätsvertrag bestätigte mein Freund die Mitteilung der „Hamburger Nachrichten“, daß das Dreikaiserbündnis bis 1887 bestanden habe und dann durch den deutsch-russischen Vertrag ersetzt worden sei. Es habe damals eine starke Beunruhigung stattgefunden; unter anderem habe Graf Andrassy in Ungarn allerhand wilde Reden geführt, durch die man in Rußland bedenklich geworden sei und vorgezogen habe, die Friedensversicherung lieber mit Deutschland allein abzuschließen. Wenn in der Presse das Jahr 1884 als Zeitpunkt der Entstehung des deutsch-russischen Neutralitätsvertrags angegeben werde, so sei das ein Irrtum. Im Jahre 1884 sei der Vertrag von Skierniewice zwischen den drei Kaisern auf drei Jahre, also bis 1887, abgeschlossen worden, ohne dann aus dem angeführten Grunde mit Oesterreich wieder erneuert zu werden. Das deutsch-russische Abkommen, welches an seine Stelle trat, ist, wie mein Gewährsmann mir auf ausdrückliches Befragen wiederholt versichert hat, den österreichischen Staatsmännern nicht unbekannt geblieben, und der „Pester Lloyd“ könnte doch merkwürdige Erfahrungen machen, wenn er sein Drängen nach Nennung der betreffenden österreichisch-ungarischen Diplomaten fortsetzen sollte. Daß die Russen von den Enthüllungen über den erloschenen deutsch-russischen Vertrag nicht sehr angenehm berührt gewesen sind, scheint Fürst Bismarck nach den Aeußerungen meines Bekannten als sicher anzunehmen, weil ihnen die Sache den Franzosen gegenüber unbequem gewesen sei, namentlich wegen deren Aufklärung darüber, daß

Rußland noch im Jahre 1890 den Vertrag habe prolongiren wollen, der es zur wohlwollenden Neutralität gegen Deutschland für den Fall eines französischen Angriffs auf dasselbe verpflichtete. Aus den weiteren Mitteilungen meines Gewährsmannes wurde ich in der Ansicht bestärkt, daß die abkühlende Wirkung auf Frankreich in der Absicht der Enthüllung gelegen habe.[1])

Informationen der „Schlesischen Zeitung" aus Friedrichsruh.

Anfang März 1897. — Als um diese Zeit wieder einmal über den Gesundheitszustand Bismarcks beunruhigende Mitteilungen durch die Presse gemacht wurden, brachte die „Schlesische Zeitung" (Nr. 169 vom 9. März 1897) nachstehenden Artikel:

Von einer, rege Beziehungen zu Friedrichsruh unterhaltenden Seite geht uns folgender Bericht zu:

Die alarmirenden Zeitungsnachrichten, die kürzlich von Berlin aus über das Befinden des Fürsten Bismarck verbreitet worden sind, entbehren aller Begründung. Der Fürst befindet sich im ganzen so wohl und ist so rüstig, wie es nicht bei vielen zweiundachtzigjährigen Männern der Fall sein wird. Seine Umgebung und die dem Hause nahestehenden Aerzte glauben, daß, wenn nicht unvorhersehbare Zwischenfälle eintreten, der Fürst ein sehr hohes Alter erreichen kann. Freilich lehnt der Fürst den eigenen Glauben an derartige Prophezeiungen immer lächelnd mit dem Hinweise darauf ab, daß das Leben, welches er geführt habe, doch nicht danach angethan gewesen sei, ihn das Alter des Kaisers Wilhelm I. oder Moltkes erreichen zu lassen. Während des ersten Drittels seines Lebens sei er nach keiner Richtung sehr sparsam mit seinen Kräften umgegangen; was dann übrig geblieben sei, wäre öffentlich und staatlich ausgeschlachtet worden, so daß er nun „kaput, ein Kriegsinvalide" sei. Wenn er aber in den Zeitungen sentimentale Berichte über eine Depression liest, in der er sich befinden solle, pflegt er das zu ironisiren:

„Meine Depression besteht allein in meinem hohen Alter. Werden Sie erst mal zweiundachtzig Jahre alt und warten Sie es ab, wie Sie sich dann fühlen werden, namentlich wenn Sie, wie ich, bald ein halbes Jahrhundert in Kampf und Besorgnis zugebracht haben. Mein ganzes Leben war hohes Spiel mit fremdem Gelde, ich konnte niemals mit Sicherheit voraussehen, ob

---

[1]) Die „Hamburger Nachrichten", welche den Artikel wörtlich abgedruckt hatten, bemerkten dazu: „Wir glauben, diese Darstellung im allgemeinen für zutreffend halten zu sollen."

Am 12. Februar 1897 schrieben die „Hamburger Nachrichten": Die „Frankfurter Zeitung" berichtet, daß ein Vertreter des New Yorker „World" ein Interview mit dem Fürsten Bismarck über den englisch-amerikanischen Schiedsvertrag gehabt haben soll. Fürst Bismarck hat weder mit einem amerikanischen noch mit einem anderen Zeitungsmanne ein Interview über den englisch-amerikanischen Schiedsvertrag gehabt.

meine Pläne gelingen würden. Ich konnte wohl auf dem Strom der Ereignisse schiffen, aber ihn nicht lenken."

Bei dergleichen Anlässen pflegt sich der Fürst über die Schwierigkeiten und Unsicherheiten bei Führung der politischen Geschäfte zu verbreiten:

Der Politiker bleibe, solange er lebe, immer unfertig; er sei in der Erreichung dessen, was er erstrebe, zu sehr auf die Mitwirkung anderer, die unberechenbar und schwankend sei, angewiesen. Er habe mit zufälligen Störungen, wie der Landwirt mit Witterungsumschlägen, zu viel zu rechnen, um selbst nach dem größten Erfolge mit Sicherheit sagen zu können: „Nun ist das gelungen, ich bin damit fertig und kann auf das Geleistete mit Erfolg zurückblicken." Erst nach Jahrzehnten kläre sich das Urteil darüber ab, ob ein wirklich definitiver, oder nur ein scheinbarer, vorübergehender Erfolg erreicht worden sei. „Für den Politiker selbst giebt es keinen Zeitpunkt, wo er sich sagen kann: Du hast einen guten Abschluß gemacht. Man kann ja einzelne Geschäfte wirklich beendigen, aber doch immer nur, ohne zu wissen, wie sich die Konsequenzen davon entwickeln werden, und ohne sie überhaupt mit Sicherheit beurteilen zu können." Kürzlich sei in einem Zeitungsartikel gesagt: Wenn er (Fürst Bismarck) nicht seines Lebens froh werden könne, so habe die Geschichte überhaupt nicht die Kraft, sittliche Freuden zu bereiten. Das sei ganz richtig. Man bleibe, solange man lebe, stets im Zweifel über die eigenen Leistungen; erst die Kinder oder Enkel des Politikers könnten Genugthuung oder Betrübnis über das von ihm Erreichte empfinden. Die Politik sei kein Geschäft wie jedes andere. Der Bankier, wenn er an der Börse sein Geschäft gemacht habe, könne seinen Vorteil sofort in Mark und Pfennigen berechnen, sich vergnügt die Hände reiben und seinen Champagner trinken; in diese angenehme Lage komme der Politiker niemals. Er werde stets von der Ungewißheit darüber heimgesucht, ob das, was er leidenschaftlich als Patriot für sein Land erstrebt und erwirkt habe, nun auch wirklich das richtige sei und ob es nicht doch schließlich schädliche Folgen nach sich ziehen könne. Volle Klarheit darüber habe er niemals, die Politik habe auf dieser Seite eine gewisse Aehnlichkeit mit der Forstwirtschaft. An irgend einer Forstschule steht die Inschrift: ‚Wir ernten, was wir nicht gesäet haben, und wir säen, was wir nicht ernten werden.' Das definitive Resultat des Politikers sei niemals auf Jahr und Tag erkennbar. Der General sei in besserer Lage als der Staatsmann. Wenn er eine Schlacht gewonnen habe, so könne er das noch am selben Tage ganz zweifellos feststellen. Das sei bei dem Politiker niemals möglich, er könne nach dem Abschluß eines anscheinend auch noch so glänzenden Geschäftes mit Sicherheit keinen Saldo zu Buch bringen, das sei ihm (dem Fürsten Bismarck) nicht einmal nach einem so brillanten Friedensschlusse wie dem Frankfurter möglich gewesen. Die jetzt veröffentlichte Korrespondenz zwischen dem alten Kaiser Wilhelm und ihm und die sonstigen historischen Publikationen der letzten Zeit

bewiesen deutlich genug, wie es in der Politik niemals volle Sicherheit und definitive Resultate gebe, sondern wie alles stets bergauf und bergab ginge."

Allerdings wird das Befinden des Fürsten Bismarck in neuerer Zeit durch stärkeres Auftreten seines neuralgischen Gesichtsschmerzes beeinträchtigt. Der Schmerz kann so heftig werden, daß der Fürst genötigt ist, durch minutenlanges Drücken mit den Fingerspitzen beider Hände auf die Backenknochen rechts und links sich Erleichterung zu verschaffen. Dabei fällt ihm dann das Sprechen mit dem kaum zu öffnenden Munde schwer. Scherzend pflegt er dann später zu sagen: „Das ist ganz natürlich, ich habe in meinem Leben mit meinem Munde am meisten gesündigt im Essen, Trinken und Reden." Wirkliche, wenn auch nur zeitweilige Stillung des Schmerzes ist nur zu erlangen entweder durch Auflegen von Gummibeuteln mit heißem Wasser oder durch Genuß alkoholischer Getränke. Am schnellsten würde Cognac oder Grog wirken, aber „das erlaubt Schweninger nicht". Nur Wein und Bier sind gestattet, und da läßt die Wirkung länger auf sich warten. Wenn sie aber eintritt, so hält sie höchstens drei bis vier Stunden an; dann kommt die Reaktion in Gestalt heftigerer Schmerzen, und um diese zu vertreiben, muß dann wieder zu irgend einem Kalmirungsmittel gegriffen werden; der Rest ist Schlaflosigkeit und „Nervenbankerott".

Mit großem Vergnügen — das geht aus allen seinen Aeußerungen darüber hervor — hat der Fürst den neuesten Band der Bernhardischen Memoiren gelesen. Er äußerte sich über den Verfasser ungefähr folgendermaßen:

„Bernhardi scheint ein leidenschaftlicher Tagebuchschreiber gewesen zu sein; er war ein gescheiter Mensch, aber auch ein ehrlicher Mensch. Anfänglich war er lange Zeit schneidig liberal, aber bald lief er sich die Hörner ab. Ich habe mich lange nicht so amüsirt, wie bei der Lektüre seiner Aufzeichnungen. Alle politischen Größen jener Zeit stehen da in puris naturalibus vor einem!"

Die Publikation kommt mit den Onckenschen und Horst Kohlschen Veröffentlichungen sehr à point und zeigt, mit welchen schweren Widerständen Bismarck bei der Durchsetzung seiner weltgeschichtlichen Pläne zu kämpfen hatte.

Wenn das Gespräch auf den jetzigen Kaiser und seine Reden kommt, pflegt Fürst Bismarck regelmäßig zu betonen, daß er sich nicht für berechtigt halte, den Kaiser zu kritisiren.

Die kretische Frage würde dem Fürsten jedenfalls nicht die Ruhe seiner Nächte rauben, wenn sie sonst nur bei ihm vorhanden wäre. Nach dem, was ich gehört habe, glaube ich nicht, daß die prononcirte und primolocistische Stellungnahme Deutschlands die Zustimmung des Altreichskanzlers hat, und der Verlauf, den die Ereignisse genommen haben, giebt ihm darin ja auch

recht. Daß es im Weigerungsfalle Griechenlands zu einer einheitlichen Repression der Mächte kommen wird, scheint der Fürst nicht zu glauben. Rußland sei vielleicht der einzige Staat, dem es um seiner eigenen griechischen Unterthanen willen Ernst sei mit der kretischen Aktion und der möglicherweise die Türkei auch finanziell unterstütze bei ihrem Vorgehen gegen Griechenland. Bei den übrigen Mächten aber sei die Frage: „Wer läßt sich einschüchtern?“ Uns Deutschen könnte es ganz gleichgiltig sein, was aus Kreta würde, und wenn die Insel nicht nur keinen Hammel, sondern auch nicht den letzten Dieb mehr dazu besäße. „Was geht das alles uns an!“

Mit großer Ergriffenheit gedenkt der Fürst stets seines alten Kaiserlichen Herrn, namentlich in der jetzt herannahenden Zeit der Centenarfeier. Lange verweilte neulich sein Blick während eines solchen Gespräches auf dem großen, mit einem sterbenden Löwen gekrönten Schreibzeuge, das ihm der alte Kaiser einmal, als er schwer krank darniederlag und sterben zu müssen glaubte, geschenkt hat. Langsam und schwer legte der Kanzler seine Hand auf den Löwen, schwieg eine Weile erinnerungsverloren und sprach dann mit tiefer innerer Rührung die Worte aus: „Der Große? Das paßt vielleicht nicht ganz; aber ein Ritter war er, ein Held!“ [1])

Das Interview des Redakteurs der „Tribuna“, Evangelisti.

22. August 1897. — Friedrichsruh. Unterredung mit dem Redakteur der „Tribuna“, Evangelisti — sein Schriftstellername ist Oyster —, welcher nach Deutschland gesandt war mit der Aufgabe, den wirtschaftlichen Aufschwung und die sozialen Verhältnisse Deutschlands zu studiren. Er brachte einen Brief Francesco Crispis für den Fürsten Bismarck mit, in welchem es hieß, „daß seine (Oysters) erste Pflicht bei der Ankunft in Deutschland die wäre, dem ersten Bürger Deutschlands seine Ehrerbietung zu zeigen und herzliche Grüße von Crispi zu überbringen.“ Oyster sandte von Berlin aus den Brief Crispis an den Fürsten. Bald darauf erhielt er ein Schreiben von Dr. Chrysander mit einer Einladung zum Besuch in Friedrichsruh, über den er dann in der „Tribuna“ berichtete.

An der Thür wurde er von Dr. Chrysander empfangen und von dem Grafen Herbert und dem Grafen Rantzau dann durch einen Salon in den Speisesaal geführt. Der Fürst erhob sich von seinem Platz am Tisch, stand aufrecht, als wenn er noch den Panzer trüge, und reichte dem Gast die Hand mit den Worten: „Seien Sie willkommen, mein Herr, ich danke Ihnen für

---

[1]) Anfang April konnte der Fürst auf die Frage nach seinem Befinden wieder mit gutem Humor antworten: „Es geht schon wieder. Meine Feinde müssen sich schon gedulden; ich bin einstweilen nur Probe gestorben.“

Ihren Besuch; ich bin meinem Freunde Crispi sehr dankbar dafür, daß er mich grüßen läßt. Bitte, nehmen Sie Platz."

Oyster erzählt nun, daß er, obwohl er bereits vielen großen Männern gegenüberstand, sich dem Fürsten Bismarck gegenüber befangen fühlte. Diese Befangenheit sei jedoch bald wieder gewichen, als die Unterhaltung, an welcher sich sämtliche Familienglieder des Fürsten beteiligten, einen fast familiären Charakter annahm. Der Fürst saß auf einem großen Ledersessel. Er trug einen langen schwarzen Rock und um den Hals die historische weiße Binde. Die Jahre, sagt Oyster, haben dem Antlitz des Fürsten einen sanften, fast milden Zug aufgeprägt; er sieht nicht mehr so energisch und rauh aus wie auf den alten Bildern. Auch die Stimme klingt sehr sanft. Der Fürst hatte fast immer eine lange Pfeife im Munde, und die ganze Scenerie machte einen so anheimelnden Eindruck, daß ich mir vorkam wie ein Gutsnachbar, der gekommen war, um mit Bismarck zu plaudern. Die Familie des Fürsten suchte geflissentlich zu verhindern, daß er sich errege und daß der Besuch den Charakter eines Interviews annehme.

Der Fürst redete mich in französischer Sprache an. Ich dankte ihm dafür. — „Verzeihen Sie, Durchlaucht, wenn ich Sie zwinge, eine fremde Sprache zu sprechen und zu hören. Aber mein Deutsch, das ich nur aus Büchern gelernt habe, ist sehr langsam und würde Sie ungeduldig machen . . ."

„Auch ich," erwiderte er, „habe etwas Italienisch gelernt, aber ich kann nur kauderwälsch reden. Ich erinnere mich, daß mein Lehrer ein österreichischer Major war, der mich dekliniren ließ: Il oriuolo (die Uhr), del oriuolo u. s. w."

„Der Major wollte wahrscheinlich verhindern, daß Sie Italienisch lernen. Denn das ist das am schwersten auszusprechende Wort in unserer ganzen Sprache."

Bismarck erkundigte sich dann nach Crispi. „Beschäftigt er sich noch mit Politik?"

„Ich glaube," antwortete Oyster, „daß er ihr von allen Staatsmännern Italiens die beharrlichste Aufmerksamkeit zuwendet. Der parlamentarischen Hexenküche hat er jedoch — einerlei, ob er wohl oder übel daran that — nie die geringste Beachtung geschenkt."

„Ja, ja," bemerkte Fürst Bismarck, „mein Freund ist ein Mann von großer Erfahrung und Autorität. Er schreitet, wo es notthut, vor keiner Verantwortung zurück . . . Ich selber kümmere mich nicht mehr um Politik. Je m'en fiche maintenant — allein ich bekenne, daß man sie nicht so leicht vergessen kann, wenn man vierzig Jahre mitten drinnen gewesen. Ich habe viel gearbeitet, nun bin ich alt und müde, und die Gesichtsschmerzen gönnen mir keine Ruhe . . ."

Oyster rühmte sein gutes Aussehen und sprach von der Möglichkeit, ihn wieder an der Spitze der Geschäfte zu sehen.

„Nein," entgegnete der Fürst, „damit ist's aus, ich bin nun zum Landmann geworden und werde meine Scholle nicht mehr verlassen. Der Landbau war stets meine Leidenschaft; auch als ich ein Amt hatte, war es mir ein Genuß, von Zeit zu Zeit in die ländliche Freiheit zu flüchten. Ich könnte mich in Berlin niederlassen und würde gewisse Leute damit nicht wenig ärgern; ich will indessen dieses Asyl nicht verlassen. Ich bin hier besser aufgehoben als in Pommern; das Wetter ist dort rauher, während es hier zwar unbeständig, aber von der Seeluft wohlthätig gemildert wird. Ich weiß, daß ich mir das Leben, wollte ich in Sizilien oder Aegypten überwintern, um manches Jahr verlängern würde; ich liebe jedoch nicht das Schaukeln (le roulage) und noch weniger das Gasthofleben; ich kann nun einmal von meinen Gewohnheiten nicht lassen."

Das Gespräch wandte sich den damaligen politischen Ereignissen zu. Der Besucher meinte, daß die Reichspolitik trotzdem und alledem in den alten Kurs zurückgekehrt sei; Beweis dessen die Reise des Kaisers nach Petersburg.

„Große politische Ideen," erwiderte ausweichend der Altreichskanzler, „wollen reiflich erwogen und mit Maß bethätigt werden. Und ihre Ausgestaltung und weitere Entwicklung setzen Wachsamkeit und künstlerisches Anpassungsvermögen voraus, denn jeden Augenblick hat man sich neuer Umstände und Hindernisse zu versehen."

„Sie kommen aus Hamburg?" fragte der Fürst, dem Gespräch wieder eine andere Richtung gebend. „Es ist die Stadt des Ueberflusses, und zu gutem Teil ist dies mein Verdienst. Die Hamburger wollten ihr Freihafensystem nicht preisgeben;[1]) ich habe sie dazu gezwungen, habe ihnen gedroht, näher der Elbemündung auf Reichskosten einen neuen Hafen zu bauen, und da gaben sie nach. Jetzt sind sie zufrieden. Hamburg ist eine weise regierte Republik, deren Regierung nicht nach Popularität hascht; und die Arbeiter haben dort immer Arbeit und befinden sich wohl dabei."

Oyster warf ein, daß die Deutschen dem Fürsten für das, was er geschaffen auch dankbar seien.

„Das ist wahr," sagte der Fürst, „jeden Tag kommen Briefe, Telegramme, Deputationen; mir fehlt leider die Kraft, allen zu antworten. Die Einheit Deutschlands hat so viel neue Energien entwickelt, neue Interessen und neue

[1]) Dazu sagte der „Hamb. Korresp." in seiner Abendausgabe vom 30. August 1897: „Bei dem Satz über Hamburg wird dem italienischen Publizisten wohl ein kleines Mißverständnis untergelaufen sein. Fürst Bismarck wird vermutlich von der handelspolitischen und wirtschaftlichen Exterritorialität Hamburgs gesprochen haben, die unser Staat bis 1888 innegehabt hat. Daß die vom Fürsten Bismarck eingeleitete Aktion, die zu der jetzigen Freihafenstellung geführt hat, für Hamburgs Aufschwung und Bedeutung zum Segen ausgeschlagen ist, wird jetzt auch in solchen Kreisen dankbar anerkannt, die zur Zeit zweifelnd oder ablehnend dem Projekt gegenüberstanden."

Gesichtspunkte geschaffen und wird auch den letzten Rückstand von Partikularismus vertilgen. Kennen Sie das in Italien auch?"

Der Gast erwiderte, daß in Paris noch die entthronte neapolitanische Königsfamilie in Partikularismus mache, und daß der Papst noch immer nicht seine verlorene weltliche Macht vergessen könne.

„Er hat mehr dabei gewonnen als verloren," warf die Gräfin Rantzau ein.

„Auch das ist zum Teil Ihr Verdienst," sagte Oyster zum Fürsten gewandt.

„Sie meinen, durch das Schiedsrichteramt in der Karolinenfrage? Was wollen Sie? Es waren Erwägungen innerer Politik, die mich dazu bestimmten. Wie hätte ich mich übrigens aus der Verlegenheit ziehen sollen? Durch die Beschießung spanischer Seefestungen? Wohl drängten mich viele, es zu thun — ich dachte jedoch, daß wir vielleicht hundert Millionen ausgeben würden, um neuen Haß und neue Zwietracht zu säen. Nach ernster Prüfung entschloß ich mich, den Papst um den Schiedsspruch zu bitten. Leo XIII. ist übrigens ein sehr verständiger Mann (un uomo molto intelligente)."

„Gewiß, er würde jeden Thron ehren, nur glaube ich, daß er auf sein Werk ein allzu großes Vertrauen setzt. Augenscheinlich traut er sich sogar die Kraft zu, die soziale Frage zu lösen."

„Ach! die soziale Frage!" rief der Fürst aus, „die macht alle Regierungen schaudern. Es geht ihnen, wie es mir ging, wenn ich mich ins Wasser werfen wollte. Von Jugend auf war ich ein starker Schwimmer; aber ich brauchte stets eine Willensanstrengung, um das Kältegefühl zu überwinden. Die soziale Frage hätte einst durch Polizeimittel gelöst werden können, jetzt wird man militärische Mittel anwenden müssen."

Das Gespräch nahm wieder eine andere Wendung. Gräfin Rantzau brachte ein Album herbei, dessen erstes Blatt von Crispi mit einer kurzen Widmung eingeweiht worden ist.

„Mein Freund," sagte Bismarck, „erwies mir zweimal die Ehre seines Besuches. Ich gedenke mit Freuden der Zeit, da ich mit ihm zusammen arbeitete. Ich weiß, daß er nun vielen Anklagen ausgesetzt ist. Es geziemt mir darüber kein Urteil — ich weiß aber, daß er zahlreiche Feinde hat. Auch ich hatte und habe deren nicht wenige. Sie sind mir völlig — Wurst. Leid thut es mir, daß er sich in Abessinien so tief einließ — was sich vielleicht kaum der Mühe verlohnte."

„Durchlaucht, in Afrika gebrach es Italien vornehmlich an Klarheit und Festigkeit der Absichten. Hinsichtlich der Kolonie sei mir aber die Bemerkung gestattet, daß sie jetzt, wo man sie preisgeben möchte, vielen Mächten ein begehrlicher Bissen zu sein scheint. Afrika ist das Ziel aller Begehrlichkeiten geworden. Bedenken Durchlaucht, welch großes Reich sich England in Südafrika geschaffen hat."

„England handelt da unten in Südafrika mit großer Leichtfertigkeit. Es hat die Lektion, welche es von den Buren von Transvaal empfing, vergessen, und diese Buren sind in großer Zahl in allen englischen Besitzungen am Kap ansässig. Wissen Sie auch, daß die Buren Schützen von außergewöhnlicher Treffsicherheit sind? Ich glaube, daß die Zukunft in Südafrika eher den Holländern als den Engländern gehört."

Was den italienischen Journalisten am höchsten verwunderte, war die Fülle von Detailkenntnissen, die der Altreichskanzler in Bezug auf Italien entwickelte. Der Fürst erkundigte sich am angelegentlichsten um die Verhältnisse im Süden, um den regionalen Geist einzelner Stämme, um die Erstarkung des Reichsgedankens. Er fragte, ob das Klima auf die Süditaliener, besonders auf die Soldaten, einen merklichen Einfluß ausübe.

„Durchlaucht," antwortete der Journalist, „die neapolitanischen Soldaten, welche 1821 bei Antrodoco und 1849 bei Velletri wie Bienenschwärme auseinanderstoben, sind eines Stammes mit jenen, welche unter Karl V. bei Pavia Franz I. gefangen nahmen und zur Franzosenzeit für eine fremde Sache heldenmütig in Spanien und Rußland kämpften."

Als der Fürst von den sizilianischen Artilleristen hörte, die in der Schlacht bei Adua bis zum letzten Schuß und letzten Mann bei ihren Geschützen blieben und starben, urteilte er:

„Es kommt demnach alles auf die moralische Kraft, auf Disziplin und Kommando an. Uebrigens ist es immer der Krieg, der die Gefühle, auf denen die Staaten ruhen, entwickelt und zur Geltung bringt."

Als sich Oyster verabschiedete, erhob sich der Fürst, „come albero in nave si levo" (gleichwie der Mastbaum im Schiff sich aufrichtet), und reichte seinem italienischen Gast mit einem Gruß für Crispi die Hand. Auf den Wunsch Oysters, daß der Fürst noch lange Jahre Deutschland erhalten bleiben möge, ward ihm die Antwort: „Ich bin alt. Adieu." [1])

Letzter Besuch des Herausgebers der „Zukunft", Maximilian Harden, bei Bismarck.

Anfangs September 1897. Friedrichsruh. Empfang des Herausgebers der „Zukunft", Maximilian Harden. Derselbe schreibt über die bei

[1]) 9. September 1897. Die „Hamb. Nachrichten" Nr. 211 enthielten nachstehendes Entrefilet: Das „Berl. Tagebl." veröffentlicht ein Pariser Telegramm, wonach der radikale Deputirte Bazille dem „Gaulois" eine Unterredung mitgeteilt habe, welche einer seiner Freunde jüngst mit dem Fürsten Bismarck gehabt hätte. Wir sind beauftragt, zu erklären, daß ein französischer Abgeordneter Bazille oder dessen Freunde in Friedrichsruh unbekannt sind, und daß keine derartige Unterredung stattgefunden hat. Das Ganze macht den Eindruck einer Erfindung wie die Abranyi-Geschichte aus dem Jahre 1890.

dieser Gelegenheit geführten Gespräche unter die Ueberschrift „Bismarcks Glossen" in der „Zukunft" vom 4. September 1897:

Der Fürst sitzt ruhig in seinem Sachsenwaldhause, verfolgt aufmerksam die großen und kleinen Vorgänge des Tages, glossirt sie auf seine Weise und läßt keinen Zweifel darüber, daß er sich offiziell mit keinem Rat und keinem Vorschlag in die politischen Geschäfte zu mischen wünscht, daß er der heutigen Regierung zwar, wie jeder, die ihn nicht zur Abwehr offenbar schädlicher Maßregeln zwingt, wohlwollend gegenübersteht, aber für ihre Thätigkeit nicht verantwortlich gemacht werden möchte, und giebt dem Wunsch, „in Ruhe gelassen zu werden", milden, mitunter wohl auch ein bißchen derberen Ausdruck. Inzwischen schreien gellende Stimmen seinen Namen über die Boulevards von Paris, und ein Redakteur des „Figaro" ruft höhnisch, er hätte wohl sehen mögen, welches Gesicht der furchtbare Mann von Blut und Eisen in dem Augenblick gezeigt habe, da er die an Bord des „Pothuau" gehaltenen Reden las. Wenn Herrn de Rodays dieser Herzenswunsch erfüllt worden wäre, dann hätte er eine ungetrübt heitere Miene erblickt. Fürst Bismarck findet in den mitgeteilten Tafelreden des Kaisers Nikolaus und des Herrn Felix Faure keinen bündigen Beweis für eine Veränderung der Lage, die durch die anglophilen Neigungen des Caprivismus zwischen Frankreich und Rußland geschaffen wurde. Er sagte darüber: „Nations alliées ist noch lange nicht alliance und kann unter Umständen auch eine bloße Artigkeit sein, eine Verstärkung und Unterstreichung des ebenso unverbindlichen Wortes nations amies; ich erinnere mich solcher von den Beteiligten nicht ungern gehörten dunkeln Wendungen aus meiner diplomatischen Thätigkeit. Und wenn wirklich von einer Allianz gesprochen werden kann, dann müßte man, um über ihren Wert und ihre Tragweite urteilen zu können, doch erst den Inhalt des Bündnisvertrages kennen. Die Leute, die in Paris die Veröffentlichung des Textes fordern, haben nicht so unrecht. Ich glaube nicht, daß der Inhalt des Vertrages, wenn überhaupt einer existirt, den Franzosen gefallen würde. Wenigstens habe ich die russische Politik immer als sehr vorsichtig kennen gelernt und kann mir nicht denken, daß sie sich ohne Not auf Abenteuer einlassen wird, bei denen für sie nichts zu holen ist. Graf Murawiew, mit dem ich, wenn er meinen Freund Schuwalow als Geschäftsträger vertrat, amtlich und persönlich sehr gern verkehrte, gab sich als unseren Freund, und ich wüßte nicht, weshalb er seinen Sinn geändert haben sollte. Man überschätzt, wie mir scheint, heutzutage vielfach die Bedeutung der Reisen, Besuche, Feste, Toaste — ich möchte sagen: das Dekorative in der Politik. Auch mich hat man ja manchmal dekorativ, als eine Farbennuance, zu verwenden versucht, aber ich bin dafür doch schon zu alt und für Theatereffekte kaum noch zu brauchen. Herr Faure, der ein tüchtiger Kaufmann gewesen sein soll — gar keine üble Schule für Staatschefs —, scheint für die neue Mode der Reisepolitik allerlei nützliche Eigenschaften mitzubringen: er ist gegen Waggon-

und Kabinenstrapazen abgehärtet, hat einen guten Magen und benimmt sich taktvoll und geschickt, ohne schädliche Uebertreibungen und Excesse der Beredsamkeit. Wenn es wahr ist, daß er in Frack und Cylinder die russischen Truppen militärisch gegrüßt hat — mit der Hand am hohen Hut —, dann ist diese Art des Grußes für einen Zivilisten allerdings nicht korrekt; er hätte den Cylinder abnehmen und, wie der alte Fritz mit dem bis zum Sattel gesenkten Dreispitz, Honneur machen müssen. Im ganzen aber hat er sich offenbar gut und geschmackvoll aus der Affaire gezogen. Nur soll man nicht glauben, daß angenehme Eindrücke und Sympathien in der Politik maßgebend sind; da entscheiden schließlich doch die Interessen, und ich kann nach meiner Erfahrung nicht einsehen, welches Interesse die in politischen Dingen gewöhnlich sehr bedächtigen Russen, solange bei uns nicht ganz unklug gewirtschaftet wird, daran haben sollten, der französischen Revanchelust zu Hilfe zu kommen. Zarenhymne und Marseillaise: das reimt sich nicht. Immerhin ist das französische Töpfchen aber dem Feuer jetzt näher gerückt und kann noch leichter als sonst plötzlich einmal überkochen. Das sollte unsere regierenden Herren von etwa noch vorhandenen Illusionen befreien und sie vor einer Verrückung der Basis warnen, auf der unsere Wehrkraft beruht. Es ist ganz gut, daß wir Deutschen nie zur Phäakenbehaglichkeit kommen können, und daß die Pariser, die ja die französische Politik machen, uns von Zeit zu Zeit mit ihrem Geschrei aus allzu schönen Träumen wecken. Aber mit den nations amies et alliées können sie uns nicht bange machen: russische Kaiser sind heutzutage doch zu gewissenhaft, um ihre Soldaten marschiren zu lassen, nur damit die französische Eitelkeit vielleicht Befriedigung findet."

Ein paar Bemerkungen über andere Gegenstände.

„Man wirft mir jetzt in den Zeitungen vor, ich habe durch eine Aeußerung, die in einem Wiener Blatt veröffentlicht wurde, die konservative Fraktion verletzt. Ich kann mich der Aeußerung nicht mehr entsinnen, weiß nicht, wie sie in die Zeitung kam, und nehme an, daß sie sich auf Vorgänge bezog, die sich bei meiner Entlassung und bei der Beratung der ersten Handelsverträge abspielten. Von den heutigen Führern der Konservativen kenne ich überhaupt nur einzelne Herren, die meinem Hause befreundet sind, und die ich natürlich nicht kränken wollte; auch an der persönlichen Ehrenhaftigkeit der anderen zweifle ich nicht ... Aber es liegt nun einmal in der Natur dieser Partei, daß sie von der auch sonst leider landesüblichen Fraktionsstreberei besonders leicht verseucht wird. Da sitzen Beamte, die eigentlich gar nicht ins Parlament gehören, Leute, die Söhne, Töchter und Enkel zu versorgen haben und deshalb Rücksichten nehmen müssen, da möchte mancher im Staat eine höhere Stufe erklettern, und nützliche Verwandtschaften, gesellschaftliche und militärische Beziehungen spielen auch eine Rolle. Dazu kommt, daß meine Standesgenossen vielfach recht bequem sind, nicht gern übermäßig arbeiten oder auch durch ihre landwirtschaftliche Thätigkeit

stark in Anspruch genommen werden; dann reißen die Strebsamsten, die sich auf die Sitzungen vorbereiten und in den Drucksachen Bescheid wissen, die Herrschaft an sich, und die Fraktion merkt dann vielleicht zu spät, daß sie auf der schiefen Ebene angelangt ist. Mir haben die Herren von der Kreuzzeitungsfarbe das ministerielle Leben recht sauer gemacht; ich war nie ihr Mann, und die schlimmsten Verdächtigungen sind immer von dieser Seite gekommen. Sie ließen mich im Stich, als es darauf ankam, zunächst einmal das Deutsche Reich vor der Welt auf die Beine zu stellen; manches wäre anders geworden, wenn ich damals konservative Hilfe gefunden hätte, aber ich hätte viel eher noch mit Herrn Richter paktirt als mit den Freunden der Nathusius-Ludom und Konsorten. Es war viel Neid dabei, weil ich es weiter gebracht hatte als andere Junker, aber auch doktrinäre Beschränktheit und protestantisch-jesuitischer Eifer. Als ich dann weggeschickt wurde, hatten wieder dieselben Leute ihre Hand im Spiel: siehe Scheiterhaufenbrief und ähnliche Sachen. Wie es heute in der Fraktion aussieht, weiß ich nicht. Die außen sichtbaren Leistungen können mir nicht gerade Bewunderung abzwingen. Ich habe oft das Gefühl, daß die Herren die Begriffe konservativ und gouvernemental verwechseln, und frage mich manchmal, ob sie selbst eigentlich genau wissen, was sie konserviren wollen." [1])

„In den Zeitungen wird unaufhörlich über die Vermehrung unserer Flotte gestritten. Wozu der Lärm? Was nach dem Urteil nüchterner Fachmänner

[1]) Den „Leipziger Neuesten Nachrichten" wurde hierzu von einer Seite, die schon einmal über Friedrichsruher Tischgespräche Mitteilungen gemacht hatte, geschrieben: „Inwieweit er mit dem Verhalten der jetzigen konservativen Partei einverstanden ist, lasse ich dahingestellt sein; daß er für den Konservatismus, wie er unter Caprivi z. B. von Herrn v. Helldorff vertreten wurde, irgend welches Verständnis gehabt habe, darf als gänzlich ausgeschlossen betrachtet werden, und daß die konservative Fraktion unter dem neuen Kurse den Auffassungen, die Fürst Bismarck von der Aufgabe des Konservatismus im modernen Staate hegt, entsprochen hat, darf noch weniger angenommen werden. Nach dem Urteil des alten Kanzlers hat sie sich den Zumutungen des demokratischen Caprivismus bei wichtigen Fragen viel zu nachgiebig gezeigt, von dem Verhalten der konservativen Fraktion bei und nach der Entlassung des Fürsten Bismarck ganz zu schweigen. Es würde menschlich jedenfalls sehr begreiflich sein, wenn trotz aller Peripetien in neuer Zeit ein Rückstand von Unmut oder Bitterkeit gegen die Konservativen in der Brust des Fürsten Bismarck zurückgeblieben sein sollte. Aber der Alte im Sachsenwalde ist ein viel zu großer Realpolitiker, als daß dies etwaige Residuum sein politisches Urteil über die heutige Fraktion irgendwie beeinflussen könnte. Wenn er sie auf den rechten Wegen sieht, unterstützt er sie gern; er empfängt nicht selten Besuche hervorragender konservativer Parteiführer, und sogar in den Zeiten der Entfremdung zwischen ihm und der Partei hatte er es nicht an wohlwollenden Ratschlägen für sie, namentlich in Artikeln der ‚Hamburger Nachrichten', fehlen lassen. Einmal in Varzin hörte ich den Fürsten gut gelaunt einen Teil der Konservativen mit dem stockkatholischen Italienertum der unteren Stände in Vergleich stellen, das zwar seine Heiligen anbete und schmücke, aber durch diese Verehrung nicht verhindert werde, die schön bemalten bunten Holzfiguren mit dem Stock oder der Faust zu zertrümmern, wenn sie sich hartnäckig weigerten, ihren Wünschen beim lieben Gott Erfüllung zu verschaffen."

nötig ist, muß bewilligt werden. Ich glaube, daß wir neue Kreuzer brauchen, aber ich bin sehr mißtrauisch gegen Paradeschiffe, die nur zur Markirung von Prestige dienen sollen und die man, wenn die Sache ernst wird, mitunter Lügenschiffe nennen muß, weil sie nichts leisten. Für koloniale Erobererpolitik nach französischem Muster hat mir schon als Minister jede Neigung gefehlt, und mir scheint, daß jetzt die Zeit dafür besonders ungünstig ist. Unser Handel muß überall ausreichenden Schutz finden, aber die Flagge soll dem Handel folgen, nicht ihm vorangehen. Auf absehbare Zeit bleibt für uns das Wichtigste ein starkes, zuverlässiges Heer aus gedienten Leuten, die mit der besten Waffe ausgerüstet sind. Das war auch Moltkes Meinung, mit dem mich die Ueberzeugung verband, daß wir sogar die über unseren Kolonialbesitz entscheidenden Schlachten auf dem europäischen Festlande auszufechten haben werden. Also keine Knauserei, aber auch keine phantastischen Pläne, über die wir uns dann schließlich noch mit anderen, für unsere europäische Situation wichtigen Leuten brouilliren. Qui trop embrasse . . ." [1])

„Ich bin erstaunt darüber, daß man bei den Ueberschwemmungen jetzt nicht sofort ordentlich und rationell mit Staatshilfe vorgegangen ist. Die privaten Sammlungen machen keinen erfreulichen Eindruck. Möglichst viele und möglichst hohe Persönlichkeiten mußten sich gleich in den geschädigten Gegenden zeigen und den armen Menschen gut zureden — aber nicht nur reden, sondern auch ein anständiges Stück Geld in der Hand haben. Das ist die Hauptsache. Ganz abgesehen von den Pflichten der Nächstenliebe, die der Staat doch zu üben hat: eine Regierung sollte keine Gelegenheit, sich im Lande beliebt zu machen, versäumen. Und heute, scheint mir, sollten solche Gelegenheiten ihr ganz besonders willkommen sein."

„Die Kaiserin hat an der Abnutzung meiner Nerven stark mitgearbeitet. Sie war selbst eine nervöse, unstete und unruhige Natur, trieb gern Politik

---

[1]) Der „Schlesischen Zeitung" gingen, wie das Blatt erklärte, von einer Seite, die sich über Friedrichsruher Vorgänge und Auffassungen stets als gut unterrichtet erwiesen hat, nachstehende Mitteilungen zu: Wie Fürst Bismarck über die gegenwärtig geplante Flottenvermehrung denkt, ist mit Genauigkeit kaum anzugeben. Was neulich in der „Zukunft" und in den „Dresdener Nachrichten" darüber gestanden hat, dürfte im allgemeinen zutreffend sein, aber auch nur im allgemeinen. Als seine Auffassung darf einstweilen nur gelten, daß wir allerdings mehr Kreuzer brauchen, als wir jetzt haben, und daß die unbrauchbar gewordenen älteren Schlachtschiffe ersetzt werden müssen, um den Aufgaben zu genügen, die der deutschen Marine gestellt sind: „Wenn höheren Orts eine darüber hinausgehende Vermehrung der Flotte angestrebt wird, so wird man abzuwarten haben, wann und wie die betreffenden Forderungen gestellt werden. Man muß nicht das Uebermorgen vor dem Morgen behandeln, sondern zunächst einmal den dringenden Bedarf befriedigen, ohne die Darleiher oder Steuerzahler mit der Androhung weiterer Forderungen zu ängstigen. Qui trop embrasse, mal étreint; eins nach dem andern. Wir müssen so viel Schiffe haben, daß wir jederzeit in der Lage sind, ohne in Verlegenheit zu geraten, welche davon irgendwo hinzuschicken, wo sie gerade gebraucht werden."

und war gleich Feuer und Flamme, wenn man auf ihre Pläne nicht einging, eingehen konnte. Unsere Friktionen begannen früh. Als der Prinz von Preußen 48 nach England gehen und ich ihn aufsuchen wollte, um ihm dringend zu raten, er solle in Potsdam bleiben, die ganze Armee und ein großer Teil der Landbevölkerung sei für ihn, und seine Reise würde schlecht wirken, wollte sie mich nicht zu ihm lassen. Sie war aufgeregt und erklärte mir, sie müsse vor allen Dingen für die Zukunft ihres Sohnes sorgen. Später erfuhr ich von einem merkwürdigen Plan, der in ihrem Palais ausgekocht worden war. Vincke sprach mich im Landtag an und sagte, er wolle den Antrag stellen, der Prinzessin von Preußen die Regentschaft zu übertragen; wie ich darüber dächte. Ich fragte zunächst, warum denn der Prinz nicht Regent werden solle. Der Prinz, meinte Vincke, sei im Lande unmöglich geworden. Schön, sagte ich, wenn Sie Ihren Antrag stellen, werde ich beantragen, Sie als Hochverräter verhaften zu lassen. [1]) Der Antrag unterblieb, weil er ohne die Unterstützung der äußersten Rechten aussichtslos war. Meine Beziehungen zu der Prinzessin wurden dadurch nicht besser, und sie konnte, auch als sie Königin und Kaiserin geworden war, ihren eigentümlichen Groll gegen mich nie ganz verbergen. Ihre Neigung für alles Französische und Katholische wirkte dabei mit, an ihrem Hof entstand im Lauf der Zeit eine Kamarilla, die nicht immer unbedenkliche Mittel anwandte, um ihr Ziel zu erreichen, und ich hätte vieles nicht durchsetzen können, wenn der alte Herr, der unter diesen Dingen übrigens nicht weniger litt als ich, in der Stunde der Entscheidung nicht doch schließlich stets bei der Stange geblieben wäre. Diese Kämpfe kosteten aber Nervenkraft — besonders, als sie in der Konfliktzeit den König zur Abdankung [2]) überreden wollte und ich ihn energisch beim Portepee fassen mußte. Ich kann wohl sagen, daß dieser langjährige Damenkrieg meine Gesundheit mehr angegriffen hat als alle offenen Gefechte im Parlament und im diplomatischen Dienst."

In einer Zeitung war gesagt worden, der alte Kanzler werde bestimmt nächstens nach Kiel fahren, um ein Schiff zu taufen. Der Fürst las die Notiz laut und fügte hinzu: „So? Die Leute scheinen noch immer zu glauben, daß es mir so geht wie dem Dienstmädchen, das meiner guten Frau einmal in Varzin sagte: ‚An allem kann ich mir gewöhnen, nur an dem Einsamen nicht.' Ich fühle mich zu Hause recht wohl und passe nicht mehr für Feste."

In der „Zukunft" vom 18. September 1897 erläuterte Harden noch die auf die Vinckesche Episode bezügliche Stelle wie folgt: Der Prinz von Preußen wußte 1848, daß er durch ungerechte und grundlose Verdächtigungen mit dem Haß eines großen Teiles der Bevölkerung beladen war, und er konnte, als

[1]) Vgl. hierzu die folgende Erläuterung Hardens.

[2]) Vgl. auch zu diesem Satze die unten folgenden einschränkenden Bemerkungen Hardens.

Patriot und preußischer Offizier, wohl zu dem schweren Entschluß kommen, sich, wenn es nötig wurde, zu opfern, um seinem Bruder Friedrich Wilhelm den bedrohten Thron zu sichern; aber er hatte seinem Recht auf die Krone nicht entsagt. Als nun Herr v. Vincke im Landtag den Antrag stellen wollte, den König Friedrich Wilhelm den Vierten zur Abdikation zu zwingen und, mit Uebergehung des Prinzen von Preußen, seiner Frau, der Prinzessin Augusta, die Regentschaft zu übertragen, wandte er sich an Herrn v. Bismarck mit der Frage, was die konservative Partei thun würde, wenn dieser Antrag in aller Form gestellt wäre. Herr v. Bismarck antwortete: „Ich würde im Landtag sofort beantragen, den Antragsteller wegen Hochverrats verhaften zu lassen." Darauf erwiderte Herr v. Vincke: „Dann können wir die Sache nicht machen, denn ohne den Beistand der äußersten Rechten bringen wir den König nicht zur Abdankung." Er fügte hinzu: „Wir wissen, daß ein Brief des Prinzen von Preußen existirt, worin er sich zur Abdikation bereit erklärt." Herr v. Bismarck entgegnete: „Dafür habe ich kein Verständnis; wenn wir solche Intriguen spinnen, dann werden wir die einzigen noch sicheren Elemente, die Armee und die Landbevölkerung, konfus machen, die für solche Gedanken keine Aufnahmefähigkeit haben." Damit war der Plan Vinckes endgiltig beseitigt..

Ein anderer Satz hat, weil die Wiedergabe nicht klar genug war, Irrtümer erzeugt. Die Königin Augusta wünschte während des Militärkonflikts natürlich nicht mehr die Abdikation des Königs; sie wollte ihn nur zur Nachgiebigkeit stimmen, die in den Augen des Herrn v. Bismarck damals nichts anderes gewesen wäre als die Abdankung der Königlichen Gewalt. Die thatsächliche Abdikation hätte 1862 nur den Effekt des unmittelbaren Ueberganges der Krone auf den Kronprinzen haben können, der in dieser Zeit längst majorenn war, während nach einer im März 1848 erfolgten Thronentsagung des Prinzen von Preußen die Regentschaft zunächst, nach dem Wunsch der Fortschrittspartei, der Prinzessin Augusta übertragen worden wäre. Wir hätten also, wenn Vinckes Zettelung nicht an Bismarcks Widerstand gescheitert wäre, den König und Kaiser Wilhelm den Ersten nie auf dem Thron Preußens und des Deutschen Reiches gesehen. [1])

Besuch des Dr. Erwin Reichardt von den „Dresdener Nachrichten".

5. September 1897. Friedrichsruh. An der Frühstückstafel der Redakteur der „Dresdner Nachrichten" Dr. Erwin Reichardt.

Letzterer schreibt darüber in dieser Zeitung (Nr. 214 vom 5. August 1898):

---

[1]) 5. Oktober 1897. Der „Rheinische Kurier" (Nr. 267) brachte Notizen resp. Anekdoten über Bismarck, z. B. daß er sich die Zeit mit Kartenspiel vertreibe, die in das Bereich der gröbsten Erfindung gehörten.

Während meines Sommeraufenthalts in Norderney hatte ich mit dem Privatsekretär des Fürsten Bismarck, Herrn Dr. Chrysander, mehrfach Briefe und Depeschen gewechselt, und mein Besuch bei dem Fürsten war für den 4. September in Aussicht genommen; gestern ersuchte mich Dr. Chrysander jedoch telegraphisch, meinen Besuch auf heute zu verschieben, da das Befinden des Fürsten gestern zu wünschen übrig ließ. Nach Dr. Chrysanders Anweisung fuhr ich also heute mittag $^{3}/_{4}12$ Uhr von hier nach Friedrichsruh. Am Bahnhof erwartete mich — es herrschte ein furchtbares Regenwetter — ein Wagen des Fürsten und brachte mich nach dem Fürstlichen Landsitz. An der Thür des Hauses begrüßte mich Dr. Chrysander mit freundlichen Worten, indem er sich sogleich meines Besuches vor sieben Jahren erinnerte. Er geleitete mich in das Garderobe- und dann in das Empfangszimmer, wo wir etwa eine Viertelstunde zusammen plauderten. Zu seinem Bedauern mußte mir Dr. Chrysander mitteilen, daß ich vom Fürsten heute wahrscheinlich sehr wenig haben würde, da derselbe infolge heftigster Gesichtsschmerzen nur mit größter Anstrengung zu sprechen vermöchte; auch möchte ich entschuldigen, wenn mich der Fürst noch etwas warten ließe, da er sich erst kurz vor dem Frühstück, welches um 1 Uhr stattfinde, fertig ankleide. Beim Frühstück würden außer dem Fürsten und ihm nur die Gräfin Rantzau und eine Nichte des Fürsten, Frau v. Kotze, zugegen sein. — Dr. Chrysander ließ mich noch etwa eine Viertelstunde im Empfangszimmer allein, und so hatte ich Zeit, mich hier umzusehen. Auf dem Tisch in der Mitte standen die beiden Hörner, die der König von Siam dem Fürsten vor drei Tagen zum Geschenk gemacht hatte. Jedes der Hörner wurde von einer männlichen Götzenfigur in ziselirtem Silber getragen; an der Oeffnung jedes Hornes befand sich ein breiter Rand von durchbrochenem Silber. Außer mehreren Bibliothekschränken befand sich in dem Zimmer eine mächtige Standuhr mit reichem Figurenschmuck. Links von der Thür, die zum Garderobezimmer führte, hing über dem Sofa in englischem Stil ein großes Oelbild des Fürsten (Lenbach?); auf dem Sofa stand eine Gedenktafel der Eisenwerke der Rheinlande. Vor dem Spiegel war eine große Büste Kaiser Wilhelms I. aufgestellt.

Wenige Minuten nach 1 Uhr kam Dr. Chrysander und bat mich, ins Speisezimmer zu kommen: der Fürst sitze bereits bei Tisch, ich möchte direkt auf ihn zugehen, da er sich sehr schlecht fühle und ihm so das Aufstehen erspart werde. Thatsächlich bin ich beim Anblick des Fürsten recht erschrocken: er ist seit meinem ersten Besuche vor sieben Jahren [1]) unmittelbar nach seiner Entlassung im Jahre 1890, doch sehr gealtert. Namentlich fiel mir auf, daß der Kopf kleiner geworden war gegen früher. Am traurigsten berührte es aber, daß ihm wegen der quälenden neuralgischen Gesichtsschmerzen das Sprechen so

[1]) Cf. „Neue Tischgespräche und Interviews", Bd. I. S. 339.

schwer fiel. Der Fürst entschuldigte sich zunächst, daß er mich nicht anders empfangen könne. Er trug nämlich eine dicke, braune Wollkappe über den ganzen Kopf, so daß nur ein Teil des Gesichts sichtbar war. Dann bat er mich, an seiner linken Seite Platz zu nehmen. Neben seinem Teller hatte der Fürst einen mit heißem Wasser gefüllten Gummibeutel liegen, den er sich zeitweilig an die Backen hielt, namentlich wenn sich sein Gesicht vor Schmerzen verzerrte. Unter diesen Schmerzen klang seine Sprache, als ob er eine schwere Zunge hätte. Auch das Gehör war beeinträchtigt. Auf den Stuhl rechts von ihm setzte sich die etwas nach mir eintretende Frau v. Kotze; bei ihrer Begrüßung des Fürsten küßte sie ihm die rechte Hand und den Mund. Rechts von Frau v. Kotze saß die Gräfin Rantzau, links von mir Dr. Chrysander.

Als ich mein Bedauern über die Leiden des Fürsten aussprach, bestätigte er, daß ihn dieselben häufig furchtbar quälten. Er habe noch sehr gute Zähne, so daß er noch neulich Nüsse damit aufgebissen habe; aber wenn er die Schmerzen bekäme, die scheinbar von dem Barometerstand und der Windbewegung sehr bestimmt würden, könne er nur ganz weiche Speisen, wie Eier oder Ostseelachs, zu sich nehmen. (Offenbar stand er heute unter der Wirkung der furchtbaren Stürme, die in diesen Tagen besonders auch auf der See wüteten.) Einzige Erleichterung bringe ihm, wenn er einige Gläser Sekt trinke; auch Bier helfe, aber davon könne er nicht das nötige Quantum zu sich nehmen. Rheinwein, von dem er den weltberühmtesten in seinem Keller von Geschenken habe, mildere auch die Schmerzen, aber der Alkohol störe und zeige sich nur in Verbindung mit Kohlensäure wirksam. Es sei doch recht schlimm, mit 82 Jahren so heftige Schmerzen erleiden zu müssen, und es sei wohl sehr fraglich, ob es nicht besser sei, wenn die Sache ein Ende nehme. — — — — —

In dem allgemeinen Gespräch traten unter dem Eindruck der Leiden des Fürsten zuweilen kurze Pausen ein. Obgleich der Fürst wiederholt die Wollkappe abnahm, wurde ich von Dr. Chrysander und der Gräfin Rantzau doch gebeten, recht laut zu sprechen, und zwar so, daß ihm das Gesicht direkt zugewendet sei. Längere Zeit berührte das Gespräch nur unbedeutende Dinge: die aufgetragenen Speisen, alte Italiener auf seinem Gute in Varzin, meinen Besuch vor sieben Jahren, die beiden früheren Hunde Tyras und Rebekka. Jetzt sei er ohne Hunde. Sichtlich im Gemüt gerührt zeigte sich der Fürst, als er seiner verstorbenen Gemahlin gedachte. Es sei schlimm, fast 50 Jahre verheiratet zu sein, und dann würde die Sache mit einem Male anders. Im weiteren Gespräch erkundigte sich der Fürst nach dem Befinden unseres Königs Albert, von dem ich ja recht Gutes berichten konnte. Der Fürst gab wie früher seiner Verehrung für den König Ausdruck, der ihm immer identisch erscheine mit seinem alten Herrn, und fügte hinzu: er sei ein weiser, ruhig denkender Fürst. — Schließlich stieß der Fürst mit einem vollen Glas Sekt auf das Wohl des Königs mit mir an und leerte es ganz.

Auch den Kaiser Wilhelm I. erwähnte der Fürst wiederholt; er beschäftigte sich häufig mit seinem Gedächtnis.

Auf seine Schmerzen zurückkommend sagte der Fürst, daß sie sich nachts häufig in den Fersen zeigten, und daß diese, wenn er sie anfühle, dann gewöhnlich kalt wären; ebenso wäre es zuweilen mit dem Ohr. Ich sagte dem Fürsten, daß ich nach meinen persönlichen Erfahrungen erkannt hätte, daß nur Wärme und besonders Warmhalten der Füße Erleichterung von den Schmerzen bringe. Als ich dies mit großer Bestimmtheit wiederholte, ließ er sich von mir genau beschreiben, was für Einrichtungen ich hierfür habe.

Als das kleine Mahl sein Ende gefunden hatte, wurden mir Zigarren präsentirt, und der Fürst ließ sich die Pfeife reichen. Nun wendete der Fürst das Gespräch auch der Politik zu. Er bestätigte, daß er die (vor kurzem) in der Wiener „Neuen Freien Presse“ wiedergegebenen Aeußerungen über die Konservativen im privaten Gespräch gethan habe; er wisse aber nicht mehr, unter welchen Verhältnissen. Dieselben würden sich wohl auf Vorgänge bezogen haben, die sich bei seiner Entlassung und bei der Beratung der ersten Handelsverträge abgespielt haben. Zu den Führern der heutigen Konservativen habe er nur wenig Beziehungen; die wenigen, mit denen er befreundet sei, habe er natürlich nicht kränken wollen. Auch an der persönlichen Ehrlichkeit der anderen zweifle er nicht, aber es liege in der Natur der Partei, daß sich einzelne Personen besonders zur Geltung bringen wollten. Ihm hätten die Herren von der Couleur der „Kreuzzeitung“ das ministerielle Leben oft recht sauer gemacht. Manches wäre anders geworden, wenn ihm, als er daran ging, das Deutsche Reich vor der Welt auf die Beine zu stellen, von jener Seite Hilfe geworden wäre. Leute wie Gerlach und Stahl seien wohl ohne jede Streberei und Byzantinismus gewesen, aber anders die Nathusius-Ludom. Vielfach sei es der Neid gewesen, weil er es weiter gebracht habe als andere Junker, aber auch doktrinäre Beschränktheit und protestantisch-jesuitischer Eifer. Wie es heute in der Fraktion aussehe, wisse er kaum. Es sei ihm nicht bekannt, wie seine Aeußerungen in das Wiener Blatt gelangt seien. Er spreche keine staatsverbrecherischen Gedanken aus, aber es sei traurig, wenn er sich in seinem eigenen Hause über politische Dinge nicht mehr äußern könne, ohne deshalb in der Oeffentlichkeit sich verantworten zu müssen. Die jetzt geäußerte Meinung über die Konservativen habe er bereits als Staatsminister öffentlich bekannt.[1])

---

[1]) Etwa ½3 Uhr meldete mir der Diener, daß der Wagen zur Rückfahrt nach der Bahn bereit stehe. Nach wenigen Minuten erhob ich mich zur Verabschiedung. Hierbei ließ es sich der Fürst wieder nicht nehmen, aufzustehen, mir die Hand zu reichen und zu bemerken, er bedaure sehr, daß mein diesmaliger Besuch so kurz sei; wenn schöneres Wetter wäre und er sich wohl fühlte, hätte er mit mir wie bei meinem Besuch im Juli 1890 gern wieder einen Spaziergang in den Wald gemacht. Die Damen entließen mich gleichfalls in

Friedrichsruher Informationen der „Leipziger Neuesten Nachrichten".

Ende September 1889. — Die „Leipziger Neuesten Nachrichten" waren, vermutlich auf Grund von Informationen ihres Berliner Redakteurs Dr. Paul Liman, in der Lage, folgendes zu melden:

Der Fürst liest sehr viel, nicht nur die Tagesblätter, sondern vor allem auch historische Werke. Wie schon in der Presse anderweitig bekannt geworden ist, haben ihn in der letzten Zeit namentlich zwei Werke: die Veröffentlichung der bisher ungedruckten Briefe Napoleons I. und das Bernhardische Memoirenwerk, beschäftigt. Die Ausführungen, die er unmittelbar während des Lesens zu dieser oder jener Stelle des letztgenannten Buches zu seiner Umgebung machte, sind wahre Fundgruben für die künftige Geschichtsforschung, namentlich insofern, als sie landläufige Auffassungen über die Ereignisse und Situationen der Vergangenheit rektifiziren. Ich greife willkürlich einige heraus.

In dem vierten Bande der Bernhardischen Veröffentlichungen war ein Brief des vorigen Königs von Belgien enthalten, worin gesagt wird, Herr von Bismarck habe seiner Zeit versucht, durch Abtretung von deutschem Gebiet an Frankreich eine Vergrößerung Preußens in Deutschland zu bewirken. Der Fürst bezeichnete diese Angabe mit Entrüstung als unwahr; der belgische Herr müsse schlecht unterrichtet gewesen sein, wenn er dies niedergeschrieben habe, was ungefähr im Jahre 1861 der Fall gewesen sein müßte. Zu jener Zeit hätte er, Bismarck, noch den Gesandtschaftsposten in Petersburg innegehabt, und da wüßte er doch wirklich nicht, wem er von dort aus solche Propositionen hätte machen sollen, ganz abgesehen davon, daß er in seiner Eigenschaft als preußischer Gesandter beim Zaren gar nicht in der Lage gewesen sei, den maßgebenden Berliner oder sonstigen Stellen Vorschläge von solcher Tragweite zu machen. Und wenn er sie doch gemacht hätte, fügte der Fürst hinzu, würde er damit wenig Glück sowohl beim König Wilhelm wie beim Kaiser von Rußland gehabt haben. Zum Beweise dafür verwies der Fürst auf seine ablehnende Haltung, die er später als Minister gegenüber dem französischen Verlangen nach Abtretung deutschen Gebietes in den Jahren 1866 und 1867 selbst in solchen Fällen eingenommen und unverbrüchlich bewahrt habe, wo es sich um direkt französische Kriegsdrohungen gehandelt habe.

---

der liebenswürdigsten Weise. Ja, Frau v. Kotze schien mir hierbei über irgend etwas, was ich gesagt hatte, ihren besonderen Beifall zu erkennen geben zu wollen. Ich verstand dies erst, als mir Dr. Chrysander, der mich bis zum Wagen begleitete, im Garderobezimmer sagte: „Sie haben mir einen großen Gefallen gethan, als Sie dem Fürsten so nachdrücklich zuredeten, namentlich auch nachts auf warme Füße zu halten; es giebt nichts anderes wie Wärme gegen die Schmerzen — äußere oder innere."

Unter Regen und Wind brachte mich der zweispännige Wagen wieder an die Bahn.

Der Fürst fügte in Bezug auf den König von Belgien hinzu, dieser Herr sei stets besorgt vor seiner (Bismarcks) preußischen Politik gewesen; er habe in der Emanzipation derselben von Oesterreich eine Gefahr für Belgien erblickt, und zwar insofern, als ihm dessen Verteidigung gegen französische Annexionsgelüste durch Preußen und Oesterreich besser gesichert erschienen sei als durch Preußen allein. Daß der belgische König von seinem Standpunkt aus damit nicht ganz unrecht hatte, und auf welchen Gründen dies beruhte, ist ebenfalls historisch bekannt. Für den damaligen Herrn v. Bismarck stand immer die preußisch-deutsche Entwicklung, wie sie später wirklich erfolgte, im Vordergrunde. Was aus Belgien wurde, kümmerte ihn erst in zweiter Linie; die belgische Frage habe für ihn neben der deutschen immer nur ein untergeordnetes Interesse gehabt, vorzugsweise in der Richtung, zu erproben, welche Leistung England zu Gunsten der von ihm garantirten belgischen Unabhängigkeit faktisch auf sich nehmen werde, falls diese Unabhängigkeit von Frankreich angegriffen würde.

Schon während Herr v. Bismarck noch Bundestagsgesandter in Frankfurt war, hat König Leopold in seiner Privatkorrespondenz mit Friedrich Wilhelm IV. darauf hingewirkt, daß dem preußischen Vertreter in Frankfurt die Opposition gegen Oesterreich-Ungarn untersagt werde, wodurch der damalige Herr v. Bismarck in die Lage kam, seinem Könige auf die Uebermittlung der Königlich belgischen Auffassung zu antworten, daß er die Weisheit des Königs von Belgien unbedingt anerkenne, aber glaube, daß dieser Monarch die Situation anders beurteilen würde, wenn er nicht König von Belgien, sondern von Preußen wäre. Bei dieser Neigung des Königs Leopold, jedem Element entgegenzutreten, welches die ihm wünschenswerte Eintracht zwischen Preußen und Oesterreich stören könne, sei es wohl erklärlich, daß er für Meldungen, welche den Frankfurter Störenfried, den preußischen Bundestagsgesandten, in seinen Bestrebungen hindern konnten, zugänglicher gewesen wäre als für andere, und daß er deshalb, auch ohne thatsächliche Anhaltspunkte zu besitzen, auf bloße ihm zugetragene Gerüchte hin die Behauptung habe niederschreiben können, daß Herr v. Bismarck die Abtretung deutschen Gebietes an Frankreich vorgeschlagen habe.

Wie es begreiflich ist, kehrt der Fürst in seinen Erinnerungen gern in die Zeit des Ausbruchs des deutsch-französischen Krieges zurück. Die Rede kam bei solcher Gelegenheit auf den bekannten Vorgang, daß im Sommer 1870 verschiedene vornehme Welfenlegionäre und andere in Strelitz Zuflucht gefunden und von dort aus konspirirt hätten. Um der Notwendigkeit zu entgehen, sie schließlich nach Kriegsrecht aburteilen zu lassen, ordnete Graf Bismarck, wie man weiß, die Verhaftung derselben an. Auf Befragen erklärte der Fürst, daß es richtig sei, wenn kürzlich in den Blättern mitgeteilt worden wäre, daß eine solche Verhaftung in Strelitz durch ein Pikett Pasewalker Kürassiere vollzogen worden sei, und daß er auf die Strelitzer Beschwerde hin dort habe erklären

lassen, daß, wenn solche hochverräterischen welfischen Umtriebe weiter stattfänden und begünstigt würden, niemand in Strelitz hoch genug stehe, um vor dem Schicksal der Welfenlegionäre sicher zu sein. Der Fürst fuhr fort, es sei uns wohl in Erinnerung, welche Haltung die „Hannoversche Legion", die sich als „Hannoversche Armee" betrachtet und gerirt habe, in der Zeit vor dem französischen Kriege beobachtet hätte. Sie sei in Holland, in der Schweiz und schließlich in Frankreich als fremde Truppe förmlich einquartiert gewesen und habe sich mit Zukunftshoffnungen getragen, deren Erfüllung die Zersprengung des Königreichs Preußen zur Voraussetzung gehabt habe. Es sei kein Zweifel darüber gewesen, daß die Herstellung eines unabhängigen Königreichs Hannover das Ziel gebildet habe, für das ein Teil des früheren Königlich hannoverschen Heeres im Auslande bereit gehalten worden sei, und zwar sei man welfischerseits dabei von der Ansicht ausgegangen, daß das Ziel nur infolge eines Krieges erreicht werden könne, den Frankreich, allein oder im Bunde mit Oesterreich, gegen den Norddeutschen Bund siegreich geführt haben würde. Zwar habe beim Ausbruch des Krieges 1870 keine Welfenlegion mehr in Frankreich bestanden, immerhin aber habe die Thatsache vorgelegen, daß vormals hannoversche Offiziere sich bereit gehalten hätten, auf Befehl des Königs Georg wieder in Aktivität zu treten; daß sie eine Gefolgschaft von Unteroffizieren und Soldaten, wenn auch vielleicht weniger zahlreich, doch immer noch gefunden haben würden, ebensogut wie auf ihrer Wanderung nach Holland, der Schweiz und Frankreich, sei immerhin sehr wahrscheinlich gewesen. Für die deutsche Politik wäre es aus vielen Gründen menschlicher und politischer Natur eine Kalamität gewesen, wenn sie hannoversche Soldaten in den Reihen der Landesfeinde gefunden hätte oder genötigt gewesen wäre, gegen aufständische Bewegungen in dem Lande zwischen Weser und Elbe militärisch und kriegsrechtlich einzuschreiten. Er habe es deshalb für seine Aufgabe gehalten, mit allen Mitteln zu verhindern, daß deutsches Blut auf diese Weise vergossen werde, und zu diesen Mitteln hätten auch die fraglichen Verhaftungen gehört; er hoffe sich damit Anspruch auf Dank erworben zu haben. Bei einer anderen Gelegenheit kam der Fürst auf die Angabe zu sprechen, König Wilhelm und er seien in der Zeit vor dem französischen Kriege so sehr bemüht gewesen, jede unnötige Reizung des französischen Nationalgefühls zu vermeiden, daß sie den Wunsch Badens nach Aufnahme in den Norddeutschen Bund abgelehnt hätten. Der Fürst erklärt dies für unrichtig; der badische Wunsch sei überhaupt in einer Form zum Ausdruck gebracht worden, der seine Ablehnung erforderlich gemacht habe. Man habe ihn in Berlin wohl gekannt, aber ihn unerfüllt gelassen; dies sei indes keineswegs aus Rücksicht auf Frankreich geschehen, sondern lediglich aus Rücksicht auf die übrigen deutschen Südstaaten. Wenn man dem Wunsche Badens entsprochen hätte, so würden Bayern und Württemberg die Empfindung gehabt haben, dadurch in eine Zwangslage versetzt worden zu sein; es wäre ein Druck auf

sie gewesen, und diesen Druck zu vermeiden, habe im Interesse der damaligen norddeutschen Politik gelegen, deren Aufgabe es gewesen sei, abzuwarten, bis das gesamte Süddeutschland zum Anschlusse bereit gewesen sei, ohne den ungeschickten Versuch zu machen, die Entschließungen in München und Stuttgart durch den Druck der Aufnahme Badens in den Norddeutschen Bund zu beschleunigen.[1])

Nachklänge aus Friedrichsruh.

Von dem Gewährsmann, der die „Leipziger Neuesten Nachrichten" bei Lebzeiten des Fürsten Bismarck ab und zu durch Mitteilungen aus und über Friedrichsruh erfreut hatte,[2]) brachten dieselben in der Nr. 242 vom 2. September 1898 noch einige Details über die Krankheit und die Stunden vor und nach dem Tode des Fürsten, die ich sehr der Beachtung empfehlen möchte. Wegen Raummangels kann ich hier nur eine Stelle aus dem Artikel bringen.

Wenn Fürst Bismarck in der letzten Zeit von seinem Tode sprach, geschah es regelmäßig in etwa folgendem Sinne: Er glaube nicht, daß er ein so hohes Alter erreiche wie sein heimgegangener Kaiserlicher Herr; dazu habe sein Leben zu hohe Anforderungen an seine Nerven und seine Widerstandskraft gestellt. Während des ersten Drittels seines Lebens habe er ziemlich darauflosgewirtschaftet, später hätten schwere amtliche Sorgen und unausgesetzter Kampf einen Aufwand von Lebensenergie erfordert, den er aus den Zinsen seines gesundheitlichen Kapitals nicht habe decken können; er habe das Kapital selbst angreifen müssen. Er wünsche auch gar nicht, so alt zu werden, sein Lebenszweck sei erfüllt, er habe abgeschlossen. Was er noch solle? Amtliche Pflichten habe er nicht mehr. Auch die Verwaltung seiner eigenen Angelegenheiten mache ihm keine rechte Freude mehr, er sei zu alt und ruhebedürftig. Ja, früher, als er noch überall habe zum Rechten sehen können, in Wald und Feld, als er noch habe reiten und jagen können, sei es etwas anderes gewesen. Seine Frau lebe ja auch nicht mehr, seine Kinder seien erwachsen und selbständig, jeder fernere Tag, den er erlebe, sei inhalts- und zwecklos.

---

[1]) In Ergänzung der in den „Hamburger Nachrichten" vom 28. Dezember 1897 enthaltenen Mitteilungen über das Befinden des Fürsten Bismarck erfuhren die „Leipziger Neuesten Nachrichten" von einem Gewährsmann (Dr. Paul Liman?) noch folgendes: Aus der Fassung der Friedrichsruher Notiz, wie sie in den „Hamburger Nachrichten" veröffentlicht war, ging ein gewisser Unmut darüber hervor, daß die Freunde des Fürsten seine gesundheitliche Widerstandskraft überschätzten und die Krankheit, an der er zurzeit zu leiden hatte, unterschätzten. Im Zusammenhange damit äußerte der Fürst: „Meine Freunde wollen mich immer gesund wissen; es ist aber doch keine Schande, mit 83 Jahren krank zu sein."

[2]) Gemeint ist wohl der Redakteur Hofmann von den „Hamburger Nachrichten".

Schlußbetrachtung.

Ich lasse hier noch ein paar Urteile über Bismarcks Erzählungsgabe im Kreise seiner Freunde und Tischgenossen folgen.

Der Novellist Hans Hoffmann bemerkt einmal: Bismarck sei wie eine tadellos gegossene Glocke: „Man mag mit ihr Sturm läuten oder mit dem Finger anklopfen, der Ton ist immer gleich rein und echt."

*

In einem Feuilleton der „Neuen Freien Presse" Nr. 11 391 vom 10. Mai 1896 findet sich folgende Charakteristik: Eigentlich giebt es sehr wenige Menschen, deren Worte unbedingt und immerdar Gehör finden — wir sagen nicht: Glauben, nur Gehör — und Fürst Bismarck ist eine dieser Ausnahmen. Wenn er spricht, so schweigt alles in der Runde. Man hört zu, man horcht auf, die vorlautesten jungen Leute wie die gleichgiltigsten alten Schlafmützen spitzen die Ohren. Bismarck ist einer von den jungen Alten oder, so man burschikoser reden darf, einer von den alten Jungens, welchen Fürchtegott Leberecht Graubart und der liebe Michel Feuchtohr mit gleich gespannter Aufmerksamkeit ihr Ohr leihen. Selbst Freund Kannegießer lauscht auf seiner Bierbank, wenn der große Mann den Mund öffnet. In den letzteren Jahren hat man das Schauspiel oft genug beobachten können, denn seit den Tagen seines Ruhestandes ist Bismarck gesprächig geworden und empfängt gerne vielköpfige Huldigungsbesuche, Deputationen von fern und nah, denen er mit einem kräftigen Frühstück und einer nicht minder nahrhaften Begrüßungsrede aufzuwarten pflegt. Wie der Tisch seine Leckerbissen, so hat die Rede ihre Würze, und aus diesen Ansprachen, welche, vom Augenblick eingegeben, dem Inhalte nach meistens die Frucht einer tiefen Gedankenandacht sind, leuchtet fast immer irgend ein Wort abgeklärter Weisheit hervor, das der Zuhörer als wertes Angedenken nach Hause trägt, und das ihm noch lange in der Erinnerung fortklingt, dem Nachgeschmack firnen Weines ähnlich, der langsam auf der Zunge verendet.

Da in Bismarck, wie in jedem großen Künstler, zugleich ein Humorist steckt, so geschieht es bisweilen, daß er seinen Worten ein scherzhaftes Mäntelchen überwirft, der Thatsache wohl eingedenk, daß er sozusagen ein Landsmann Till Eulenspiegels ist, der seine lustigsten Streiche in der Gegend des Sachsenwaldes vollführt hat. Auch vor paradoxalen Wendungen schreckt er nicht zurück, und diese wirken dann so verblüffend, daß die arglosen Zuhörer wie nach einem gewaltsamen Rucke sich an einander halten müssen, um nicht umzufallen.

In Bismarcks Tischgesprächen kommt oft ein und dasselbe Wort, meist dann scharf geprägt und vollen Metallklang besitzend, zu Tage. Wenn ein mittelmäßiger Mensch sich wiederholt, so verrät er seine Gedankenarmut. Wiederholt sich ein bedeutender Mensch, so beweist er, daß das, was er einmal als reifes Ergebnis seiner Erfahrung und seines Nachdenkens ausgesprochen, ihm festgegossen in der Seele ruht. Seine Worte sind nicht zum Wegwerfen, man kann sie immer wieder benützen.

*

In einem Aufsatz über „Bismarck daheim“ von Dr. Paul Liman in Berlin (Mitte April 1896) finden wir nachstehende Ausführungen:

Es gewährt einen eigentümlichen Reiz, dem häuslichen Leben hervorragender Männer nachzugehen und aus einzelnen Zügen sich das Bild des Menschen zu gestalten, wie er lebte, liebte und litt, wenn sonst die Geschichte nur Notiz nimmt von den Thaten, von dem Gewaltigen, was sie vollbrachten. Man mag lächeln über die Kleinarbeit der Goethe-Forscher, die selbst seine Ausgabenbücher und Rechnungen kontrolliren; man mag es als eitle Mühe erachten, gleich Horst Kohl selbst die Manuskripte zu sammeln, die den späteren Akten Bismarckscher Staatskunst zu Grunde lagen: und doch gewähren uns jene Haushaltungsbücher erst einen Blick in das intime Leben eines Titanen, wie diese Brouillons uns die Aussicht in die Werkstatt eröffnen, auf die Feilen und Nägel, mit denen der Staatsmann sein Werk vollbrachte. Darum liebt es die Volksphantasie, ihre Helden mit Anekdoten zu schmücken, die das Menschliche in ihnen, die das Verständliche, das Gleichartige charakteristisch hervorheben. Gerade der erste Kanzler des neuen Reiches hat solches Interesse stets in besonderem Maße erweckt, nicht nur weil die Summe seiner Thaten das Maß gewöhnlicher Kraft weitaus übersteigt, nicht nur weil seine Erfolge hinausgingen über die der Größten, sondern auch weil seine Persönlichkeit eine solche Fülle des Eigenartigen und doch dem deutschen Volke Verwandten bietet, daß sie einer unerschöpflichen Fundgrube gleicht. Dieses Interesse wurde lebendig schon damals, als der pommersche Junker noch kaum Verständnis fand für seine Pläne, als er in scharfer Opposition stand zu der Mehrheit der Volksvertretung; es wuchs empor, als aus seinen Briefen, seinen Reden sich mehr und mehr das Bild eines Mannes heraushob, der nicht, wie Moltke, versinkt in der Einseitigkeit selbst des höchsten Berufs, der vielmehr Verständnis hat

für alles, was die Herzen der Menschen bewegt. Seine Thaten haben dem Junker von Schönhausen den Namen des Eisernen Kanzlers verschafft, sie lassen ihn als eine riesenhafte Persönlichkeit erscheinen; wer in Bismarck das Menschliche sucht, der wird in ihm den tief gemütvollen, mit einem freien Sinn für das Schöne und Gute, mit einem Herzen für Natur und Poesie begabten deutschen Edelmann erkennen.

Ueber dem Lebensabend des Fürsten liegt ein eigener Schein. Nicht das ruhige Gold, das sonst den Tag verschönt, wenn er zur Neige geht, schmückt diesen Abend, sondern ein Wetterleuchten zuckt immer wieder über den Himmel, kündend, daß die Kraft, die einst die Mauern des Reichs türmte, noch loht, noch ungebrochen ist. Zu Anfang zwar wollten die Durchschnittsmenschen es nicht begreifen, daß diese Persönlichkeit sich nicht zur Ruhe geben wollte, als ein Kaiserwort sie des Amts beraubte; aber je mehr das Verständnis für die Eigenart Bismarcks wuchs, desto volkstümlicher wurde auch die Haltung eines Mannes, der sich nicht „den Maulkorb vorbinden lassen" wollte, weil er es nicht leiden mochte, daß andere „abbröckelten" von seinem Werk. In den Wallfahrten aber jener Unzähligen, die den Entlassenen begrüßten, lag nicht nur der Ausdruck der Dankbarkeit, sondern auch der Wunsch, den gewaltigen Mann einmal in seiner Umgebung, im täglichen Leben, unter den menschlichen Bedingungen zu sehen, um den Enkeln einstens erzählen zu können, wie Bismarck lebte, liebte und litt. Wem aber das Schicksal die Gunst erwies, einmal oder gar mehrfach der Gast des Fürsten zu sein, einen Einblick zu gewinnen in das häusliche Leben, das ihn umgiebt, der ist heimgekehrt mit einer unerschöpflichen Fülle von Eindrücken, und er erzählt mit begeistertem Mund den Lauschenden.

*

Wohl aus derselben Feder (Dr. Paul Liman) entstammt das nachstehende, gleichfalls in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" angetroffene Urteil: „Der Fürst beherrscht alle Gespräche, die geführt werden; bei jeder Wendung derselben auf noch so abliegende Gebiete oder Gegenstände setzt er seine Zuhörer durch seine Sachkenntnis, die Schärfe seines Urteils, seine charakteristischen Vergleiche und sein eminentes Gedächtnis in Erstaunen.. Seine epigrammatischen Aussprüche werfen auf die Dinge, die gerade erörtert werden, meist ein ganz neues Licht, und der Zuhörer fühlt sich ganz im Banne des Bismarckschen Geistes. Man hat den Eindruck, daß der alte Kanzler noch zwanzig Jahre und länger körperlich und geistig in seiner heutigen Verfassung bleiben könne, und daß er selbst für die Zeit unüberwindlich sei."

*

Von manchen der Tischgespräche des Weisen im Sachsenwalde kann man freilich behaupten, daß es nur schaumgeborene Einfälle sind, die wie Bläschen des perlenden Weines aufsteigen und zerplatzen. Dicht daneben findet man

aber auch manch echtes Bismarckwort, wie es triftiger und richtiger in der bedeutsamsten Reichstagsrede desselben nicht hätte fallen können.

*

Eines der Mitglieder der in Friedrichsruh angenommenen Deputation des Komites für die Errichtung eines Bismarck-Denkmals in Wiesbaden, [1]) das ganz unter dem Zauber des dort Gehörten stand, meinte, es gebe eigentlich in der deutschen Sprache kein rechtes Wort für Bismarcks geistreiche Plaudereien. „Wir alle hatten das Gefühl, daß man diesem Manne immerfort zuhören könnte, ohne auch nur im geringsten zu ermüden. Wer je des Glücks und der Ehre der Gastfreundschaft im Hause des Fürsten von Bismarck teilhaftig geworden ist, wird der Behauptung rückhaltlos beipflichten, daß es seit Luther einen interessanteren Erzähler in Deutschland nicht gegeben hat. Jeder, der mit diesem Manne in einer ähnlichen Lage zusammen gewesen ist, in seine großen, hervortretenden, wunderbaren blauen Augen mit dem unbeschreiblichen ruhigen und durchbohrenden Blick geschaut und ihn sprechen und erzählen gehört hat, wird mir recht geben, daß man bald in dem Banne seiner Genialität gefangen ist und einem Wesen aus einer anderen Welt gegenüber zu stehen glaubt. So überragt er alle seine Zeitgenossen. Wer behauptet, Fürst Bismarck sei in seinen letzten Lebensjahren schwach geworden, der möge ihn sehen und sprechen hören, und er wird sich bald überzeugen, über welche Geisteskräfte derselbe nach wie vor verfügt."

*

Das „Berliner Tageblatt" bemerkte (Nr. 452 vom 6. September 1897), die Tischgespräche Bismarcks unterschieden sich von den allermeisten derartigen Unterhaltungen anderer hervorragender Männer dadurch, daß sie in der ganz bestimmten Absicht, veröffentlicht (?) zu werden, gehalten worden sind.

„Solange Fürst Bismarck im Amt und in seiner Machtfülle dastand, bildeten seine Plaudereien an den von ihm eingeführten parlamentarischen Abenden gewissermaßen ungehaltene Reichstagsreden. Nach seinem Sturze hatte der Fürst Bismarck das Bedürfnis, seinen Einfluß auf die Gestaltung der öffentlichen Meinung teils durch seine direkte Einwirkung auf die „Hamburger Nachrichten", teils durch Auseinandersetzungen mit Schriftstellern und mit Journalisten auszuüben. Eben deshalb, weil ihnen jene Naivität, jene Unmittelbarkeit der Empfindung gebricht, wie sie beispielshalber den Gesprächen Goethes mit Eckermann oder mit dem Kanzler Müller innewohnt, treffen sie ihr Ziel sicherer und verletzen in ihren Wendungen unfehlbar alle diejenigen, denen sie gelten. Weiß doch niemand genau, der einer Unterredung mit dem Fürsten Bismarck gewürdigt wird, ob er von diesem nicht als Werkzeug zu einem bestimmten Zwecke benutzt wird. Wenigstens haben auf uns derartige

[1]) Vgl. oben S. 285.

Bismarckſche Nachtiſchgeſpräche ſehr oft den Eindruck von beſtellten Arbeiten in dem Sinne gemacht, wie man ehemals gewiſſe von den Nationalliberalen ein= gebrachte Interpellationen als ſolche beſtellten Arbeiten zu bezeichnen pflegte. Der Fürſt Bismarck wollte eine beſtimmte Antwort im Parlament erteilen, deshalb ließ er ſich befragen. Jetzt, ſo ſcheint es, will er zuweilen eine Meinung über irgend eine Angelegenheit, über irgend eine Partei kundmachen, zu dem Ende läßt er einen ihm geeigneten Tagesſchriftſteller zu ſich entbieten."

*

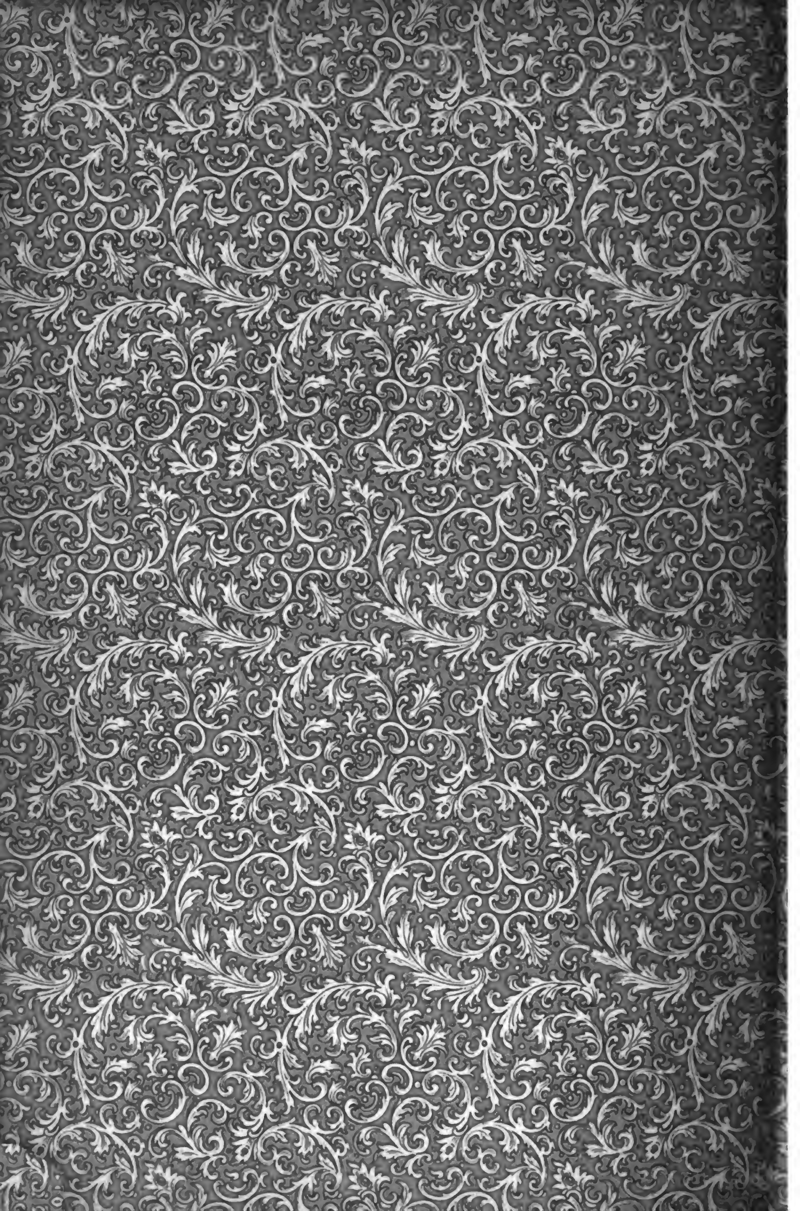
Näher kommt der Wahrheit die „Berliner Börſenzeitung", welche einmal bemerkte: „Man ſtellt ſich vielfach die Tiſchgeſpräche von Friedrichsruh ſo vor, als habe der Fürſt jedesmal, wenn er politiſche Gäſte empfängt, die beſtimmte Abſicht, dies oder jenes, wozu er ſich womöglich ſorgfältig vorbereitet hat, alsbald verbreiten zu laſſen. Wir dagegen wiſſen von ſo manchem Beſucher von Friedrichsruh, direkt wie indirekt, daß Fürſt Bismarck ſich bei dieſen Unter= haltungen meiſtens in der allerzwangloſeſten Weiſe gehen läßt. Vieles, was da geſprochen wird, könnte überhaupt nicht und unter keinen Umſtänden ver= öffentlicht werden. Anderes, was veröffentlicht wird, würde der Fürſt von der Bekanntgebung ausgeſchloſſen haben, wenn ihm vorher mitgeteilt worden wäre, daß es bekannt gegeben werden ſoll."

*

Ich ſchließe mit folgenden, in der „New Yorker Daily Tribune" ge= fundenen Betrachtungen:

„Eines der hervorſtechendſten Merkmale, die im Verkehr des Fürſten mit ſeinen Beſuchern zu Tage treten, iſt das gänzliche Fehlen jeder Erbitterung gegen ſeine Feinde. Wenn letztere den Triumph gehabt haben, den Fürſten Bismarck in ſeinem hohen Alter aus ſeiner früheren Machtſtellung verdrängt zu ſehen, ſo iſt es ihnen nicht gelungen, ihn zugleich der Liebe und der Ver= ehrung der deutſchen Patrioten zu berauben. Der Fürſt erträgt die ihm durch die Umſtände auferlegte Zurückgezogenheit mit Gelaſſenheit und Würde; in ſeinem Weſen macht ſich nichts Pathetiſches bemerkbar, das ſo ausgelegt werden könnte, als ob er ſein Schickſal als ein Beiſpiel der Undankbarkeit der Fürſten der Welt vor Augen halten wollte. Er appellirt für ſeine Perſon auch nicht an die Sympathien des Vaterlandes, aber er iſt von dem ſtolzen Bewußtſein erfüllt, die Kämpfe zur Herſtellung des Deutſchen Reiches nach ſeinem Willen gelenkt zu haben. Sein Ruhm iſt nicht wie ſeine Kanzlerſchaft abhängig von Kaiſerlicher Gunſt. Mit erhabenem Geiſte und überlegener Willenskraft liefert er am Abend ſeines Lebens den Beweis, daß ein aus dem Dienſt geſchiedener Staatsmann im Bewußtſein ſeiner eigenen Würde alt werden und ohne Klagen und Schmähungen ſterben kann."

Namen-Register.




Widener Library
3 2044 098 640 428
Google